00102023

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-400 023.

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 23 March, 2016

SYSTEM

DER

SPRACHWISSENSCHAFT.

SYSTEM

DER

SPRACHWISSENSCHAFT

VON

K. W. L. HEYSE.

102023

NACH DESSEN TODE

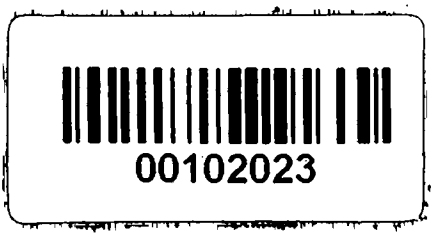
HERAUSGEGEBEN

VON

DR. **H. STEINTHAL,**
PRIVATDOCENTEN AN DER UNIVERSITÄT ZU BERLIN.

BERLIN
FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG.
1856.

God
Geo 430.1
Hay1 sys



LIBRARY OF THE ASIATIC

Vorrede des Herausgebers.

Durch die Veröffentlichung des vorliegenden Werkes wird, hoffe ich, nicht nur allen Sprachforschern von Fach, zu welcher Richtung sie sich auch bekennen mögen, sondern überhaupt Allen, die irgend ein Interesse an Sprachwissenschaft nehmen, ein nicht geringer Dienst erwiesen sein. Nach einem Werke, wie dieses, welches die allgemeinen Ergebnisse der neuen Sprachwissenschaft in einer Klarheit, Kürze und Uebersichtlichkeit darstellt, wie sie selten in den Büchern der deutschen Gelehrten zu finden ist, — nach einem solchen Werke, bilde ich mir ein, müfste ein allgemeines Verlangen aller Gebildeten herrschen im In- und Auslande. Denn selbst die Gegner der vom Verfasser befolgten Richtung werden mit vielem Interesse kennen lernen, was sich in dieser Weise leisten läfst, und wie die ihnen bekannten Thatsachen von einem anderen Standpunkte aus sich beleuchten lassen. Kritische Naturen werden sich an dem ihnen hier gebotenen Gegensatze gern messen wollen und sich über sich selbst klarer werden.

Der Leser merkt schon, dafs ihm hier nicht eine parteilose Compilation übergeben wird. So bedeutungsvoll auch dies Buch schon als blofses Sammelwerk sein würde, so gründet es doch seine Berechtigung zum Erscheinen in der Oeffentlichkeit noch weit mehr auf die systematische Anordnung, durch welche der Inhalt selbst tiefer erfafst sein soll. Seine Stelle und sein Werth soll ihm danach zuerkannt werden, in wie weit es hier gelungen ist, das Einzelne als vom Allgemeinen durchdrungen und aufgehellt zu begreifen.

Wenn nun schon hiernach der aufmerksame Leser in der Thätigkeit des Verfassers mehr erkennen wird, als eine bloſse Zusammenstellung der Entdeckungen Anderer, so wird ihm die folgende Darstellung der Geschichte des vorliegenden Buches, d. h. der sprachwissenschaftlichen Entwickelung des Verfassers, in noch höherem Grade Achtung vor dessen selbständiger geistiger Kraft einflöſsen. Von seinem edlen Charakter aber und seiner Liebenswürdigkeit mag ich gern nur im vertrauten Kreiſse sprechen.

Der Verfasser K. W. L. Heyse war in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts geboren, studirte Philologie und Philosophie und war ein Schüler Wolfs und Solgers. Das Streben nach philosophischer Durchdringung der Philologie war der innerste Trieb seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Wie nun keine philologische Disciplin so sehr die Philosophie herausfordert, als die Sprachforschung, so wandte er sich auch bald dieser mit Vorliebe und endlich ausschlieſslich zu. Nach schon vollendeter Universitäts-Zeit hörte er Philosophie bei Hegel und Sanskrit bei Bopp. Die Lebendigkeit der Hegelschen und Boppschen Schule von 1820—35 ist bekannt; und sie kam der innersten Natur des Verfassers förderlichst entgegen. Er bewies aber die seltene Kraft, innerhalb dieser beiden Schulen seine Selbständigkeit zu bewahren.

Hiermit haben wir die Grund-Elemente im Geiste des Verfassers kennen gelernt. Als Beckers Organism erschien, machte ihm der Verfasser schon Opposition. Im Sommer 1829 hielt er zum ersten Male Vorlesungen über: „Anfangsgründe der Sprachphilosophie, oder über Geschichte, Zweck und Methode der philosophischen Sprachlehre“ und wiederholte sie im Wintersemester $18\frac{34}{35}$. Aus dieser Zeit, also vor dem Erscheinen des groſsen Werkes von W. v. Humboldt, stammt ein Manuscript, welches mir noch vorliegt. Hier ist die Einleitung in allen wesentlichen Punkten wörtlich übereinstimmend mit dem Manuscript, welches für die Einleitung zum vorliegenden Buche benutzt wurde. Der Verfasser war sich also damals mindestens seiner principiellen Stellung und seines Gegensatzes zu Anderen klar bewuſst. Auf die Einleitung folgt der „Plan der Vorlesung über

Sprachphilosophie", woraus ich das Hauptsächlichste mittheilen mufs, um die Vergleichung desselben mit dem in diesem Buche durchgeführten zu ermöglichen.

Die Zweitheilung ist schon vorhanden: „1) Allgemeiner Theil. Die Sprachidee an sich und in ihrer inneren und äufseren Entfaltung; 2) Besonderer Theil. Das innere grammatische Sprachgebäude, das grammatische System in seinen Elementen und in seinem Organismus." Bei der weiteren Eintheilung aber tritt nun sogleich beim ersten Theil der bedeutende Unterschied hervor, dafs dessen jetziger dritten Abtheilung gar nicht gedacht wird, weil überhaupt diese Unterabtheilung nicht nach den Kategorieen Allgemeinheit, Besonderheit und Einzelheit gemacht ist. Sondern die Gliederung ist folgende: „1. Wesentliche Natur, Nothwendigkeit und Ursprung der Sprache u. s. w.; 2. Innere Sprachentwickelung: nothwendige (vorgeschichtliche, immanente) Entwickelungsmomente der werdenden Sprache bis zu ihrer wesentlichen Vollendung zum adäquaten Ausdruck des Gedankens; 3. Aeufsere Sprachentwickelung: a) ethnographische, b) historische, c) innere wesentliche Verhältnisse der Sprachen zu einander (begriffmäfsiges Sprachen-System. Charakteristik der Sprachen)." Verglichen mit der jetzigen Gliederung waren also das jetzige erste und zweite Kapitel früher die erste und zweite Abtheilung, und die jetzige zweite Abtheilung war die dritte. Es läfst sich aber aus gemachten Aenderungen deutlich erkennen, dafs dieser älteren Eintheilung eine noch frühere zu Grunde liegt, nämlich eine Zweitheilung, indem die erste und zweite Abtheilung zusammengefafst waren als die zwei Kapitel der ersten Abtheilung: „innere Sprach-Entwickelung", welcher als zweite „die äufsere Sprach-Entwickelung" gegenüberstand — eine Dichotomie, welche auch in der Ueberschrift angedeutet ist. Ja, bevor es zur Dreitheilung kam, scheint erst noch eine andere Zweitheilung versucht worden zu sein, indem der ersten Abtheilung: „die Sprachidee an sich" die beiden anderen zusammengenommen als: „Realisirung der Sprachidee a) innere, b) äufsere" gegenübertraten. Und diese verschiedenen Versuche klingen noch durch die jetzige Gestalt hindurch.

Die Gliederung des zweiten Theils im alten Plane ist ganz

übereinstimmend mit der des neuen, und der Fortschritt des letzteren liegt nur in der weiteren und gründlichen Ausführung.

Sehen wir nun die alte Ausführung des ersten Theils an, so finden sich hier schon alle wesentlichen Gedanken der beiden ersten Unterabtheilungen, und theilweise mit denselben Worten ausgesprochen, nur weniger durchgeführt. So ist namentlich schon seine Ansicht über die Entstehung und das Wesen der Sprache fest und sicher ausgesprochen, mit Bekämpfung der beiden Extreme, nämlich der Erfindung und der organischen Entwickelung. Schon dort heifst es: „Sie (die Menschen) besitzen und üben das Denken und die Sprache nur in der Form einer natürlichen Lebensfunction; denn sie wissen nicht, was sie thun. Dem Inhalte nach aber ist ihr Denken und Sprechen durchaus eine Thätigkeit des selbstbewufsten Geistes. Dieser Inhalt aber ist nur an sich darin vorhanden; nicht für sie“ — fast wörtlich, wie jetzt S. 63 zu lesen ist. Die Sprache wird schon dort „ein Naturerzeugnifs des menschlichen Geistes“ genannt, wie jetzt S. 65 geschieht. Dann werden die drei immanenten Entwickelungsstufen der Sprache bestimmt, wie es gegenwärtig vorliegt.

Hiermit bricht dieses älteste Manuscript ab. Der Gegenstand der jetzigen zweiten Abtheilung scheint damals gar nicht besprochen, sondern nur angedeutet worden zu sein. Denn es heifst zum Schlusse des Manuscripts: „Der nächste Gegenstand unserer Betrachtung müfste nun die äufsere Sprach-Entwickelung sein, d. i. die Entfaltung der Sprachidee zu einer Mehrheit realer Sprachen.“ Es folgen dann aber nur ein paar Sätze über die Möglichkeit dieser Mehrheit der Sprachen.

Erst im März 1836, als der Verfasser zum dritten Male diese Vorlesungen hielt, wurde auch der früher unberührt gelassene Abschnitt ausgearbeitet, und zwar als dritter bezeichnet. Hier heifst es: „die ursprüngliche radicale Verschiedenheit der Sprachen beruht näher auf folgenden beiden Punkten: 1) Ein und dieselbe Vorstellung konnte nach verschiedenen Merkmalen fixirt und bezeichnet werden: innerliche Verschiedenheit der Wurzeln ihrem Inhalte oder ihrer Bedeutung nach. Denn der Mensch sprach nicht den Gegenstand selbst aus, sondern nur

seine Auffassung des Gegenstandes nach einem einzelnen Merkmale. 2) Wenn auch die Vorstellung von verschiedenen Menschenstämmen nach demselben Merkmal aufgefafst und bezeichnet wurde: so konnte doch dieses Merkmal durch verschiedene Laute ausgedrückt werden, da nach dem Obigen in der Wahl der Laute keine absolute Nothwendigkeit liegt."

Auch in diesem kurzen Manuscript wird Humboldt noch nicht citirt; dies geschieht wenigstens nur am Rande und auf Beilagen; und auch die Verschiedenheit der Schriftzüge und Tinte zeigt, dafs sie in späterer Zeit hinzugefügt worden sind, nämlich im Winter $18\frac{36}{37}$. In diesem Semester las er nicht mehr „Anfangsgründe der Sprachphilosophie" in zwei Stunden wöchentlich, sondern: „Philosophische Sprachwissenschaft", in vier Stunden wöchentlich *). Aus dieser Zeit mag das älteste Manuscript für den zweiten Theil, die philosophische Grammatik, stammen. Aus dem März 1838 stammt die Bearbeitung der Wort- und Satzlehre.

Im Jahre 1848 war endlich der Stoff so angewachsen, dafs im Sommer desselben nur der allgemeine, und im Winter $18\frac{48}{49}$ der zweite oder besondere Theil gelesen wurde. Aus diesem Sommer scheint auch die Gliederung des Ganzen und besonders des ersten Theils zu stammen, wie sie jetzt vorliegt; und im Winter wurde die Lautlehre und die Gliederung der Verbalformen bearbeitet. Erst im Winter 1851 ging der Verfasser an die Nominalbildung und Casusbildung.

So unterscheiden wir leicht in der sprachwissenschaftlichen Entwickelung des Verfassers drei Perioden: 1) bis 1836, 2) bis 1846, 3) von 1848—51. Die erste ist die Zeit seiner eigentlichen Schöpfung; in der zweiten arbeitet er die gefundenen Principien begrifflich weiter aus; in der dritten ist das Streben auf Aneignung des von Anderen Gefundenen gerichtet und auf die

*) Der Verfasser las nämlich als Philolog an der hiesigen Universität seit dem Jahre 1827 über Sophokles, Herodot, Horaz, Juvenal, Catull, Plautus, Terenz. In den öffentlichen Vorlesungen stieg die Anzahl seiner Zuhörer bis auf 112, in den privaten auf 23 (Sophokles), auf 24 (Herodot) und 37 (Horaz), was um so bedeutsamer ist, als er neben Böckh und Lachmann lehrte. Erst seit dem Jahre 1845 mahnte ihn gesteigerte Kränklichkeit, sich der Arbeit ausschliefslich zu widmen, zu der er sich als zur Aufgabe seines Lebens berufen fühlte.

Verschmelzung mit dem Eigenen, namentlich auf die Durchdringung der Ergebnisse der historisch-comparativen Sprachwissenschaft mit den früher gewonnenen begrifflichen Bestimmungen.

Diese Angaben schienen mir einerseits von Bedeutung für einen künftigen Kritiker des Verfassers und Historiker der Sprachwissenschaft; andererseits nöthig für die richtige und gerechte Beurtheilung der Persönlichkeit des Verfassers. Beginne ich mit dem, wovon ich theilweise Zeuge war, so scheint mir diese Fähigkeit eines dem Greisenalter und durch Kränklichkeit dem Tode nahen Mannes, so ausgedehnte Untersuchungen Anderer zu verfolgen, sich ihre Ergebnisse nicht nur zu merken, sondern sogleich nach seiner Eigenthümlichkeit umzugestalten und ihnen das Gepräge seines Denksystems aufzudrücken, wahrhaft bewundernswerth. Und an dieser Arbeit hatte offenbar nicht nur der Geist, sondern auch der Charakter Antheil *).

Die principielle Grundlage aber des Systems, worauf es doch bei vorliegendem Werke am meisten ankommt, ist, wie aus Obigem mit Gewifsheit erhellt, durchaus das Eigenthum des Verfassers, und nimmt er somit in der Entwickelung der Sprachwissenschaft eine ganz eigenthümliche Stelle ein — er ist hier Niemandes Schüler. Zu den verbreiteten Richtungen der Sprachwissenschaft steht er in Opposition; und was er mit W. v. Humboldt gemein hat, hat er nicht von ihm gelernt. Seine Gedanken über Wesen, Ursprung, Entwickelung der Sprache waren theilweise schon vor dem Erscheinen von Humboldts grofsem Werke klarer und fester formulirt, als dies in letzterem geschehen ist.

*) Wir machen hier folgende Bemerkung, weil sie in mannigfacher Beziehung für den Verfasser charakteristisch ist. Man wird S. 39 ein Citat finden mit L. bezeichnet; und S. 55 eine Stelle, welche als von mir entlehnt angeführt wird. So sind beide Citate im Manuscript des Verfassers zu lesen. Man würde sie aber vergeblich in irgend einer gedruckten Arbeit suchen. Mit L. ist mein Freund Dr. Lazarus, der Verfasser des unlängst erschienenen „Leben der Seele“ gemeint. Er hatte dem Verfasser, mit dem er in vertrautem Verkehr stand, Bemerkungen über die beiden ersten Kapitel schriftlich übergeben, und aus diesen ist das erste der in Rede stehenden Citate geflossen. Das andere ist einer von mir gemachten Arbeit entlehnt, die ich in der Handschrift dem Verfasser zur Durchsicht übergeben hatte und die noch nicht gedruckt ist. So suchte sich der Verfasser frisch zu erhalten im lebendigen Verkehr mit jüngeren Kräften.

Es ist hier nicht meine Aufgabe, eine Kritik des vorliegenden Werkes zu geben. Es schien mir nur nöthig, zu einer solchen so viel Material wie möglich mitzutheilen und einige Winke hinzuzufügen. Das sämmtliche Manuscript ist übrigens auf der hiesigen Königl. Bibliothek niedergelegt, und liegt also jedem zur beliebigen Einsicht offen.

Das Manuscript war zum Behufe von Vorlesungen ausgearbeitet; es sollte aber ein Buch daraus gemacht werden. Deshalb war ein wörtlicher Abdruck nicht rathsam. Der mündliche Vortrag verlangt gröfsere Weitläufigkeit und Wiederholungen; das Buch verträgt, erfordert Gedrängtheit und meidet Wiederholungen durch Verweisungen. Wo die Entwickelung entweder eine besondere Schwierigkeit hatte oder dem Verfasser ganz eigenthümlich war, da enthielt ich mich jeder Abkürzung; überall aber und immer verbot ich mir Veränderungen des Ausdruckes. Ich fand es rathsam einige Anmerkungen hinzuzufügen, welche unter dem Texte stehen und mit S. bezeichnet sind. Die Anmerkungen des Verfassers selbst sind mit A. d. V. bezeichnet, was nur im Anfange einige Male aus Versehen unterlassen ist.

Die Eintheilung in Paragraphen rührt von mir her, und natürlich auch die Ueberschriften dazu. Die Ueberschriften der Kapitel sind dem im Manuscript vorhandenen, aber nicht abgedruckten Plane des Verfassers entlehnt.

Die Lehre vom Satze ist allerdings vom Verfasser nicht ganz unbeachtet geblieben. Sie ist auf wenigen Bogen im März 1838 bearbeitet. Hier ist aber wenig mehr gegeben als der Plan zum zweiten Theile von des Verfassers Lehrbuch der deutschen Sprache. So konnte dieses Kapitel füglich wegbleiben.

Vielleicht gelingt es dem vorliegenden Buche nicht nur sich selbst Verbreitung, sondern auch den beiden anderen Werken des Verfassers, nämlich dem genannten Lehrbuche und seinem Wörterbuche der deutschen Sprache, mehr Aufmerksamkeit zu verschaffen. Wem es z. B. darum zu thun ist, zu sehen, wie die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes wahrhaft wissen-

schaftlich anzuordnen sind, wird kaum irgendwo so musterhafte Beispiele finden, wie in dem genannten Wörterbuche *).

Mit gröfster Bereitwilligkeit habe ich, durch das Vertrauen des verstorbenen Verfassers ausdrücklich dazu berufen, zur Veröffentlichung des gegenwärtigen Buches mitgewirkt, mit Hintansetzung eigener Arbeiten, in der festen Ueberzeugung, dafs in ihm ein System von objectiver Bedeutung vorgetragen werde, welches seine nothwendige Stellung in der Gesammtentwickelung der Sprachwissenschaft einnimmt. Ja, der Gedanke an diese meine Wirksamkeit würde mich mit Freude erfüllen, wenn er mich nicht zugleich daran erinnerte, durch welchen Verlust sie veranlafst war. Möchte der Verfasser nach seinem Dahinscheiden auch da die volle Anerkennung finden, wo sie ihm bei Lebzeiten nicht zu Theil geworden war.

Berlin, September 1856.

Dr. **Steinthal.**

*) Wenn wir es von unserem Standpunkte und unseren Bedürfnissen ausgehend bedauern, dafs der Verfasser so viel schöne Zeit und Kraft auf Schulbücher und populäre Werke verwendet hat, so können wir doch eben andererseits den Schulen und dem Publicum nur gratuliren, dafs sich ihnen ein so bedeutender Mann widmen mochte. Der Schulbücher, in denen sich so viel Lehrtakt und Gründlichkeit zeigt, wie in denen des Verfassers, wird es nur wenige geben. Das Fremdwörterbuch des Verfassers ist aber selbst dem Gelehrtesten eine Quelle reicher Belehrung; und wäre das Wörterbuch der deutschen Sprache auch in seinem ersten Viertel so bearbeitet wie die drei letzten es sind, es würde selbst nach Vollendung des Grimmschen Wörterbuches seinen hohen Werth ganz ungeschmälert behaupten. Aber auch wie es jetzt vorliegt, wird es eine nothwendige Ergänzung jenes grofsen Werkes bilden.

Inhaltsverzeichnifs.

Seite.

Vorrede des Herausgebers I

Einleitung §§. 1—10 . . . . . 1—22

Angabe des Gegenstandes und des Gesichtspunktes im Allgemeinen §. 1. Das natürliche Verhältnifs des Menschen zur Sprache. Muttersprache. Standpunkt des Sprachgefühls. Sprachgebrauch §. 2. Schreiben und Lesen §. 3. Das Erlernen fremder Sprachen §. 4. Die empirisch-praktische Grammatik §. 5.

Die wissenschaftliche Grammatik §§. 6—9.

a) Die rationale Sprachlehre und abstract allgemeine Grammamatik §. 7.

b) Die geschichtliche Sprachforschung. Sprachvergleichung §. 8.

c) Philosophische Sprachwissenschaft. Philologie §. 9.

Eintheilung der Sprachwissenschaft §. 10.

Erster Theil.

Erste Abtheilung.

Die Sprache in der Sphäre der Allgemeinheit, als Organ des Menschengeistes überhaupt.

Erstes Kapitel.

Begriff und Wesen der Sprache. Nothwendigkeit und Ursprung derselben.

A. Die Sprach-Idee §§. 11—17 . . . . . 23—38

Definition der Sprache §. 11. Sprache ist Ausdruck des freien Geistes §. 12. Theoretische und praktische Natur der Sprache §. 13. Ausdruck des Gefühls durch die Sprache §. 14. Sprache

Seite.

ist Darstellung für das Gehör §. 15. Der Laut als Träger des Gedankens. Bestimmtere Definition der Sprache §. 16. Sprache und Kunst §. 17.

B. Nothwendigkeit der Sprache §§. 18—20 . . . . . 38—46
a) für das menschliche Individuum als solches §. 18,
b) für die menschliche Gesellschaft. Mittheilung §. 19.
Verschiedene Anwendungsweisen der Sprache §. 20.

C. Ursprung der Sprache §§. 21—25 . . . . . 46—69
Vorbemerkung S. 46—48. Kritische Uebersicht der früheren Ansichten vom Ursprunge der Sprache und der Einheit des Menschengeschlechts §. 21. Die falsche Auffassung der Sprache als Organismus §. 22.
Die Sprache als Erzeugnifs des allgemeinen, objectiven Geistes §. 23. Inwiefern die Sprache organisch ist §. 24. Zwei Extreme: Becker und Wocher §. 25.

Zweites Kapitel.
Realisirung der Sprachidee. Innere (vorgeschichtliche) Entwickelung.

Vorbemerkung §. 26 . . . . . 70—71

A. Standpunkt der Empfindung §§. 27—32 . . . . . 71—81
Vorbemerkung S. 71—72.
a) Die Empfindungslaute §. 27.
b) Die Schallnachahmungen §. 28.
c) Die Lautgeberden §. 29.
Organischer Zusammenhang des Psychischen und Physischen in dem Naturlaute. Elemente und Organe der Sprache. Der Vocal überhaupt §. 30. Zusammenhang zwischen der Empfindung und den einzelnen Vocalen §. 31. Aufhebung des ersten Standpunktes §. 32.

B. Standpunkt der Vorstellung §§. 33—48 . . . . . 81—137
Das Wort §. 33.
a) Psychischer Procefs der Entwickelung der Vorstellung §. 34.
b) Lautlicher Procefs, entsprechend der psychischen Entwickelung im Allgemeinen §. 35.
α) Onomatopöie: Stoffwörter §. 36. Die Lautmetapher §. 37. Die Begriffsmetapher §. 38.
β) Die Lautgeberde: Formwörter §. 39. Die Pronomina §. 40. Die Zahlwörter §. 41. Die Partikeln §. 42. Uebergang der Stoff- und Formwörter in einander §. 43.
Die Wurzel §. 44. Nähere Betrachtung derselben nach Form und Inhalt. Der Consonantismus §. 45. Genetische Reihenfolge und Charakteristik der Consonanten §. 46. Nähere Gestalt der Sprachwurzeln §. 47. Inhalt derselben §. 48.

Seite.

C. Standpunkt des Begriffs und Urtheils §§. 49—54 . . . . . 137—155
Vorbemerkung §. 49. Subject und Prädicat, Nomen und Verbum §. 50. Die Copula §. 51. Stufenentwickelung des Satzbaues §. 52. Bildung von Wörtern nnd Wortformen. Flexion und Agglutination §. 54.

Schlufs. Sprache, Wissenschaft und Geschichte §. 54.

Zweite Abtheilung.
Die Sprache in der Sphäre der Besonderheit.

Allgemeine Vorbemerkungen über die Verschiedenheit der Sprachen §. 55 . . . . . 155—164

a) Verschiedenheit der Lautform §. 56.
b) Verschiedenheit der inneren Bezeichnungsweise §. 57.
c) Verschiedenheit des grammatischen Baues §. 58.

A. Reale Entwickelung der Sprachen-Mehrheit §§. 59—97 . . 164—231

a) Ethnographisch-genealogisches Sprachen-System §§. 59—89 164—208

Mehrheit der Ursprachen §. 59. Ursprache und Menschen-Racen §. 60. Verzweigung einer Ursprache in mehrere Stammsprachen §. 61. Differenzpunkte stammverwandter Sprachen §. 62. Kennzeichen der Stammverwandtschaft §. 63. Weitere Specialisirung der Sprache §. 64. Kennzeichen der Verwandtschaftsgrade §. 65.

Das genealogische Sprachensystem §. 66. Der altaiuralische Stamm §. 67. Der malayische Stamm §. 68. Die semitischen Sprachen und das Aegyptische §. 69. Die Sprachen Afrikas §. 70. Die amerikanischen Sprachen §. 71. Sporadische Sprachen §. 72.

Der indogermanische Stamm. — Die indische Familie §. 73. Die persische Familie §. 74. Die lateinisch-griechische Familie §. 75. Die litthauisch-slavische Familie §. 76. Die germanische Familie §. 77. Die celtische Familie §. 78. Verhältnifs der Familien zu einander §. 79. Sporadische Sprachen in Europa §. 80. Einwanderung der Völker Europas §. 81.

Nicht-indogermanische Sprachen Europas: das Finnische, Magyarische und Türkische §. 82.

Alter der Sprachen §. 83. Stammsprachen und abgeleitete Sprachen. Die romanischen Sprachen §. 84. Die altitalischen Völker §. 85. Verfall des Lateinischen, Mittellatein, Bildung des Romanischen §. 86. Die einzelnen romanischen Sprachen §. 87. Das Neugriechische §. 88. Die englische Sprache §. 89.

b) Historische Entwickelung der Sprache §§. 90—97 . . . 209—231

Auflösung des ursprünglichen Organismus. Homonymie und Dittologie §. 90. Einseitige Entwickelung des phone-

Seite.

tischen Elements §. 91. Des geistigen Elements §. 92. Desorganisirung der Sprache und Fortschritt des Geistes §. 93. Charakter der secundären Sprachen §. 94. Ueberblick über die ganze Sprach-Entwickelung §. 95.

Die Dialekte, die griechischen und die deutschen Dialekte §. 96. Die Schriftsprache §. 97.

B. Begriffmäfsiges Sprachen-System §§. 98—106 . . . . . 231—252

Höchste Aufgabe der Sprachwissenschaft §. 98. Sprache und Volksgeist §. 99. Sprache und Litteratur §. 100. Charakter der Sprache in ihrem phonetischen Element §. 101. Charakteristische Merkmale der intellectuellen Seite §. 102. Verschiedene Bildsamkeit der Sprache §. 103. Unterschiede im grammatischen System §. 104. Unterschiede im Satzton §. 105. Einfluſs der Sprache auf den Geist §. 106.

Dritte Abtheilung.
Die Sprache als Organ des individuellen Geistes.

Der Stil, die subjective Freiheit §. 107. Beschränktheit der Subjectivität §. 108.

A. Verhältnifs des Individuums zur gegebenen Sprache §§. 109—110 253—256

Eigenschaften des Stils §. 109. Stil, Manier und Charakterlosigkeit §. 110.

B. Verhältnifs des Stils zum Gegenstande der Darstellung §. 111 257—258

Der objective Stil §. 111.

Zweiter Theil.

Vorbemerkung §. 112 . . . . . 259—261

Erste Abtheilung.
Lautlehre.

Erstes Kapitel.
Die Natur der Sprachlaute überhaupt.

§. 113 262

Zweites Kapitel.
Unterschiede und Verhältnisse der Sprachlaute nach ihrer materiellen Substanz.

A. System der Sprachlaute. Arten u. Gewicht derselben §§. 114—127 263—287

Die substantiellen Elemente der Laute §. 114. System der Vo-

Seite.

cale §. 115. Vocalsystem des Deutschen, Lateinischen und Griechischen §. 116. System der Consonanten §. 117. Bemerkungen über das Lautsystem verschiedener Sprachen. Die Spiranten §. 118. Ueber das *s* §. 119. Ueber *sch* und französisches *j* §. 120. Die Liquidae §. 121. Die Mutae §. 122. Zusammengesetzte Consonanten oder consonantische Mischlaute §. 123. Die palatalen Mischlaute §. 124. Dentale Mischconsonanten §. 125. Labiale Mischconsonanten §. 126. Das Gewicht der Laute §. 127.

B. System der Lautverbindungen §§. 128—134 . . . . . 287—300

a) Vocalische Lautverbindungen §. 128.

α) Lange Vocale §. 129.

β) Diphthonge §. 130.

b) Consonantische Lautverbindungen.

α) Gemination §. 131.

β) Consonanten-Zusammensetzung §. 132.

c) Sillabische Lautverbindung §. 133. Silbe und Wort §. 134.

C. Lautabänderung §. 135 300

Definition und Eintheilung §. 135.

1. Lautwandel oder Lautwechsel §§. 136—138 . . . . . 302—309

a) ohne Einflufs benachbarter Laute §. 136 . . . . 302—309
Wechsel der Vocale unter sich §. 136. Vocale wechselnd mit Consonanten §. 137. Consonanten unter sich wechselnd §. 138.

b) unter dem Einflufs benachbarter Laute §§. 139—144 309—319

α) bewirkt durch die materielle Qualität des Lautes §§. 139—141 . . . . . 309—315
Assimilation der Consonanten §. 139. der Vocale §. 140. Dissimilation §. 141.

β) bewirkt durch das Lautgewicht und die Quantität §§. 142—144 . . . . . 315—319
Gleichgewicht der Silbe §. 142. Lautverstärkung §. 143. Lautschwächung §. 144.

c) unter dem Einflusse des Accents §. 145 . . . . 319—320

2. Die grammatischen Figuren §§. 146—148 . . . . . 320—324

a) Hinzufügung: Prosthesis oder Prothesis, Paragoge oder Epithesis und Epenthesis §. 146.

b) Wegwerfung: Aphäresis, Apokope, Elision, Synkope, Ekthlipsis §. 147.

c) Umstellung: Metathesis §. 148.

3. Zusammenziehung §§. 149—150 . . . . . 324—326

a) Unvollkommene: Synizese und Synalöphe §. 149.

b) Vollkommene: Contraction und Krasis §. 150.

Drittes Kapitel.
Accidentelle Elemente oder Eigenschaften der Sprachlaute.

Seite.
A. Quantität §. 151 326
B. Accent §. 152 328
Quantität und Accent §. 153 333
Wohllaut der Sprache, Rhythmus und Reim §. 154 334

Die Schriftlehre (Anhang zur Lautlehre).

Begriff, Entstehung und Verbreitung §. 155 337
Wirkung der Schrift auf die Sprache §. 156 339
Die Schriftarten §. 157 341
Die ägyptische Bilderschrift §. 158 342
Die chinesische Schrift §. 159 343
Lautschriften §. 160 344
Orthographie §. 161 348

Zweite Abtheilung.
Die intellectuelle Seite der Sprache.

Vorbemerkung §. 162 349

Erstes Kapitel.
Wortlehre.

A. Wortbildung §§. 163—183 . . . . . 350—390
I. Wurzelvariation §. 163 350
II. Stammbildung §§. 164—189 . . . . . 351—379
a) Durch Veränderung des Wurzelvocals §. 164 . . . 351
b) Durch consonantische Verstärkung der Wurzel §. 165 353
Der Bindevocal §. 166 355
Die Stammverba §. 167 356
Erstes Stadium der Ableitung oder die Mittelform §. 168 357
Bildung primitiver Nomina §. 169 360
Völlig reine Stammwörter §. 170 361
Nominale Mittelformen; vocalisch auslautende §. 171 362
Consonantisch auslautende Mittelformen §. 172 . . 366
1) Stämme mit auslautendem *s* §. 173 367
2) mit auslautender Liquida §. 174 367
3) mit auslautender Muta §. 175 368
Die deutschen Stammwörter §. 176 370
Primitive Adjectivstämme im Deutschen §. 177 . . 372
Vocalische Mittelformen
a) durch *i* gebildet §. 178 374
b) schwache Declination §. 179 375
Consonantische Mittelformen §. 180 379

Seite.

III. Ableitung §. 181 380
IV. Zusammensetzung §. 182 384
Genesis der Wortbedeutungen. Lexikalische Verhältnisse §. 183 388
B. Das Wort als Redetheil. Wortbiegung §. 184 390
Vorbemerkung. Wörterbuch und Grammatik §. 184 390
I. System der grammatischen Wortarten §§. 185—200 . . 390—414
a) Satz und Gedanken; ihre Elemente §. 185 390
Substantivum, Verbum und Adjectivum §. 186 . . 391
Arten des Substantivums §. 187 395
Das Pronomen Substantivum §. 188 397
Arten des Verbums:
1) concretes und abstractes, subjectives und objectives, transitives und intransitives Verbum §. 189 398
2) Das Medium §. 190 399
3) Die Impersonalia §. 191 401
b) Bestimmwörter §. 192 402
α) des Subjects §§. 193—196 . . . . . 402—408
Qualität, Attributiva, das Participium §. 193 402
Quantitativa und Numeralia §. 194 403
Artverhältnisse. Demonstrativa §. 195 . . . 404
Redeverhältnisse. Pronominal-Adjectiva §. 196 405
β) des Attributs:
Adverbia und Pronominal-Adverbia §. 197 . 408
Präpositionen §. 198 411
γ) der Copula §. 199 412
c) Die Conjunction §. 200 413
II. System der Flexionsbegriffe und grammatischen Wortformen §§. 201—234 . . . . . 415—476
Allgemeine Bedeutung und Umfang der Flexion §. 201 . 415
1. Flexionsbegriffe §. 202—215 . . . . . 416—437
Die Grundbegriffe der Flexion §. 202 416
1) Die Qualität. Diminutiva. Geschlecht §. 203 416
2) Die Intensität oder der Grad §. 204 . . . 420
3) Quantität und Zahl. Numerus §. 205 . . . 421
4) Raum §. 206 422
5) Zeit §. 207 422
Subjective Tempora §. 208 424
Objective Tempora §. 209 424
Tempora definita §. 210 425
6) Modalität §. 211 429
Die Modi der einzelnen Sprachen §. 212 . . 430
7) Redeverhältnifs §§. 213—215 . . . . . 431—437
Activum und Passivum §. 213 431
Congruenzformen der Adjectiva u. Verba §. 213 433
Die Casus §. 215 433

Seite.

2. Flexionsformen §§. 216—234 . . . . . 437—476
a) Nominal-Flexion:
Singular. Accusativ §. 216 437
- Genitiv §. 217 438
- Dativ (Locativ, Instrumentalis) §. 218 441
- Ablativus §. 219 444
Der Dual §. 220 445
Plural. Nominativ und Vocativ §. 221 . . . 446
- Accusativ §. 222 449
- Genitiv §. 223 450
- Dativ und Ablativ §. 224 452
b) Die Verbalformen:
Die Personalformen §. 225 454
Die Temporalformen §. 226 457
Die subjectiven Zeiten. Das Augment §. 227 457
Die object. Zeiten. Die Reduplication §. 228 458
Aoriste. Tempora indefinita §. 229 . . 460
Tempora definita. Imperfecta §. 230 . . 463
- - Perfecta §. 231 . . . 466
Entwickelungsfolge der Tempora §. 232 . 469
Die Modi. Die Conjunctive §. 233 471
Der Imperativ §. 234 475

Zweites Kapitel.

Die Lehre vom Satze.

Allgemeine Bestimmung §. 235 476

Einleitung.

Ueber den Standpunkt der philosophischen Sprachwissenschaft und ihre Eintheilung.

§. 1. Angabe des Gegenstandes und des Gesichtspunktes im Allgemeinen.

Der Gegenstand der philosophischen Sprachwissenschaft ist die Sprache, d. i. nicht eine oder einige besondere Sprachen, sondern die menschliche Sprache überhaupt und im Allgemeinen. — Da es aber eine absolute Sprache, eine allgemeine Menschensprache, nicht giebt, und, wie wir sehen werden, nicht geben kann: so können wir die Sprache nur in den Sprachen erforschen und erkennen, und der allgemeine Gesichtspunkt schliefst mithin die Besonderheit und Mannigfaltigkeit der wirklichen Sprachen keinesweges aus.

Der Standpunkt der wissenschaftlichen oder philosophischen Sprachbetrachtung kann vorläufig nur dadurch charakterisirt werden, dafs wir das Verhältnifs desselben zu andern Standpunkten, Zwecken und Methoden der Behandlung der Sprache zu bestimmen suchen.

§. 2. Das natürliche Verhältnifs des Menschen zur Sprache. Muttersprache. Standpunkt des Sprachgefühls. Sprachgebrauch.

Unser erstes Verhältnifs zur Sprache ist das natürliche, rein praktische; nach ihm ist die Sprache für uns ein unmittelbar Gegebenes. Sie gehört uns an als ein Bestandtheil unseres Wesens. Wir gelangen in ihren Besitz unwillkürlich und ohne absichtliche, künstliche Veranstaltung, nicht durch ein mechani-

sches Aneignen eines todten Stoffes, sondern durch selbstthätige dynamische Entwickelung des Denk- und Sprachvermögens an und in dem lebendig überlieferten Sprachstoffe. Wir gebrauchen sie, nicht wie ein äufserliches Mittel zu einem bestimmten Zwecke, sondern wie ein uns von Natur angehörendes Organ, eine uns inwohnende Kraft, ohne Reflexion und bewufste Berechnung.

Die besondere Sprache, die auf diesem rein natürlichen Wege unser Eigenthum wird, nennen wir unsere Muttersprache — ein schönes, bedeutsames Wort, eigenthümlich deutsch. Der Römer sagt: *patrius sermo*, *patria lingua* d. i. vaterländische (nicht väterliche) Sprache; auch die griechische Sprache hat keinen entsprechenden Ausdruck. Es liegt in jenem deutschen Worte unser natürlicher Zusammenhang mit der uns angestammten, angeborenen Sprache, die wir mit der Muttermilch eingesogen haben, die mit unserm natürlichen Wesen aufs innigste verwachsen ist. Durch sie sind wir ein Glied der natürlichen menschlichen Gesammtheit, zunächst der Familie, sodann der Nation, der wir angehören, und fühlen uns als ein solches. Daher das eigenthümlich freudige und sehnsüchtige Gefühl, das uns ergreift, wenn wir etwa in der Fremde unsere Muttersprache, vollends die Mundart unserer engern Heimath vernehmen. Es ist ein Ton aus unserm eigenen Innersten, ein Theil unser selbst, der von aufsen zu uns dringt. Wilhelm von Humboldt sagt in einem Briefe sehr treffend: „Die wahre Heimath ist eigentlich die Sprache. Sie bestimmt die Sehnsucht danach, und die Entfremdung vom Heimischen geht immer durch die Sprache am schnellsten und leichtesten, wenn auch am leisesten vor sich“ *).

Keine andere, später erlernte Sprache kann so tiefe Wurzeln in unserm Geist und Gemüth schlagen, wie die Muttersprache. Sie ist und bleibt das natürliche Organ unserer eigensten und tiefsten Gedanken, der unmittelbare Ausdruck unseres innersten Lebens. Sie durchdringt und beherrscht mit ihrer Eigenthümlichkeit unser ganzes Inneres; sie ist eine wahrhaft lebendige, eigenthümlich schaffende und gestaltende Kraft. Jede fremde Sprache hingegen ist mehr oder weniger ein blofs äufserliches Mittel der Mittheilung für uns, das für unser geistiges Bedürf-

*) Wir fügen zu obigem hinzu, dafs die gebildete Schriftsprache nur die Heimath unseres Denkens ist; die Heimath unseres Gefühls und Gemüths ist der locale Dialekt unseres Geburtsortes: daher greifen wir nach ihm, wenn sich unser Gemüth ausspricht im trautesten Kreise. S.

niſs um so weniger ausreicht, je eigenthümlichere, je tiefer geschöpfte Gedanken wir zu äuſsern haben. Wer von Kindheit an neben der Muttersprache fremde Sprachen lernt, wird nur mehrere fremde Sprachen gleich geläufig sprechen; aber er wird keine Muttersprache haben, in der er eigenthümlich denkt und etwas Eigenthümliches zu sagen vermag.

Daher ist auch die eigene Volkssprache so innig verwachsen mit dem Selbstgefühl der Nation. Ein Volk läſst sich alles andere eher rauben, als seine Sprache; sie ist als das gemeinsame Organ des Gesammtbewuſstseins der Nation ihr geistiges Lebens-Element, ihre Lebensbedingung und als solche ihr heiligstes Besitzthum, mit welchem die Nationalität selbst steht und fällt.

Wir denken, ohne uns dabei zugleich der Gesetze des Denkens bewuſst zu sein; wir sprechen, ohne uns der Sprachgesetze bewuſst zu sein. Diese Thätigkeit also, obwohl Thätigkeit des selbstbewuſsten Geistes, ist selbst eine unreflectirte; sie hat die Form einer natürlichen, organischen Function. Das Agens in ihr, die uns dazu bestimmende und dabei leitende Kraft ist ein natürlicher Trieb, ein instinctmäſsiges Gefühl. Wir können daher diesen Standpunkt des Menschen nach seinem unmittelbaren Verhältnisse zu der Sprache den Standpunkt des Sprachgefühls nennen.

Dieses Sprachgefühl aber, das natürlich bei verschiedenen Individuen in verschiedenen Graden der Lebendigkeit und Feinheit vorhanden ist, ist und bleibt auch auf den höhern Stufen des Geistes- und Sprachlebens die lebendigste, schöpferischeste, und, wie jede unreflectirte Naturkraft, im Allgemeinen eine unfehlbare, sicher leitende Kraft.

Die Sprache hat ihr Leben nur in dem geistigen Leben der Individuen, deren Gesammtheit die Nation ausmacht. Jeder Einzelne ist demnach ein thätiges Organ des Sprachlebens. Vorzugsweise aber werden diejenigen, welche durch eminente geistige Anlage und Höhe der Bildung vor Andern lebendige Vertreter des Volksgeistes, gleichsam Sprecher der Nation sind, zur Fortbildung der Sprache berufen und befähigt sein. Sie werden dies aber nur vermögen kraft des unmittelbar in ihnen wirkenden Sprachgeistes, also auf dem Standpunkte des Sprachgefühls. Groſse National-Schriftsteller, Dichter, Redner bilden die Sprache ohne directe Absicht durch ihre Werke weiter.

Die übereinstimmende Form, in welcher eine Sprache durch die Macht des natürlichen Sprachgefühls der Nation in einer bestimmten Zeit fixirt wird, nennen wir den Sprachgebrauch. Der Sprachgebrauch ist das objectiv gewordene Sprachgefühl. Wenn wir uns zur Erklärung oder Rechtfertigung eines Ausdrucks oder einer Redeform auf den Sprachgebrauch berufen, so appelliren wir von unserm subjectiven Sprachgefühl an das in dem Sprachgebrauch objectivirte allgemeine Sprachgefühl der Nation.

§. 3. Schreiben und Lesen.

Den ersten Schritt aus diesem unmittelbaren Verhältnisse zur Sprache heraus thut der Mensch, wenn er schreiben und lesen lernt. Das Sprechen ist eine natürliche Function des Menschen; das Schreiben hingegen eine Kunst, die er lernen muſs. Durch die Schrift wird das Bewuſstsein über die Sprache geweckt, wiewohl noch in sehr beschränktem Maſse. Die Sprache tritt, als geschriebene, objectiv dem Menschen gegenüber, ist nicht mehr, wie im Sprechen, eine an ihm selbst haftende Thätigkeit, ein Element seines Wesens. Die Buchstabenschrift beruht auf einer Zergliederung des Sprachkörpers in seine Laut-Elemente. Diese treten hier deutlicher und schärfer auseinander. Auch die geistigen Elemente der Sprache, die Wörter, sondern sich deutlicher und bestimmter von einander, als im Sprechen, und treten als räumlich fixirte Objecte vor die Anschauung. — Durch die Anschauung dieses Gliederbaues der Sprache wird aber noch keine klare Einsicht in die wesentliche Natur dieser Elemente, weder der sinnlichen, noch der geistigen, bewirkt. Das Kind lernt lesen und schreiben, ohne über das Lautsystem, und vollends über die verschiedene Natur der Wörter und die Gesetze ihrer Fügung zu einem Redeganzen theoretisch aufgeklärt zu werden. Darum verläſst es auch durch das Schreiben- und Lesenlernen noch nicht den Standpunkt des natürlichen Verhaltens zur Sprache.

§. 4. Das Erlernen fremder Sprachen.

Auſserhalb des natürlichen Zusammenhanges mit der Sprache fühlt sich der Mensch erst einer fremden Sprache gegenüber. Hier fehlt das natürliche Band; die fremde Sprache ist ein ihm äuſserlicher, todter Stoff, den er künstlich beleben muſs.

Dieses Verhältnifs findet in beschränkterem Maſse schon statt unter den verschiedenen Dialekten einer Sprache, so wie in der Stellung des Volks-Dialekts zu der gebildeten Schriftsprache. Diese hat eigentlich nur eine ideale Existenz, ist mehr oder weniger ein künstliches Cultur-Product. Das Hochdeutsche z. B. wird vom Volke nirgends ganz rein gesprochen; es muſs erlernt werden, soweit sich die Abweichungen von dem Volksdialekt erstrecken.

In ausgedehnterem Sinne aber muſs eine fremde Sprache erlernt werden. Hier zeigt sich daher das Bedürfniſs eines Unterrichts, einer Methode, welche diese Erlernung abkürzt oder erleichtert. Das Kennenlernen einer fremden Sprache erhöht und schärft nothwendig auch das Bewuſstsein über die eigene Sprache. Göthe sagt: „Wer fremde Sprachen nicht kennt, weiſs nichts von seiner eigenen“. Ein sehr wahres Wort. Wir sind in der eigenen Sprache zu befangen, sie steht uns zu nah, um sie zum Gegenstand unserer Betrachtung zu machen. Erst durch die Aufnahme einer fremden Sprache und der in ihr ausgeprägten fremden Gedankenwelt in unsern Geist werden wir uns des eigenen Besitzes bewuſst und befähigt, denselben als ein Object auſser uns zu setzen und unserer Betrachtung zu unterwerfen. Die Vergleichung mit der fremden Sprache, die Wahrnehmung der Unterschiede schärft unsern Blick. So geht die Theorie fremder Sprachen in der Regel der Theorie der eigenen Sprache voran und legt den Grund dazu. — Die Entwickelungsgeschichte der grammatischen Theorie bestätigt das Gesagte. Die Griechen waren auf ihre Muttersprache beschränkt; sie haben daher auch in der Blüthezeit des hellenischen Lebens kein grammatisches System entwickelt. Sie haben zwar vermöge ihrer höchst lebendigen Beobachtungsgabe und ihres philosophischen Forschertriebes schon früh angefangen, auf die Sprache zu reflectiren; jedoch mehr im Allgemeinen auf das Verhältniſs der Sprache zum Geist, der Sprachform zum Gedanken-Inhalt; mehr im Interesse der Philosophie überhaupt, der philosophischen Methode und der Logik, als um der Sprache selbst willen; auſserdem auch für rhetorische Zwecke. So die Sophisten, Plato, Aristoteles, die Stoiker. — Das vollständige grammatische System haben erst die Alexandrinischen Grammatiker ausgebildet zu einer Zeit, wo die classische Periode des griechischen Lebens und der griechischen Literatur schon als ein abgeschlossenes, fertiges

Object vorlag, und der reiche Schatz litterarischer Production jener Zeit als ein Gegenstand des gelehrten Studiums, der Kritik und Erklärung, also als ein Fremdes behandelt wurde. Aehnlich im Sanskrit. Die indischen Grammatiker haben erst dann das grammatische System des Sanskrit ausgebildet, als diese Sprache nicht mehr lebendige Volkssprache war (Th. Benfey Göttingen Gel. Anz. 1852. Sept.-St. 144).* — Die Römer haben mittelst der griechischen Sprache und von den griechischen Grammatikern ihre Sprache theoretisch behandeln gelernt; die neuern Nationen durch Vermittlung der lateinischen Sprache und Grammatik.

Die Methode zur Erlernung einer fremden Sprache mufs verschieden sein, je nach dem Zweck, den man bei ihr im Auge hat. Eine streng wissenschaftliche Theorie wäre nicht geeignet, den leichten und gewandten Gebrauch einer Sprache zu lehren. Wer sich einer fremden Sprache mit selbstthätiger Freiheit bedienen soll, in dessen eigenem Geiste mufs diese Sprache, eben so wie die Muttersprache, erzeugt werden. Zu dieser selbstthätigen Erzeugung mufs durch den praktischen Sprachunterricht die Kraft in dem Geiste des Lernenden geweckt und geleitet werden, so dafs er ohne das Medium der Muttersprache unmittelbar in der fremden Sprache denken lernt. Dazu hat der Geist allerdings die Fähigkeit, sofern jede Sprache Ausdruck des denkenden Menschengeistes ist.

§. 5. Die empirisch-praktische Grammatik.

Der praktische Sprachunterricht also mufs den natürlichen Weg der Sprachaneignung möglichst nachzuahmen und zu ersetzen suchen. Er mufs mithin vorzüglich das Gedächtnifs in Anspruch nehmen und durch mannigfaltige Uebungen ein Gefühl für das fremde Idiom zu wecken suchen. Dieses Gefühl kann zu solcher Lebendigkeit und Sicherheit gesteigert werden, dafs es dem natürlichen Sprachgefühl für die Muttersprache sehr nahe kommt. So läfst sich eine fremde Sprache bis zur gröfsten Geläufigkeit und Gewandtheit im Gebrauch erlernen, ohne ein deutliches Bewufstsein, geschweige denn eine wissenschaftliche Erkenntnifs der Gründe und Gesetze vorauszusetzen oder zur Folge zu haben.

Der praktische Sprachunterricht veranstaltet das durch eine zweckmäfsige Methode planmäfsig, was bei dem natürlichen An-

eignen der Muttersprache dem Zufall äufserlicher Bedingungen überlassen bleibt. Hierbei wird allerdings auch die Theorie zu Hülfe genommen. Das Wesen dieser empirisch-praktischen Theorie besteht darin, dafs man einen ganzen Umfang analoger Sprach-Erscheinungen unter eine empirische Regel fafst. Die vereinzelten Sprachformen und Redeverhältnisse werden nach der Analogie geordnet und unter erfahrungsmäfsig gewonnene Schemata gestellt. Der innere Grund der Regel kommt dabei nicht zum Bewufstsein. Sie ist nur eine von der Beobachtung des Gebrauchs abstrahirte und für den Gebrauch berechnete Verhaltungsregel. Auch werden die einzelnen Regeln nicht zu einem System geordnet, nicht als Gesetze in ihrer Nothwendigkeit und in ihrem wesentlichen Zusammenhang unter einander, und mit dem Principe des ganzen Sprachsystems begriffen. Man lernt diese Regeln eigentlich nur, um sie vergessen zu können, sobald ihre Anwendung einem geläufig und natürlich geworden ist. Um eine Sprache geläufig zu gebrauchen, mufs man nicht mehr nöthig haben, auf sein Thun zu reflectiren, so wenig dies in der Muttersprache geschieht. Die Reflexion, das Bewufstsein der Gründe und Gesetze, wirkt dabei leicht störend und hemmend, indem sie bedenklich macht. Daher die Erscheinung, dafs die gründlichsten Kenner einer Sprache dieselbe oft nicht so geläufig sprechen und schreiben, wie Ungelehrte und Frauenzimmer.

§. 6. Die wissenschaftliche Grammatik.

Für ihren Zweck ist diese empirisch-praktische Grammatik keineswegs verwerflich; nur hat sie keine wissenschaftliche Bedeutung. Ihr steht nun die wissenschaftliche oder eigentlich theoretische entgegen. Sie hat nicht den praktischen Gebrauch der Sprache im Auge, nicht das Können; sondern sie bezweckt eine bewufste Einsicht in die Thatsachen der Sprache und die ihnen zu Grunde liegenden Gesetze, ein Bewufstsein über die Gründe des Sprachgebrauchs. Sie ist nicht Mittel zu einem Zwecke, sondern Selbstzweck; sie hat ihre Befriedigung in dem Wissen oder Erkennen ihres Objects.

Es sind aber drei verschiedene Standpunkte oder Stufen dieser theoretischen Grammatik zu unterscheiden: 1) der subjective (formale) der abstract verständigen Sprachlehre; 2) der rein-objective (materiale) der geschichtlichen Sprach-

forschung und Sprachenkunde; 3) der concrete (wahrhaft reale) der philosophischen Sprachwissenschaft.

§. 7. Die rationale Sprachlehre und abstract allgemeine Grammatik.

Der subjectiv-verständige Standpunkt ist der der gewöhnlichen theoretischen oder rationalen Sprachlehre (frz. *Grammaire raisonnée*). Sie geht darauf aus die Sprach-Regeln verständig zu erklären oder zu begründen und systematisch zu ordnen. Das leitende Princip bei dieser Systematisirung ist der subjective reflectirende Verstand des Grammatikers. So entsteht ein aus abstracten Kategorieen und subjectiven Principien, nicht aus der wesentlichen Natur der Sprache selbst erwachsenes grammatisches System.

Der subjective Charakter dieses Standpunktes giebt sich daran zu erkennen, dafs die Theorie des Grammatikers nicht selten in Widerspruch tritt mit dem Sprachgebrauche. Der Grammatiker kritisirt und meistert die Sprache, wo sie Abweichungen von Gesetzen (Anomalien) duldet, welche seiner Theorie widersprechen. Er lehnt sich auf gegen den *usus tyrannus*, aber nur um seinerseits die Sprache zu tyrannisiren.

Beispiele geben uns allerlei unhistorische und unorganische Neuerungen, die man ehemals in die deutsche Sprache einführen wollte; z. B. die möglichste Uniformirung der Conjugation (*ich rufte* statt *ich rief* und dgl.); der Rection gewisser Verba; z. B. *er lehrt mir* (st. *mich*) *die Sprache.* (Lehren, goth. *laisjan* von *lais*, ich weifs, womit auch *list* [*scientia, ars*] zusammenhängt, heifst: wissen machen (also: einen etwas). — Bei den Griechen zeigen solche sprachmeisternde Reformbestrebungen die Sophisten. So wollte Protagoras das Geschlecht der Wörter ändern, wo es ihm nicht sachgemäfs schien. Er hielt z. B. *τὴν μῆνιν* für unrichtig und tadelte daher Homers *οὐλομένην* Il. 1, 2. cf. Aristophanes, Wolken. Späterhin Principien-Streit der Grammatiker-Schulen zu Alexandria und Pergamus. Die Alexandriner machten die Analogie oder die Ratio, die Pergamener die Anomalie oder den Usus zum herrschenden Princip. Das richtige ist die auf die Beobachtung des Sprachgebrauchs gestützte Analogie.

Wenn aber auch dieser Standpunkt nicht in willkürliche Sprachmeisterei ausartet, was namentlich einer fremden, zumal todten Sprache gegenüber nicht wohl möglich ist: so gelangt er

doch nicht zum wahrhaften Begreifen und Durchdringen des Gegenstandes in seiner eigenen objectiven Natur. Der Grammatiker reflectirt und raisonnirt über die Sprache; er läfst nicht ihren eigenen Organismus in seiner vollen objectiven Wahrheit sich im Geiste abspiegeln. Der Gegenstand entfaltet sich hier nicht aus sich selbst nach den ihm inwohnenden wesentlichen Momenten, sondern wird in eine von aufsen her genommene Form gezwängt.

Als Beleg und zur Verdeutlichung dieses Standpunktes der abstract-verständigen Sprachtheorie mögen hier einige Notizen über den historischen Entwickelungsgäng der lateinischen und griechischen Grammatik folgen.

Seit der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften im 15. Jahrhundert wurde die Grammatik der beiden classischen Sprachen zunächst nur als das Mittel zur Erlernung der Sprachen und zum Verständnifs der Literatur behandelt, also als Sache des praktischen Bedürfnisses und für pädagogische Zwecke. Allmählich aber fing man an, die durch Empirie gewonnenen vereinzelten Regeln oder Observationen verständig zu begründen und systematisch zu ordnen, indem besonders die Vergleichung der beiden classischen Sprachen unter sich und mit der Muttersprache den Blick für die Spracherscheinungen schärfte, und die Unterschiede der verglichenen Sprachsysteme zur Untersuchung ihrer Gründe anregten. Das gesetzgebende Princip fand man theils in dem System einer bestimmten Sprache, die man als Normalsprache ansah, wie namentlich die lateinische, nach welcher man die Eigenthümlichkeiten der andern Sprachen abmafs und beurtheilte, theils in einem über den einzelnen Sprachen als allgemeine Sprachnorm stehenden logischen Schematismus. Was in diese Norm pafste, galt als Regel. Diese Regeln wurden als fixe und starre festgehalten, und blieben meist als innerlich beziehungslose blofs neben einander gestellt. Die ihnen widerstrebenden Fälle galten als Ausnahmen, die man im Gebiete der Formenlehre als Unregelmäfsigkeiten aufserhalb des regelmäfsigen Formensystems stehen liefs, in der Syntax aber damit hinlänglich erklärt und bezwungen zu haben glaubte, dafs man sie unter gewisse allgemeine Kategorien brachte, also auch für sie gewisse Regeln erfand. Da der syntaktische sprachliche Ausdruck von der vorausgesetzten verständigen Norm nur auf dreierlei Weise abweichen kann, nämlich 1) indem er mehr enthält,

2) indem er weniger giebt, 3) indem er etwas anderes giebt, als jene Norm erfordert: so fand man in den syntaktischen Figuren Pleonasmus, Ellipsis und Enallage das bequemste Fachwerk für vermeintliche Ausnahmen aller Art. Auf diesem Wege war eine wahrhafte Erklärung der Spracherscheinungen unmöglich: Cf. Vigerus, *De praecipuis Graecae dictionis idiotismis*, zuletzt von Hermann herausgegeben und mit Anmerkungen versehen; ferner Lamberti Bos *Ellipses graecae* (1808 von Schäfer erneuert), nach dessen Doctrin es wohl im Griechischen keinen Satz giebt, der ohne Ellipse geschrieben ist. *τί ποιεῖς; γράφω* sind nach Bos zwei elliptische Sätze für *τί σὺ ποιεῖς; ἐγὼ γράφω. ἐράω γυναικός* sollte vollständig heifsen: *ἐράω ἔρωτα γυναικός*. Aehnlich erklärt Perizonius (*ad Sanctii Minervam* p. 660) den lateinischen Satz *eo spectatum ludos* durch die Ergänzung: *ad spectatum negotii quod ad ludos attinet.*

Eine rühmliche Ausnahme von dieser geistlosen Behandlung der Grammatik machen im 16. Jahrh. nur Jul. Caesar Scaliger (*De causis linguae latinae* 1540) und der Spanier Franc. Sanctius (*Minerva sive de causis linguae Latinae*), die zwar dem Principe nach auch auf dem subjectiven Standpunkte des abstracten Verstandes stehen, aber durch die logische Schärfe der Begriffsbestimmungen sich auszeichnen und noch immer anregend und lehrreich sind, auch wo sie irren.

Epoche macht in der Behandlung der Grammatik überhaupt und insbesondere der griechischen Gottfr. Hermann, besonders durch seine Schrift: *De emendanda ratione Graecae grammaticae* 1801. Er hat zuerst mit Entschiedenheit die Grammatik aus der dienenden Stellung, die sie bisher einnahm, zur Unabhängigkeit einer selbständigen Wissenschaft erhoben. Er hat ferner mit grofsem Scharfsinn viele einzelne Spracherscheinungen gründlich erörtert. Aber auch er legt seinem grammatischen System ein von aufsen her aufgenommenes, nicht aus der Sprache selbst entwickeltes logisches Schema zu Grunde, die Kantische Kategorieentafel.

Diese subjectiv-verständige Betrachtungsweise wurde zuvörderst auf einzelne Sprachen — alte und neue — in Special-Grammatiken angewandt. Sie entdeckt aber bald in allen, oder doch den bekannteren Sprachen ein ihnen auf gleiche Weise zu Grunde liegendes logisches Schema, eine abstracte Form, in welche sich alle besonderen Sprachen einfügen lassen, wenn man

von dem abstrahirt, was das individuelle Leben und die Eigenthümlichkeit jeder einzelnen ausmacht. So gelangt man zu einer abstract-allgemeinen Grammatik, die nichts anderes ist, als eine auf die Sprache angewendete formale Logik; eine ganz leere, todte Form, ein starres Gerippe oder Gerüst. Die Allgemeinheit ist hier eine blofs negative, in welcher alle positive Besonderheit, alle individuelle Lebendigkeit und Wirklichkeit untergegangen ist.

Es würde für unsern Zweck nutzlos sein, die ganze Reihe der sogenannten allgemeinen oder philosophischen Grammatiken aufzuzählen, welche diesem Standpunkte angehören. Es sei nur kurz bemerkt, dafs auch der Beckersche Organism wesentlich hierher gehört und keineswegs eine echt philosophische Behandlung der Sprache enthält. Das Princip des Organischen ist zwar, richtig verstanden, ein sehr wesentliches für die sachgemäfse Auffassung der Sprache, sofern darin die natürliche Lebendigkeit der Sprache im Gegensatze zu dem starren Mechanismus der frühern Behandlungsweise zu Tage kommt. Allein einerseits fafst Becker den Begriff des Organischen, wie noch weiterhin gezeigt werden soll, nicht in seiner richtigen Bedeutung auf; und andererseits schlägt seine Theorie in der Ausführung in einen ganz abstracten Formalismus um, worin die Mannigfaltigkeit und Eigenthümlichkeit der verschiedenen Sprachen, in denen gerade das Leben der Sprache selbst sich entfaltet, als ein Gleichgültiges, Accidentelles erscheint, gegenüber der starren Substanz des hinter der Sprache liegenden logischen Schemas. Er geht ausdrücklich von dem logischen Begriff aus, statt, wie es die Theorie der Sprache, die ja nicht eine Theorie des reinen Gedankens sein soll, erfordert, von der Sprachform und der in ihr enthaltenen eigenthümlichen Sprach-Anschauung. Daher identificirt er verschiedene Spracherscheinungen durch Zurückführung auf einen gemeinsamen logischen Begriff, und macht umgekehrt aus einer Form verschiedene Formen, wenn sie verschiedene logische Bedeutung hat, spricht z. B. von einem Supinum im Deutschen, stellt einen Factitivus als besondern Casus auf. Daher verlangt er ferner, dafs ein und dasselbe grammatische System, und zwar das seinige, als allgemeingültig allen Sprachen angepafst werden soll, da doch jede Sprache eben dadurch eine eigenthümliche ist, dafs sie ihr eigenes System hat, abgesehen von jener im Hintergrunde der Sprache lie-

genden allgemeinen Denkform, die aber eben nicht Grammatik, sondern Logik ist.

Das ist eben der Grundirrthum der sogenannten philosophischen Behandlung der Sprache auf dem abstract-verständigen Standpunkte, dafs sie das Wesen der Sprache jenseits der Sprache finden will, in dem Gebiete des reinen Gedankens. — Die Sprache ist nicht das farblose Licht des reinen Gedankens in seiner abstract-logischen Form; sondern sie zeigt dies Licht durch das Medium der vielfach verschiedenen Anschauungs- und Vorstellungsweise der Völker gebrochen in mannigfaltige Farben und Farbenverbindungen. Die Sprachwissenschaft hat es gar nicht mit jenem reinen Lichte des Gedankens, sondern mit diesem unendlich wechselnden Farbenspiel zu thun, wie es in jeder Sprache sich eigenthümlich darstellt. Die sogenannte philosophische Grammatik, welche die Sprache im Gebiete des reinen Gedankens begreifen will, wendet ihrem Object selbst den Rükken und sucht es da zu erkennen, wo es gar nicht zu finden ist.

§. 8. Die geschichtliche Sprachforschung. Sprachvergleichung.

Gegen das angemafste Recht der subjectiven Grammatikerweisheit wird auf dem zweiten Standpunkte, dem der geschichtlichen Sprachforschung, das absolute, unveräufserliche Recht des objectiven Sprachgeistes in seinem natürlichen Leben geltend gemacht. Dieses nämlich hat die Sprache im Sprachgebrauche. Nun ist aber dieser nicht ein für allemal feststehend, sondern verändert sich. Die Sprache hat ihre Geschichte, sie ist in fortschreitender lebendiger Entwickelung begriffen. Und diese Entwickelung ist weder das Werk des berechnenden Verstandes oder der Willkür, noch eines blinden Zufalls, sondern des unbewufst und absichtslos wirkenden Volks- und Sprachgeistes wesentliche, nothwendige Entwickelung aus dem der Sprache selbst inwohnenden natürlichen Bildungsprincip.

Diese geschichtliche Entwickelung ignorirt die abstract verständige Grammatik. Sie nimmt die Sprache in einer bestimmten Entwickelungsform als erstarrt an und behandelt sie wie ein Werk des berechnenden Verstandes. Sie betrachtet die Sprache, wie sie ist, nicht wie sie geworden. Es zeigt sich aber bald, dafs viele Erscheinungen der Sprache, wie sie gegenwärtig oder in ihrer für uns letzten Gestalt ist, ihre Erklärung nur in frühern Perioden des Sprachlebens finden. Der subjective

Verstand des Grammatikers wird häufig durch die Geschichte der Sprache widerlegt.

So führt die geschichtliche Sprachforschung der Erkenntnifs der Sprache in ihrem Wesen um ein Beträchtliches näher; denn das Werden der Sprache, welches sie zum Gegenstande ihrer Untersuchung macht, ist eine substantielle Bestimmung der Sprache selbst. Es gehört zur Substanz der Sprache selbst, dafs sie nicht ein für allemal fixirte oder durch den subjectiven Verstand zu fixirende Form, sondern lebendiger Proceſs, fortschreitende Entwickelung ist.

Mit der geschichtlichen Sprachforschung verbindet sich die Sprachvergleichung. Sie gehört demselben Standpunkte an und ist nur eine Erweiterung des Gesichtskreises derselben. So wie frühere Perioden in dem Leben einer Sprache zur Aufklärung ihres gegenwärtigen Bestandes dienen: so erklären die Sprachen einander gegenseitig. In der Mehrheit der Sprachen liegt etwas Geschichtliches. In ihrem geschichtlichen Leben entfaltet sich eine Sprache in eine Mehrheit besonderer Sprachen. Ein Sprachstamm zertheilt sich in mehre Zweige, die allmählich zu selbständigen Sprachen heranwachsen. Je weiter wir nun in der Sprachengeschichte zurückgehen, je näher kommen wir der gemeinsamen Quelle verschiedener Sprachen, und je mehr nähern sich diese einander. Vermöge dieses Zusammenhanges ergänzen und erklären die Systeme der einzelnen Sprachen sich gegenseitig; die eine füllt die Lücken der andern aus, oder wirft ein Licht auf dunkle Stellen derselben. So treten die Sprachen aus ihrer isolirten Stellung heraus in gegenseitige lebendige Beziehung zu einander als Stammverwandte und Familienglieder. Es entsteht eine Sprachen-Genealogie, ein genealogisches Sprachen-System, welches den geschichtlichen, natürlichen Zusammenhang ganzer Sprachenstämme vor Augen legt.

Auf solche Weise gelangt auch der historische Standpunkt der Sprachbetrachtung zu einer allgemeinen Grammatik. Diese nimmt aber hier die Gestalt einer vergleichenden Sprachenkunde an, und steht der abstract-allgemeinen Sprachlehre diametral entgegen. Diese erreicht die Allgemeinheit nur durch Abstraction von aller Besonderheit auf negativem Wege. Die vergleichende allgemeine Sprachenkunde geht im Gegentheil darauf aus, alle Besonderheit der Sprach-Erscheinungen zu um-

fassen. Sie sucht die Totalität der Sprachen nach ihrem realen Bestand und ihren historischen Verhältnissen in ein Ganzes zusammenzuordnen.

Erst seit einem Menschenalter etwa hat namentlich in Deutschland das Sprachstudium vorzugsweise diese historische und sprachvergleichende Richtung genommen. Was früher in dieser Richtung geschah, war vereinzelt und nicht gründlich und durchgreifend genug. Männer wie Jacob Grimm und Bopp stehen an der Spitze dieser Bewegung. Ersterer hat in seiner deutschen Grammatik ein bisher unerreichtes Muster geschichtlicher Behandlung des grammatischen Sprachstoffes aufgestellt. Durch Bopp, so wie früher schon durch die beiden Schlegel und ihre beiderseitigen Schüler und Anhänger*) wurde in dem Sanskrit und dem indischen Sprachgebiete überhaupt eine neue Welt der wissenschaftlichen Forschung gewonnen. Dieses Studium wurde gleich in seiner Entstehung sprachvergleichend, indem man die Stammverwandtschaft der indischen Sprachen mit andern asiatischen, wie den meisten europäischen erkannte. Bopp gab dieser Vergleichung die feste Grundlage. — Die beiden classischen Sprachen, die lateinische und griechische, an denen sich bisher die grammatische Theorie fast ausschliefslich entwickelt hatte, und die daher als maſsgebende Normalsprachen galten, büſsten ihr bisheriges Principat ein, ohne daſs man deswegen die Vortrefflichkeit ihres grammatischen Baues verkennt. Sie sind aber selbst nur Einzelsprachen in dem groſsen Gesammtstamme, dem auch sie angehören, nur einzelne Stimmen in dem Chore der Völker, die nicht ausschliefslich tonangebend sein können.

Durch diesen erweiterten Gesichtskreis sind die alten grammatischen Principien groſsentheils wesentlich umgestaltet und berichtigt worden. In dem was man früher als Anomalie auſserhalb des grammatischen Systems stehen lieſs, erkannte die historische Forschung meist die älteste, eigentlich normale Bildung, die erst in einer späteren Sprachperiode einer mehr uniformirenden und abschleifenden Richtung gewichen war.

Die geschichtliche und vergleichende Sprachforschung ist eine unerläſsliche Vorarbeit für die philosophische Sprachwissen-

*) Engländer, welche das Sanskrit in Indien selbst erlernt hatten, waren durch ihre Werke und auch mündlich die ersten Lehrer desselben in Europa.

S.

schaft. Sie bahnt den Weg und legt den Grund zu einer Erkenntnifs der Sprache in ihrem Wesen und ihrer Wahrheit, welche dem reflectirenden Verstande unerreichbar ist, aber auch auf dem ausschliefslich historischen Standpunkte noch nicht erreicht wird. Auf diesem verliert man sich ganz in das Materiale der einzelnen Sprachgestaltungen, und gelangt von da aus wohl zu einer Kenntnifs des factischen Zusammenhanges und historischen Entwickelungsganges derselben, aber nicht zu einer Erkenntnifs ihres wesentlichen, begriffmäfsigen Systems. Die historische Sprachforschung gewährt allerdings eine geschichtliche Kenntnifs des Sprachlebens, aber keine begriffmäfsige Erkenntnifs des Wesens der Sprache an sich und in ihrer nach nothwendigen Bestimmungen erfolgenden Entwickelung.

Hiermit sind wir auf den höchsten Standpunkt der theoretischen Sprachbetrachtung gelangt, den der Sprachphilosophie.

§. 9. Philosophische Sprachwissenschaft. Philologie.

Die Aufgabe aller Philosophie ist: in der Erscheinung das Gesetz, in dem Wirklichen das Wesentliche, die Nothwendigkeit zu erkennen, und die Gesammtheit der wahrgenommenen Thatsachen als ein in sich mit Nothwendigkeit zusammenhängendes System wesentlicher Gesetze zu begreifen. Die Sprachphilosophie erstrebt dies in Bezug auf die Sprache.

Die Einseitigkeit jener beiden Standpunkte mufs hier zu einer höheren, inhaltvollen Einheit aufgehoben werden. Die formale, subjective Seite behauptet ihr Recht; aber sie erhebt sich aus der Sphäre des subjectiven Verstandes in die der allgemeinen Vernunft. Die materiale, objective Seite wird in ihrem vollen Werthe anerkannt; aber nicht mehr in der Form der factischen Unmittelbarkeit des Historisch-Gegebenen, nicht als ein Zufälliges, eine Reihe zeitlicher Erscheinungen; sondern in ihrer Nothwendigkeit und wesentlichen Bedeutung, als eine Reihenfolge nothwendiger Entwickelungsstufen, in denen die Idee ihre substantiellen Momente verwirklicht. Wir wollen nicht blofs kennen lernen, was ist, sondern erkennen, was sein mufs, und warum es so und nicht anders ist.

Die historische Sprachforschung zeigt z. B. den factischen Entwickelungsgang der Wörter und Wortformen; sie zeigt ferner in dem lexikalischen Material und dem grammatischen For-

menbau die Verwandtschaft verschiedener Sprachen auf und den Grad derselben. Die philosophische Sprachbetrachtung bleibt bei diesen Resultaten nicht stehen; sie sind für sie nur der Grund, auf welchen sie weiter baut. Sie sucht jene Entwickelungsformen als nothwendige in dem Wesen der menschlichen Sprache gegründete Momente zu begreifen, und deren Verhältnifs zum Menschengeist überhaupt und zu dem besondern Zeit- und Volksgeiste zu erkennen.

Es leuchtet hiernach ein, dafs die philosophische Sprachwissenschaft nicht von der Besonderheit der Sprachen abstrahiren wird, wie die philosophische oder allgemeine Grammatik des abstract-verständigen Standpunktes. Sie wird dieselben vielmehr sämmtlich in ihren Umkreis aufzunehmen streben, aber nicht in ihrem materialen Detail, sondern in ihrer wesentlichen Bedeutung für die Idee der Sprache. Die vergleichende Sprachforschung geht von der Mehrheit der Sprachen als einem Factischen aus und sucht durch die Verschiedenheit derselben zu ihrer Einheit, als historischem Moment, durchzudringen. Die philosophische Sprachwissenschaft geht von der Einheit der Sprach-Idee, dem allgemeinen Begriff und den wesentlichen Kategorieen der Menschensprache aus, und entwickelt daraus die Mehrheit der Sprachen als ein Nothwendiges, in der Idee der Sprache principiell Begründetes, so dafs die Einzelsprachen als wesentliche Momente der Sprach-Idee erscheinen. Die Idee realisirt sich selbst in den besondern Gestaltungen, durch welche sie in die Wirklichkeit tritt. Diese sind nicht von der Idee abgefallen, oder ihr widersprechend. Die echte Philosophie hat die Wirklichkeit mit der Idee zu versöhnen, indem sie jene in ihrer Wahrheit auffafst, welche eben die Idee ist. Sie wird nicht aus dem abstract-subjectiven Verstande heraus ein der Wirklichkeit als Ideal entgegengesetztes leeres Gedankengebilde, ein blofses Hirngespinst construiren; sondern sich in die volle Wirklichkeit versenken, sie vergeistigen und zur Wahrheit erheben.

Zur Charakterisirung dieser philosophischen Sprachwissenschaft noch ein Wort über ihr Verhältnifs zur Philologie.

Die Philologie ist nach der ursprünglichen Auffassung nicht eigentlich eine in sich geschlossene Wissenschaft, sondern eine gelehrte Beschäftigung, das Studium der beiden sogenannten classischen Sprachen und Litteraturen des Alterthums als Bildungs-

mittel für das Individuum und für allgemeine Bildungszwecke zur Förderung der Humanität (daher auch Humanitäts-Studien).

In der ersten Periode der classischen Philologie seit der Mitte des 15. Jahrh. war der höhere Zweck dieses Studiums ein praktischer Humanismus. Man wollte naiver Weise das Alterthum wiederherstellen oder erneuern und durch unmittelbare Nachahmung fortsetzen. Man wollte schreiben wie Cicero und Livius, dichten wie Virgil und Horaz.

In der nächsten Periode des 16. und 17. Jahrh., die man die polymathische und polyhistorische nennen kann (in der Zeit der Casaubonus, Scaliger, Salmasius etc.) geht das Streben auf die Erwerbung umfassender gelehrter Kenntnifs des classischen Alterthums, so weit dieselbe aus dem Studium der alten Litteraturen zu gewinnen war.

Erst in unserer Zeit, besonders seit Wolf, hat man die Masse der hierher gehörenden Disciplinen zu einer objectiven Wissenschaft zu gestalten, nach einem Princip zu ordnen und unter einen gemeinschaftlichen, dem Stoffe selbst inwohnenden Begriff zu fassen begonnen. So wird die Philologie zur Alterthumswissenschaft. Sie ist eine geschichtliche Wissenschaft, deren Object das gesammte Wesen und Leben der beiden Völker des classischen Alterthums in allen seinen geistigen Aeufserungen und Erzeugnissen ist. Die Litteratur ist ihrem materialen Bestandtheile nach Quelle oder Fundgrube für diese Wissenschaft; ihrem idealen (ästhetischen) Gehalt nach nur ein Theil der Lebensäufserungen und Erzeugnisse des antiken Volksgeistes; aber nicht, wie in der alten Philologie, die einzige Quelle und noch weniger das einzige Object dieser Wissenschaft.

Nach derselben Methode und unter demselben Gesichtspunkte können nun aber aufser dem classischen Alterthum auch andere weltgeschichtliche Epochen und andere Nationen der wissenschaftlichen Betrachtung unterworfen werden, und so hat sich der Begriff der Philologie in unserer Zeit dahin erweitert, dafs man darunter eine historische Wissenschaft versteht, deren Aufgabe die Erkenntnifs der geistigen Zustände, Bestrebungen und Erzeugnisse einer Nation oder mehrer verwandter Nationen in einer bestimmten Epoche der Weltgeschichte unter dem Gesichtspunkte der

geschichtlichen Entwickelung ist. — Hiernach mufs es mehrere Philologieen geben, nicht dem Begriffe nach, sondern nach der historischen Sphäre des Objects; z. B. neben der classischen: eine indische, semitische, germanische u. s. w., deren Object keineswegs blofs die Sprache und Litteratur der genannten Völker oder Volksstämme ist, sondern der ganze Complex ihrer geistigen Lebensäufserungen. In diesem Sinne ist Jacob Grimm in Wahrheit der Begründer der germanischen Philologie, da er seine Forschung keineswegs auf die Sprache beschränkt, sondern auf die Gebiete der Litteratur, der Religion, des Rechts u. s. w. der germanischen Völker ausgedehnt hat, und alle diese Zweige und Richtungen des germanischen Lebens in steter Beziehung auf einander unter dem Gesichtspunkte der geschichtlichen Entwickelung betrachtet. Grimm selbst sagt (Gesch. der deutschen Spr. 1848. Vorr. S. XIII): „Sprachforschung, der ich anhänge und von der ich ausgehe, hat mich doch nie in der Weise befriedigen können, dafs ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht blofs Häuser bauen, sondern auch darin wohnen“ u. s. w. Das ist ganz der Standpunkt des Philologen. Der reinen Sprachwissenschaft sind die Worte selbst die Sache, die Sprache das alleinige Object der wissenschaftlichen Betrachtung.

Zu der Philologie in diesem Sinne steht die Sprache in einem doppelten Verhältnisse. Sie hat 1) zunächst die formale Bedeutung eines Instruments, mittelst dessen man sich den Weg bahnt zum Eindringen in die Litteratur; 2) aber ist sie an und für sich materiales Object der Philologie, sofern sie eigenthümliches Erzeugnifs und Organ des Volksgeistes ist, also eine der wichtigsten geistigen Lebensäufserungen. Vermöge des historischen Principes der Philologie aber mufs die Sprache hier durchaus in ihrem Zusammenhange mit dem Gesammtleben der in Betracht stehenden Nation gefafst werden und in ihrer mit diesem gleichmäfsig fortschreitenden geschichtlichen Entwickelung. So ist die Grimmsche Behandlung der Grammatik der germanischen Sprachen eine echt philologische; in ähnlicher Weise hat Diez die romanischen Sprachen bearbeitet. So mufs auch die höhere philologische Special-Grammatik der classischen Sprachen Geschichte und Charakteristik derselben im

Zusammenhang mit dem antiken Leben sein. Im Griechischen z. B. müssen die Dialekte nach ihrem Zusammenhang mit den Stamm-Charakteren, die verschiedenen Epochen der Sprache in der Litteratur, die Kunstsprachen für die verschiedenen litterarischen Gattungen vorzüglich ins Auge gefafst werden.

Die philologische Grammatik kann hiernach nichts anderes sein, als geschichtliche Grammatik unter der Beschränkung auf ein bestimmtes Gebiet der Weltgeschichte und des Völkerlebens. Sie ist also ihrem Umfange nach beschränkter, als die allgemeine geschichtliche und vergleichende Sprachenkunde, und auch principiell von dieser verschieden, da ihr Gesichtspunkt nicht die Sprache an sich ist, nicht die geschichtliche Entwickelung und der genetische Zusammenhang eines ganzen Sprachstammes, sondern der eigenthümliche Charakter eines bestimmten Volks- und Zeitgeistes, welchem sie die Sprache als eine seiner Manifestationen unterzuordnen hat. Was über dies Gebiet hinausgreift in andere Sprachgebiete, liegt aufserhalb der Sphäre der philologischen Grammatik.

Noch wesentlicher aber unterscheidet sich die philologische Grammatik von der philosophischen Sprachwissenschaft. Diese ist nicht, wie jene eine historische oder vielmehr nur ein Theil einer historischen Wissenschaft, sondern eine selbständige philosophische Wissenschaft, deren Object die menschliche Sprache überhaupt ist. Sie hat von der Idee der Sprache an sich nach ihrer wesentlichen Begründung in der Menschennatur und den in ihr selbst liegenden nothwendigen Momenten auszugehen, die Realisirung dieser Idee durch alle Sprachen der Erde zu verfolgen und diese als ein System wesentlich begründeter Verwirklichungsformen jener Idee zu begreifen, so dafs in der Gesammtheit dieser Gestaltungen die Sprach-Idee in ihrer Totalität in die Erscheinung tritt.

So viel über die Aufgabe der philosophischen Sprachwissenschaft. Man kann nun aber fragen: Ist denn diese Aufgabe auch lösbar?

Die menscliche Vernunft hat den unüberwindlichen Glauben, das Wahre begreifen und erkennen zu können. Wer eine philosophische Sprachwissenschaft in unserem Sinne für unmöglich hält, mufs entweder an der Philosophie überhaupt zweifeln, d. h. dem menschlichen Geiste jene Fähigkeit und Berechtigung

absprechen, die Wahrheit und das Wesen der Dinge zu erkennen; oder er mufs die Sprache für einen zur philosophischen Betrachtung ungeeigneten Gegenstand halten, d. i. für etwas nicht Gesetzmäfsiges, Begriffloses, rein Zufälliges oder Willkürliches; denn nur das Vernunft- und Begriffiose kann nicht begriffen werden. Wenn aber der Geist selbst ein Gesetz- und Begriffmäfsiges ist, wie sollte dann die Sprache, das Organ des Geistes, welches er aus sich erzeugt, um ins Leben zu treten, gesetz- und begrifflos sein!

Sind wir aber überzeugt von der absoluten, wesentlichen Möglichkeit und Nothwendigkeit der Sprachphilosophie an sich, und durchdrungen von der hohen Wichtigkeit dieser Wissenschaft: so bleibt freilich noch die Frage nach der relativen und subjectiven Möglichkeit übrig, d. i. nach den äufseren Bedingungen der Lösbarkeit dieser grofsen Aufgabe.

Wir geben erstlich folgendes zu überlegen. Alle Philosophie ist eine unendliche Aufgabe, die nur relativ nach dem gegenwärtigen Höhenpunkte der Intelligenz gelöst werden kann; eine ewige Arbeit des menschlichen Geistes, der das Ziel seines Strebens mit jeder erreichten Stufe immer höher rückt. So ist es auch mit der Sprachphilosophie.

Ferner beruht das Leben und der Fortschritt der Wissenschaft auch darauf, dafs die Empirie, wenn die Theorie sie eingeholt zu haben meint, sogleich wieder einen Vorsprung vor dieser gewinnt, und der Wissenschaft damit eine neue Aufgabe stellt. Dies gilt ganz besonders von einer so jungen Wissenschaft, wie es die Sprachwissenschaft in unserem Sinne ist. Es ist in diesem Sinne bis jetzt noch wenig geschehen. Das Beste, was dafür gethan ist, sind die Arbeiten Wilh. v. Humboldts. Er hat einen Grund gelegt, auf den sich weiter bauen läfst. Ihm hat sich in neuester Zeit besonders Dr. Steinthal angeschlossen. Es ist hier noch unendlich Vieles im Einzelnen zu entdecken, zu beobachten, festzustellen und zu erklären; es sind noch unzählige erst begonnene Vorarbeiten zum Ziele zu führen; und wir haben uns daher vor nichts mehr zu hüten, als vor voreiliger völlig abschliefsender Systematisirung eines noch unreifen Stoffes, wodurch wir wieder auf den Standpunkt des subjectiven Verstandes zurückfallen würden.

Ein anderes Hindernifs nächst diesem objectiven liegt in

der beschränkten Kraft und Fähigkeit des subjectiven Geistes. Je höher und gröfser uns unser Gegenstand erscheint, desto geringere Meinung wollen wir von unsern Kräften haben. Jener Glaube an die Macht und Würde der allgemein menschlichen Vernunft verträgt sich sehr wohl mit der bescheidensten Selbstschätzung des eigenen subjectiven Geistes, der nur zu leicht in den Fall kommen kann, seine individuellen Ansichten und Einfälle zu verfolgen, während er als das Organ der allgemeinen Vernunft thätig zu sein und das Wesen und die Wahrheit der Dinge zu erkennen wähnt.

§. 10. Eintheilung der Sprachwissenschaft.

Der gesammte Stoff der Sprachwissenschaft zerlegt sich in zwei Haupttheile, einen allgemeinen, synthetischen, und einen besondern, analytischen Theil. Ersterer hat die Sprache in ihrer Totalität zu betrachten. Aus dem Begriffe der Sprache oder der Sprach-Idee werden die in ihr liegenden wesentlichen Momente entwickelt und dadurch der abstracte ideale Begriff zu seiner concreten Realität, und in dieser zur Erkenntnifs gebracht. Wir können diesen Theil in bestimmterem Sinne Philosophie der Sprache nennen. Er ist aber nothwendig zugleich Geschichte der Sprache, da die Sprache ihrer Natur nach gegeschichtlicher Procefs ist. — Der zweite oder besondere Theil hat die Sprache nach ihren Elementen zu betrachten und aus denselben zu construiren. Dieser Theil kann bestimmter philosophische Grammatik genannt werden. Sie ist aber nothwendig zugleich vergleichende Grammatik, da die Sprache nur in einer Mehrheit von Sprachen sich realisirt, und das grammatische System mithin nur in der Gesammtheit der verschiedenen Sprachsysteme hervortritt. — Der erste Theil mufs die Keime und Wurzeln des zweiten enthalten, nur nicht die Durchführung des grammatischen Systems im Einzelnen und in der Anwendung auf einen bestimmten Sprachstoff.

Im ersten Theile gehen wir vom Begriffe der Sprache aus und verfolgen denselben durch seine drei wesentlichen Momente: Allgemeinheit, Besonderheit, Einzelheit. Die Sprache wird also betrachtet 1) in der allgemeinen Sphäre der Menschheit überhaupt, als Organ des Menschengeistes überhaupt, als Menschensprache; 2) in der besondern Sphäre der Nationa-

lität, als Organ des Volksgeistes, als Volkssprache; 3) in der Sphäre der Einzelheit, der concreten Individualität, als das Reden der einzelnen Menschen. Hier grenzt die Sprachphilosophie an das Gebiet der Rhetorik und Aesthetik.

Der zweite Theil zerfällt in zwei Unterabtheilungen gemäfs der lautlichen und intellectuellen Seite der Sprache.

Erster Theil.

Erste Abtheilung.

Die Sprache in der Sphäre der Allgemeinheit, als Organ des Menschengeistes überhaupt.

Erstes Kapitel.

Begriff und Wesen der Sprache. Nothwendigkeit und Ursprung derselben.

A. Die Sprach-Idee.

§. 11. Definition der Sprache.

Wir gehen von den erfahrungsmäfsig gegebenen Vorstellungen aus und steigen durch schärfere Bestimmung, Läuterung und Vertiefung derselben zu dem wissenschaftlichen Begriffe der Sache auf.

Wenn ich spreche, so äufsere ich mein Inneres.

Das Sprechen oder die Sprache subjectiv genommen ist also Aeufserung des Innern, Darstellung und Ausdruck dessen, was in dem Menschen vorgeht.

Die Sprache, objectiv genommen, ist das Mittel der Aeufserung des Innern.

Die Sprache ist also nicht Darstellung des Aeufsern, der Objecte, wie Aeltere und Neuere behauptet haben. Der Mensch äufsert in der Sprache immer sein Inneres. Diesem sind aber die Gegenstände seiner Anschauung nicht fremd, sondern als Bestandtheile seiner selbst in das Innere des Menschen aufgenommen, und nur als solche werden sie in der Sprache äufserlich dargestellt. Mit andern Worten: der Mensch stellt in der

Sprache nicht die Objecte in ihrer unmittelbaren Aeufserlichkeit dar, sondern sofern er sie zu einem Innern gemacht hat, als Vorstellungen. Auf jener irrigen Ansicht beruht die Forderung einer Nachahmung (μίμησις bei Plato) der Objecte durch die Sprache. Diese Forderung fällt von selbst weg, sobald wir das Wort als Ausdruck der geistigen Vorstellung fassen, welche, wie wir weiterhin sehen werden, keineswegs ein bloſses Abbild des Objects der sinnlichen Wahrnehmung ist. Schon unserm gemeinen Sprachgebrauch liegt die richtige Ansicht von der Natur der Sprache zu Grunde. Aeufsern kann nur heifsen: ein Innerliches aufser uns darstellen; und noch bedeutsamer sagen wir: *ich äufsere mich* für: *ich spreche*; es ist also mein Ich selbst, was ich in der Sprache vernehmbar mache.

Zur näheren Bestimmung unserer Definition der Sprache aber haben wir eine dreifache Frage zu beantworten:

1) Was ist das Innere, welches der Mensch sprechend äufsert?

2) In welcher Form geschieht die Aeufserung? Wie ist das Mittel der Aeufserung beschaffen?

3) In welchem Verhältnisse und Zusammenhange steht die Form, das Aeufserungsmittel, zu dem geäufserten Inhalte?

§. 12. Sprache ist Ausdruck des freien Geistes.

Der Mensch äufsert sein Inneres, das ist überhaupt sein geistiges Wesen. Dies geistige Wesen ist aber in sich ein zwiefaches:

1) die empfindende Seele; 2) der selbstbewufste, vernünftige, freie Geist.

Beides ist freilich nicht getrennt, nicht neben, sondern in einander zu denken. Es ist ein und dasselbe immaterielle Wesen, was wir Seele nennen, sofern es in die Leiblichkeit des Organismus versunken, materiell bedingtes und gebundenes Wesen ist; Geist, sofern es zu seinem Für-sich-sein kommt, sich selbst erfafst und durch freie Selbstbestimmung sich über seine materielle Gebundenheit erhebt.

Die Seele ist die Erscheinung des Geistes im Menschen; der Geist so verschieden von der Seele, wie die Bedingung einer Erscheinung von der Erscheinung selbst.

Functionen der Seele sind: Empfinden und Begehren (bewufstloser Trieb);

Functionen des Geistes: Denken und Wollen (theoretischer und praktischer Geist).

Der Mensch unterscheidet sich von dem Thiere durch den vernünftigen Geist. Daſs dem Thiere dieser fehle, zeigt mit Bestimmtheit der Mangel der Perfectibilität. Die Vögel bauen ihre Nester, die Bienen ihre Zellen noch heute, wie vor Jahrtausenden. Ihr Thun ist Naturbestimmtheit, nicht freie Selbstbestimmung: daher keine fortschreitende Selbstentwickelung, keine Geschichte.

Der Mensch unterscheidet sich aber äuſserlich von dem Thiere durch die Sprache. Das Thier hat keine Sprache, so wie es keinen vernünftigen Geist hat. Hieraus schon läſst sich schlieſsen, daſs die Sprache mit dem vernünftigen Geiste im nächsten Zusammenhange steht; daſs sie wesentlich nicht Aeuſserung der empfindenden Seele, sondern des freien Geistes ist.

§. 13. Theoretische und praktische Natur der Sprache.

Es leuchtet ferner ein, daſs die Sprache ihrer Substanz nach nicht dem praktischen, sondern dem theoretischen Geiste angehört. Wer handelt, äuſsert gleichfalls sein Inneres. Er sucht ein Gewolltes, eine Absicht zu verwirklichen, d. i. er macht seinen geistigen Inhalt oder das Seinige zu einem auſser ihm Seienden. So stellt nun zwar auch der Sprechende seinen geistigen Inhalt auſser sich dar; aber dieser Inhalt ist ein Gedachtes, und die Form der Aeuſserung ist eine ganz ideelle, keine reale; das Geäuſserte wird nicht zu einem Seienden. Die Sprachäuſserung ist an sich keine That, welche in die Objecte unmittelbar eingreift. Daher sind Werk (That) und Wort, dicta und facta, ἔργον und λόγος stehende Gegensätze. Die Sprache kann freilich auch ein Gewolltes darstellen: eine Willensäuſserung, einen Befehl, Wunsch u. s. w. Allein sie drückt dann doch immer nur den Inhalt des Geistes als ein Gedachtes in logischer Form aus, sie realisirt ihn nicht praktisch.

Allerdings kann das Wort auch den Charakter und die Bedeutung einer That annehmen (z. B. eine förmliche Willenserklärung, Zusage oder Verweigerung, beleidigende Rede), aber nur durch den animus (die Absicht) des Redenden und die Consequenzen seiner Aeuſserung, nicht an und für sich durch seinen eigenen Inhalt und seine logische Form. Umgekehrt kann auch eine Handlung zur Gedankenäuſserung werden, indem sie auf

meine Gedanken schliefsen läfst. Die Gedankenäufserung ist aber nicht der Zweck meines Handelns, sondern nur eine zufällige Folge desselben. Fichte sagt (Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache, sämmtl. Werke VIII. p. 302): „Bei allem was Sprache heifsen soll, wird schlechterdings nichts weiter beabsichtigt, als die Bezeichnung des Gedankens; und die Sprache hat aufser dieser Bezeichnung ganz und gar keinen Zweck.“ So sind Sprache und Handlung streng geschieden.

In jener Urspaltung ihres geistigen Wesens (dem Gegensatz von Denken und Wollen, welcher im Reden und Handeln zu Tage kommt) liegt die Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur im Vergleich mit der göttlichen. In Gott ist Denken und Handeln eins. Sein Gedanke ist unmittelbar Wort (*λόγος*), sein Wort That, seine That die ewige Schöpfung der Welt. Alles dies ist ein Act, während bei dem Menschen zunächst Denken und Wollen und dann wieder Denken und Sprechen, Wollen und Thun eben so viel verschiedene Acte sind.

Uebrigens müssen wir auch in dem Menschen Denken und Wollen nicht in abstracter Sonderung fassen. Es ist derselbe freie Geist, welcher nur in verschiedenen Richtungen sich äufsert, die in und durch einander wirken. Cf. Spinoza: *Voluntas et intellectus unum et idem sunt.* Schon die Sokratische Lehre fafst Erkenntnifs und Tugend, das Wissen und das sittliche Handeln als wesentlich identisch. — Der Mensch würde, wenn er nicht frei wollen und handeln könnte, auch nicht denken; und umgekehrt nicht handeln können, wenn er nicht dächte. Im Denken ist zugleich das Wollen, im Wollen das Denken. Sonst wäre jenes ein bloſses Empfinden, dieses ein unfreies sinnliches Begehren. Der besonnene Mensch denkt und spricht eben so wenig willenlos, als er gedankenlos handelt. Das Thier kann eben so wenig handeln als sprechen.

Der Act des Sprechens ist also allerdings zugleich wesentlich abhängig von dem freien Willen des Menschen. Das Sprechen ist nicht etwas Unwillkürliches — eine wichtige Bestimmung. Nur der Fieberkranke, der Wahnsinnige spricht willenlos.

Seinem wesentlichen Inhalte und seiner Form nach aber gehört das Gesprochene dem theoretischen Geiste an, und wir

können demnach die Definition der Sprache nun genauer so fassen:

Die Sprache ist die freie Aeufserung, oder — objectiv genommen — die Aeufserungsform des denkenden Geistes oder der Intelligenz des Menschen.

Der Sprache als der Hauptform der Realisirung des theoretischen Geistes steht als Entwickelungsform des practischen Geistes gegenüber die Geschichte. Es ist jedoch zu bemerken, dafs die Sprache nicht die einzige Aeufserungsform des theoretischen Geistes ist, also das Gebiet desselben nicht vollständig erschöpft. Andererseits, wie schon gesagt, kann auch das Sprechen eine That sein in Hinsicht auf seine Zwecke und Folgen. Daher sind auch Personen, die wesentlich nur gedacht und gesprochen haben, grofse Volksredner und Volkslehrer, Religionsstifter, Philosophen u. s. w., z. B. Sokrates, in der That als Heroen der Geschichte zu betrachten.

§. 14. Ausdruck des Gefühls durch die Sprache.

Werfen wir nun noch einen Blick zurück auf den Gegensatz des Denkens und Empfindens. Der Inhalt der Sprachäufserung sind wesentlich Gedanken, geistige Vorstellungen und Begriffe, nicht Gefühle und Empfindungen. Wie äufsern sich denn aber diese? und kann dies nicht auch durch die Sprache geschehen?

Darauf ist zu antworten: Der unmittelbare Ausdruck der Empfindung sind Naturlaute (Empfindungslaute, den Thierlauten analog) und Töne, welche keine Sprache bilden. Daher sind die Interjectionen etwas dem übrigen Sprachstoffe Fremdartiges; sie stehen weder in etymologischem, noch in syntaktischem Zusammenhange mit den Wörtern der Vernunftsprache. Treten sie ausnahmsweise in Zusammenhang mit der übrigen Sprache, so haben sie ihre eigenthümliche Natur schon verändert. Vrgl. z. B. unser *weh*! mit dem lat. *vae*, griech. *οὐαί*.

Soll die Empfindung durch die Vernunftsprache geäufsert werden, so wird sie nicht mehr unmittelbar als solche ausgedrückt, sondern, durch den denkenden Geist vermittelt, in der Form eines Gedankens ausgesprochen. Vrgl. den Empfindungslaut *ach*! mit dem Satz: *ich habe Schmerz*, in welchem die Empfindung, durch den Gedanken vermittelt, abstracter Weise

dargestellt, ausgesagt, nicht mehr unmittelbar ausgedrückt wird, indem der bewufste Geist darauf reflectirt und den unmittelbaren sinnlichen Eindruck verständig analysirt.

Die Sprache ist allerdings das Organ für das ganze Seelen-Leben des Menschen, oder wie Grimm (Gesch. d. d. Spr. S. 5) schön sagt: „Sprache ist der volle Athem menschlicher Seele"; aber nur insofern der Inhalt in die Form des Gedankens gefafst ist. Nur was gedacht ist, kann gesprochen werden; und das klar Gedachte ist nothwendig auch aussprechbar. Unaussprechlich ist nur, was noch nicht im Gedanken erfafst ist, sei es weil es als blofse Empfindung für den Gedanken zu tief steht, oder weil es für das Denkvermögen des Subjects zu hoch ist, als ein Undenkbares.

Die lyrische Poesie, als subjective Gefühls-Dichtung, kann die Empfindungen oder Regungen des Gemüths gleichfalls nicht anders darstellen, als in Gedankenform, wenn sie auch, um dem unmittelbaren Ausdruck des Gefühls so nahe wie möglich zu kommen, den logischen Zusammenhang auflöst, die verständige Entwickelung des im Gemüthe lebendigen Inhaltes vermeidet, und vielmehr sprungweise, in abgerissenen Sätzen fortschreitet; sofern sie unmittelbare, die Empfindung wirklich aussprechende, nicht blofs darauf und darüber reflectirende Lyrik ist. Daher aber bedarf sie um so mehr, je mehr sie reine Gefühlssprache ist, zu ihrer Ergänzung der Musik, wodurch der Gedanken gleichsam in die reine Sphäre und unmittelbare Sprache des Gefühls zurückversetzt wird. Der Ton schmelzt den Gedanken in Empfindung. — Die Musik ist die durch die schöpferische Phantasie zur schönen Kunst gestaltete unmittelbare Gefühls-Aeufserung.

§. 15. Sprache ist Darstellung für das Gehör.

Wir kommen zu unserer zweiten Frage. Sie geht auf das Aeufsere der Sprache, das Wie der Aeufserung.

Aeufsern heifst: aufser mir darstellen, für mich selbst und für Andere wahrnehmbar machen.

Die Organe aber, durch welche wir die von aufsen an uns kommenden Eindrücke in uns aufnehmen oder wahrnehmen, sind die Sinne. Die Sinnes-Organe sind die Wege, auf welchen die äufsere Natur mit unserm Innern in Verbindung tritt. Sie knüpfen den Menschen an das All, und die Menschen an ein-

ander, und fügen den Menschen als Glied in die physische und moralische Weltordnung ein.

Aeufsern kann also nichts anderes heifsen, als: für einen Sinn darstellen oder wahrnehmbar machen.

Dies könnte nun für verschiedene Sinne geschehen. Warum geschieht es in der Sprache für den Gehörssinn?

Wir unterscheiden die niedern Sinne: Gefühl, Geschmack, Geruch, von den höheren: Gesicht und Gehör. Die niederen Sinne sind als reale oder materielle nicht geeignet zu Empfängern und Vermittlern des Gedanken-Ausdrucks. Ungleich näher stehen dem Geiste die höheren oder ideellen Sinne, und noch ideeller als das Gesicht ist das Gehör. Was gesehen wird, ist doch ein Materielles, ein Bleibendes im Raume; was gehört wird, hat eine ganz ideelle Existenz, als unmittelbar verschwindend in der Zeit. Vermöge dieser ideellen Natur ist der Laut vorzugsweise geeignet zum Träger des Gedankens, das Gehör zum Empfänger desselben.

Zur genauern Begründung der Nothwendigkeit der Lautsprache und um den organischen Zusammenhang zwischen Laut und Gedanken zu begreifen, müssen wir einerseits die Natur des Gehörssinnes, andererseits die des Lautes noch einer nähern Betrachtung unterwerfen.

Wichtig ist hierbei die Form des Zeitlichen im Gegensatz zu dem Räumlichen. Das Denken ist Thätigkeit, Bewegung des Geistes; diese nothwendig ein Zeitliches. Der geistige Inhalt wird im Denken entwickelt, zerlegt in eine Reihe auf einander folgender Momente. Diesem innern Proceſs der Gedanken-Entwickelung entspricht nun in der Sphäre des sinnlich-Wahrnehmbaren eine Reihe hörbarer Laut-Momente. Das Hörbare ist ebenfalls seiner Natur nach ein Zeitliches.

Die der logischen Entwickelung des geistigen Inhaltes angemessene Form ist das Nacheinander in der Zeit, nicht das Nebeneinander im Raume, welches nur eine Anschauung giebt, aber keinen logisch zerlegten Gedanken darzustellen vermag.

Allerdings kann man auch an dem Auge eine Reihe von Zeitmomenten vorüberführen durch Mienen, Geberden, körperliche Zeichen. Daher begleitet auch die Bewegung (Gesticulation, Action, Mimik) die Rede. Für sich allein aber kann sie dieselbe nur im Nothfalle und sehr mangelhaft ersetzen (Zeichensprache der Taubstummen). Dies hat seinen Grund darin, daſs

die sichtbaren Bewegungen sich nicht in so bestimmt unterscheidbare Momente zerlegen, wie die Laute. Auch ist ihre Wirkung nicht so kräftig. Denn einerseits, für den Empfänger, ist dabei eine Abstraction von allem gleichzeitig daneben Angeschauten erforderlich, wodurch die Aufmerksamkeit zerstreut wird; während der Laut durch seine lebendig einwirkende Kraft die Aufmerksamkeit unmittelbar erregt. Andererseits aber auch, in Bezug auf den, der sich äufsern will, wird das für das Auge körperlich Dargestellte nicht zur vollständigen Aeufserung; es haftet an dem Körper des Darstellenden, während der Laut sich völlig davon ablöst und als ein freies, selbständiges Element so weit reicht, als es durch die Luft getragen wird.

Noch weniger aber können ruhende, fixirte Zeichen für das Auge (Bilder, Symbole, Schriftzeichen) die unmittelbare natürliche Kraft und Bedeutung des Hörbaren haben. Sobald die Bewegung wegfällt, fehlt die zeitliche Succession, welche wir als der natürlichen Aeufserung des sich logisch entwickelnden Gedankens wesentlich erkannt haben. Die ruhenden Bilder oder Zeichen erscheinen, wie alles Sichtbare, als ein Nebeneinander im Raume; sie werden nicht unmittelbar und ihrer eigenen Natur nach successive wahrgenommen, sondern nur in Folge einer Abstraction von ihrem natürlichen Nebeneinander. Wir übersehen eine beschriebene Seite mit einem Blick; und müssen diese bunte Masse von Zeichen künstlich sondern, einzeln nach einander aufnehmen, auflesen und sammeln (*legere, lesen*), um den Sinn zu erkennen. Dies ist keine unmittelbare, natürliche Wirkung der sichtbaren Zeichen der Schrift, sondern eine künstliche Thätigkeit des Abstractions-Vermögens.

Auch ist das Gehör den äufserlichen Bedingungen seiner Empfänglichkeit nach unabhängiger und freier als das Gesicht. Das Auge bedarf des Lichtes, um etwas wahrzunehmen; das einzig nothwendige Medium des Hörbaren ist die Luft, welche zugleich die allgemeinste Lebensbedingung ist. Ja, auch der Schlafende wird in Folge der Erschütterung seines Gehörsnerven durch den Laut zum Bewufstsein erweckt — ein deutlicher Beweis von der eindringenden, unmittelbar das geistige Leben bewegenden Kraft des Lautes.

Der Sinn des Gehörs ist endlich unter allen Sinnen der innerlichste, ideellste und steht mit dem geistigen Wesen des Menschen im unmittelbarsten Zusammenhange. Das Ohr ist die be-

ständig offene Pforte des Geistes. Der Blick hängt an der Aufsenseite der körperlichen Gegenstände; das Gehör vernimmt das Unsichtbare, Körperlose, wie es sich als ein Lebendiges, Thätiges in zeitlicher Succession entfaltet.

§. 16. Der Laut als Träger des Gedankens.

Wir müssen nun dem subjectiven Gehörssinn gegenüber auch das Object seiner Wahrnehmung, den Laut an sich, seiner physikalischen Natur und seiner wirkenden Kraft nach, besonders betrachten. Da wird es völlig klar werden, dafs der Laut vor allem geeignet ist, der Träger des Gedankens zu sein, und dafs die geäufserte Vernunft nothwendig und wesentlich Lautsprache werden mufste.

Der Sprachlaut fällt als eine besondere Species unter den Gattungsbegriff des Schalls.

Der Schall zeigt sich überall seiner Natur nach als das seelenhafte Element, worin sich die Innerlichkeit der Substanz kund giebt; ein sinnlich Wahrnehmbares und doch Immaterielles, dem Geistigen am nächsten kommend.

Schon die leblosen Naturkörper manifestiren, durch mechanische Einwirkung erschüttert, in dem Schall ihre substantielle Eigenthümlichkeit, die specifische Natur der Materie. Es ist ein inneres Erzittern oder Oscilliren der Theile, wodurch diese eben so wohl ihr Bestehen, als zugleich ihre Aufhebung durch die Cohäsion offenbaren. — In der besondern Art des Schalls giebt sich die Art und Natur des Stoffes und die Weise der Cohäsion seiner Theile zu erkennen; so unterscheidet man Silber von Zinn, Blei u. s. w., während der äufsere Schein trügen kann.

Reinheit und Unreinheit des Schalls (oder Klanges) und überhaupt die verschiedenen Arten oder Stufen des Schalls von dem unvollkommensten bis zum vollkommensten hängen von der mehr oder weniger ununterbrochenen gleichmäfsigen Cohäsion und homogenen Beschaffenheit der Theile eines Körpers ab.

Das cohäsionslose Wasser, von dem nur die Oberfläche zum Erzittern kommt, ist ohne Klang. Die blofs äufserliche, nicht die ganze Masse gleichmäfsig durchdringende Reibung seiner Theile giebt nur ein Rauschen. So nennen wir jeden unstetigen, verworrenen Schall: Geräusch.

Klang hingegen nennen wir den stetigen, dem Ohre wohlgefälligen Schall eines durch und durch in sich erzitternden

Körpers, dessen Substanz ein durchaus homogenes Continuum ist, z. B. des Glases, des Metalles. Wird das Continuum unterbrochen, der Zusammenhang der Theile aufgehoben durch einen Sprung oder Riſs, so geht der Klang verloren, und es bleibt nur ein dumpfer Schall. — Unsere Sprache ist reich an bestimmt unterschiedenen Ausdrücken für die verschiedenen Arten des Schalls. Im engeren Sinne kann man unterscheiden:

Schall, als den entstehenden und das Ohr unmittelbar treffenden Schall; im Sichtbaren entsprechend dem Schein.

Hall, den auf den Luftwellen verschwebenden, entsprechend der Helle.

Wiederhall, den von einem Körper zurückprallenden, entsprechend dem Wiederschein oder Reflex der Lichtstrahlen.

Geräusch, unstetiger, verworrener Schall, entsprechend dem Schimmer oder Geflimmer.

Klang, der stetige, reine, in sich homogene Schall, entsprechend dem Glanz.

Der Schall oder bestimmter der Klang wird zum Ton, sofern er qualitativ specificirt, innerlich bestimmt wird und in Verhältniſs zu andern Klängen tritt. Der Ton entspricht im Sichtbaren der Farbe; daher man auch die Nuancen der Farbe *Farbentöne* zu nennen pflegt. Die Unterschiede der Töne beruhen zum Theil auf der gröſseren oder geringeren Spannung des tönenden Körpers (daher τόνος von τείνειν), und bestehen hauptsächlich in schnelleren oder langsameren Schwingungen der Luft, welche man zählen kann. So entstehen die mathematisch bestimmbaren Grade der Höhe und Tiefe der Töne (Tonleiter, Intervalle, harmonische Verhältnisse). Der Ton ist das Element der Musik.

Alle diese Schall-Arten sind aus leblosen Naturkörpern mittelst mechanischer Erregung zu erzeugen. Man unterscheide davon die dynamische Erzeugung des Schalles als Product des thierischen Organismus. Diesen selbstthätig erzeugten Schall nennen wir Laut*).

Das Thier manifestirt sein Selbstgefühl, sein Leben überhaupt und seine specifische Eigenthümlichkeit und die Entwickelungsstufe des Organismus, auf welcher es steht, durch

*) In seiner ursprünglichen Bedeutung heiſst Laut alles Hörbare, altd. *hlut*, verw. mit *hlosen*, lauschen, und dem griech. κλύειν; dann aber speciell: der selbstthätig erzeugte Schall.

den Laut. Die Fähigkeit der dynamischen Lauterzeugung nennen wir Stimme.

Die niedern Thiergattungen, die keine Lungen haben, auch noch die Fische, deren Element das Wasser ist, welches den Schall nicht fortpflanzt, sind stumm. Die höhern haben ihre eigenthümlichen Laute, woran sie kenntlich sind und einander selbst erkennen. Von einer Sprache der Thiere kann man jedoch nur sehr uneigentlich reden. Was sie offenbaren, ist einerseits nur das Daseinsgefühl überhaupt — Aeuserung des Selbstgefühls; sie objectiviren sich, machen sich selbst zum Gegenstande — und die instinctmäfsig gefühlten Bedürfnisse des Naturlebens; andererseits sind es, namentlich bei den höher organisirten Thieren, einzelne Sensationen des animalischen Seelenlebens, Empfindungen und Begehrungen.

Die höchste Ausbildung erreicht der Thierlaut in dem Gesang der Vögel, als der eigentlichen Luft-Thiere — ein Gesang, den die Natur selbst durch ihre Geschöpfe als Organe hervorbringt. Er ist nur Manifestirung des thierischen Gattungslebens in beschränkter und abstracter Weise. Wenn die Nachtigall singt, so ist es nicht sowohl das Individuum, welches diese bestimmten, individuellen Gefühle äufsert; sondern es ist die Gattung, die vermöge ihrer natürlichen Organisation durch das Individuum sich äufsert — Ausdruck des Naturlebens.

Die Fähigkeit der dynamischen Laut-Erzeugung, die Stimme, hat nun auch der Mensch schon als bloſs lebendiges, beseeltes Geschöpf in dem dumpfen, bewuſstlosen Schlummer des Naturlebens. Das neugeborne Kind schon kündigt sich schreiend an. Es sagt sich damit gleichsam von dem Leibe der Mutter los; es ist als thierisches Individuum an die Luft herausgeboren, nicht mehr ein bloſs vegetativer Theil des Mutterleibes; es athmet und äufsert durch Naturlaute sein Selbstgefühl und bald durch verschieden modificirte Naturlaute die besondern Regungen seines Seelenlebens.

Diese Naturlaute sind keine Sprache, so wenig wie die Thierlaute. In ihnen äufsert sich keine menschliche Intelligenz, und aus ihnen allein kann das Entstehen der menschlichen Vernunftsprache nicht erklärt werden. Sie sind nicht articulirt und entstehen unwillkürlich; sie sind weiter nichts als die Verstärkung und Modificirung des Odems, dieser allgemeinen Lebensäufserung, worin sich die jedesmalige eigenthümliche Stimmung

des Seelenlebens unwillkürlich kund giebt, nicht aber der denkende Geist.

Die wesentliche Natur des articulirten Sprachlautes, im Unterschiede von dem Naturlaut, wird später dargelegt werden. Hier kam es nur darauf an, nachzuweisen, wie der Schall in der ganzen Natur die innerliche Eigenthümlichkeit der Dinge kund giebt, der selbstthätig producirte Laut aber die ideellste Lebensäufserung des animalischen Seelenlebens ist. Für den vernünftigen Menschen wird folglich diese ihm im vorzüglichsten Grade verliehene Fähigkeit der Laut-Erzeugung, durch höhere Ausbildung und Gestaltung des Naturlautes zum articulirten, bedeutsamen Sprachlaute, zum Ausdruck seines denkenden Geistes. — Nur noch ein Wort über die eigenthümliche Wirkung des Lautes auf das empfangende Individuum.

Kein Sinnes-Eindruck besitzt eine so eindringende, alle Nerven erschütternde Kraft, wie der Schall. Dies beruht darauf, dafs das Ohr den Eindruck einer Bewegung empfängt vermöge der Luftschwingungen, welche den Gehörsnerven erregen. Durch die Stimme aber empfängt das Gehör zugleich den Eindruck einer freien Thätigkeit. Wie nun der Laut aus dem Innern eines lebenden Geschöpfes hervorgeht, so afficirt er auch unmittelbar das Innere des Hörenden, regt es durch seine Energie zur eigenen Thätigkeit, zur Reaction auf. Das vermag die sichtbare Geberde nicht. Auch setzt sie, um wahrgenommen zu werden, schon voraus, dafs die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet sei; während der Laut selbst den Hörenden aufmerksam macht. Und gleichwohl ist diese energische Wirkung eine ganz ideelle, welche nicht wie der Schlag u. s. w. das Gefühl afficirt; also ganz der Natur des Geistes analog: höchste Energie, absolute Bewegung, aber völlig ideell.

„Zugleich erlaubt die abgerissene Schärfe des articulirten Lautes eine unbestimmbare, unermefsliche Menge sich genau unterscheidender und in der Verbindung nicht vermischender Modificationen, was bei keiner andern sinnlichen Einwirkung in gleichem Grade der Fall ist“ (s. über alles dieses Wilhelm v. Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache, Einl. I. S. LXVI ff.)*).

*) Die oben citirte Einleitung ist auch als besonderes Werk erschienen und trägt den Titel: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. Die Seiten entsprechen sich in beiden Abdrücken; nur hat man, um eine nach der Ein-

Als das Resultat unsrer Betrachtung ergiebt sich nun die bestimmtere Definition der Sprache:

Die Sprache ist die Aeufserung (oder objectiv: die Aeufserungsform) des denkenden Geistes in articulirten Lauten. Sie ist wesentlich Lautsprache, die lautgewordene Vernunft.

Der Laut ist also nicht das zufällige oder willkürliche Zeichen, sondern der nothwendige, wesentliche Ausdruck des Geistigen. Er steht zu demselben nicht im Verhältnisse des Mittels zum Zweck, sondern ist das natürliche Organ des denkenden Geistes. Der Mensch hat nicht unter verschiedenen, ihm zu Gebote stehenden Mitteln des Gedankenausdruckes den Laut als das geeignetste und bequemste gewählt. Es findet hier keine Wahl, keine Berechnung auf einen Zweck statt, sondern unmittelbare Naturnothwendigkeit, organischer Zusammenhang.

Allerdings aber liegt in dieser Verbindung von Laut und Begriff in der Sprache eine Differenz, die noch auszugleichen bleibt. Die Sprache spaltet sich sofort in zwei Seiten: die äufsere, phonetische; und die innere, intellectuelle. Wie diese beiden Seiten sich zu einander verhalten, wie sie zu einer organischen Einheit verschmelzen — das ist die dritte, und zwar eine sehr wichtige Frage, deren Lösung uns späterhin beschäftigen wird.

---

leitung citirte Stelle im besondern Abdrucke zu finden, von der angegebenen Seitenzahl 16 abzuziehen, da letzterer erst mit S. 17 der Einleitung beginnt, weil die vorangehenden Seiten speciell zum Werke über die Kawi-Sprache gehören. Dieses Werk über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ist sehr geistvoll und tiefsinnig; aber ohne streng-philosophische Deduction, mehr das Geprüge subjectiver Meditation habend, mit geflissentlicher Vermeidung der systematischen Form, durch welche der wissenschaftliche Gehalt doch erst die feste Gestalt objectiver Wahrheit erhält. Vgl. Dr. Max Schasler: Die Elemente der philosophischen Sprachwissenschaft Wilhelm v. Humboldts. Berlin 1847; enthält viel Gutes; namentlich ist die Charakteristik und Kritik von Humboldts wissenschaftlicher Methode durchaus begründet. Schasler bringt mit philosophischem Geiste Humboldts Ideen in die strengere Form eines Systems, hält sich aber zu sehr im Abstracten, ohne in das Einzelne der Spracherscheinungen einzudringen. Fast nur Abrifs eines Systems. Allzuscharf und darum ungerecht ist Dr. Steinthal's Kritik des Schaslerschen Buches in seiner Schrift: Die Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt's und die Hegelsche Philosophie. Berlin 1848, die im Uebrigen viel Scharfsinniges und Treffendes enthält; nur dafs ich mit Steinthal's Ansicht über das Verhältnifs der Sprachwissenschaft zur Philologie und über den höchsten Standpunkt der sprachwissenschaftlichen Betrachtung nicht einverstanden sein kann. In seinen spätern Schriften hat sich Steinthal mir immer mehr genähert und namentlich in seiner Classification der Sprachen (Berlin 1850) Humboldts geistige Eigenthümlichkeit und seine Betrachtungs- und Darstellungsweise vortrefflich charakterisirt.

§. 17. Sprache und Kunst.

Aufser der Sprache ist auch die Kunst eine Aeufserungsform des theoretischen Geistes. Das künstlerische Darstellen, wie die Sprache, ist kein Handeln; denn es geht nicht auf einen aufser ihr liegenden Zweck. Ferner ist die Kunst nicht etwa nur sinnliche Nachbildung der äufsern Objecte; sondern sie stellt, wie die Sprache, Ideen, einen geistigen Inhalt dar für einen der beiden idealen Sinne: Gesicht und Gehör. Wie unterscheidet sich nun die Darstellung der Kunst von der Sprache?

Ganz allgemein können wir sagen:

Die Sprache entwickelt den Gedanken in logischer Form für den Verstand.

Die Kunst stellt ihn in sinnlicher Form dar für die Anschauung, die Phantasie.

In der Sprache ist das sinnliche Element, der Laut, objectiv betrachtet, blofses Mittel der Aeufserung. Es kommt hier alles auf den geistigen Inhalt an. Für die Kunst ist das sinnliche Element der wesentliche Stoff, in welchem sie bildet, nicht blofs Darstellungsmittel, sondern integrirender Theil des Kunstwerkes.

Entwickeln wir den Inhalt dieser allgemeinen Sätze genauer:

1) Von Seiten des darstellenden Subjects: die Sprache kommt jedem vernünftigen Menschen als solchem zu; die Kunst-Darstellung hingegen setzt eine besondere Begabtheit des individuellen Geistes voraus. — Auch das Verständnifs des Kunstwerks ist nicht jedem gegeben, wie das Verständnifs seiner Sprache.

2) Vergleichen wir die Sprache und die Kunst von Seiten ihres Stoffes. Der Sprachstoff sind die Worte und Wortformen, nicht der rein sinnliche, materielle Laut nach seinen physikalischen Unterschieden und Verhältnissen, welcher als solcher noch nicht Element der Vernunftsprache ist. Der Sprachstoff ist schon an und für sich ein Geistiges, Bedeutsames; die einzelnen Wörter und Wortformen sind auch in ihrer Vereinzelung Zeichen von Vorstellungen und logischen Beziehungen. Der Stoff des Kunstwerkes hingegen ist an sich ein rein Natürliches, Geistloses. Dieser ist an sich todt; der Sprachstoff ist nur scheinbar ruhend, in der That aber in fortwährender Entwickelung begriffen, eine fortwährende Erzeugung des Geistes. — Un-

ter allen Künsten steht die Musik der Sprache am nächsten. Ihr Stoff aber ist der Ton als solcher nach seiner physikalischen Natur, als ein rein sinnliches Element.

3) Parallele des Products auf Seiten der Sprache und der Kunst. Die Sprache ist nur ein Stoff, ein Vorrath einzelner Begriffszeichen, wie sie etwa in Wörterbuch und Grammatik vorliegen. Diese Theile stehen zwar in lebendiger Beziehung zu einander, aber nur der Möglichkeit, noch nicht der Wirklichkeit nach. Ein wirklicher Zusammenhang wird erst hergestellt in einem Rede-Ganzen, einem Sprach- oder Schriftwerk. Dieses steht also dem Kunstwerk gegenüber. Das Sprachwerk aber entwickelt seinen Inhalt in logischer Form für den Verstand, während das Kunstwerk ihn in sinnlicher Gestalt zur unmittelbaren Erscheinung bringt.

Nun aber wird die Sprache, die an und für sich bloßer Stoff ist — freilich ein schon an sich selbst geistiger Stoff — auch selbst Stoff der Kunstthätigkeit in der Poesie oder redenden Kunst, der universellsten und geistigsten aller Künste; und so ist das Dichtwerk zugleich Sprach- und Kunstwerk, ein Geistes-Erzeugniſs, in welchem der logische Gedanken-Ausdruck mit der sinnlich-anschaulichen Kunstform sich einigt und verschmilzt. In der Poesie ist der Stoff nicht, wie in der Musik, der sinnliche Ton, sondern das geistig bedeutsame Wort und der logische Gedanke selbst; aber es wird die sinnliche Seite, welche die Sprache hat, hervorgehoben und künstlerisch gestaltet, das logische Element hingegen zurückgedrängt. Der Syllogismus des Gedankens wird aufgelöst, so daſs der Dichter auch mittelst der Sprache nicht für den Verstand, sondern für die Anschauung seinen geistigen Inhalt ordnet und gestaltet. Die Sprache ist keineswegs der reine, farblose Ausdruck des abstract-logischen Gedankens; sie hat innerlich und äuſserlich sehr viel sinnlich-anschauliche, phantastische Elemente. Diese wendet der Dichter an und gestaltet sie zu einer harmonischen Kunstform. Daher einerseits innerlich die Bildlichkeit des poetischen Ausdrucks, die Anordnung des poetischen Stoffes nach Anschauungs-Verhältnissen, nicht nach logischen Kategorieen, und andererseits äuſserlich die Gestaltung des sinnlichen Elements der Sprache, welches für die rein-verständige, prosaische Aeuſserung des Gedankens gleichgültig ist, nach harmonischen Verhältnissen in Zeitmaſs (Rhythmus) und Klang (Reim u. s. w.).

Dem Organ des verständigen Denkens (der Sprache) wird in der Poesie das Gepräge sinnlicher Schönheit gegeben, wie umgekehrt die bildende Kunst und die Musik dem rein-sinnlichen Stoffe den geistigen Inhalt einbilden (vergl. Lessing in einem Briefe an Nicolai, 26. März 1769).

B. Nothwendigkeit der Sprache in der Natur des Menschen.

Wir begannen mit der Sprache selbst als einem erfahrungsmäfsig Gegebenen, untersuchten, was sie ist, und in welchem Verhältnisse sie zum menschlichen Geiste steht, und können nun erst, tiefer eindringend, ihre Nothwendigkeit erweisen; woran sich dann die Frage nach dem Ursprunge der Sprache anreiht.

Es ist also zu zeigen, dafs die Sprache ein integrirender Bestandtheil der menschlichen Natur ist, ohne welchen der Mensch nicht Mensch wäre, dafs sie zu dem Begriffe der Menschheit gehört. Dies mufs 1) aus der innern Organisation des Menschen für sich betrachtet, 2) aus seinem äufseren Verhältnifs zu der menschlichen Gattung, vermöge dessen er Glied der menschlichen Gesellschaft ist, erkannt werden.

§. 18. Nothwendigkeit der Sprache für das menschliche Individuum als solches.

Der menschliche Organismus ist eine Einheit von Leib und Seele, wie der thierische (ein beseelter Leib). Dieser seiner animalischen Natur nach kommt ihm so wenig Sprache zu, wie dem Thiere, sondern nur Naturlaute (Empfindungslaute). Die Seele des Menschen aber ist nicht blofs in den physischen Organismus befangene Seele, sondern zugleich freier Geist, und als solcher erhaben über die physisch-organische Natur des Menschen. Zunächst aber ist dieser seinem Wesen nach freithätige Geist gebunden in diese bestimmte Körperlichkeit als Seele des individuellen Organismus. Er mufs also aus diesem Zustande der Gebundenheit sich selbstthätig befreien, um seiner selbst mächtig zu werden; er mufs sich objectiviren, um zum

Bewufstsein seiner selbst zu kommen, um das was er an sich der δύναμις nach ist, auch für sich ἐνεργείᾳ zu werden.

Hierin liegt die Nothwendigkeit der Aeufserung, der Darstellung des Gedankens. Dieser ist für den Denkenden selbst nicht da, wenn er ihn nicht aufser sich dargestellt hat. Der Mensch, als sinnlich-geistiges Individuum, gelangt erst zu dem Gedanken und zugleich zu dem Erfassen seines Selbst, indem er den geistigen Inhalt aufser sich darstellt und sich selbst, sein denkendes Ich, in dieser seiner freien Production wahrnimmt. Er kommt erst zu sich selbst, indem er sich äufsert. „Der Geist ist wesentlich Thätigkeit; aber alle seine Thätigkeit geht durch das Medium der Sinnlichkeit hindurch, von dem ersten Aufnehmen des Objectiven bis zur höchsten Aeufserung des Innern, Subjectiven. Darum bedarf er der Sprache nicht nur zur Darstellung, sondern auch zur Bildung des Innern, zur Entwickelung seines geistigen Vermögens selbst; denn diese Bildung oder Entwickelung des Innern geht stufenweise vor sich, und jede Stufe mufs erst äufserlich oder geäufsert werden, bevor eine höhere innere sich entwickelt“ (L.).

Eine unmittelbare Aeufserung des Gedankens ist für den Menschen nicht möglich; denn er ist nicht reiner Geist. Seine geistige Bewegung findet sich gehemmt durch die Schranke der Körperlichkeit. Sie mufs diese durchbrechen, durch den körperlichen Organismus hindurchdringen, um auf sinnlichem Wege in die Aufsenwelt zu treten. Der Geist unterwirft sich die Organe des Körpers und macht sie zu Werkzeugen seiner Thätigkeit.

So ist also das Sprechen nichts anderes, als das Hervorbrechen des freien denkenden Geistes in die Erscheinung durch das Medium des physischen Organismus; die Sprache: die Unterwerfung des leiblichen Organismus durch den denkenden Geist. — W. v. Humboldt (S. LXXXI) sagt vortrefflich: „Der Mensch nöthigt den articulirten Laut, die Grundlage und das Wesen alles Sprechens, seinen körperlichen Werkzeugen durch den Drang seiner Seele ab; und das Thier würde das Nämliche zu thun vermögen, wenn es von gleichem Drange beseelt wäre“; d. i. wenn es nicht blofs eine in der Leiblichkeit gebundene Seele, sondern einen sich selbst erfassenden Geist hätte.

Es liegt in dem Act des Sprechens eine Versöhnung des Geistes mit der Materie, innerhalb des Individuums selbst; eine

Ausgleichung der Differenz zwischen dem leiblichen und geistigen Wesen des Menschen; der Mensch wird sich im Sprechen als einer geistig-sinnlichen Verrichtung seiner individuellen Einheit und Ganzheit bewufst. Dadurch kommt er zu sich selbst, d. i. er erfafst sich als Person. So wie das Thier im Naturlaut sein Selbstgefühl offenbart, so der Mensch im Sprechen sein Selbstbewufstsein. Das Sprechen ist der erste organische Act des freien Selbstbewufstseins; der Mensch erhebt sich darin zum Bewufstsein seiner Persönlichkeit.

Dies Bewufstsein ist aber der Anfang des Denkens überhaupt, welches nothwendig mit dem Erfassen des Ich oder mit dem Erwachen aus dem Naturleben zum Selbstbewufstsein beginnt. So fällt also der Anfang der freien geistigen Thätigkeit des Denkens mit dem Anfang des Sprechens in einen Moment zusammen.

Sprechen und Denken ist für den Menschen seiner Natur nach eins, ein einfacher Act, von welchem jenes nur die äufsere, dieses die innere Seite ist. Das Sprechen ist das laut gewordene, in die Erscheinung tretende Denken; das Denken ein innerliches Sprechen. Es läfst sich eben so wenig ein klares Denken ohne Sprache, als ein Sprechen ohne Denken annehmen. Das stille Denken, sofern es ein klar entwickeltes ist, ist immer nur ein innerliches Sprechen in Worten, und setzt eine bereits vorhandene Sprache und ein schon gebildetes Abstractionsvermögen voraus. Sinnliche Naturmenschen, Kinder, Personen von lebhaftem, erregbarem Temperament oder in Momenten leidenschaftlicher Aufregung pflegen auch für sich allein laut zu denken, mit sich selbst zu sprechen. Der Mensch auf der untersten Stufe seiner Entwickelung, im Momente seiner erwachenden geistigen Selbstthätigkeit konnte nicht anders als laut denken. Er mufste, was er in sich wahrnahm, in demselben Moment aufser sich darstellen, um sich dessen zu versichern, und sich so das sinnliche Mittel für seine denkende Thätigkeit unmittelbar schaffen.

Wegen dieser wesentlichen Identität von Wort und Begriff, Sprache und Vernunft finden wir in mehren Sprachen einen und denselben Ausdruck für beides. Vgl. λόγος = *ratio* und *oratio*; φράζειν, sprechen und φράζεσθαι bei sich sprechen, bedenken; *Vernunft* geht von *vernehmen* aus und bezeichnet zunächst das sinnliche Vernehmen; das altd. *reda*, Rede

(goth. *rathjo*) heifst zugleich *ratio*; daher *redilih*, redlich, eig. vernünftig; daher noch niederd. „was man thut, mufs man mit Reden thun", d. i. mit Vernunft, mit Ueberlegung.

So ist mithin schon für den Menschen nach seiner Organisation als Individuum das Sprechen nothwendig, sofern er seine menschliche Natur vollenden soll.

§. 19. Nothwendigkeit der Sprache für die menschliche Gesellschaft. Mittheilung.

Um aber die Nothwendigkeit und die wesentliche Bestimmung der Sprache, so wie den Weg ihrer Entstehung vollständig zu erkennen, müssen wir von dem menschlichen Individuum zu dem Collectivbegriff der menschlichen Gattung, des Menschengeschlechts aufsteigen, und das Individuum als ein Glied der menschlichen Gesellschaft betrachten.

Der einzelne Mensch ist wesentlich zum Zusammenleben mit seines Gleichen bestimmt. Schon der Naturzweck der Erhaltung der Gattung durch Fortpflanzung fordert die Verbindung der Geschlechter. Diese aber wird zu einer Gemeinschaft des geistigen Lebens. So entsteht zunächst die kleinste menschliche Gesellschaft, die Familie. Sie erweitert sich zum Stamm; dieser zum Volk.

Ihrer ursprünglichen Grundlage und Entstehung nach sind dies zunächst natürliche Vereine, auf der physischen Verwandtschaft beruhend. Zwar wird dieser natürliche Zusammenhang durch ein hinzutretendes geistiges und sittliches Element gereinigt und vergeistigt. Aber der Geist, der in dem Volke lebt und das einigende Princip desselben ausmacht, ist im Volke noch in seiner unbewufsten Natürlichkeit, hat sich noch nicht selbst erfafst. Ein Volk ist die natürliche Gesammtheit der physisch und geistig aus einem Keime entsprungenen und sich nach einem besondern Gesetze der Entwickelung des Natur- und Geisteslebens aus sich selbst immer neu erzeugenden Menschen. — Aus und neben diesen ursprünglich natürlichen Menschenvereinen entwickelt sich aber die nach Sitte, Gesetzen, Verfassung geordnete bürgerliche Gesellschaft, der Staat, der vom Naturstaat, in welchem das natürliche Element als wesentliches Princip herrscht, zum Vernunftstaat sich erhebt, als dem Product und Reiche der freien Sittlichkeit und des Rechts. Hier herrschen geistige Bestimmungen, ein geistiger Zusammenhang, der

zwar die Naturbande nicht auflöst, doch diese nur als Grundlage betrachtet, selbst aber als Princip und Zweck derselben erscheint.

Mit diesen geselligen Vereinen des Menschengeschlechts steht nun die Sprache im engsten Zusammenhange, jedoch zunächst nur mit den natürlichen (Familie, Stamm, Volk), weil die Sprache sich, wie wir sehen werden, wie ein organisches Naturproduct entwickelt, und diese Entwickelung unmittelbar mit der Gesellung der Menschen zu bloſsen Naturzwecken zusammenfällt. Der mit Bewuſstsein vernünftig eingerichtete Staat ist ein späteres, von den natürlichen Verhältnissen unabhängigeres Erzeugniſs des freien Geistes; die Sprache, wie das Volk, ist ein Erzeugniſs des natürlichen Geistes oder des Geistes in seinem Naturleben. Die Sprache ist jedoch nicht als Product jener Vereine aus den Bedürfnissen der menschlichen Gesellschaft zu erklären. Sie ist vielmehr ein mit jenen Vereinen parallel laufendes Resultat aus derselben Quelle, aus dem innern Bedürfniſs des selbstbewuſsten (sie: des theoretischen; der Staat: des praktischen) Geistes. Beide setzen einander nicht voraus, sondern entwickeln sich zusammen.

Daſs aus dem bloſsen äuſserlichen Bedürfniſs der Gesellschaft die Sprache nicht hergeleitet werden könne, beweisen die Thiergattungen, welche in Gesellschaften zusammenleben und doch keine Sprache entwickeln, sondern mit Naturlauten ausreichen. So würden auch für die menschliche Gesellschaft bloſse Naturlaute genügen, wäre sie eine Gesellschaft von Naturgeschöpfen.

Da aber der Mensch selbstbewuſster, frei denkender und wollender Geist ist, so ist kein Menschen-Verein denkbar, dessen Band ein bloſs natürliches bliebe. Es sind geistige Individuen, die sich vereinen; diese müssen sich nothwendig auch in geistigen Verkehr mit einander setzen, in ein Wechselverhältniſs des geistigen Lebens. Dadurch wird auch dieses zu einem Gattungsleben, ohne welche auch die Entwickelung des individuellen Geistes nicht möglich ist.

Die allgemeine menschliche Vernunft ist in den einzelnen Menschen in eine Menge Individualitäten zerspalten, als endliche beschränkte, subjective Vernunft des Individuums. So sind die Individuen nicht allein äuſserlich durch ihr körperliches Dasein als selbständige Organismen, sondern auch durch ihre

geistige Besonderheit als individuelle persönliche Geister innerlich von einander geschieden; die körperliche Sonderung wird in dem Zeugungsprocefs aufgehoben und die Einheit der Gattung durch die Begattung physisch hergestellt; die geistige Trennung der Individuen wird durch den geistigen Verkehr und Austausch in der Sprache — dem geistigen Gattungsprocefs — aufgehoben. Der Mensch hat, wie den natürlichen Geschlechtstrieb, so auch das lebendige Streben nach Ergänzung der individuellen Intelligenz durch Einigung mit andern Intelligenzen, nach Herstellung der allgemeinen Vernunft*). „Das Ahnden einer Totalität und das Streben danach ist unmittelbar mit dem Gefühle der Individualität gegeben" (Humboldt a. a. O. S. XLVI, vgl. auch S. XXV. LXXV). Da aber diese Totalität oder Einigung nie absolut zum Abschlufs kommen kann, so ist auch jenes Streben ein unendliches und das Bedürfnifs des Sprechens hört nie auf.

So wird also die Offenbarung des Geistes durch die Sprache nothwendig Mittheilung; die einseitige Aeufserung des Gedankens: Austausch der Gedanken; die Sprache: Gespräch.

Wir haben gesehen, dafs der Mensch sich durch die Sprache zum Bewufstsein seiner Persönlichkeit erhebt; diese ist zunächst etwas ganz Individuelles, Isolirtes, das spröde für sich seiende Ich. Indem aber die Sprache nothwendig zugleich Mittheilung an Andere, Austausch von Gedanken ist, wird sie unmittelbar zugleich das Mittel, diesen Standpunkt der isolirten Subjectivität zu überwinden, und in einer Gemeinsamkeit des geistigen Lebens untergehen zu lassen. Die Sprache als das Organ des geistigen Lebens einer Gesammtheit von Individuen, als Volkssprache, wird zu einer substantiellen Macht, welche die isolirte Stellung des subjectiven Verstandes aufhebt, zu einer Zucht und Regel für die Willkür des subjectiven Gedankens. Der Gedanken-Inhalt, den das Individuum als seinen besondern Besitz in sich trägt, wird zugleich gemeinsames Eigenthum eines National-Bewufstseins, und aus diesem allgemeinen geistigen Be-

*) Vergl. A. F. Bernhardi, Anfangsgründe der Sprachwissenschaft. 1805. S. 44. — 1801 erschien von demselben: Sprachlehre. Beide Werke sind noch immer beachtenswerth, da sie mit echt philosophischem Geiste geschrieben sind, wenn auch zu abstract und einseitig vom Standpunkte des subjectiven Idealismus der Fichteschen Philosophie.

sitzthum empfängt der besondere Geist des Individuums seinen Nahrungsstoff.

So fällt im Sprechen die Befreiung des einzelnen Menschen zur selbstbewufsten Persönlichkeit unmittelbar zusammen mit der Unterwerfung desselben unter die Herrschaft des allgemeinen Volks- und Sprachgeistes, als dessen lebendiges Organ sich das Individuum fühlt.

Da schon dem Individuum als solchem zur Vollendung seiner Menschen-Natur die Sprache nothwendig ist, und nicht die Gesellschaft der Grund der Sprache ist, sondern das Bedürfnifs des denkenden Geistes an sich, sich zu äufsern: so kann man fragen: würde der Mensch auch in der Einsamkeit, aufserhalb der menschlichen Gesellschaft, Sprache oder doch ein Analogon derselben erzeugen? Herder bejaht dies. Es ist aber nicht anzunehmen, dafs der isolirt im Naturzustande lebende Mensch sich aus dem Naturleben zu irgend einer freien Bethätigung des Geistes erheben und das Bedürfnifs einer Aeufserung des Geistigen fühlen sollte. Die Erfahrung widerspricht dieser Annahme auf das Entschiedenste. Man hat mehre Beispiele von einzelnen in der Wildnifs aufgewachsenen Menschen, die völlig verwildert und zum Thiere herabgesunken waren. In diesem Zustande der Isolirung kann der Mensch nicht zu dem Bedürfnifs einer geistigen Aeufserung erwachen, mithin auch keine Sprache und kein Analogon derselben erzeugen.

Die menschliche Gesellschaft erscheint mithin allerdings als die conditio sine qua non für die Entwickelung der Sprache (vergl. Humboldt S. LXIX), weil sie eben so unerläfsliche Bedingung für die Entwickelung des Menschen zum Menschen ist; und die Sprachdarstellung ist wesentlich Darstellung für Andere, die Sprache nothwendig Organ des geistigen Gesammtlebens einer menschlichen Gesellschaft, die einem natürlichen Menschenverein gemeinsame, mit demselben erwachsene, allen Gliedern desselben verständliche Darstellungsform. Sie ist wesentlich Stammsprache, Volkssprache.

§. 20. Verschiedene Anwendungsweisen der Sprache.

Allerdings giebt es Darstellungen des Geistigen, und namentlich Sprachdarstellungen, die nicht für Andere als Empfänger berechnet, an andere Individuen gerichtet, sondern das reine Erzeugnifs des eigenen geistigen Bedürfnisses, des leben-

digen Dranges eines schöpferischen Geistes sind, der zu eigener Befriedigung für sich selbst darstellt: Werke der Kunst (Poesie) und der höhern, reinen Wissenschaft. Diese setzen dann aber die durch die menschliche Gesellschaft bereits gebildete und bis auf einen gewissen Grad vollendete Sprache schon voraus als vorgefundenes Darstellungsmittel.

Jedes wahrhafte Kunst- und Wissenschaftswerk ist in seinem Ursprung und Wesen unabhängig von äufsern, besondern Zwecken, nicht berechnet auf Andere, sofern sie Einzelne, besondere Individuen sind; und eben so sind sie auch nicht Erzeugnisse des besondern Geistes, des subjectiven Verstandes; sondern es ist der allgemeine, absolute Geist, der sie erzeugt, und als dessen Organ das schaffende Individuum thätig ist.

Wir nennen diesen allgemeinen Geist, wo er in dem Individuum schöpferisch waltet, Genie, productiven, speculativen Geist. Dem Alterthum erscheint der Dichter inspirirt (ein Seher, *vates*). Es ist der göttliche Geist, der in ihm wirkt; er redet nicht die Sprache des einzelnen, individuellen Menschen, als eines solchen und will auch nicht dem einzelnen Subject als solchem etwas sagen oder mittheilen. Die Sprache wird für ihn Darstellungsmittel der Idee, des allgemeinen Geistes.

Ihrer allgemeinsten Bestimmung nach ist also die Sprache Aeufserung des individuellen Geistes, der nach Einigung mit andern individuellen Geistern strebt, also Darstellung für Andere, Mittheilung, Gedanken-Austausch. Sie gehört also ursprünglich der Sphäre des subjectiven, urtheilenden, reflectirenden Geistes oder Verstandes an. Sie wird aber auch Darstellungsmittel für den allgemeinen, absoluten Geist, als Organ der Kunst (in der Poesie) oder der reinen (speculativen) Wissenschaft (Philosophie), wo denn die individuelle Beziehung auf einzelne Subjecte als solche nicht mehr statthat, und statt der Mittheilung subjectiver Gedanken — Darstellung von Ideen eintritt. Dieser höchsten Erhebung der Sprache steht andererseits das Herabsteigen derselben in die Sphäre des Bedürfnisses, der Zwecke und Interessen des alltäglichen praktischen Lebens entgegen. Wir haben geläugnet, dafs die Sprache ein Product der Noth und des Bedürfnisses sei; wir haben sie dem denkenden Geiste vindicirt. Allerdings aber dient die Sprache, so gut wie der Gedanken selbst, auch den praktischen Zwecken des gemeinen Lebens. Dies ist sogar ihre gewöhnlichste, alltäg-

liche Anwendung. Ja wir können zugeben, daſs das Bedürfniſs des praktischen Lebens die erste Anregung zur Entwickelung des denkenden Geistes in der Sprache gegeben hat; nur nicht, daſs es der wahre und innerste Grund der Sprache ist. Jedenfalls aber und in jeder Anwendung bleibt die Substanz oder der eigentliche Inhalt der Sprache immer der Gedanken; die Form oder das gestaltende, regelnde Princip in der Sprache immer das logische (die Form des Urtheils: der Redesatz). Sie ist immer nach logischen Gesetzen gestaltete verständige Aeuſserung des denkenden Geistes, wie auch der Zweck der Aeuſserung beschaffen sein möge (vergl. über die verschiedenen Anwendungsweisen der Sprache Humboldt S. CCXX).

C. Ursprung der Sprache.

Es ist durch das Bisherige gezeigt worden, was die Sprache nach ihrem Wesen und ihrem Verhältnisse zum menschlichen Geiste ist, und inwiefern sie für die menschliche Natur nothwendig ist. Hieran knüpft sich die weitere Untersuchung: Auf welchem Wege gelangt der Mensch zu der Sprache? Wie haben wir uns den Ursprung der Sprache zu denken?

Man könnte sagen: die Sprache ist ein wesentliches Element der menschlichen Natur. Wir können also nur untersuchen, in welchem Zusammenhange sie mit derselben steht, nicht aber, wie der Mensch dazu gekommen ist, so wenig man fragt, wie der Mensch überhaupt zu seiner menschlichen Natur gekommen ist, zum Gebrauche seiner Sinnes-Organe u. s. w.

Allein es verhält sich mit der Sprache anders, als mit andern Elementen und Functionen des menschlichen Organismus. Sie ist keine rein natürliche Function (wie die Sinnesthätigkeit, wie Lachen und Weinen u. s. w.). Sie ist eine freie Thätigkeit des Geistes, die sich an dem Individuum allmählich ausbildet und von verschiedenen Menschen in verschiedener Weise geübt wird. Sie ist durchaus ein Werdendes, nicht mit dem physischen Organismus des Menschen fertig gegeben. Wir müssen sie also auch als ein Gewordenes nach ihrem Entstehen betrach-

ten. — Diese Betrachtung ist für den philosophischen Standpunkt unumgänglich.

Die historische Sprachforschung lehnt dieselbe ab — mit vollem Rechte. Sie hat es nur mit dem geschichtlichen Werden der Sprache, mit ihrer zeitlichen Entwickelung zu thun. Der Ursprung der Sprache aber liegt, wie der Ursprung des Menschengeschlechts selbst, jenseit der Geschichte. Historisch können wir über die Entstehung der Sprache nichts wissen. Bei allen uns bekannt gewordenen, auch den wildesten, Menschenstämmen finden wir bereits vollständig und oft reich entwickelte Sprache vor. Nirgends können wir ihr ursprüngliches Werden betrachten. — Auch die allmähliche Entwickelung der Sprache bei Kindern kann uns keine genügende Auskunft geben. Das Kind erzeugt den Sprachstoff nicht aus sich selbst, sondern eignet sich nur die bereits vorhandene Sprache stufenweise nachbildend an. Es wird ihm die Form für den sich allmählich entwickelnden geistigen Inhalt bereits gebildet überliefert. Dabei findet freilich kein blofs-mechanisches Ueberliefern und Aufnehmen statt, kein Zumessen von Wörtern und Wortformen und Niederlegen derselben ins Gedächtnifs. Dies kann nicht sein. Denn die Sprache ist nicht ein todter Stoff, und der Geist nicht ein blofs passiv aufnehmender leerer Raum; der Geist ist selbstthätig erzeugend; und die Sprache ein Lebendiges, Thätiges, das aus jedem Geiste selbstthätig erzeugt wird (vergl. §. 2).

Es ist also in dem natürlichen Erlernen der Sprache ein Doppeltes zu unterscheiden: 1) selbstthätige Entwickelung des Denk- und Sprachvermögens, Entwickelung des Sprechens als subjectiver Thätigkeit; 2) Ueberlieferung einer objectiv vorhandenen Sprache, als des Materials, in welchem die sich entwickelnde Intelligenz zu ihrer Aeufserung kommt. Beides ist unzertrennlich. Ohne das subjective Sprachvermögen und Sprachbedürfnifs bleibt die objective Sprache ein todter Stoff; ohne diese würde sich jenes nicht entwickeln können. Bei der ursprünglichen Entstehung der Sprache aber ist die Frage von dem Ursprunge des Sprachstoffes selbst. Da die historische Behandlung der Sprache in unserer Zeit ein Uebergewicht gewonnen hat, so ist die Untersuchung über den Ursprung der Sprache jetzt zurückgedrängt und fast vergessen; während diese Frage früher viele Köpfe beschäftigte und namentlich in der

zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts sehr lebhaft discutirt wurde. Vom philosophischen Standpunkte aus aber müssen wir die Vorstellung eines Ursprungs der Sprache als eine schiefe und unhaltbare verwerfen, sofern man bei Ursprung dem Wortsinne nach an ein einmaliges Entstehen denkt. Diese Vorstellung konnte nur in einer Zeit aufkommen, wo man von dem Wesen der Sprache noch ganz verkehrte Ansichten hatte. Wir gelangen aber zu dem wahren Begriff der Sache am sichersten durch kritische Erörterung und Widerlegung der bisher herrschenden verschiedenen Vorstellungen über den Ursprung der Sprache, und müssen, indem wir von diesen ausgehen, vorläufig den Ausdruck *Ursprung* gelten lassen.

§. 21. Kritische Uebersicht der frühern Ansichten vom Ursprunge der Sprache und der Einheit des Menschengeschlechts.

Die verschiedenen Vorstellungen über den Ursprung der Sprache scheiden sich in zwei entgegengesetzte Ansichten, welche in schroffem Gegensatz festgehalten zu werden pflegen, ohne tiefere Ausgleichung:

1) Die Sprache ist ein unmittelbares Geschenk der Gottheit;

2) die Sprache ist ein Erzeugnifs des Menschen.

1. Den ersten dieser beiden Sätze können und müssen wir unbedingt zugeben, sofern man die Sprache in abstracto, das Sprachvermögen und das der menschlichen Natur inwohnende Bedürfnifs der Entwickelung desselben versteht. Allein man denkt oder dachte sich sonst die wirkliche Sprache in concreto als ein unmittelbares Geschenk der Gottheit, ohne Zuthun des Menschen entstanden.

Dies kann nun wieder auf doppelte Weise vorgestellt werden: entweder 1) Gott ist selbst als Lehrmeister der Menschen aufgetreten; also unmittelbare Offenbarung; ein wunderbares anthropomorphistisches Eingreifen der Gottheit, woran heutiges Tages in diesem Falle Niemand mehr glauben wird (vgl. J. Grimm über den Ursprung der Sprache S. 12—18). Oder 2) Gott hat den ersten Menschen eine fertige Sprache sogleich anerschaffen. Wenn man nun Abstammung des ganzen Menschengeschlechts von einem Paar annimmt, so mufs, wie ein Urtypus der Menschheit, so auch eine Ursprache angenommen werden, und zwar eine göttliche, vollkommene. So wie die Stamm-Unterschiede

des Menschengeschlechts als mehr oder weniger von jenem Urtypus abweichende Entartungen der ursprünglich reinen Menschen-Natur gelten müssen, so müssen denn auch die mehrfachen Sprachen als Entartungen oder Verderbungen jener wahrhaften Ursprache angesehen werden. Also eine Art Sündenfall auch in der Sprache.

Der hebräische Mythos von der babylonischen Sprachverwirrung (I. Mos. c. 11), welcher sagt: „Weil die Menschen einander nicht mehr verstanden, zerstreuten sie sich", macht die Ursache zur Wirkung. Er soll nur auf der falschen Anknüpfung des Namens Babel an hebr. *bābal*, d. i. mengen, vermischen, beruhen, also auf Volks-Etymologie (vgl. Förstemann in der Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung von Kuhn und Aufrecht 1851. S. 6). Uebrigens liegt diesem Mythos die bedeutsame Vorstellung zu Grunde, dafs die Sprache, als das geistige Band der Menschen, sie zu einer Gesammtheit vereinigt, sie mächtig und zu den gröfsten Unternehmungen fähig macht. Die Menschen aber überheben sich ihrer menschlichen Stellung, streben über ihre natürlichen Schranken hinaus ins Mafslose; sie wollen einen Thurm bauen, der bis in den Himmel ragt. Gott weist sie in ihre Schranken zurück, indem er die Sprache verwirrt. Einheit der Sprache ist Einheit des Bewufstseins, Zersplitterung der Sprache Theilung des Bewufstseins und somit der geistigen Macht.

Wir können hier die Frage nach dem Ursprunge des Menschengeschlechts nicht umgehen. Ich mafse mir nicht an, das höchst schwierige, vielleicht unlösbare Problem zu lösen, „ob das Menschengeschlecht von einem Paare abstammt, oder die verschiedenen Racen verschiedene Stamm-Aeltern haben". Wir lassen es dahingestellt, ob es der Physiologie noch einmal gelingen wird, die verschiedenen Racen auf einen ursprünglichen Menschenstamm zurückzuführen, und der historischen Sprachforschung, die verschiedenen Sprachen aus einer gemeinsamen Ursprache mit Evidenz abzuleiten. Bis jetzt ist es nicht gelungen.

Wir behaupten nur so viel: *A priori* oder für den Begriff der Menschheit und der Sprache ist dieses Ausgehen von einem natürlichen Keime nicht nothwendig. Die wesentliche Identität in dem Begriffe der Menschheit und der Sprache liegt in dem geistigen Principe, nicht in dem natürlichen Ausgangspunkte.

Vermöge der menschlichen Vernunft sind alle Menschen Brüder und innerlich verwandt. Dies ist eine viel tiefere und wesentlichere Basis der Verwandtschaft, als die physische Abstammung. *A posteriori* aber wird durch den radicalen Unterschied der Racen und der Sprachen, der für jetzt als wissenschaftliches Resultat feststeht, diese gemeinschaftliche Abstammung widerlegt und damit zugleich die unmittelbare Anerschaffung einer vollkommenen Ursprache, von welcher alle Sprachen der Erde abstammen sollten. Die wirklichen Sprachen zerfallen offenbar in mehrere primitiv verschiedene Sprachstämme. Einzelne (z. B. die chinesische) sind auf einer niedrigen Stufe der Entwickelung gehemmt worden und stehen geblieben, oder (wie z. B. die amerikanischen) haben in ihrer Entwickelung eine falsche, einseitige Richtung eingeschlagen. Ihre unvollkommene Beschaffenheit läfst sich unmöglich durch ein Zurückschreiten von einem vollkommenen Zustande erklären, sondern nur durch unvollständige oder von dem besseren Wege abirrende Entwickelung.

Gegen die andere mögliche Annahme, dafs den verschiedenen Stamm-Aeltern der primitiv verschiedenen Menschenstämme verschiedene Sprachen anerschaffen seien, spricht die Thatsache, dafs Individuen und ganze Völker die eigene Stammsprache mit der eines fremden Stammes vertauscht haben. Dies wäre eben so wenig möglich, wie eine Race ihrem physischen Typus nach je in die andere übergehen, z. B. ein Neger zum Weifsen werden kann, oder umgekehrt, wenn die Sprache als ursprüngliches Ingrediens des Stamm-Charakters den Menschen eingepflanzt wäre. „Das Angeschaffene hat, weil es angeschaffen ist, unvertilgbaren Charakter“ (Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache S. 8 f.).

Der Mensch ist aber seinem geistigen Wesen nach überall Mensch, trotz aller angestammten Verschiedenheit seines physischen Organismus; und die Sprache gehört zu dem geistigen Wesen, nicht zu dem physischen Organismus des Menschen. In der Sprache kann mithin keine absolute und bleibende Scheidewand zwischen den verschiedenen Menschenstämmen gezogen sein.

Jene wesentliche Identität der menschlichen Vernunft schliefst aber verschiedene Grade der Befähigung zu höherer geistiger Entwickelung nicht aus, eben so wenig bei den verschiedenen Menschenstämmen, wie bei verschiedenen Individuen eines Stam-

mes. (Vergl. Carl Gustav Carus: Ueber ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwickelung. Denkschrift zum hundertjährigen Geburtsfeste Göthe's. Leipzig 1849.). Das geistige Wesen des Menschen an sich und im Allgemeinen ist identisch, die besondere Begabung mannigfach verschieden; und auf dieser verschiedenen geistigen Begabung beruht eben die unendlich mannigfaltige Entwickelung der in ihrem innersten Grunde wesentlich einen Menschensprache.

Die verschiedenen wirklichen Sprachen erscheinen durchaus nicht als ein absolut und substantiell Verschiedenes, sondern als formell verschiedene, freie Manifestationen desselben geistigen Wesens, nur nach der verschiedenen Befähigung, den verschiedenen Bildungsstufen und Eigenthümlichkeiten der Menschenstämme und Nationen, unter verschiedenen natürlichen Bedingungen der physischen und geistigen Naturanlage der Racen, so wie unter klimatischen und geographischen Einflüssen charakteristisch verschieden entwickelt. Hiernach erscheint also die concrete, besondere Sprache factisch als ein Erzeugniſs der Menschennatur selbst unter Mitwirkung physischer und geographisch-klimatischer Einflüsse.

Daſs sie dies wesentlich sein muſs, also die unmittelbare Anerschaffung der Sprache durch die Gottheit völlig undenkbar ist, erhellt nun auf das Entschiedenste aus dem Wesen der menschlichen Vernunft, des freien Geistes und dem schon früher entwickelten Verhältnisse der Sprache zu der Vernunft. Die Sprache ist durchaus das Correlat der Vernunft. Sie kann nichts ausdrücken, was nicht in dem denkenden Geiste entwickelt und vorhanden ist. Sie kann nicht ein selbständiges, vom Geiste unabhängiges Bestehen haben. Sie kann in ihrer formellen Vollkommenheit hinter dem gesteigerten Abstractionsvermögen zurückbleiben; unmöglich aber kann sie der Entwickelung des Geistes vorauseilen. Wurde also die Sprache dem Menschen fertig anerschaffen, so muſste ihm auch die Vernunft zu einem, der Sprache entsprechenden und durch dieselbe ausgebildeten Systeme von Begriffen fertig gebildet gegeben sein. Dies widerspricht aber dem Wesen der Vernunft. Sie ist als freier Geist wesentlich das Vermögen und der unendliche Trieb der Selbstentwickelung. Die Entwickelung und Bethätigung seiner geistigen Kräfte ist dem Menschen selbst überlassen. Nur das

Princip, der Keim und Trieb seiner Entwickelung und Bildung ist ihm anerschaffen, nicht deren Resultate. Die Sprache ist also nothwendig ein Erzeugniſs des Menschen.

Haben wir dies erkannt, so bedarf es keiner Widerlegung der Einzelnen, welche den göttlichen Ursprung der Sprache behaupten. Nur einige historische Notizen mögen folgen.

Schon Plato im Kratylos verwirft diese Vorstellung bestimmt (p. 425 und 438). Noch entschiedener macht Aristoteles die Sprache zu einem Werke der menschlichen Freiheit. Er läſst sie durch Convention (συνθήκη) entstehen oder wenigstens darin begründet sein. — Unter den christlichen Schriftstellern möchte der alte griechische Kirchenvater Gregorius v. Nyssa (Bischof zu Nyssa in Carien, st. 396) der älteste sein, welcher ausdrücklich behauptet, der Mensch habe nicht gleich bei der Schöpfung die Sprache von Gott empfangen, sondern dieselbe sich erst schaffen müssen. Gott hat die Dinge geschaffen, nicht die Namen. — Gleichwohl herrschte noch in neuerer Zeit bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Annahme des göttlichen Ursprungs vor; so bei Joh. Peter Süfsmilch: Versuch eines Beweises, daſs die erste Sprache ihren Ursprung nicht von Menschen, sondern allein vom Schöpfer erhalten habe. Berlin 1766. In dieser Schrift findet man auch die Ansichten früherer Gelehrten zusammengestellt. — Selbst Rousseau (*sur l'inégalité parmi les hommes*) äuſsert, er sei von der fest erwiesenen Unmöglichkeit, daſs die Sprachen jemals durch bloſs menschliche Kräfte hätten entstehen können, überzeugt. Ohne den Gebrauch der Sprache habe man nie eine Sprache einführen können.

Die Gegner des göttlichen Ursprungs der Sprache konnten aber ihre Ansicht nicht dagegen durchfechten, weil dieselbe nicht minder falsch war. Sie erhoben sich nämlich nicht über die Vorstellung einer verstandesmäſsigen Erfindung und vertragsmäſsigen Einführung der Sprache, welche freilich noch weniger haltbar ist und leicht ad absurdum geführt werden konnte.

So der berühmte französische Benedictiner und Kritiker Richard Simon (geb. 1638, gest. 1712. Histoire critique du V. T.): Die Gesellschaft, der Umgang und die Noth haben den Menschen zu dieser Erfindung getrieben. — Thomas Hobbes (1589 bis 1679: Elementa philos.) leugnet zwar, daſs die Sprachen aus einem Vertrage (*ex instituto*) herrühren, glaubt aber, die Sprachen seien durch die Noth und das gesellschaftliche Leben des

Menschen allmählich gebildet. — Maupertuis nimmt an, die ersten Menschen hätten ihre nöthigsten Bedürfnisse bloſs durch einige Töne und Gesten zu erkennen gegeben; lange nachher erst habe man auf andere Arten sich auszudrücken gedacht (*on pensa à d'autres manières de s'exprimer*), und so habe man zu jener ersten unvollkommenen Sprache andere Laute hinzugethan und sich darüber vereinigt (*de convention*). — Auch M. Mendelssohn in einem Schreiben (bezüglich auf seine Uebersetzung von Rousseau's genannter Schrift) an Lessing denkt sich die Erfindung der Sprache durch Nachahmung und Association der Begriffe bewirkt. — Lessing bemerkt (Sämmtl. Schriften Bd. 10) zu einem Aufsatze Jerusalems über den Ursprung der Sprache, darum, weil die Sprache durch ein Wunder dem ersten Menschen nicht mitgetheilt sein könne, brauche der Mensch sie noch nicht erfunden zu haben; im Umgange mit höheren Geschöpfen, durch Herablassung des Schöpfers selbst könne sie gelernt worden sein, was einige Wahrscheinlichkeit gewinne dadurch, daſs die menschliche Erfindung lange Jahrhunderte gedauert haben müsse und des Schöpfers Güte den Armen doch nicht so lange die Sprache entzogen haben werde (Grimm S. 18).

Gegen diese irrigen Vorstellungen hat sich zuerst Herder erhoben in seiner Preisschrift: Ueber den Ursprung der Sprache 1770. Er sagt unter anderm: „Die Sprache gebar sich mit der ganzen Entwickelung der menschlichen Kräfte.“ — „Die Fortbildung der Sprache ist dem Menschen so natürlich, als seine Natur selbst.“ — „Der höhere Ursprung ist, so fromm er scheine, durchaus ungöttlich.“ — „Der Ursprung der Sprache wird nur auf eine würdige Art göttlich, so fern er menschlich ist.“

Eine gute kritische Zusammenstellung der verschiedenen Ansichten über diesen Gegenstand enthält: Rudolph Wilh. Zobel, Gedanken über die verschiedenen Meinungen der Gelehrten vom Ursprunge der Sprachen, Magdeb. 1773. Der Verf. schlieſst mit dem Satze: Der Mensch selbst habe Sprache erfinden können. Da es aber ein Naturgesetz sei, daſs in der Schöpfung nichts Ueberflüssiges geschehe (also kein übernatürliches Eingreifen der Gottheit); so scheint daraus der folgende Satz zu flieſsen: „der Mensch hat selbst seine Sprache erfunden.“ Von der Vorstellung einer Erfindung der Sprache kann er nicht loskommen; die Nothwendigkeit ihres natürlichen Entstehens, die Herder wenigstens geahndet und in geistvollen Sätzen

behauptet, wenn auch nicht bewiesen hat, kommt hier nicht zum Bewufstsein.

Später aber wurde Herder wieder an sich selbst irre, nahm seine, in jener Schrift dargelegte, Ansicht ausdrücklich zurück und trat auf die Seite des Mystikers Hamann, der eine unmittelbare göttliche Offenbarung der Sprache behauptete. Das Nähere über diesen Hergang, die Hauptstellen aus Herder's und Hamann's Schriften finden sich zusammengestellt und mit scharf eindringender Kritik beleuchtet in Dr. Steinthal's Schrift: Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens, Berlin 1851, die durch Grimm's Abhandlung veranlafst, zugleich indirect eine Kritik der Grimmschen Ansicht enthält, die sich im Wesentlichen nicht über Herder's Standpunkt erhebt und W. v. Humboldt völlig ignorirt. Grimm hat die Vorstellung einer Anerschaffung oder göttlichen Offenbarung der Sprache zwar mit einleuchtenden Gründen widerlegt. Seine eigene positive Ansicht von dem Werden der Sprache aber ist schwach und vag, ohne tieferes Eindringen in das Wesen dieses Processes, wie es nach Humboldt's Vorgang erwartet werden mufste.

Wie man übrigens die Ansicht von dem göttlichen Ursprunge der Sprache für frommer halten konnte, und wie namentlich Süfsmilch sich wiederholt auf die biblische Schöpfungs-Urkunde berufen konnte, ist nicht zu begreifen; da nach dieser zwar die Abstammung des Menschengeschlechts von einem Paare, und mithin die Abstammung der verschiedenen Sprachen von einer Ursprache, aber keinesweges die unmittelbare Anerschaffung oder Offenbarung dieser Sprache anzunehmen wäre; denn es heifst I. Mos. 2, 19. f. ausdrücklich: „Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Thier auf dem Felde, und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, dafs er sähe, wie er sie nennete; denn wie der Mensch allerlei lebendige Thiere nennen würde, so sollten sie heifsen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Thier auf dem Felde seinen Namen.“ Nur die Ur-Elemente der Schöpfung an den drei ersten Schöpfungstagen benennt Gott selbst: Tag und Nacht, Himmel, Erde und Meer. Alles Weitere bleibt dem Menschen überlassen. — Dem Hebräer ist Denken und Wollen nothwendig zugleich Sprechen. Gott mufs sprechen, indem er schafft, und indem er seinem

Machtspruche den Namen hinzufügt, vollendet er erst die Schöpfungsthat. Das Weitere aber gehört dem Menschen an (Genes. 1, 28. 29); er hat es sich zu unterwerfen und anzueignen, indem er es benennt. „Die Sprachschöpfung gilt dem Hebräer für die Besitznahme des Menschen von der Welt und für die Bestimmung des Verhältnisses zwischen ihm und den Dingen. Die Sprache verkündet nicht, was die Dinge sind, sondern was sie dem Menschen gelten“ (Steinthal).

2. Es steht also fest: die Sprache in concreto ist ein Erzeugniſs des Menschen. Es kommt aber wesentlich darauf an, wie man sich die Hervorbringung der Sprache durch den Menschen zu denken hat. Schon im griechischen Alterthume stritt man lebhaft darüber hin und her, ob die Sprache durch θέσις oder durch φύσις entstanden sei, ein Werk der Satzung (Willkür) oder der Natur (Nothwendigkeit). Diese Frage ist das Thema, über welches in dem Platonischen Kratylos verhandelt wird. Beide Begriffe aber, θέσις und φύσις, lassen mancherlei Deutung zu und wurden auch von den verschiedenen Philosophen in sehr verschiedenem Sinne gefaſst. Die φύσις konnte entweder objectiv verstanden werden von der Natur der Dinge, aus welcher die Namen derselben als ihnen selbst angehörendes Element unmittelbar hervorgingen. So Heraclit. Oder subjectiv von der physischen Natur der Menschen, deren organische Function das Sprechen sei. So Epicur, nach dessen Behauptung die Menschen nicht anders sprechen, als wie die Hunde bellen: φυσικῶς κινούμενοι. — Die θέσις konnte gefaſst werden subjectiv als unbeschränkte Willkür des sprechenden Subjects; so nach einigen Sophisten, deren Ansicht Hermogenes in dem Platonischen Kratylos vertritt; oder objectiv, nach Demokrit, welcher in der Sprache die τύχη, den Zufall, walten läſst; oder als besonnene Satzung, verständige Namen-Erfindung in Uebereinstimmung mit der Natur der Dinge. Diese Ansicht, in welcher θέσις und φύσις zusammenflieſsen, vertreten die späteren Herakliteer, namentlich Kratylos bei Plato, im Einverständnisse mit dem Sophisten Protagoras.

Beide Ansichten, sowohl a) „die Sprache ist eine Erfindung des menschlichen Verstandes“, als auch b) „die Sprache ist ein organisches Naturproduct“, sind irrig und müssen widerlegt werden, um zu der richtigen zu gelangen.

a) Die Sprache ist eine Erfindung des menschlichen Ver-

standes: dies war die herrschende Meinung derer, welche von dem abstract-verständigen Standpunkte aus den göttlichen Ursprung der Sprache leugneten. Allerdings blieb auch für jene Zeit, wo man die Vernunftgegenstände verstandesmäfsig zu betrachten pflegte und nicht unterschied zwischen Vernunft und Verstand, nur diese Alternative. Entweder die Sprache ist Gottes Werk, oder sie ist eine Erfindung des menschlichen Verstandes. Eine andere Geisteskraft oder Form der Geistesthätigkeit aufser dem subjectiven Verstande erkannte man nicht an. Die Production des Künstlers, des Dichters z. B., welche man nicht als rein verständige Thätigkeit betrachten konnte, schrieb man den sogenannten niederen Seelenkräften zu. Man sah ein, dafs die Sprache als Aeufserung des denkenden Geistes auch nur das Werk eines denkenden Geistes sein könne; war sie nun nicht das Werk des göttlichen Geistes, so mufste sie das Werk des menschlichen Geistes sein; diese kannte man aber nur als subjectiven Verstand, reflectirende Thätigkeit des Individuums.

Diese Vorstellung hat schon Süfsmilch genügend widerlegt: Die Sprache soll eine Erfindung des menschlichen Verstandes sein; verständig aber ist der Mensch nur, sofern er Sprache hat; mithin mufste die Sprache schon vor Erfindung der Sprache dasein. — Nimmt man hierzu nun noch die mit der Sprache nothwendig verbundene Einführung und Verbreitung derselben durch Uebereinkunft oder Vertrag: so leuchtet der Unsinn vollkommen ein; denn wie konnten die Menschen sich über eine solche Convention verständigen, so lange ihnen das Verständigungsmittel, die Sprache, fehlte? Sie hätten also Sprache schon besitzen müssen, um die Sprache einführen zu können.

Dafs die Sprache nicht eine Erfindung sein kann, geht ferner für uns schon aus dem früher erwiesenen Satze hervor, dafs sie ein nothwendiger und wesentlicher Bestandtheil der menschlichen Natur ist, ohne welchen der Mensch nicht Mensch wäre. Eine Erfindung aber ist nichts absolut Nothwendiges, was dem Menschen an und für sich zukäme.

Je einleuchtender dies ist, desto schwerer ist zu begreifen, dafs ein Denker ersten Ranges, wie Fichte, gleichwohl in der crassesten Weise die Sprache zu einer willkürlichen Erfindung des menschlichen Verstandes macht, in seiner Schrift: Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache (zuerst ersch.

1795; abgedruckt in Fichte's sämmtl. Werken Bd. 8). Er sagt „1) Was brachte den Menschen überhaupt auf den Gedanken, eine Sprache zu erfinden (seine Gedanken durch willkürliche Zeichen anzudeuten)? 2) In welchen Naturgesetzen liegt der Grund, dafs diese Idee grade so und nicht anders ausgeführt wurde?“ — Das Naturgesetz ist also nach Fichte nur ein formal beschränkendes, accessorisches Moment, nicht das ursprüngliche Agens. In dem Factum der Sprach-Erzeugung ist keine Naturnothwendigkeit, sondern subjective Willkür. Man habe mit einer „Hieroglyphensprache“, einer Zeichensprache theils fürs Gesicht, theils fürs Gehör angefangen. „Wer weifs, wie viel tausend Jahre verflossen sind, ehe die Ursprache Sprache fürs Gehör wurde!“ — Die Heerführer, die Häupter der Horden haben die Sprache nach und nach erfunden; „die Anderen bemühen sich, deren Gehörzeichen verstehen zu lernen und nachzuahmen“ u.s.f.

Diese grundfalsche Ansicht Fichte's war die nothwendige Consequenz seines philosophischen Standpunktes, des subjectiven Idealismus: die Vernunft, nicht blofs der *δύναμις* nach, sondern die schon ausgebildete Vernunftthätigkeit, ist ihm das Ursprünglichste, völlig Unabhängige im Menschen. Sie bedarf zu ihrer Wirklichkeit nicht der Sprache, sondern ist schon vor derselben da.

b) Hier tritt nun die jener grade entgegengesetzte Ansicht hervor, welche in unserer Zeit vorherrschend geworden ist:

> Die Sprache sei ein organisches Naturproduct; sie sei, subjectiv betrachtet, eine organische Verrichtung des Menschen; objectiv selbst ein natürlicher Organismus.

Diese Ansicht hat allerdings ihren guten Grund, allein sie führt, wenn sie nicht tiefer gefafst und schärfer bestimmt wird, nicht minder zum Irrthume, indem man das in der Sprache waltende Princip der geistigen Freiheit verkennt.

Auf diesen Abweg sind manche neuere Forscher durch die richtige Ansicht von dem natürlichen Werden der Sprache verleitet worden, namentlich Becker in seinem Buche: Organism der Sprache, als Einleitung zur deutschen Grammatik, Frankf. 1827. zweite, neu bearbeitete Ausg. 1841, worin Vieles erweitert, ergänzt und umgearbeitet, das Princip aber im Wesentlichen dasselbe geblieben ist. (Vgl. über dieses Werk meine Recension desselben in den Jahrb. f. wiss. Krit. 1829. Manches

Treffende darüber enthält Dr. Karl Hoffmeister, Erörterung der Grundsätze der Sprachlehre 1. Heft 1830. Ferner H. Diestel: Die rationelle Sprachforschung, auf ihrem gegenwärtigen Standpunkte geprüft und psychologisch begründet. Königsberg 1845. Der kritische Theil in diesem Buche enthält manches Gute; das den Grundzügen nach entworfene eigene System des Verfs. aber ist ganz verkehrt, namentlich völlig unhistorisch, lauter hohle Abstractionen.)

Wir gehen nun zu einer näheren Erörterung dieser Theorie des Organismus nach ihren Hauptmomenten über.

§. 22. Die Sprache als Organismus.

Den ersten Anstofs zu dieser Ansicht hat W. v. Humboldt gegeben in seiner akademischen Abhandlung „Ueber das vergleichende Sprachstudium“ mit den Worten: „Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens, theilt die Sprache darin die Natur alles Organischen, dafs Jedes in ihr durch das Andere, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht“.

Diese organische Beschaffenheit der Sprache und des Sprechens kann und mufs man unbedingt zugeben. Sie ist ihrer Entstehung und ihrer ganzen formellen Beschaffenheit nach ein organisches Gebilde, keine Maschine, kein todtes Werkzeug.

Becker aber findet in dem Begriffe des Organischen nicht etwa nur eine formelle Eigenschaft, einen Charakter der Sprache, in welchem Sinne man etwa auch von einem Kunstwerke, ja von dem menschlichen Geiste selbst sagt, er sei ein organisches Ganzes, ohne damit dessen Substanz ausdrücken zu wollen; sondern er macht das Organische zur substantiellen Bestimmung der Sprache, welche das Wesen, die ganze innere Natur derselben erschöpfend ausdrücke. Wird so Sprache und Sprechen als ein rein Natürliches angesehen, so kann freilich, wie Becker consequent behauptet „die wissenschaftliche Sprachlehre nur eine Physiologie der Sprache sein“.

Wir haben diese Ansicht von zwei Seiten zu prüfen: a) von Seiten der Sprache als Object; b) subjectiv von Seiten des sprechenden, die Sprache entwickelnden und anwendenden Menschen.

a) Die Sprache, als objectiv vorhandener Stoff, ist ein Organismus. — Eine wesentliche Bestimmung aber eines jeden

wahrhaften Organismus ist, dafs er als ein, in sich geschlossenes selbständiges Ganzes das Princip seines Lebens, seiner Bewegung und Entwickelung, so wie der Verknüpfung seiner Differenzen zu einer Einheit in sich selbst trägt, und dafs alle seine Glieder in lebendiger Wechselwirkung mit einander stehen. Die Sprache aber hat ihr Lebensprincip nicht in sich, sondern aufser sich in dem menschlichen Geiste, dessen Product sie ist, und der sich ihrer als seines Organes bedient. Getrennt von dem Geiste, der sie erzeugt hat, und im Sprechen immer wieder erzeugt, ist sie ein todter Stoff. Sie hat kein selbständiges Bestehen, ist keine in sich geschlossene Totalität lebendig in einander greifender organischer Elemente, Kräfte, Thätigkeiten. Ihre Theile stehen allerdings in wechselseitiger Beziehung zu einander; sie tragen die Fähigkeit in sich, in lebendige Wechselwirkung zu einander zu treten. Alle Elemente einer Sprache stehen schon an sich in einem gewissen Einklange mit einander, vermöge dessen sie zu einander passen und gehören. Humboldt nennt ihn (S. LIX) die charakteristische Form der Sprache. Allein dieselbe hat ihren Grund nicht in dem objectiven Sprachstoff an sich, sondern in dem einheitlichen Charakter des Volksgeistes, dessen Erzeugnifs die Sprache ist. Und auch diese Beziehung der Sprachtheile zu einander ist in dem objectiven Sprachstoffe nur der Möglichkeit nach vorhanden; verwirklicht wird sie erst durch das sprechende Subject. Die Sprache ist, an sich betrachtet, nur ein Vorrath vereinzelter Begriffszeichen und Denkformen, welcher seine Belebung und Verknüpfung zu einer Einheit nur durch den Geist empfängt. Ja sie kann streng genommen gar nicht als ein aufserhalb des Geistes vorhandenes fertiges Erzeugnifs angesehen werden, sondern nur als eine fortwährende Erzeugung; sie ist kein Werk, sondern eine Thätigkeit; die Sprache ist nur, insofern und indem sie gesprochen wird oder in Sprachwerken vorliegt.

In dieser Beziehung würde man also die Sprache mit noch wenigerem Rechte einen Organismus nennen können, als das Kunstwerk (mit welchem, wie schon gezeigt, nicht die Sprache, sondern nur ein Sprachwerk parallelisirt werden kann), welches eine in sich geschlossene Totalität ist und das verknüpfende Band seiner Elemente in sich selbst trägt, indem in der Verschmelzung zwischen Stoff und Form sich der geistige Gehalt darstellt, der also hier in den Stoff selbst aufgegangen ist. Dem

Kunstwerke fehlt, um ein Organismus im eigentlichen Sinne zu sein, nur das eigentliche, physische Leben, die organische, lebendige Fortentwickelung.

Jeder Organismus lebt durch und für sich selbst, ist sich selbst Zweck. Die Sprache aber spricht sich nicht selbst; sie ist kein selbständiges Dasein, sondern nur ein dienendes Organ des Geistes.

Sie hat Eigenschaften eines organischen Wesens an sich, aber wir können sie höchstens einen secundären Organismus nennen. Da sie jedoch überhaupt nicht ein fertiges Product, sondern vielmehr eine producirende Thätigkeit, erzeugende Kraft, nicht sowohl ein Werk, als ein thätiges Werkzeug des Geistes ist, so werden wir sie richtiger ein Organ des Geistes, als einen Organismus nennen.

b) Von der subjectiven Seite als Thätigkeit des Individuums angesehen, können wir die Sprache oder das Sprechen allerdings eine organische Verrichtung des Menschen nennen, sofern wir darunter verstehen, dafs sie keine mechanische, keine technische, sondern eine dem Menschen natürliche, durch dessen leibliche Organe unmittelbar vollzogene ist. Sie ist aber noch mehr, noch Höheres als dies: Aeufserung des denkenden Geistes; mithin kann ihre substantielle Natur durch das Prädicat des Organischen nicht erschöpft werden.

Die organischen Functionen haben ihren Ursprung und Zweck in der Sphäre des beseelten leiblichen Organismus. Wollen wir auch die Sprache zu ihnen rechnen; so setzen wir sie herab in die Kategorie unfreier, bewufstloser Naturthätigkeit, und müfsten, wenn wir consequent sein wollten, mit Epicur behaupten, die Sprache sei eine natürliche Verrichtung, wie das Sehen und Hören; der Mensch spreche nicht anders als er huste und niese, oder wie der Hund bellt, φυσικῶς κινούμενος; oder höchstens wie er lacht und weint, oder Empfindungslaute hervorbringt, als bloſs natürliche Aeufserung der Empfindung.

Kann man aber nicht den Begriff des menschlichen Organismus dahin erweitern, dafs man auch den freien Geist des Menschen mit einbegreift, und in diesem Sinne sagen, die Sprache sei ein Erzeugniſs des menschlichen Organismus? Der menschliche Organismus wäre dann nicht bloſs der beseelte Leib, sondern der von dem selbstbewufsten, freien Geiste bewohnte Leib des Menschen.

Diese Vorstellung liegt eigentlich bei Becker zu Grunde. Er sagt: „Die Verrichtung des Sprechens geht mit einer inneren Nothwendigkeit aus dem organischen Leben des Menschen hervor; denn der Mensch spricht, weil er denkt.“ Ganz richtig; nur die Vorstellung, dafs diese Function des Denkens dem organischen Leben des Menschen angehöre, eine blofs organische Naturthätigkeit sei, enthält einen gefährlichen Irrthum, der, consequent festgehalten, zum crassen Materialismus führen würde.

Wir müssen uns also hüten, den Begriff des Organischen über die ihm gebührende Schranke hinaus auszudehnen. Die Thätigkeit des freien Geistes ist substantiell von dem organischen Leben verschieden, nicht blofs dessen höchste Blüthe; und das Denken, so wie die Aeufserung desselben, die Sprache, kann nicht als eine blofs organische Function angesehen werden. Das Lachen und Weinen und die Naturlaute der Empfindung kann man noch als rein-organische Thätigkeiten betrachten. Im Denken hingegen hat der Geist sich selbst erfafst und eben damit über die Befangenheit in dem physischen Organismus erhoben, und das Sprechen ist das Aeufserlichwerden dieser Befreiung des Geistes, das Hervorbrechen seiner freien Thätigkeit in die Erscheinung, indem er die Schranken des physischen Organismus überwindet. Die Sprache entspringt gerade da, wo das geistige Wesen des Menschen sich von der Naturbestimmtheit des organischen Seins zur freien Selbstbestimmung der geistigen Thätigkeit erhebt, steht also nicht innerhalb des Organismus, sondern über demselben.

Schon äufserlich unterscheidet sich das Sprechen deutlich genug von allen blofs natürlichen Functionen. Diese sind im Wesentlichen bei allen Menschen dieselben. Die Sprache hingegen erscheint vielgestaltig. Darin offenbart sich die freie Thätigkeit des Geistes, dessen Kräfte und freie Herrschaft über die organischen Kräfte und Mittel, durch welche er sich äufsert.

Die organischen Functionen sind mehr oder weniger unwillkürliche; das Sprechen ist abhängig von der bewufsten Willenskraft des Menschen, steht unter dem Einflusse der Willkür. Becker räumt dies nur bedingter Weise ein. Er sagt (Organism 2. Aufl. S. 6): „Der Wille wirkt hier jedoch wie bei dem Athemholen (!) und bei manchen anderen Functionen, mehr beschränkend, als anregend; der Mensch spricht, weil er denkt; aber er schweigt nur, weil er will.“ Gegen diese paradoxe Vor-

stellung sagt schon der gesunde Menschenverstand: ich spreche, nicht weil ich muſs, sondern weil ich will; und schweige, weil ich will. Kein vernünftiger Mensch spricht unwillkürlich. Das Sprechen ist keine unwillkürliche Naturthätigkeit.

§. 23. Die Sprache als das Erzeugniſs des allgemeinen, objectiven Geistes.

Wir räumen also ein, daſs die Sprache ein Product der natürlichen Entwickelung des Menschen, ein nothwendiges Erzeugniſs der sich vollendenden Menschen-Natur ist; und behaupten doch, daſs sie ein Werk des freien, selbstbewuſsten Geistes ist.

Wie ist dieser scheinbare Widerspruch zu lösen? Dazu müssen wir als die zwei Hauptfactoren des menschlichen Selbstbewuſstseins unterscheiden: 1) den allgemeinen, objectiven Geist, die menschliche Vernunft in ihrem Naturgrunde, als das allgemeine Vermögen und Bedürfniſs der mit Nothwendigkeit erfolgenden Selbstentwickelung und Bethätigung des geistigen Lebens; 2) den besondern subjectiven Geist oder reflectirenden Verstand als freie Thätigkeit des Individuums als eines solchen.

Jener allgemeine Geist, die dem Menschen wesentlich inwohnende Vernunft, schafft sich die Sprache aus innerem Bedürfnisse auf dem Wege natürlicher Entwickelung, vermöge des, zu ihrer Substanz wesentlich gehörenden, Triebes der Bethätigung. Also nicht der physische Organismus des Menschen, noch auch der subjective Geist ist das schaffende und gestaltende Princip der Sprache; sondern die Erzeugung der Sprache geschieht mit Nothwendigkeit, ohne besonnene Absicht und klares Bewuſstsein, aus innerem Instincte des Geistes, also in der Form einer organischen Naturthätigkeit. — So löst sich der obige Widerspruch.

Auch der Gegensatz des göttlichen und menschlichen Ursprungs der Sprache erscheint hier aufgehoben zu einer höheren Einheit. Ist nämlich jener allgemeine, objective Geist, die menschliche Vernunft in ihrem Naturgrunde, in Wahrheit das Göttliche in dem Menschen, und flieſst aus ihm die Sprache mit Nothwendigkeit, so ist es Gott, der in dem Menschen die Sprache wirkt; und da diese Erzeugung durch den menschlichen Organismus und unter den beschränkenden Bedingungen der besonderen menschlichen Natur erfolgt: so ist der Ursprung

der Sprache göttlich und menschlich zugleich. (Vgl. Steinthal: Ursprung der Sprache S. 10.).

Zur gröfseren Verdeutlichung noch einige Bemerkungen über die menschliche Vernunft in ihrem Naturgrunde und über ihre Naturthätigkeit und das Verhältnifs von Freiheit und Nothwendigkeit in dem Processe ihrer Entwickelung.

Der Mensch darf in seinem ursprünglichen Zustande nicht thierähnlich, als ein blofs empfindendes Naturgeschöpf gedacht werden. Er ist von dem ersten Momente seines Daseins an wesentlich ein selbstbewufstes, vernünftiges Wesen und mufs sich als solches äufsern. Daher mufs auch der Ursprung der Sprache unmittelbar mit dem Ursprunge des Menschengeschlechts zusammenfallen, und man darf sich dasselbe nicht für längere Zeit in einem thierähnlichen Naturzustande denken, aus welchem es nur langsam und mühsam zum Bewufstsein erwacht.

Was also der Mensch als Aeufserung seines vernünftigen Geistes hervorbringt, ist nothwendig das Erzeugnifs eines bewufsten Wesens. Seine Thätigkeit bei der Erzeugung der Sprache ist die Thätigkeit eines bewufsten Wesens, freie Selbstthätigkeit, keine blofs passive Entwickelung, wie die Pflanze, sondern Selbstentwickelung.

Wir müssen aber diese Selbstentwickelung des bewufsten Geistes sorgfältig unterscheiden von der bewufsten, in sich reflectirten Thätigkeit des Subjects. Der menschliche Geist kann als bewufster thätig sein, d. h. dem Inhalte, der Substanz seiner Aeufserung nach sich als selbstbewufstes Wesen (= Geist) manifestiren, ohne in der Form seiner Aeufserung als selbstbewufster zu sein, d. i. ohne auf sein Thun selbst zu reflectiren, ohne des Processes seiner Thätigkeit selbst sich deutlich bewufst zu sein.

So ist das Denken und Sprechen der Kinder und der grofsen Masse des Volkes lebenslang bewufstlose Thätigkeit, Naturthätigkeit des bewufsten Geistes. Sie besitzen und üben das Denken und Sprechen nur in der Form einer natürlichen Function; denn sie wissen nicht, was sie thun. Formell hat also das Sprechen den Charakter einer blofs organischen Verrichtung. — Dem Inhalte nach ist aber das Denken und Sprechen Thätigkeit des selbstbewufsten Geistes. Dieser Inhalt ist aber nur an sich vorhanden; nicht für die Sprechenden selbst. Sie sind nicht zur deutlichen Erkenntnifs ihres Thuns selbst, nicht zur

Reflexion auf dasselbe durchgedrungen. Sie haben die Sprache nur im Gefühl als ein natürliches Vermögen.

Wir sehen also deutlich: Auch der selbstbewufste, freie Geist hat sein unmittelbares, natürliches Leben, seine nicht durch Reflexion vermittelte Aeufserungsweise. So ist auch das Produciren des Künstlers eine in ihrem tiefsten Grunde bewufstlose, nicht durch verständige Reflexion vermittelte Thätigkeit des bewufsten Geistes; kein Werk des berechnenden Verstandes, sondern der unmittelbaren Naturkraft des allgemeinen Geistes, des Göttlichen in dem menschlichen Individuum.

Wenn wir nun selbst bei ausgebildeter Sprache die Masse der Menschen im Gebrauche der Sprache selbst ohne klares Bewufstsein über ihr Thun finden: so werden wir vor völliger Entwickelung der Sprache oder bei ihrer ursprünglichen Erzeugung die Thätigkeit des bewufsten Geistes noch in weit höherem Grade als eine der Form nach bewufstlose, unreflectirte zu denken haben, welche daher den äufserlichen Charakter einer organischen Naturthätigkeit hat, dem Inhalte nach aber etwas unendlich Höheres ist.

Die Sprache ist hervorgebracht vom bewufsten, freien Geiste auf dem Wege natürlicher Entwickelung seines innersten Wesens selbst. Bei dieser Entwickelung des Geistes fällt Freiheit und Nothwendigkeit zusammen. Beide sind überhaupt in aller höheren Vernunftthätigkeit eins (z. B. in dem Schaffen des Künstlers, des Denkers u. s. w.). Wo die Freiheit nicht zugleich Nothwendigkeit, d. i. nach allgemeinen, ewigen, in dem Wesen des freien Geistes gegründeten Gesetzen wirksam ist, wird sie individuelle Willkür zufälliges Belieben oder Meinen des Subjects.

Die Entwickelung des Geistes, mit welchem die der Sprache Hand in Hand geht, ist frei; denn der Geist ist wesentlich Freiheit, sich selbst bestimmende Thätigkeit, Selbstentwickelung. Sie ist nothwendig; denn diese selbstthätige Entwickelung und freie Bestätigung macht die ursprüngliche substantielle Natur des Geistes aus, die ihm angeborene natürliche Bestimmung, welcher er folgen mufs, sofern er Geist ist.

Jene Freiheit ist also nicht subjective Willkür, weil sie in dem Wesen des Geistes begründet und deshalb zugleich nothwendig ist. Und diese Nothwendigkeit ist kein Naturzwang einer organischen Function, weil sie die über die Natur erhabene

Lebensäufserung des freien Geistes ist. Er mufs sich entwikkeln; aber in diesem Mufs ist er zugleich ganz bei sich, also frei, denn er folgt dabei seiner eigenen Natur oder Bestimmung. Er bestimmt sich selbst zu und in dieser Entwickelung.

In der organischen Natur-Entwickelung ist blofse Nothwendigkeit ohne Freiheit. In der individuellen Thätigkeit des subjectiven Geistes als eines solchen blofse Freiheit ohne Nothwendigkeit, d. i. Willkür. In der wesentlichen Selbst-Entwickelung der Vernunft und der Sprache ist Freiheit und Nothwendigkeit zugleich und beides fällt in eins zusammen.

Die Sprache ist also ein Naturerzeugnifs des menschlichen Geistes. Dieser aber arbeitet sich durch nothwendige, aber selbstthätige und mithin zugleich freie Entwickelung, deren äufserliches Product die Sprache ist, stufenweise empor zu dem Standpunkte der verständigen Reflexion oder des urtheilenden Verstandes.

Mit dem Erreichen dieses Standpunktes hört die natürliche Urschöpfung der Sprache im Wesentlichen auf, wenn auch nicht ihre Fortbildung in der lebendigen Verwendung des Stoffes und der Formen der Sprache. Die Sprache ist ihrem Wesen nach vollendet und dient nun dem verständigen Geiste als Organ seiner Aeufserung.

§. 24. Inwiefern die Sprache organisch ist. Durchdringung der lautlichen und intellectuellen Seite der Sprache.

Die objective Sprache als ein Ganzes betrachtet, kann nicht im vollen, und eigentlichen Sinne des Wortes ein Organismus genannt werden. Ja sogar die subjective Thätigkeit des Sprechens ist keine blofs organische Function. Wir dürfen aber überhaupt diese beiden Seiten nicht trennen. Die Sprache hat ihre wahrhafte Existenz nur in der Einheit der subjectiven und objectiven Seite; sie existirt nur wahrhaft, insofern sie gesprochen wird.

Wenn wir nun auch der Sprache das Prädicat des Organischen in seiner bisherigen Bedeutung nicht geben können, so werden wir dies doch in einem anderen und höheren Sinne thun. Das Gesprochene ist organisch, sofern es immer eine Einheit des Geistigen (des Begriffs) und Sinnlichen (der Lautform) darstellt; das Sprechen ist organisch, weil darin eine geistige Thätigkeit (das Denken) mit einer sinnlichen (der Lauterzeugung)

sich einigt und durchdringt. Diese Einheit des Geistigen und Sinnlichen in der Sprache, welche das Wesen des Wortes und jeder echten Wortform ausmacht, ist eine organische, entsprechend der Einheit von Leib und Seele in dem thierischen Organismus. In diesem Sinne ist die Sprache in allen ihren einzelnen Erscheinungen und Formen ursprünglich durch und durch ein organisches Gebilde. Dabei dürfen wir aber nie vergessen, dafs der Geist durchaus der wesentliche Inhalt und die herrschende Macht, der Lautstoff nur dienendes Element ist. Die physiologischen Gesetze und Erscheinungen in der Sprache sind nur Symbole psychischer Verhältnisse und haben nur als der sinnliche Ausdruck geistiger Bestimmungen Werth und Bedeutung; denn der Geist ist die zeugende Macht, welche die Lautform schafft und gestaltet als ihr sinnliches Organ. Der denkende Geist erschafft sich in der Sprache seinen Leib.

Um mithin die Sprache nach ihrer wahren Natur und ihrem organischen Leben zu begreifen, mufs man die Ineinsbildung und Durchdringung dieser beiden Elemente erforschen; man mufs untersuchen, wie das Geistige sich im Laute verkörpert, und wie der Laut zur Darstellung des Begriffes wird. Die Sprache darf nicht aus einem vorausgesetzten Begriffssystem construirt werden; sondern ihre Entwickelung mufs als ein psychologisch-physiologischer Proceſs dargestellt werden, in welchem beide Seiten sich vollständig durchdringen.

§. 25 Zwei Extreme: Becker und Wocher.

Diese Aufgabe hat Becker nicht gelöst. Er hat nicht nur, wie bereits gezeigt ist, den Begriff des Organischen in der Sprache unrichtig aufgefafst, sondern ist überdies in der Ausführung seines Systems diesem Principe ganz untreu geworden.

Die beiden organischen Elemente der Sprache, Laut und Begriff, sind Becker zu concret; er geht zurück auf den abstracten Gegensatz von Thätigkeit und Sein, und macht diese zu den „polarischen Gegensätzen“, auf deren Differenz-Verhältnifs die organische Natur der Sprache sich gründe. Hierbei ist ein Doppeltes zu bemerken.

Becker fafst erstlich überhaupt das Wesen des Organischen ganz abstract und unrichtig auf, wenn er es in polarischen Gegensätzen, wie positive und negative Elektricität, Nord- und Südpolarität, Contraction und Expansion, also in lauter unorgani-

schen (physikalischen) Verhältnissen der unbeseelten Materie findet. Das wahrhaft Organische besteht nicht in solchen abstracten Gegensätzen, sondern in dem concreten Zusammen- und Ineinanderwirken von mannichfaltigen Kräften und Thätigkeiten zu einer lebendigen Totalität.

Zweitens aber wie soll aus einem so abstracten Gegensatze das Werden und die Natur der concreten, realen Sprache sich erklären? Diestel (a. a. O. S. 42) bemerkt sehr richtig: „Nur die qualificirte, aber nimmer die abstracte Thätigkeit, nur ein qualificirtes, nimmer ein abstractes Sein, und nur ein specifischer Gegensatz des Thätigen, welches als seiend, oder des Seienden, welches als thätig dem Bewufstsein vorsteht„ kann Grund des Realen, des specifisch Qualificirten und eines so bestimmten Organismus sein, wie er in der Sprache vorliegt.“

Es ist aber überhaupt nicht zuzugeben, dafs der Gegensatz von Thätigkeit und Sein in allen Sprach-Kategorieen, wie Begriff und Laut, Consonant und Vocal, Verb und Substantiv, Personen- und Dingnamen, männlich und weiblich, Prädicat und Subject u. s. w. in Wahrheit enthalten sei, wie Becker meint. Er sagt z. B., dieser Gegensatz stelle sich in der Sprache zunächst dar als Gegensatz von Begriff und Laut; jener soll die Thätigkeit, dieser das Sein enthalten. Dieses ist aber falsch; denn Thätigkeit und Sein ist auf beiden Seiten der Sprache. Der Begriff wird erzeugt durch die denkende Thätigkeit; der erzeugte aber ist nur ein im Geiste Seiendes. Der Laut andererseits wird erzeugt durch die physisch-organische Thätigkeit, auch er ist keinesweges todte Materie, blofses Sein, sondern durchaus ein Lebendiges, reine Bewegung.

Die organische Differenz liegt also nicht in dem Gegensatze von Thätigkeit und Sein; sondern Thätigkeit ist auf beiden Seiten, hier geistige, dort sinnliche; und die Durchdringung beider macht das organische Lebensprincip der Sprache aus.

Becker macht nun von seinen Gegensätzen die Thätigkeit zum prius und leitet daraus das Sein ab, als eine durch sich selbst gehemmte Thätigkeit. Und so macht er den Begriff zum prius, aus welchem er die Sprache nach abstract-logischen Kategorieen construirt. Abermals falsch! Der Laut ist schon da, ehe der Begriff da ist, als Ausdruck des animalischen Seelenlebens, der Empfindung. Der Begriff erschafft den Laut nicht;

es gestaltet ihn nur um und macht ihn zu seinem Organe. Das ursprünglich Gestaltende aber ist in der Sprache überhaupt nicht der logische Begriff, sondern der vernünftige Geist überhaupt, der durch verschiedene untergeordnete Entwickelungsstufen oder Formen sich erst allmählich zum logischen Begriffe hinaufarbeitet. Der Geist ist zwar das zeugende Element; nichts jedoch ist im Geiste vorhanden, was nicht zugleich zum Laute würde und in seiner sinnlichen Form auch erst geistig fixirt, und sicher erfaſst als geistige Vorstellung; so daſs also die Begriffsbildung nur mittelst der Lautbildung vor sich geht und der Begriff selbst erst im Laute entsteht.

Diesen gleichmäſsigen, in einander greifenden Entwickelungsgang beider Seiten aufzuzeigen, ist die Aufgabe einer wahrhaft philosophischen Betrachtung der Genesis der Sprache. Statt dessen betrachtet Becker jede Seite für sich. Sie haben wohl Analogieen zu einander, wobei überall der polarische Gegensatz von Thätigkeit und Sein herbeigezogen wird; sie fallen aber der Hauptsache nach auseinander. Statt ihrer wahrhaft organischen Ineinsbildung erhalten wir eine Construction der Sprache aus dem abstracten logischen Begriffe. Mit diesem fängt bei Becker die Sprache an, statt mit ihm aufzuhören; denn mit dem Erreichen dieses Standpunktes erreicht zugleich die ursprüngliche Sprachschöpfung ihr Ende; die organische Identität des Geistigen und Sinnlichen ist aufgelöst, indem der Geist zur Herrschaft gelangt, und der Laut zum bloſsen Zeichen des Begriffes herabsinkt. So zerreiſst Becker in Wahrheit den Organismus der Sprache, indem er das ganze Gewicht auf die Seite des Begriffes, auf den logischen Geist fallen läſst; und statt einer Entwickelung der Sprache in der Totalität ihrer constituirenden Elemente giebt er vielmehr eine Entwickelung der Begriffe aus dem Denkvermögen; statt der Sprachbildung eine Begriffsbildung. Die verheiſsene Physiologie der Sprache als eines organischen Gebildes schlägt in ein abstractes System der Logik um.

Dieser einseitigen, in Wahrheit unorganischen Auffassung des organischen Princips der Sprache, wobei das logische Element überwiegt, steht als das andere Extrem eine Behandlung der Sprachwissenschaft gegenüber, welche alles Gewicht auf die phonetische Seite fallen läſst. Auf diesen Abweg ist Max Wocher gerathen in seinem Buche: Allgemeine Phonologie oder natürliche Grammatik der menschlichen Sprache 1841. Hier

wird die Sprachbildung zur bloſsen Lautbildung und statt der begrifflichen Bedeutsamkeit, welche den Laut erst zum organischen Bestandtheile der Vernunftsprache macht, gilt der Laut nur nach seiner sinnlichen Beschaffenheit und seinen euphonischen Verhältnissen. Es ist, als ob die Sprache überhaupt nur um des Lautes willen, das geistige Element nur um des sinnlichen willen da wäre oder doch ursprünglich dadurch bedingt würde, und der ganze Sprachbau lediglich auf euphonischen Gesetzen (dem Bequemlaute und Wohllaute) beruhte; denn auch die grammatischen Formen, die doch wesentlich Ausdruck von Denkbestimmungen, logischen Beziehungen sind, werden ihrer formellen Beschaffenheit nach nicht etwa historisch-etymologisch entwickelt, sondern auf phonetische Gesetze zurückgeführt.

Wir werden weiterhin sehen, in wie fern die Euphonie allerdings ein mitwirkendes Moment, ein wesentlich eingreifender Factor in der Sprachbildung ist. Das euphonische Princip aber als das ursprünglich schöpferische, wesentliche Moment in der Sprachbildung anzusehen, ist ein groſser Irrthum, ein gröſserer noch, als wenn man mit Becker das abstract logische Princip an die Spitze stellt. Von wesentlich bestimmendem Einfluſs wird das Euphonische erst in der Periode des Zerfalles oder der Desorganisirung der Sprache. In der ursprünglichen Sprach-Erzeugung gilt der Laut nicht nach seinem sinnlichen euphonischen Verhältnissen, sondern nur nach seiner Bedeutsamkeit für das Geistige, als Ausdruck der Empfindung oder Vorstellung; denn das wahrhaft organische Wesen der Sprache liegt eben in dem Gleichgewichte der beiden Elemente und in der unmittelbaren Einheit von Begriff und Laut. Die Vorstellung verkörpert sich in Lauten, und der Laut will nichts anderes und nichts weiter sein, als bedeutsamer Ausdruck der Vorstellung.

Der wahrhafte Begriff des Organischen fehlt also bei Wocher nicht minder als bei Becker, findet sich dagegen überall bei Jacob Grimm, bei welchem jedes Gebilde der Sprache, in welchem die Lautform dem Begriffe völlig entspricht, für organisch gilt; wo hingegen diese ursprüngliche Congruenz und Durchdringung des geistigen und sinnlichen Elements gestört ist, indem entweder bedeutsame Laute verloren gehen, oder bedeutungslose hinzutreten, da entstehen unorganische Formen.

Zweites Kapitel.

Realisirung der Sprach-Idee. Innere Sprachentwickelung. Nothwendige (vorgeschichtliche) Entwickelungsmomente der werdenden Sprache bis zu ihrer wesentlichen Vollendung zum adäquaten Ausdrucke des Gedankens.

§. 26.

Wie wir über den Ursprung der Sprache überhaupt historisch nichts wissen können, so auch nicht über die Momente ihrer Entwickelung bis zu ihrer wesentlichen Vollendung, welche darin besteht, dafs sie zum adäquaten Ausdrucke des logisch entwickelten Gedankens, also ihrem Begriffe entsprechend wird. Die Geschichte der Sprache beginnt erst mit diesem Standpunkte ihrer organischen Vollendung, und betrachtet ihre weiteren Metamorphosen, nicht aber das ursprüngliche Schaffen des Sprachstoffes und der Sprachformen. Dieses können wir nur philosophisch erforschen. Die verschiedenen Entwickelungsstufen der werdenden Sprache müssen sich als nothwendige aus der Idee ergeben. Wir finden aber in der entwickelten wirklichen Sprache durch Analyse ihrer Bestandtheile die Producte dieser verschiedenen Stufen als wirklich bestehende vor. Was sich also als nothwendig aus der Idee ergiebt, können wir als wirklich in der Sprache vorhanden aufzeigen. Wir bleiben aber hier noch in der Sphäre des Allgemeinen stehen; denn diese Entwickelungsmomente kommen aller Menschensprache als solcher zu, wenn sie auch nicht in allen besonderen Sprachen gleich scharf begrenzt und durch formelle Gestaltung unterschieden in die Erscheinung treten.

Die Entwickelung der Sprache hält gleichen Schritt mit der Entwickelung des menschlichen Geistes; beides sind nur Seiten eines und desselben Processes. Es müssen also die Momente der Sprachentwickelung den nothwendigen Entwickelungsstufen des Menschengeistes überhaupt entsprechen und daraus hergeleitet werden; und es sind zwei Seiten zu unterscheiden: 1) die intellectuelle oder überhaupt geistige (psychische); 2) die phonetische, sinnliche, die naturgemäfs fortschreitende Entwickelung des Lautsystems, welche durch die stufenweise Entwickelung des Geistes bis zur völligen Befreiung des Gedankens, oder zur völlig freien Gedankenäufserung bedingt ist. Diese bei-

den Seiten sind aber nicht abgesondert, sondern in ihrem organischen Zusammenhange zu betrachten.

Wir haben nun drei wesentliche Entwickelungsmomente im Geistes- und Sprachleben zu unterscheiden:

1) Empfindung und sinnliche Wahrnehmung oder den Standpunkt der empfindenden und begehrenden Seele (*ψυχή*, *anima*); entsprechend: Laut.

2) Vorstellung oder Standpunkt des unterscheidenden Bewufstseins (*νοῦς*, *mens*); entsprechend: Wort.

3) Begriff und Urtheil oder Gedanken: Standpunkt des urtheilenden (reflectirenden) Verstandes (*λόγος*, *ratio*); entsprechend: Satz.

Diese immanenten (d. i. auch in dem höchst entwickelten Bildungsstande des Geistes und der Sprache als wesentliche Momente fortwährend bestehenden) Stufen hat man nicht als zeitlich scharf begrenzte Epochen anzusehen. Der vernünftige Mensch ist als solcher auf keinem Standpunkte blofs Sinnlichkeit, oder blofs vorstellendes Bewufstsein. In dem Niederen scheint überall schon das Höhere durch, so wie andererseits auf dem höheren Standpunkte der niedere nicht völlig vernichtet, sondern nur aufgehoben wird. Jene Momente sind nur die Sphären und Richtungen, welche das innere Wesen und Leben des Menschen in den verschiedenen Entwickelungsstadien überwiegend beherrschen, und unter deren Form sich das Geistige, die Vernunftthätigkeit offenbart. Der denkende Geist wirkt schon, ehe er sich in einer, dem Gedanken völlig adäquaten Form äufsern kann, durch jene niederen, unvollkommenen Aeufserungsformen hindurch. Darum ist schon das menschliche Empfinden ein Höheres als das thierische; denn in jenem liegt schon der, nur noch unentwickelte Inhalt des vernünftigen Geistes.

A. Standpunkt der Empfindung oder des Naturlebens der in der Leiblichkeit befangenen Seele.

Der Geist schläft; er ist noch nicht zum Selbstbewufstsein erwacht und äufsert sich nur in dunklen unentwickelten Ahndungen in der Form der Empfindung. Er steht unter der Herrschaft der Sinnlichkeit.

Hier hat der Mensch nur Naturlaute, über deren Wesen und Bedeutung im Allgemeinen bereits gesprochen ist. Sie sind instinctmäfsige unwillkürliche Ausbrüche der sich regenden Seele, durch welche der Mensch zunächst sein Daseinsgefühl, sein Selbstgefühl, und sodann die Regungen seiner auf eine oder die andere Weise von innen oder von aufsen (durch sinnliche Eindrücke) afficirten Seele äufsert. Seines geistigen Selbst wird er sich dadurch eben so wenig bewufst, als er die Objecte seiner sinnlichen Wahrnehmung dadurch darstellt. Diese Naturlaute sind weder ein Ausdruck des Selbstbewufstseins, noch bestimmter Vorstellungen. Sie sind noch keine Sprache.

Nun ist aber die Seele empfindend und begehrend. Die Empfindung ferner ist entweder ganz innerlich, oder von aufsen erregt. Hieraus entspringen drei Arten des Naturlautes: 1) Empfindungslaute; 2) Schallnachahmungen; 3) Begehrungslaute oder Lautgeberden.

Diese drei Arten sind drei wesentliche Stufen des Naturlautes. Die erste ist unwillkürlicher Ausdruck subjectiver Empfindung; die zweite setzt objective Sinneswahrnehmung voraus und ist schon ein Act gröfserer Selbstthätigkeit; die dritte hat ihre Quelle in dem Subject, wie die erste, ist aber nicht Ausdruck passiver Empfindung, sondern energische Willensäufserung, wiewohl nur in der Form des Begehrens.

§. 27. Die Empfindungslaute.

Die Empfindungslaute sind ihrer Quelle und Sphäre nach:

a) entweder ganz auf das producirende Individuum beschränkt: ein Schrei des Schmerzes, ein Jauchzen der Freude: dumpfe Stimmlaute, noch nicht zu bestimmten Vocalen gestaltet, völlig unarticulirt, d. i. innerlich und äufserlich unbegrenzt;

b) oder Folge einer äufseren Sinneswahrnehmung, besonders einer Wahrnehmung durch einen der ideellen Sinne: Gesicht und Gehör. Diese Empfindungslaute stehen schon etwas höher. Sie drücken zwar nicht (wie die Schallnachahmung) den objectiven Gehalt des Wahrgenommenen aus, aber doch die Erregtheit der Seele in Folge der Wahrnehmung: Staunen, Wohlgefallen, Ueberraschung, Furcht, Ekel u. s. w. — Der allgemeine Stimmlaut wird hier specifisch bestimmt, gestaltet. Es treten reinere Vocale ein, welche den verschiedenartigen Em-

pfindungen entsprechen, als *a, o, i, u, e*; auch *au, ai, iu, io, oi* u. s. w. und mit Hauchen begleitet: *ha, hu, heu, ach* u. s. w.

§. 28. Die Schallnachahmungen.

Noch höher stehen die Naturlaute, welche nachbildende Darstellungen vernommener Schälle, Thierlaute u. s. w. sind, gleichsam das Echo einer sinnlichen Wahrnehmung. Sie haben schon einen, dem Wahrgenommenen selbst angehörenden, objectiven Inhalt. Hier treten auch Consonanten auf. Denn die Schälle sind zwar nicht articulirt; der Mensch muſs aber vermöge der Natur seiner Organe sie nothwendig mehr oder weniger articulirt nachbilden; z. B. *bä, krach* u. dgl.

Alle diese Laute sind nicht mittheilend, nicht an ein vernehmendes Individuum gerichtet. Auch die Schallnachahmungen sind nur ein kindisches Spiel des Individuums für sich, welches keinem Anderen damit etwas sagen will. Dies findet aber schon statt in den Lautgeberden.

§. 29. Die Lautgeberden.

So nenne ich solche, zum Theil consonantische und dabei nicht sillabische Laute oder Lautvereine, welche, wie die sichtbare Geberde, einem Anderen etwas andeuten sollen, und zwar ein Begehren; daher wir sie auch Begehrungslaute nennen können, wie: *st, ps, sch*; auch an Thiere gerichtet: *Brr, hottoh.* Sie lassen sich durch sichtbare Zeichen und mechanisch hervorgebrachte Schälle ersetzen, z. B. *st* = den Finger auf den Mund, *he* = Winken, *holla* = Klopfen.

Alle diese Naturlaute gehören noch nicht der Vernunftsprache an; darum richten wir sie auch an Thiere. Das Innere, was sich hier äuſsert, ist noch nicht der denkende Geist, und die Aeuſserung hat noch nicht die Form des Gedankens. Ganz streng entspricht die erste Stufe des Naturlautes, der Empfindungslaut, dem ersten Entwickelungsmomente des Geistes- und Sprachlebens, der empfindenden Seele; die Schallnachahmung ist schon ein Analogon des Wortes auf dem Standpunkte der Vorstellung und kann auch unmittelbar zum Worte fortgebildet werden (*bū*: *βοῦς*; *Kukuk*; *kra(ch)*: *Krähe*); die Lautgeberde ist ein Analogon des Satzes, namentlich des Imperativ-Satzes (cf. *st*: *sta*). So sind in der Sphäre des Naturlebens die drei Haupt-Standpunkte der Geistes- und Sprachentwickelung vorgebildet.

§. 30. Organischer Zusammenhang des Psychischen und Physischen in dem Naturlaute im Allgemeinen.

Um den Naturlaut seiner phonetischen Substanz nach genauer zu betrachten, müssen wir die Elemente des Sprachlautes überhaupt bestimmter unterscheiden. Es sind aber wesentlich drei Elemente, welche die Substanz oder den Stoff des Sprachlautes ausmachen:

1) Der Hauch, d. i. der bloſs verstärkte Athem. Als natürliche Aeuſserung der animalischen Lebensthätigkeit drückt der Hauch in seiner Verbindung mit dem vocalischen Stimmlaute eine erhöhete Lebendigkeit der Empfindung, eine Steigerung des Affects aus. Man vergleiche *ha* mit *ah*; *uh* und *hu*; *ei* und *hei*; *o* und *hoho*; *ah* und *ach*, und denke an das Blasen oder Schnauben des Zornes, der Wuth u. s. w.

2) Die Stimme, welche hörbar wird, wenn die Kehlbänder der Stimmritze in Folge einer Anspannung, einer Stemmung (*Stimme* verwandt mit *stemmen*), durch die aus den Lungen ausströmende Luft in eine zitternde (vibrirende) Bewegung gesetzt werden, wie die Saiten eines Instrumentes, wodurch zunächst ein Ton und bei verschiedener Mundstellung die verschiedenen Stimmlaute oder Vocale erzeugt werden — Aeuſserung der empfindenden Seele.

3) Die consonantische Articulation, durch die Sprachwerkzeuge des Mundes gebildet — Aeuſserung des freien, denkenden Geistes.

Von diesen drei Elementen gehören vorzugsweise die beiden ersten diesem Standpunkte an. Wenn die Schallnachahmung und Lautgeberde consonantisch werden, so zeigen sie einerseits auch hierin eine Annäherung an die Vernunftsprache; andererseits aber sind sie noch nicht deutlich gesonderte und specifisch bestimmte Consonanten, und waren und sind es zumal im Munde des Naturmenschen nicht. Wir haben also hier den Zusammenhang zwischen dem Vocale, dem Empfindungslaute und dem Standpunkte der empfindenden Seele oder des Naturlebens näher anzugeben. Dazu haben wir zunächst die Organe der Stimmbildung und den physiologischen Procels der Laut- und Tonbildung noch etwas genauer zu betrachten (vergl. C. Vogts physiologische Briefe. 2te Abtheilung. 1846).

Das Organ der Stimmbildung ist der Kehlkopf. Er bildet den oberen Theil der Luftröhre und öffnet sich in dem hinteren

Theile des Rachens an der Wurzel der Zunge in die Rachenhöhle. In diese mündet auch die Nasenhöhle durch ihre hinteren Oeffnungen ein. Der normale Weg für die Ein- und Ausathmung geht durch die Nase, den Kehlkopf, die Luftröhre. Am oberen Ende des Kehlkopfes sind zwei faserig elastische Bänder so ausgespannt, dafs sie eine mittlere, mehr oder minder weite Spalte (die Stimmritze) zwischen sich lassen und mehr oder weniger vermittelst besonderer Muskeln gespannt werden können. Dies sind die Stimmbänder. Beim Hauche gleitet die Luft durch die Spalte an den Stimmbändern vorüber, ohne sie in Schwingung zu versetzen, weil sie nicht gespannt sind. Der Hauch ist daher ein völlig tonloser Schall. Sind aber die Stimmbänder hinlänglich gespannt, so wird die Stimmritze verengt, und die Bänder werden durch die ausströmende Luft in Schwingung versetzt und erzeugen einen intensiv bestimmten Laut, also einen Ton, dessen Höhe oder Tiefe vom Grade der Spannung der Bänder abhängt. Das stimmbildende Organ stellt demnach eine Zungenpfeife dar, deren Ansprachrohr die Luftröhre ist. Der so erzeugte Ton, der Stimmlaut, wird aber erst durch die verschiedene Formung des Mundcanals und die Mitwirkung der Sprachwerkzeuge des Mundes articulirt und dadurch zum Vocale.

Der Vocal ist also nothwendig zugleich Ton. Darauf beruht die tonhafte Natur der vocalischen Gefühlsäufserung. In der Gefühlssprache ist die organische Form des articulirten Lautes (die in dem Sprachlaute der Vernunftsprache das wesentlich unterscheidende Element ist) nicht das allein Bedeutsame, sondern es tritt der Ton, die Intensität des Lautes (Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche der Stimme) als ein gleich Wesentliches hinzu.

Die Stimme ist nur bei der Production der Vocale thätig. Die durch die Sprachorgane des Mundes hervorgebrachten Consonanten sind für sich allein stimmlos oder stumm. Der Ton der Stimme aber drückt wesentlich die Stimmung des Gemüths, die verschiedenen Nuancen der Gefühle aus, weil er auf den verschiedenen Graden der inneren Kraft beruht, welche die Stimmbänder anspannt und in Schwingung versetzt. Im Gegensatze hierzu gehören die Consonanten, wegen ihrer Tonlosigkeit, einer anderen Sphäre als der des blofs empfindenden Seelenlebens an.

Die tonhafte Natur der Vocale liegt also zunächst in ihrem Lautstoffe, nämlich darin, dafs sie Stimmlaute sind, und als solche schon in ihrem Entstehen im Kehlkopfe einen gewissen Grad der Intensität empfangen. Andererseits aber inhärirt ihrer, durch die Organe des Mundes gebildeten, specifischen Lautform selbst eine qualitative Verschiedenheit des Tones. Sie bilden eine natürliche Scala vom höchsten zum tiefsten: *i, e, a, o, u.* Diese Tonunterschiede werden in den Vocalen, abgesehen von der Spannung der Stimmbänder, durch die blofse Mundstellung hervorgebracht. Die Zunge nämlich wird bei jener Vocalfolge immer mehr zurückgezogen, während gleichmäfsig die Lippen vorgeschoben werden, so dafs eine zunehmende Verlängerung des Mund-Kanals stattfindet, also eine Verlängerung der Luftsäule innerhalb des Mundes, durch welche neben der Formation der eigenthümlichen Vocal-Laute zugleich eine stufenweise fortschreitende Vertiefung des Tones entsteht, ohne dafs dabei die Spannung der Stimmbänder sich ändert.

Es kann nun aber auch jeder Vocallaut für sich höher oder tiefer producirt werden mittelst der gröfseren oder geringeren Intension des Stimm-Organs. So kann das *a* durch alle Abstufungen der Scala durchgesprochen oder gesungen werden, und diese verschiedene Tonhöhe desselben Lautes wird verschiedene Empfindungen oder Stimmungen ausdrücken; vergl. z. B. das tiefere *ah* der Betrachtung, des Staunens u. s. w. mit dem höheren *ah* oder *ha* der lebhaften Freude u. s. w. *)

Demnach steht der Empfindungslaut und die Gefühlssprache dem Gesange und der Musik eben so nahe, wie der Vernunftsprache. Wir stehen hier an der Quelle der Aeufserung des inneren Lebens, wo Gesang und Sprache entspringen und sich nach verschiedenen Seiten hin entwickeln. Nach der Seite des Tons entwickelt sich Gesang und Musik als kunstmäfsig gebildete, reine Gefühlssprache. Sie wirkt auch auf Thiere und

*) Die Höhe des Vocallautes ist von zwei Umständen abhängig: von der Spannung der Stimmbänder und der Form der Mundhöhle. Durch letztere wird aber eben der Vocal articulirt und wird *a* oder *i* u. s. w.; folglich inhärirt jedem Vocale eine bestimmte Höhe im Verhältnisse zu den anderen. Dieses Verhältnifs ist constant; durch die gröfsere oder geringere Spannung der Stimmbänder aber wird die ganze Scala der Vocale verändert, wiewohl das gegenseitige Verhältnifs der Vocale bleibt. Also ist *i* an sich höher als *a*; es kann aber so tief wie *a* werden durch geringere Spannung der Stimmbänder, und *a* kann so hoch wie *i* werden durch gröfsere Spannung. So kann jeder Vocal auf jeder Höhe oder Tiefe gesprochen werden.

S.

Blödsinnige; wogegen Menschen, in denen die abstracte Thätigkeit des Denkens überwiegt, oft ganz unempfänglich für die Musik sind. Die Sprache im Gegentheil entwickelt und gliedert den Laut und macht den Ton zu einem accidentellen Elemente. Er wird in dem Sprach-Accent auf wenige Unterschiede reducirt, wobei es mehr auf Stärke und Schwäche, als auf Höhe und Tiefe ankommt, und die Bedeutung mehr logisch, als musikalisch (Gefühl ausdrückend) wird.

Die Herrschaft des tonhaften oder musikalischen Elementes ist in den verschiedenen Sprachen mehr oder weniger ausgedehnt. Es liegt theils in den Vocalen und deren Verhältnisse zu den Consonanten (vergl. Italiänisch und Englisch), theils in dem Grade der Accentuirung. Die gröfsere oder geringere Modulation in der Accentuirung der Sprache hängt von dem gröfseren oder geringeren Einflufs des Gefühls, des Gemüthlichen oder Leidenschaftlichen in der Sprachäufserung ab.

§. 31. Zusammenhang zwischen der Empfindung und den einzelnen Vocalen.

Nächst dieser tonhaften Natur des Vocales im Allgemeinen haben wir nun aber auch die Unterscheidung des allgemeinen Stimmlautes in verschiedene Sprachlaute, die Differenzirung desselben in die einzelnen Vocale und deren Bedeutung für die Empfindung zu betrachten. Wir haben also die Genesis und Charakteristik der einzelnen Vocale darzulegen und die natürliche Bedeutung derselben für die Empfindung. Diese Betrachtung des Vocales als eigentlichen Empfindungslautes gehört hierher. Das Verhältnifs desselben aber zu dem gesammten Lautsystem und seine Bedeutung in der vollendeten Vernunftsprache gehört in die Lautlehre als ersten Abschnitt des besonderen Theiles.

Bei der Gestaltung des Vocales kommt es vornehmlich auf die gröfsere oder geringere Weite der beiden Mündungen der Mundhöhle an. Diese sind: 1) die innere Oeffnung der Mundhöhle (der Raum zwischen Gaumen und Hinterzunge); 2) die äufsere Mundöffnung, gebildet durch die Lippen. Von der weitesten bis zur engsten Oeffnung der Lippen folgen die Vocale nach der Ordnung *a, e, i, o, u.* Nach der Weite der inneren Oeffnung aber ordnen sie sich, wenn wir von der kleinsten zur gröfsten Weite derselben fortschreiten, in die Reihe: *i, e, a, o, u.*

Die ursprünglichen Hauptvocale sind *a*, *i*, *u*, was sowohl physiologisch begründet ist, als historisch sich bestätigt findet. *e* und *o* sind durch Mischung und Trübung oder Schwächung entstandene Nebenlaute; das *e* zwischen *a* und *i*, das *o* zwischen *a* und *u* in der Mitte liegend. Das *a* wird durch die natürliche Oeffnung des Mundes, ohne verengende Annäherung der Organe desselben hervorgebracht, so daſs der Stimme der freieste Ausweg bleibt. Es ist der Grundlaut der Natur, der erste reine Laut des Kindes. *i* und *u* stehen schon mehr unter mitwirkendem Einflusse der Sprachorgane des Mundes. *i*, mit der engsten Gaumenöffnung und der gröſsten Verbreiterung der Mundhöhle gesprochen, ist der innerlichste und höchste Vocal. Dem *i* gerade entgegengesetzt wird das *u* durch die gröſste Verlängerung der Mundhöhle bei gröſster Verengung und Rundung der Lippenöffnung hervorgebracht.

Das *a* ist der Vocal *κατ' ἐξοχήν*; er entfernt sich am weitesten von der consonantischen Natur und ist der tonhafteste Laut. Man wählt daher bei Singübungen in der Regel das *a*. Nationen, welche das reine *a* in der Sprache nicht besitzen, oder den Mund nicht gehörig öffnen, wie die Engländer, haben deſshalb auch stets einen gequetschten, unangenehmen Gesang (vgl. Physiolog. Briefe). — Das *i* und *u* stehen den Consonanten näher. Das *i* gehört dem Gaumen, das *u* den Lippen an. Beide sind die Grenzlaute der Vocalreihe und verdichten sich daher unmittelbar zu consonantischen Lauten: den Halbvocalen *j* und *w*. — Kommen wir jetzt zur Bedeutung der Vocale als Ausdruck der Empfindung.

Da die Vocale erst in den, durch äuſseren Sinneseindruck erregten, Empfindungslauten rein und specifisch gesondert auftreten, so können sie auch vorzugsweise nur als Ausdruck solcher Empfindungen charakterisirt werden, welche durch objective Sinneswahrnehmung geweckt werden.

Das *a* ist im Allgemeinen der Ausdruck des gleichschwebenden, sanften, klaren Gefühles, der ruhigen Anschauung, der Betrachtung (*ah!*); aber auch des dummen Gaffens. In jedem Falle drückt es ein ruhiges, mehr passives Verhalten des Gemüthes aus, das sich nur im Allgemeinen als empfänglich für die Sinnes-Eindrücke zeigt. Es hat vor allen Vocalen am meisten den Charakter der Objectivität.

Das *u*, der äuſserste, tiefste Vocal, drückt die Empfindung des Widerstrebens, der Abwehr: Furcht, Grausen, Entsetzen aus (*hu!*); also eine negative, abstoſsende Richtung des Subjects gegen die Objecte seiner Wahrnehmung; daher auch objectiv das dieser Empfindung Analoge oder dieselbe Erregende: das Stumpfe, Dumpfe, Dunkele, Schauerliche, Furchtbare u. s. w.

Das *i* im Gegentheil, der innerste und höchste Vocal, drückt die Empfindung des Verlangens, der Liebe aus, gleichsam das In-sich-ziehen des sinnlichen Eindruckes, das Assimiliren des Wahrgenommenen, überhaupt jede innige, intensive Empfindung; daher auch, zum Ausdrucke des Objectiven verwendet, analoger Weise: Intensität der Kraft oder Bewegung, das in sich Concentrirte, das Spitze, Fliehende, Durchdringende, Blitzende u. s. w.

Das *o* als Mittellaut zwischen *a* und *u* vereinigt beider Charakter in sich. Die ruhige Klarheit, das passive Betrachten wird zu einer lebhafteren Empfindung gesteigert, die aber nicht die der Innigkeit, der Sehnsucht ist, sondern des Staunens vor dem Hohen, Groſsen, Vollen u. s. w. Der Gegenstand, welcher die Empfindung erregt, wird auſserhalb des Individuums gehalten, nicht demselben assimilirt (wie in dem *i*), aber auch nicht von demselben abgestoſsen, wie in dem *u*.

Das *e* ist der charakterloseste und tonloseste Vocal. Er hat als Empfindungslaut die geringste Bedeutung, greift dagegen in der Sprache immer mehr um sich und drängt sich an die Stelle der tonhafteren und empfindungsvolleren Vocale, je mehr die Sprache Verstandessprache wird. Als Beleg dafür kann das Ueberhandnehmen des *e* in der neudeutschen Sprache angeführt werden in Vergleich mit den älteren Dialekten durch allmähliche Verflachung oder Neutralisirung der volleren Vocale; vgl. z. B. althochd. *sc̆onara* oder *s̀conora*, *t̆onarota* oder *tonorota*, *abant* oder *abunt*, *gagan* oder *gagin*, *silubar* oder *silabar*, mit *schönere*, *donnerte*, *Abend*, *gegen*, *Silber* u. dgl. m. Es ist der völlig indifferente, neutrale Vocal, farblos, wie das Wasser, und nur als das flüssige Element der Aussprache und Verflöſsung der Consonanten dienend. Es spricht sich darin die Stimmung der leidenschaftlosen, verständigen Rede, des gleichgültigen, kalten Ernstes aus. — Das *e* ist zugleich der dünnste und schwächste aller Vocale, der sich am leichtesten völlig verflüchtigt zum so-

genannten stummen *e* oder Schwa (wie in *Freude*, *Güte*) oder auch ganz abfällt, z. B. altd. *hano*, *hane*, *Hahn*; *sterno*, *sterne*, *Stern*; *nadala*, *Nadel*.

Ueberhaupt verlieren die Vocale mit der zunehmenden Entsinnlichung der Sprache und ihrer Fortbildung zum rein-verständigen Gedanken-Ausdruck leicht ihren vollen, klaren Laut, werden stumpf, trübe, unrein (wie z. B. im Englischen). Das Vocal-System einer Sprache und dessen Verhältnifs zum Consonantismus ist höchst charakteristisch und bedeutsam für das Verhältnifs der Empfindung und Sinnlichkeit zum Verstande im Volks- und Sprachgeiste.

Der Charakter der Umlaute und Diphthongen ergiebt sich aus ihren Elementen. Vgl. z. B. *ai, ei!* (Ausruf der freudigen Bewunderung, des Wohlgefallens) und *au* (Ausruf des Schmerzes und Widerwillens), griech. *αἴ*, als Ausruf der Verwunderung, auch als Wunschpartikel; vgl. auch das *ι* des Optativs in den Endungen *οιμι*, *αιμι*; *ἴου*, Ausruf des Schmerzes, Mifsbehagens, Ekels (abwehrend); *οἴ*, Ausruf der Betrübnifs, sofern sie uns zu Herzen geht, des Mitleides (daher *οἶκτος* Erbarmen, *οἰζύς* u. s. w.).

§. 32. Aufhebung des ersten Standpunktes.

Man vergesse übrigens nicht, dafs hier nur von der natürlichen Bedeutung der Laute in der Gefühlssprache die Rede ist. Man mufs die Interjectionen und anderen Naturwörter, in denen noch die ursprüngliche Naturkraft des Lautes lebendig ist, vergleichen, um diese Charakteristik bestätigt zu finden. Die gebildete Vernunftsprache verdunkelt vielfach diese Urbedeutung der Laute, indem sie in Folge der Befreiung des Verstandes von dem Naturzusammenhange den Sprachlaut zum blofsen Zeichen im Dienste des freien Gedankens herabsetzt (vgl. z. B. *dunkel*, *düster*, *trübe*; — *finster*). — So werden namentlich in dem Ablaut die verschiedenen Vocale zu ganz anderen begrifflichen (grammatischen) Zwecken verwendet, welche mit ihrer Bedeutung für die Empfindung nichts gemein haben (z. B. *sprach*, *sprich*, *sprechen*, *Spruch*, *gesprochen*). Die Entwickelung der Lautverhältnisse und der Begriffe erfolgt im Fortgange der Sprachbildung nach eigenthümlichen Gesetzen, welche nicht mehr auf der Bedeutung beruhen, die der Laut für die Empfindung hat. Der Vocal wird in der entwickelten Vernunftsprache zum unterge-

ordneten, meist nur dienenden und daher weniger bedeutsamen Element, als der Consonant, und verliert daher grofsentheils seine selbständige natürliche Bedeutung als Empfindungslaut.

Die Poesie aber, welche das sinnliche Element der Sprache künstlerisch gestaltet und die sinnlichen Mittel derselben zur Darstellung des Schönen verwendet, wird auch den vocalischen Laut in seine ursprünglichen Rechte einsetzen. Dies geschieht vor allem durch möglichste Abwechselung und Mannigfaltigkeit der Vocale in einem dem Ohre wohlgefälligen Verhältnisse. Sodann auch auf positive Weise durch absichtliches Vorherrschenlassen eines oder des anderen Vocales, um die demselben entsprechende Gemüthsstimmung auszudrücken und zu erregen. Hierauf beruht die Wirkung der Assonanz oder des Stimmreimes namentlich in der spanischen Poesie. Der auf solche Weise in den Versenden immer wiederkehrende Vocal drückt die herrschende Stimmung aus, gleichsam die Tonart des Ganzen.

B. Standpunkt der Vorstellung, des die Sinnes-Eindrücke sondernden und fixirenden Bewufstseins.

§. 33. Das Wort.

Hier erst beginnt die Vernunftsprache mit der Erzeugung des Wortes. Das Wort ist ein von dem Sprechenden und Hörenden gleichmäfsig anerkanntes Lautzeichen für eine bestimmt begrenzte Vorstellung. Die Empfindungslaute sind keine Wörter; denn sie drücken nur einen Vorgang in der Seele des Subjectes aus; sie bezeichnen keine objective Vorstellung, keinen Gegenstand, Handlung u. s. w. Auch die nachahmenden Naturlaute sind als solche blofs ein kindisches Spiel des sinnlich erregten Individuums; sie benennen nichts, sind nicht stetige Zeichen von Vorstellungen. Das Wort der Vernunftsprache hingegen drückt nicht eine Empfindung oder einen sinnlichen Eindruck aus, sondern bezeichnet eine Vorstellung.

Um nun die Genesis des Wortes zu begreifen, müssen wir vor allem untersuchen:

Was ist die ihm zu Grunde liegende Vorstellung, und wie entsteht sie?

Sodann: Wie entsteht das Lautzeichen für die Vorstellung, das Wort? und in welchem organischen Zusammenhange

stehen diese beiden Elemente, das geistige und das sinnliche?

Endlich: Wie mufsten die Urwörter nach Form und Inhalt beschaffen sein?

§. 34. Psychischer Proceſs der Entwickelung der Vorstellung.

Im natürlichen Seelenleben ist der Geist in Passivität oder doch nur empfangend thätig. Die Seele empfängt von den mittelst der Sinne auf sie wirkenden Gegenständen nur Eindrücke mannigfaltiger Art. Für die reine Sinnlichkeit ist die Aufsenwelt nichts als ein Chaos, in welchem noch das ordnende und gestaltende Wort: „Werde“ fehlt; eine bunte, verworrene Mannigfaltigkeit von Erscheinungen, die ungesondert auf die Sinne des Individuums einwirken: Farben, Formen, Schälle u. s. w.

Andererseits aber ist es gerade die Sinnesthätigkeit, welche die Aufsenwelt mit dem Inneren des Menschen verbindet und die äufseren Objecte seinem Geiste zuführt, damit er sie mit Selbstthätigkeit zu seinem Eigenthume mache. Die Sinne sind die vermittelnden Organe zwischen dem Menschen und der Welt; ihre Thätigkeit setzt den Menschen in ein beständiges Wechselverhältnifs (Rapport) mit der Aufsenwelt und weckt dadurch den Geist zu freier Thätigkeit. Ohne den Einfluſs der Sinnesthätigkeit kann der Geist nicht erwachen.

Auf welche Weise wirkt nun die sinnliche Wahrnehmung auf die Entwickelung des Geistes? — Der Mensch nimmt zunächst die Aufsenwelt überhaupt wahr als ein von ihm Gesondertes und kommt so zum Gefühle seines selbständigen Daseins, seiner Individualität, seiner inneren Welt. Mit dem Gewahrwerden der Aufsenwelt fällt unmittelbar das Gewahrwerden seiner selbst, als eines von derselben geschiedenen selbständigen Wesens, also das Erwachen zum Bewufstsein zusammen. Der Mensch weifs sein Ich, der Aufsenwelt gegenüber, nur sofern er es von dieser gesondert wahrnimmt.

Die bunte Welt der Erscheinungen sondert sich aber nicht blofs als eine in sich ununterschiedene Masse von dem wahrnehmenden Individuum ab, sondern sie sondert (differenzirt) sich zugleich in sich selbst. Der Mensch nimmt einzelne, von einander verschiedene Formen, Farben, Schälle u. s. w. wahr, indem die Sinne ihm die unterscheidenden Merkmale der Dinge zuführen. Diese verschiedenen Merkmale machen verschiedene

Eindrücke auf die äufseren Sinne und somit zugleich auf den innern Sinn oder die Empfindung. Dadurch wird der Mensch sich dieser Verschiedenheit bewufst, fixirt sie im Innern und unterscheidet nun die Dinge, Thätigkeiten, Zustände u. s. w. selbst, sondert und ordnet die Welt der Erscheinungen, entkleidet die einzelne Erscheinung der ihr anhaftenden zufälligen Bestimmungen und fafst sie unter allgemeine dem Geiste angehörende Formen, unter welchen er sie nun als sein geistiges Eigenthum festhält. — So bemächtigt sich der bewufste Geist der äufseren Welt und macht sie zu einem Eigenthume seines Innern.

Wir haben aber diesen Proceſs hiermit nur von der äufsern, sinnlichen Seite angesehen, als ein Werk der Sinnesthätigkeit. Dieser mufs aber die selbstthätige, mehr und mehr erstarkende Geisteskraft von innen entgegenkommen. Der äufserliche Sinneseindruck regt die geistige Thätigkeit nur an: diese aber mufs aus eigener Kraft ihn sich assimiliren. Daher machte schon Leibnitz zu dem alten Satze „nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu“ den Zusatz „nisi intellectus ipse“, womit die principielle Urthätigkeit unseres Selbstbewufstseins, der Sinnesthätigkeit gegenüber, bezeichnet wird. Jede Sinnes-Wahrnehmung ist das Product eines physischen und psychischen Factors. Nur insofern die Seele in der Empfindung schon urthätiges Selbst ist, kann sie sich aus ihr zu höheren Metamorphosen ihres Lebens aufbilden. Wir müssen uns den Anfang des Seelenlebens als dumpfes Weben des Geistes in sich denken, das sich, durch sinnliche Empfindung und Wahrnehmung erregt, allmählich zum vernünftigen Bewufstsein entfaltet.

Wir wollen hiernächst die Entwickelungsmomente des geistigen Lebens, durch welche der Mensch von der Empfindung zum Selbstbewufstsein und zur Vorstellung gelangt, noch genauer unterscheiden und Schritt für Schritt verfolgen.

Das Erste ist der Sinnes-Eindruck und die durch denselben erregte sinnliche Empfindung, wobei sich der Mensch blofs empfangend oder receptiv verhält (*empfinden*, althochd. *infindan*, *intfindan*, d. i. den sinnlichen Eindruck in sich finden).

Der Sinnes-Eindruck und die Empfindung wird zur sinnlichen Wahrnehmung, wenn nicht blofs der äufsere, sondern zugleich der innere Sinn (der Sinn der Perception) auf den Gegenstand, welcher das Sinnes-Organ berührt, gerichtet ist; wenn ich darauf achte, des äufserlichen Eindruckes inne werde oder

gewahr werde, ihn vernehme, d. i. in mich aufnehme (*wahrnehmen*, altd. *wara neman* mit dem Gen., von *warâ, ware*, d. i. Acht, Sorgfalt, Aufmerksamkeit, heifst eigentl. etwas in Acht nehmen, darauf achten, dafür sorgen; daher *wahrlos, verwahrlosen*). Hier ist also schon ein Erwachen des Bewufstseins: Die Wahrnehmung ist ein Sinnes-Eindruck, dessen ich mir bewufst geworden bin.

Wenn ich nun die sinnliche Wahrnehmung in ihrer concreten Totalität als ein Bild in meinem Inneren oder vor meinem Bewufstsein schwebend festhalte, auch nachdem der sinnliche Eindruck vorüber ist: so wird die Wahrnehmung zur inneren (geistigen) Anschauung.

Wenn ich das Totalbild der Anschauung seinem stofflichen Inhalte nach im Geiste in seine Elemente zerlege (Ding und Thätigkeit oder Eigenschaft) und mit Abstraction von den übrigen ein einzelnes Moment unter eine bestimmte geistige Form fassend in meinem Bewufstsein festhalte als bleibendes Eigenthum meines Geistes; so bilde ich eine Vorstellung. Die Vorstellung ist also das Product einer Abstraction des Geistes von der Totalität der sinnlichen Erscheinung, einer analytischen Selbstthätigkeit des Bewufstseins, und des Fixirens des auf diesem Wege herausgehobenen Momentes der Anschauung in einer geistigen Form. Sie ist ein fixirtes Moment der Anschauung.

Durch gesteigerte Abstraction und fortschreitende Vergeistigung wird die Vorstellung zum Begriff erhoben. Die Vorstellung abstrahirt noch nicht ganz von der empirischen Zufälligkeit der subjectiven Anschauung. Sie hat diese zwar analysirt; aber sie kann das ausgeschiedene Moment nach einem einzelnen zufälligen Merkmale fixiren. Der Begriff hingegen fafst das Object nach seinen wesentlichen Merkmalen auf, als den Inbegriff aller es constituirenden Attribute oder Bestimmungen. Die Vorstellung verhält sich zum Begriffe, wie Subjectives zum Objectiven. Die Vorstellung ist die im bewufsten Geiste festgehaltene subjective Gedankenform eines Objects der Wahrnehmung; der Begriff ist die objective Gedankenform der Gattung: verschiedene Individuen können von der nämlichen Sache verschiedene Vorstellungen haben; hingegen giebt es nur einen Begriff der Sache.

Wenn die Vorstellung einerseits das Product einer analytischen Thätigkeit des Abstractionsvermögens, andererseits noch

mit der sinnlichen Zufälligkeit der Erscheinung behaftet ist: so ist hingegen der Begriff das Erzeugniſs einer höheren, schöpferischen Thätigkeit des denkenden (logischen) Geistes. Indem er den vorgestellten Gegenstand mit allen seinen wesentlichen Bestimmungen zusammenfaſst (begreift), vollzieht er eine selbstthätig bildende Synthesis und erhebt dadurch das vorgestellte Object in die Sphäre der Allgemeinheit. — Der Begriff kehrt in so fern zu der concreten Anschauung zurück, als er eine Totalität von Momenten zu einer Einheit zusammenfaſst. Diese Einheit ist aber nicht die unmittelbar angeschaute, sondern die durch Vermittelung des denkenden Geistes erkannte, durch seine synthetische Thätigkeit gesetzte Einheit.

Der Begriff hat als das Ergebniſs einer im Geiste vollzogenen Synthesis das Urtheil zu seiner Voraussetzung; er ist erst ein Product des urtheilenden Geistes, und gehört demnach mit dem Urtheile der dritten Stufe der Geistes-Entwickelung an.

Die Analysis der Anschauung, welche die Vorstellung erzeugt, ist noch eine bloſs stoffliche, materielle, aber noch keine formale, logische. Die Vorstellung unterscheidet wohl Ding und Thätigkeit oder Eigenschaft, aber der Unterschied von Subject und Prädicat ist für sie noch nicht vorhanden. Dieser tritt erst im Urtheile und Begriffe hervor, mit deren Entwickelung das reine, logische Denken beginnt.

Das Wort entspricht seinem sprachlichem Inhalte nach nicht dem Begriffe, sondern der Vorstellung. Es bezeichnet das Object der Wahrnehmung nicht in der Totalität seiner wesentlichen Bestimmungen, sondern nach einem einzelnen Merkmale, nach welchem die Vorstellung aufgefaſst und im Geiste fixirt wurde.

Ein Beispiel mag die dargelegten Entwickelungsmomente erläutern.

Sehe ich einen fliegenden Vogel, einen blühenden Baum: so macht dies zunächst einen sinnlichen Eindruck auf mein äuſseres Auge. Ich kann, wenn ich nicht darauf achte, wenn ich etwa zerstreut oder in mich versunken (in Gedanken) bin, bei diesem Sinnes-Eindrucke stehen bleiben, ohne gewahr zu werden, was ich sehe. — Werde ich aber vermöge der Richtung meines inneren Sinnes auf jene Objecte derselben inne, so wird der Sinnes-Eindruck zur Wahrnehmung; und wenn ich diese Wahrnehmung in mir festhalte und innerlich anschaue

als ein mir bleibendes Bild (gleichsam das Spiegelbild des wahrgenommenen Objectes im Bewufstsein): so habe ich in mir die Anschauung des fliegenden Vogels oder des blühenden Baumes, zunächst als ein ungetheiltes Ganzes. — Abstrahire ich nun von der zufälligen empirischen Wirklichkeit, dem einzelnen Factum der sinnlichen Wahrnehmung in ihrer concreten Totalität; zerlege ich den Stoff der Anschauung durch Abstraction in seine Momente und stelle diese, unter eine bestimmte geistige Form gefafst, als ein mir ideell Angehörendes vor mein Bewufstsein hin; so gewinne ich die Vorstellungen: Vogel, fliegen, Baum, blühen. Die analytische Thätigkeit des vorstellenden Geistes geht aber immer weiter ins Einzelne; sie sondert die Bestandtheile einer Vorstellung und fafst sie als selbständige Vorstellungen auf. So unterscheidet sie z. B. am Baume Blatt, Zweig, Stamm, Wurzel, ferner Eigenschaften wie grün, hoch u. s. w. als eben so viel Vorstellungen für sich. Sie unterscheidet ferner die Arten einer Vorstellung, wie Baum, an besonderen Merkmalen, als eigenthümliche Vorstellungen, wie Eiche, Buche, Tanne u. s. w.. — Das vorgestellte Object wird zunächst nach einem Merkmale fixirt und bezeichnet. Dann aber erweitert sich bei öfterer Anschauung die Vorstellung allmählich zu einem Complex von Merkmalen, welcher der Natur des Objectes selbst mehr oder weniger adäquat ist. Diesen können wir einen Anschauungs- oder Erfahrungsbegriff nennen, verschieden von dem logischen Begriffe, der als ein Product der synthetischen Thätigkeit des urtheilenden Denkvermögens das Object als den Inbegriff aller sein Wesen constituirenden Momente erkennt.

Das gewöhnliche Volks- und Sprachbewufstsein besitzt nur Vorstellungen oder Anschauungsbegriffe, nicht logische Begriffe. Die im Volksbewufstsein lebende Vorstellung weicht daher nicht selten ab von dem durch die Gedanken gewonnenen Begriffe, der die unwesentlichen Merkmale beseitigt, welche der Anschauung vielleicht als wesentlichste Bestimmung erscheinen. Der Vogel z. B. ist für die Vorstellung ein geflügeltes, fliegendes Thier, also etwa auch eine Fledermaus, ein Schmetterling (Buttervogel, Nachtvogel); anders bestimmt die Naturwissenschaft den Begriff Vogel, nach einem Complex wesentlicher Merkmale, wobei das Fliegen allein nicht entscheidet.

Die Sprache aber ist aus dem vorstellenden Volksbewufst-

sein entsprungen; das Wort ist Ausdruck der Vorstellung. Das urtheilende und begreifende Denken kann kein Wort erzeugen. Ist daher der Begriff durch die logische Thätigkeit gewonnen, so kann er auch nur durch das Wort bezeichnet werden, welches an sich nur die Vorstellung darstellt. Die unklarste, sinnlichste Vorstellung und der tiefste, vollkommenste Begriff des Objectes wird in ein und dasselbe Wort, z. B. *Mensch* gelegt.

Die selbstthätige Geisteskraft des Subjectes, welche in dem dargelegten Processe den Uebergang von der blofs sinnlichen Empfindung zur geistigen Vorstellung vermittelt, ist die Aufmerksamkeit. Sie ist die gleichmäfsige, beharrliche Richtung des Geistes auf die Gegenstände der sinnlichen Wahrnehmung. Der Geist mufs sich als das sich selbst gleich Bleibende, mit sich Identische, der Mannigfaltigkeit und dem Wechsel der sinnlichen Erscheinungen gegenüber fühlen und erhalten. — Wenn der Mensch durch die Wahrnehmung der Aufsenwelt sein Ich als von den Objecten gesondertes, selbständiges Subject erfafst hat; so erstarkt eben damit der Geist zu der Kraft, sich selbst festzuhalten dem Wechsel der Erscheinungen gegenüber und seine mit sich identische Selbstthätigkeit in gleichmäfsiger Spannung auf die Objecte der Wahrnehmung zu richten.

Bei dem passiven oder blofs empfangenden Verhalten der Empfindung wird mein Inneres durch die sinnlichen Eindrücke so oder so afficirt; die Seele unterliegt der Einwirkung, welche sie empfängt, wird also dadurch verändert. Hier hingegen verhält sich der Geist in energischer Spannung, sich selbst dirigirend und determinirend, also activ und frei. Kraft dieser selbstthätigen Richtung des Geistes auf die Objecte seiner Empfindung wird das empfindende Subject zum vorstellenden.

Die Vorstellung ist das erste bleibende Erzeugnifs der geistigen Selbstthätigkeit. Der Mensch erhebt sich durch sie über den Standpunkt des passiven Empfangens der Sinnes-Eindrücke zur freien, schöpferischen Selbstthätigkeit. Das wach gewordene Bewufstsein des Subjectes bemächtigt sich der Dinge.

Den sinnlichen Eindruck empfängt der Mensch. Bei der Wahrnehmung ist der Geist schon selbstthätig, aufmerkend, d. i. in energischer Spannung auf das Object gerichtet. Bei der inneren geistigen Anschauung macht er sich unabhängig von der unmittelbaren Einwirkung des äufseren Objectes auf den Sinn; er befreit sich von der Herrschaft der Sinnlichkeit, indem er

das Wahrgenommene als ein innerlich angeschautes Bild festhält. Bei der Vorstellung aber ist er zugleich productiv. Er hält nicht bloſs das sinnliche Bild durch seine Kraft fest, sondern er schafft es um zu einem geistigen, ideellen Wesen und macht es so zu seinem Eigenthume. Die Vorstellung ist sein Werk; er macht sie sich.

Hierin liegt schon ein abstracteres Verhalten des Geistes zu dem Stoffe der Wahrnehmung. Der vorstellende Geist ist nicht mehr bloſse individuelle, empfindende Seele, sondern als allgemeiner Geist thätig. Es ist nicht mehr das Individuum in seiner empirischen Einzelheit als dieses, welches diesen besonderen Sinnes-Eindruck empfängt; sondern es ist der freie, sich über die Sinnlichkeit erhebende Geist, welcher sich die Vorstellung bildet. Das Denken des Geistes aber, und so auch der erste Schritt zu demselben, das Vorstellen, ist wesentlich Thätigkeit des Allgemeinen.

Und eben so muſs nun auch die gebildete Vorstellung, als Product der Thätigkeit des Allgemeinen, nothwendig selbst ein Allgemeines sein. Der Inhalt der Vorstellung ist nicht die einzelne concrete Anschauung, sondern ein Allgemeines.

Und so wie die Vorstellungen, so sind nun auch alle Wörter Zeichen des Allgemeinen, Gemeinsamen, der Gattung, kein Wort ein Eigenname im strengsten Sinne, als ursprüngliche Bezeichnung des individuellen concreten Gegenstandes der Wahrnehmung. Nur das mehr oder minder Allgemeine macht den Unterschied. In diesem Sinne sind alle Wörter Abstracta. Die reale Welt der Erscheinungen, in welcher alles Einzelheit ist, wird also durch den Geist wiedergeboren zu einer ideellen Welt allgemeiner Vorstellungen.

§. 35. Lautlicher Procefs, entsprechend der psychischen Entwickelung, im Allgemeinen.

Die Empfindung und die sinnliche Wahrnehmung finden ihren unmittelbaren Ausdruck nur in Naturlauten. Der Geist steht hier noch unter der Herrschaft der Sinnlichkeit und hat sich noch nicht zu einer selbstthätigen Aeuſserungsform erhoben.

Mit der geistigen Anschauung beginnt die Vernunftsprache. Der Anschauung entspricht die Wurzel. Die Wurzel hat, wie wir weiterhin sehen werden, den concreten Inhalt der Anschauung in ihrer Totalität.

Aus der Anschauung entwickelt sich die Vorstellung durch Abstraction. So entwickelt sich aus der Wurzel das Wort durch formelle Begrenzung des blofs stofflichen Wurzel-Inhaltes zu einer bestimmten Gedankenform, welche auch äufserlich in einer bestimmt begrenzten Lautform in die Erscheinung tritt.

Hiernach hätten wir die Sprach-Entwickelung mit der Wurzel zu beginnen. Wie aber die Anschauung sich in die aus ihr entwickelten Vorstellungen auflöst, ohne bleibenden Bestand zu haben, so ist auch die Wurzel in der wirklichen Sprache ein verschwindendes, im Worte untergegangenes Moment. Sie hat kein selbständiges Dasein; sondern läfst sich aus der völlig ausgebildeten Sprache nur durch Zerlegung in ihre Bestandtheile ausscheiden.

Wir überspringen daher für jetzt diese Stufe der Anschauung und der Wurzel, und fassen zunächst das Wort nach seinem Verhältnisse zur Vorstellung ins Auge. Der Fortgang unserer Betrachtung wird uns aber mit Nothwendigkeit wieder auf die Wurzel als den ursprünglichen Keim des Wortes zurückführen.

Unmittelbar mit der Erzeugung der Vorstellung fällt nothwendig die Erzeugung des Wortes zusammen. Das Bilden und Fixiren der Vorstellung ist dem Menschen vermöge seiner geistigsinnlichen Doppelnatur nicht anders möglich, als durch ein sinnliches Zeichen, das Wort. Die schöpferische Selbstthätigkeit des Geistes bei Production der Vorstellung mufs sich in einer entsprechenden selbstthätigen Production des physischen Organismus äufsern. Die Vorstellung mufs zur Darstellung werden. Der Mensch mufs die vorgestellte Wahrnehmung, um sie als geistige Vorstellung selbst abzuschliefsen und als sein Eigenthum festzuhalten, nothwendig zugleich sinnlich darstellen für sich selbst und — da er wesentlich gesellig lebt — zugleich für Andere. Denn er mufs, um sich des Gegenstandes ganz zu bemächtigen, um ihn als ein freies Erzeugnifs seines Geistes sich anzueignen, ihm statt seines realen Daseins ein ideales Dasein geben, das jedoch zugleich in einem sinnlichen Elemente besteht, da es ein Daseiendes, Dargestelltes, Geäufsertes sein soll. Nämlich nur indem er die Vorstellung aufser sich darstellt, kann er sie als solche anschauen und sich ihrer bewufst werden, sich ihren Besitz sichern (vgl. Hegel's Encyklop. 2. Ausg. S. 425 und Humboldt a. a. O. S. LXVIII). Das darstellende Element aber kann, wie schon gezeigt, nur der Laut sein.

Mannigfaltige, wenngleich unvollkommene Laute zum unmittelbaren Ausdruck der Empfindung hat der Mensch schon als Naturgeschöpf. Es ist nur noch der Schritt zu thun, diese Laute vollkommener zu entwickeln und zu gliedern, und sie dadurch zu der höheren Bestimmung fähig zu machen, dafs sie Zeichen der Vorstellungen und damit erst zu eigentlichen bedeutsamen Sprachlauten werden.

Wie aber geschieht dies? Wie haben wir uns den Uebergang vom Naturlaute zum Worte zu denken? — Ferner ist im Obigen nur die Nothwendigkeit des Wortes für die Bildung der Vorstellung im Allgemeinen erklärt; aber noch nicht, wie die jedesmalige Vorstellung gerade in diesem bestimmten Lautzeichen sich verkörpert. Es mufs ein natürlicher, organischer Zusammenhang zwischen dem Worte und der Vorstellung bestehen.

§. 36. Onomatopöie.

Betrachten wir nun einerseits die verschiedenen Arten des Naturlautes, andererseits den Wortvorrath der Vernunftsprache näher, so finden wir vielfache nahe Berührungen und Uebergänge. Wir finden namentlich unter den Naturlauten zwei Ausgangspunkte für das Wort der Vernunftsprache, welche auch in der gebildeten Sprache deutlich erkennbar sind, nämlich die beiden höheren Stufen des Naturlautes: die Schallnachahmung und die Lautgeberde. Wir werden sehen, wie an diese beiden Arten des Naturlautes sich zwei wesentlich verschiedene Wortarten naturgemäfs anschliefsen: Stoff- und Formwörter, unter welchen Kategorieen die ganze Wörtermasse begriffen ist.

1) Die Schallnachahmung stellt eine Wahrnehmung des Gehörs organisch-selbstthätig dar. Dieser Naturlaut hat als Nachbildung eines äufserlich Vorhandenen schon einen objectiven Inhalt, ein Substrat in der Wirklichkeit, also einen realen Zusammenhang mit dem Objecte. Der wahrgenommene und reproducirte Schall aber giebt dem Geiste ein Merkmal zur Fixirung des wahrgenommenen Objectes. Wie sollte nun der Mensch die im Geist erfafste Vorstellung jenes Objectes natürlicher benennen, als eben durch jene Nachbildung des charakteristischen Merkmales? Wird aber der nachahmende Naturlaut als Zeichen für die Vorstellung mit dieser zugleich festgehalten, als das Benennende, so wird er eben damit zum Worte. Es ist dies der Weg der Entstehung des Wortes, den man gewöhnlich Onomatopöie nennt.

Zunächst also benennt der Mensch den wahrgenommenen Schall selbst mit dem nachahmenden Naturlaute, z. B. ein *Krach*, *Knall* etc. *βοή* (von *βου*, *βο*); sodann das Werden des Schalles oder die Hervorbringung desselben: *krähen*, *krachen*, *krächzen*, *knallen*, *βοᾶν*; endlich auch den Gegenstand, welchen der Schall oder Laut hervorbringt; z. B. *Krähe*, altd. *kra* (vergl. krähen, *κράζω*, lat. *crocire* (vom Geschrei des Raben) *βοῦς*, *bos*; *Kukuk*, *κόκκυξ*, *cuculus*; *Uhu*; *Eule*, altd. *Uwila*, *ûla*, lat. *ulula*; vgl. *ululare*, *ὀλολύζειν*, *heulen*.

„Also ist die Sprache, sofern sie auf diesem Wege entsteht, ein Product des Nachahmungstriebes?“ — eine sehr herrschende, aber durchaus irrige Meinung! Nicht die Nachahmung für sich erzeugt das Wort. Der sinnliche Nachahmungstrieb, den auch das Thier hat, bringt es nur zum Naturlaute. Hier aber macht der Geist die Nachahmung zum Mittel für die Befriedigung seines höheren Bedürfnisses. Der blofs den sinnlichen Eindruck reproducirende Laut wird zum frei producirten Zeichen der fixirten Vorstellung, zur Benennung derselben und somit zum Worte. Und dieses Wort hat nun sofort einen viel reicheren und zugleich abstracteren Inhalt, indem es nicht mehr den nachgebildeten Schall, sondern die ganze Vorstellung bezeichnet (*βοῦς* überhaupt *Rind*, nicht blofs sofern es *bu* schreit etc.).

Von dem Naturlaute bis zum Worte kann der äufseren Form nach nur ein Schritt sein; ja beide können phonetisch ganz zusammenfallen; der inneren Bedeutung nach aber liegt zwischen ihnen die ganze Kluft, welche das sinnliche Naturleben von dem freien Geistesleben, die Wahrnehmung von der Vorstellung trennt.

Wie weit erstreckt sich nun dieses Princip der Onomatopöie? und welche Bedeutung hat es für die gebildete Sprache?

Es fehlt allerdings in den ausgebildeten Sprachen nicht an onomatopoetischen Wörtern. Doch sind dies gröfstentheils solche Wörter, welche weiter nichts bezeichnen sollen, als den nachgebildeten Schall selbst und sein Werden oder die Thätigkeit seiner Hervorbringung; also eigentliche Schallwörter in verbaler Form: z. B. *rauschen*, *brausen*, *sausen*, *rieseln*, *zischen*, *rasseln* u. dgl. Hierin aber darf man nicht den Reichthum einer gebildeten Sprache sehen (Hegel, Encykl. S. 425). Für die Sprache der Poesie kann der Reichthum an solchen unmittelbar sinnlichen Bezeichnungen allerdings erwünscht sein; jedoch auch

für diese nur, in so fern es ihr um sinnliche Naturnachahmung zu thun ist, was wohl ein mitwirkendes Element in der poetischen Darstellung sein kann, aber keinesweges ihre wesentliche Aufgabe ist. Denn diese ist nicht Nachahmung der Natur, sondern Darstellung von Ideen.

Seltener als die verbalen Schallwörter sind die substantivischen, wie *Kukuk*, *Krähe*. Die ursprüngliche Sprache mag reicher daran gewesen sein, wie auch unsere Kindersprache es ist. Sobald aber der Geist tiefer in die Natur der Dinge blickt, verschmäht er diese rohe Naturnachahmung immer mehr und geht zur Benennung der Gegenstände nach tiefer liegenden, bedeutsameren Merkmalen über. Schon Plato, der doch die nachahmende Darstellung der Objecte durch die Sprachlaute zum Princip der Sprache macht, bemerkt (Kratylos p. 423): wer dem Schafe nachblöke, dem Hahne nachkrähe, benenne damit die Gegenstände nicht; sondern die *μίμησις* der Sprache müsse die *οὐσία* des Dinges ausdrücken".

Prüfen wir die Frage von dem Einflufs des onomatopoetischen Princips in der ursprünglichen Wortschöpfung auf historisch-etymologischem Wege, so ergiebt sich, dafs die wirklichen Schallwörter gröfstentheils keine alten fruchtbaren Sprachwurzeln, sondern meist neuere Bildungen sind. Ja wir können mit lebhaftem Naturgefühle und reger Empfänglichkeit der Sinne noch heute neue Wörter dieser Art bilden und fühlen das Bedürfnifs dies zu thun, namentlich Behufs des sinnlich-anschaulichen, -malerischen Ausdruckes in der Poesie; denn wir, der Natur ferne stehend, wollen wieder an sie heran, während jene ersten Naturmenschen eben durch die Sprache sich von der Natur loswanden, und in sich selbst einkehrten. Unsere Volkssprache und Volkspoesie ist daher besonders reich an solchen Schallwörtern, und die Dichter, welche den Ton der Natur- und Volkspoesie anschlagen, haben davon mit mehr oder weniger Glück Gebrauch gemacht, auch mitunter neue Wörter der Art geschaffen. So z. B. Bürger, Göthe (Hochzeitslied oder Ballade vom Grafen). Dahingegen sind wir nicht im Stande eine einzige wahrhafte, tiefer bedeutsame und fruchtbare Sprachwurzel neu zu schaffen; denn jene Schallwörter bleiben alle einzeln in der Sprache stehen, und es läfst sich aus ihnen keine Wortfamilie entwickeln. Ihre Bedeutung ist zu beschränkt, zu speciell, als dafs sie eine mannigfaltige Anwendung zuliefse.

Viele Wörter unserer gebildeten Sprache sind nur scheinbar onomatopoetisch. Bei tieferer etymologischer Forschung schwindet dieser Schein; z. B. *Donner*, altd. *donar*, lat. *tonitru*, von der Wurzel *tan*, gr. τείνειν, woher τόνος, *Ton* und dann auch lat. *tonare*, *donnern* stammt. Solche Wörter sind erst späterhin nach diesem Princip umgestaltet, um auf diese Weise einen das Gefühl befriedigenden Einklang zwischen der Vorstellung und dem sie bezeichnenden Lautgebilde herzustellen, welcher in der Wurzel des Wortes nicht zu Grunde liegt.

Das onomatopoetische Princip erscheint also mehr auf der Oberfläche der Sprache, als im tiefsten Grunde derselben. Verhältnifsmäfsig nur wenige alte, fruchtbare Sprachwurzeln sind wirklich unmittelbar nachahmende Naturlaute. Dies Princip ist nur ein Ausgangspunkt der Sprache, der noch einen geringen Grad der Befreiung des Geistes von dem unmittelbaren Sinneseindrucke verräth, über den sich aber der freier werdende Geist bald erhebt.

Ueberhaupt ist hier daran zu erinnern: Jede höhere Stufe der Geistes- und Sprach-Entwickelung hebt die vorhergehende auf oder setzt sie zu einem blofsen Momente herab. Für die Vorstellung wird die Wahrnehmung, für das Wort wird der Laut zum blofsen Mittel oder Elemente. Für den Gedanken und die Aussage oder den Satz wird die einzelne Vorstellung und das Wort zum unselbständigen Elemente. Es ist daher grundfalsch, das Princip einer niederen Stufe festzuhalten und aus ihm das Wesen der Sprache überhaupt, auch auf ihren höheren Entwickelungsstufen, erklären zu wollen, also z. B. die Wort- oder Wurzelbildung aus dem blofsen Naturlaute (was z. B. Wüllner versuchte). Das Wort kann nicht dabei stehen bleiben, ein blofser unmittelbarer Wiederhall oder Reflex eines sinnlichen Eindruckes zu sein. Es findet zwischen ihm und dem vorgestellten Gegenstande ein freier Zusammenhang statt.

Auf welchem Wege erhebt sich nun der Geist über das natürliche Element? wie macht er sich frei von der Naturgewalt der blofsen sinnlichen Nachahmung? —

§. 37. Die Lautmetapher.

Eine grofse Menge von Gegenständen der Wahrnehmung, welche der Mensch als Vorstellungen fixirt, berühren den Sinn des Gehöres entweder gar nicht, oder doch nicht auf eigenthüm-

lich charakteristische Weise. Hier tritt nun an die Stelle der unmittelbaren sinnlich-nachahmenden Anwendung des Lautes eine metaphorisch-symbolische Anwendung desselben, an die Stelle der Lautnachahmung oder der eigentlichen Onomatopöie die Lautmetapher.

Auch die Wahrnehmungen der übrigen Sinne, aufser dem Gehör, können vermöge der Verwandtschaft oder Gleichartigkeit (Analogie) der verschiedenen Sinnes-Eindrücke durch charakteristische Sprachlaute symbolisch dargestellt werden. Jeder äufsere Sinnes-Eindruck afficirt die innere Empfindung oder den inneren Sinn auf eigenthümliche Weise. Wir müssen alle Sinne als zu einem Ganzen gehörend und sich in einem Mittelpunkte vereinigend betrachten. Sie leben und wirken nicht isolirt, sondern bilden gleich dem System unserer gesammten Seelenkräfte eine lebendig in einander wirkende organische Einheit. Alle Sinne vereinigen sich zur Abspiegelung der Natur in unserem Inneren; und wie das verständige Bewufstsein den geistigen Vereinigungspunkt, so bildet das Gehirn, als das sogenannte Sensorium commune, den organischen. In diesem flieſsen alle Sinnes-Wahrnehmungen zusammen und alle Sinne erscheinen als Zweige eines Stammes. Es ist also nichts natürlicher, als dafs ein Sinnes-Eindruck, welchen das Gesicht, das Gefühl etc. empfängt, gleichsam übersetzt wird in einen analogen des Gehörs. So wird mithin eine Wahrnehmung irgend eines anderen Sinnes durch ein Lautgebilde ausgedrückt, welches durch das Gehör auf den inneren Sinn denselben oder einen ähnlichen Eindruck macht, wie die zu bezeichnende Wahrnehmung sie durch jenen anderen Sinn hervorbringt. Auch ist uns die Anwendung derselben Wörter auf analoge Eindrücke verschiedener Sinne ganz geläufig. Vergl. *helle* Töne und Farben; *sanft*, *scharf*, *hart*, *grell*, *süfs*, *weich* etc. — Ein Blindgeborener (Saunderson) äufserte auf die Frage, welche Vorstellung er sich von der rothen Farbe mache, sie müsse dem Klange der Trompete ähnlich sein.

Auf diese Weise wird also die unmittelbar sinnliche Naturnachahmung zu einer metaphorisch-symbolischen. Diese Uebertragung ist eine natürliche, unreflectirte; gleichwohl liegt in ihr schon ein höherer Grad der Befreiung des Geistes von der Natur. Das vermittelnde Vermögen, welches hier an die Stelle des sinnlichen Nachahmungstriebes tritt, ist die Einbildungs-

kraft. Diese wird hier das dienende Organ des die Vorstellung im Worte darstellenden sprachbildenden Geistes. Sie ist das Bildungsvermögen, welches die Vorstellungen zu sinnlichen Bildern gestaltet und durch deren Combination neue Bilder erzeugt. — Schon bei dem Festhalten der sinnlichen Wahrnehmung als innere Anschauung müssen wir uns die Einbildungskraft wirksam denken. Indem sie aber das innere Bild in ein ihm analoges Lautgebilde verwandelt, wird sie productiv und giebt der geistigen Vorstellung eine sinnliche Gestalt. Sie ist überhaupt die sinnlich-geistige Kraft des Menschen, welche das Geistige mit dem Sinnlichen verschmelzt und den Gegensatz dieser beiden Seiten beständig aufzuheben strebt, indem sie das Geistige versinnlicht und das Sinnliche vergeistigt.

Die Einbildungskraft wirkt in der Wortschöpfung unmittelbar, ohne Ueberlegung, als eine unbewufste Naturthätigkeit. Der mit scharfen Sinnen begabte, jedem sinnlichen Eindrucke geöffnete Naturmensch faſst die charakteristischen Merkmale des Wahrgenommenen lebendig auf und reproducirt sie unmittelbar in entsprechenden Lautgebilden, die er als Zeichen der gewonnenen Vorstellungen festhält. Das Wort entsteht also auch auf diesem Wege unmittelbar mit der Vorstellung selbst.

Diese symbolische Anwendung des Lautes läſst auch in der ausgebildeten Sprache mehr Spuren in Wörtern aller Art zurück, als die Schallnachahmung. Vgl. Wörter, wie: *klar, hell, trübe, dunkel, dumpf, spitz, mild, lind, weich, hart, rauh, scharf, stumpf, glatt, gleiten, schlüpfen, flieſsen, wallen, Zorn, Groll* etc. Vgl. Humboldt S. XCIV, wo mit Recht davor gewarnt wird, diese Bezeichnungsweise als ein constitutives Princip durchgängig in den Sprachen nachweisen zu wollen, ohne überall sorgfältig den ursprünglichen Laut und die ursprüngliche Bedeutung der Wörter zu erforschen, welche beide im Verfolge der Sprachentwickelung vielfache Veränderungen erlitten haben.

Humboldt stellt (ebendas.) nach der unmittelbar nachahmenden und der symbolischen Bezeichnungsweise noch die analogische auf. Es wird aber nicht klar, wie sich diese von der symbolischen unterscheiden solle.

Die Sinnlichkeit erzeugt, auf der ersten Stufe der Wortschöpfung, ein Abbild; die Einbildungskraft, auf der zweiten, ein Symbol; der Verstand endlich, auf der dritten, ein Zeichen für das Object; er macht aber nicht etwa ein neues Zei-

chen, sondern er entsinnlicht durch Aufhebung des Naturzusammenhanges das Symbol dergestalt, dafs es Zeichen wird. Diese dritte Stufe tritt aber erst mit der Vollendung der Sprache in der dritten Epoche ein, wo der Verstand die herrschende Geisteskraft wird. Mit dem Erreichen dieses Standpunktes hört die ursprüngliche Wortschöpfung oder die Bildung der Urwörter auf, welche nimmermehr das Werk des reflectirenden Verstandes sein kann. Die ursprüngliche Erzeugung des Wortes setzt nothwendig einen sinnlichen oder symbolischen Zusammenhang desselben mit der Vorstellung voraus. Sobald aber die Vorstellung durch das Wort fixirt ist, wird dieser Zusammenhang als ein gleichgültiger vergessen, und eben damit das Wort zum bloſsen Zeichen der Vorstellung oder des Begriffes. Diese Umwandlung mag der Poesie nicht günstig sein. Betrachten wir aber die wesentlichste Bestimmung der Sprache, Ausdruck des denkenden Geistes zu sein: so ist die allmähliche Entleerung des Wortes von seinem Natur-Elemente, dem es seine Entstehung verdankt, nicht als ein Verlust, sondern als ein nothwendiger Fortschritt der Sprache anzusehen.

§. 38. Die Begriffs-Metapher.

Ein weiteres wesentliches Moment in der Entwickelung des Wortes ist die metaphorische Anwendung des Wortes selbst seiner Bedeutung nach: die Begriffs-Metapher. Die Einbildungskraft, welche in dem Gebiete der Sprache überall, namentlich aber in ihrer Entwickelungsgeschichte, eine gröſse Rolle spielt, leitet das Wort von seiner sinnlichen Urbedeutung zu einer geistigen, abstracteren hinüber.

Die Erzeugung der Urwörter ist das Werk lebhafter Natur-Anschauung. Es sind Objecte der sinnlichen Wahrnehmung, welche der Mensch zunächst als Vorstellungen fixirt und in Worten darstellt; rein-geistiger Begriffe ist er noch nicht fähig. Daher haben nothwendig alle Urwörter (Wurzeln) ursprünglich sinnliche Bedeutung. Alle Wörter für geistige Vorstellungen, deren Urbedeutung wir etymologisch ermitteln können, zeigen, dafs ihnen eine sinnliche Bedeutung zu Grunde liegt. Auf dem Standpunkte des geistigen Lebens, auf welchem der wortschaffende Mensch steht, kann er noch keinen rein geistigen Begriff in seiner völligen Abstraction fassen, also auch für keinen solchen ein Wort erzeugen. Auf dem höheren Standpunkte aber,

wo das Abstractions-Vermögen zu seiner gänzlichen Freiheit gelangt, ist er über die Epoche der Worterzeugung hinaus.

Dazu kommt, daſs die unsinnlichen Vorstellungen selbst nicht gleich ursprünglich rein geistig aufgefaſst werden, sondern in ihrem Entstehen selbst im Geiste in sinnlicher Gestalt symbolisch angeschaut werden. Man faſst das Geistige ursprünglich nach seiner sinnlichen Erscheinung oder Aeuſserungsweise auf, oder in einem sinnlichen Gegenbilde. Sittliche Ideen, intellectuelle Kräfte, Thätigkeiten, Eigenschaften werden zunächst in einem sinnlichen Elemente angeschaut. Daher die Natur-Symbolik, die Mythologie, die Naturpoesie der Völker in ihrer jugendlichen Entwickelungs-Epoche, wo überall das Geistige unmittelbar in sinnlicher Erscheinung verkörpert auftritt.

Dieser Standpunkt des von der Einbildungskraft beherrschten Geistes muſs sich nothwendig in noch höherem Grade in der Sprache darstellen, als der am frühesten entwickelten Aeuſserungsform des geistigen Lebens. Der Mensch verwendet also die Wörter, welche eigentlich sinnliche Vorstellungen enthalten, vermöge einer natürlichen Metapher für Vorstellungen rein geistiger Art, die er aber noch nicht in ihrer vollkommenen Abstraction erkennt, sondern in einem sinnlichen Bilde anschaut. Die ganze Sprache ist durch und durch bildlich. Wir sprechen in lauter Bildern, ohne uns dessen bewuſst zu sein.

In vielen Fällen unterscheiden wir allerdings noch die sinnliche Bedeutung eines Wortes als die eigentliche von der geistigen als der uneigentlichen, und beide bestehen fortwährend neben einander; z. B. *fassen*, *vorstellen*, *Einsicht*, *Herz*, *Kopf* u. s. w. In sehr vielen Wörtern aber ist die sinnliche Urbedeutung völlig erloschen und aus der wirklichen Sprache verschwunden; z. B. *Seele*, goth. *saivala* (althd. schon *sêla*) ist von gleichem Stamme mit *See* (goth. *saivs*), von der Wurzel *si*, *siv*, bewegen, griech. *σεί-ω*, erschüttern; also das Bewegende oder sich Bewegende, die bewegende Kraft oder das Bewegte. — *Geist* ist ursprünglich bewegte Luft, Hauch (spiritus); ehem. *geisten* für blasen (angels. *gust*); goth. *geisjan*, bewegen, treiben, daher: *gähren*, *Gäscht*, *Gischt* u. s. w. Vgl. auch *ἄνεμος* (Luft) und *animus* (bloſs Seele, Geist), während in *anima* noch die sinnliche Bed. Luft, Athem neben der geistigen Seele. — *θυμός*, Herz, Seele, Empfindung von *θύω* brausen, wogen: *ἀπὸ τῆς θύσεως καὶ ζέσεως τῆς ψυχῆς* (Plato Crat. p. 419 c.) und *ψυχή*

selbst urspr. Hauch, Odem; dann Leben, Seele (von *ψύχω* hauchen, blasen, offenbar ein sinnlich malendes Wort). — *Hoffen* urspr. innehalten, stillstehen, sich wartend umsehen, daher noch Jäg. „der Hirsch *hofft*“. — *Schrecken, erschrecken*, eig. aufspringen; altd. *scricchan*, und noch oberd. *schricken* f. springen (das Glas, Eis *schrickt* f. bekommt einen Sprung); daher noch *Heuschrecke* d. i. Heuspringer; vergl. *auffahren*, sich *entsetzen*.

Wir können hierbei besonders eine doppelte Bezeichnungsweise der unsinnlichen Begriffe durch sinnliche Ausdrücke unterscheiden (nach Becker, Organism S. 80 f.):

1) Das Nichtsinnliche wird durch die sinnliche Form bezeichnet, in welcher es sich äufsert oder in die Erscheinung tritt; so: *Seele, ψυχή, erschrecken, λόγος, reor* und *ratio* neben gr. *ῥέω* und dem deutschen *Rede, τρέω* (zittern — fürchten); *gehorchen, gehören* (eigen sein) urspr. auf Jemand hören, daher: ihm folgen.

2) Das Nichtsinnliche wird durch ein sinnliches Analogon (ein Gegenbild) bezeichnet; so: *vorstellen, begreifen; χρίνειν* (scheiden und urtheilen), *perpendere* und franz. *penser* neben *pendĕre* wägen (eig. hängen); vgl. *erwägen; clarus, candidus; Angst*, eig. Enge; *Neigung, Zu-* und *Abneigung; aufrichtig; niederträchtig* (eig. sich niedrig tragend; daher landsch. für demüthig, herablassend, nach der ersten Art; im hochd. nur: niedrige Gesinnung habend, ehrlos).

Es kann im Vorbeigehen noch bemerkt werden, dafs die Einbildungskraft ihren mächtigen Einfluſs auf die Bildung und Anwendung der Wörter nicht bloſs in der Uebertragung des Sinnlichen auf das Geistige zeigt, sondern auch in dem Gebiete der sinnlichen Objecte für sich, indem sie namentlich das Leblose überall zu beleben sucht. Darauf beruht die männliche und weibliche Geschlechtsform der Nomina für leblose Dinge. Ferner:

Benennungen von menschlichen oder thierischen Körpertheilen werden auf unbelebte Dinge angewendet: Bein (des Stuhles); Fuſs, Rücken (des Berges); Zahn (von Sägen, Kämmen); Hals, Bauch (von Gefäſsen); Zunge (der Wage); Kopf (Brückenkopf) u. s. w. — Pflanzen, nach Thieren oder Thiergliedern benannt: Fuchsschwanz (*ἀλοπέκουρος*), Bockshorn (*αἰγόκερας*), Mäuseohr (*μυοσῶτις*), Bocksbart, Hahnenkamm, Hahnen-

fuſs, Bärenklau, Storchschnabel (*geranium*) u. s. w. — Selbst todte Werkzeuge oder Theile derselben, mit Thiernamen bezeichnet: *Bock* (Sägebock u. s. w.); *Esel, Hahn, Frosch*; *aries, cochlea, testudo, lupus*, ἐχῖνος, κόραξ, κριός, λύκος, ὄνος u. s. w. Das Schiff und der Pflug werden, sowohl als Ganzes, als besonders nach ihren Theilen, fast überall wie lebende Wesen behandelt (vgl. Grimm, Gesch. d. d. Spr. S. 56 ff.). — Prädicate und Functionen des Lebendigen werden auf Lebloses übertragen; z. B. *lebendig* heifst die noch wachsende Hecke (entg. dem *todten Zaun*; hier ist jedoch wenigstens vegetabilisches Leben); aber auch: *lebendiges* Wasser, eine *lebendige* Quelle, *Quecksilber*, engl. *quicksilver*, d. i. lebendiges Silber; die *lebendige* Stimme, *viva vox*, das *lebendige* Wort (nicht etwa als syntaktische Figur für die Stimme eines Lebendigen; vgl. den todten Buchstaben); *lebhafte* Farbe, entg. todte Farbe, *couleur morte* d. i. sehr blasse (*bleu mourant*, blafsblau); die Kohle *stirbt* (erlischt), *todte* Kohlen; hingegen: das Leben *erlischt* (gleich einem Lichte); ein *lahmes* Thürschlofs; der Vergleich *hinkt*; *trinken, saugen, dursten, verzehren, fressen* u. s. w. übertragen auf Lebloses: die trockene Erde *durstet, saugt* die Feuchtigkeit ein; *arena bibula* u. s. w. — Umgekehrt werden Functionen des Pflanzenlebens und Theile des vegetabilischen Organismus auf das Thier- und Menschenleben übertragen. Man denke an *Stamm, Zweig*, als Abtheilungen von Geschlechtern und Familien; *Sprofs, Sprössling, abstammen* u. s. w.; *Frucht* (*Baum-* und *Leibesfrucht*), *Samen*; sein Geschlecht *fortpflanzen*; *grün* für frisch, vollsaftig (*viridis aetas*).

Besonders häufig sind die Uebertragungen der Sinnes-Thätigkeiten und der Sinnes-Eindrücke von einem Sinne auf den andern oder auf die innere Empfindung und das Geistige überhaupt; z. B. *blind* auf das Gehör übertragen: τυφλὸς τά τ' ὦτα τόν τε νοῦν τά τ' ὄμματα (Soph. Oed. T. 371) *stumpf* auf den Ohren; *blinder* Gehorsam, Eifer, Glauben, *caeca mens, cupido*. *Taub* für gefühllos, ohne Empfindung: ein Glied ist *taub*. *Süfse* Töne, *süfse* Worte; *bitter* kalt, *bittere* Armuth; *saurer* Schweifs; *herbe* Erfahrungen. *Dunkel, trübe, finster* u. s. w. von inneren Empfindungen. *Schmecken* heifst im Alt- und Oberd. zugleich riechen. *Geschmack* auf das ästhetische Gefühl übertragen. — Der Ausdruck für die subjective Sinnes-Thätigkeit wird häufig übertragen auf das Object der Wahrnehmung, also passiv ge-

wendet; z. B. *blind* für nicht sichtbar (Passagier), nicht durchsichtig (Glas, Fenster), *Blinddarm*, ein Darm ohne Oeffnung; eine *blinde* Röhre, die nur eine Oeffnung hat, so daſs man nicht durchsehen kann (*tuyau aveugle*); *blinde* Klippen, *caeca vada*. *Blind* und *taub* für unwirksam, unnütz, grund- oder erfolglos, leer; z. B. *blinder* Lärm, ein *blinder* Schuſs; eine *taube* Nuſs, *taubes* Gestein (unergiebiges); *taube* Kohlen (ausgebrannte und gedämpfte); *taube* Nessel (nicht brennende). Mehr Beispiele bei Pott, Metaphern, vom Leben und von körperlichen Lebens-Verrichtungen hergenommen, in der Zeitschr. für vergl. Sprachf., herausg. v. Aufrecht und Kuhn, Jahrg. II. Heft 2.

Diese Metaphern darf man sich durchaus nicht als ein Erzeugniſs verständiger Absicht und Berechnung denken, sondern als in dem Wesen der ursprünglichen Vorstellungsweise selbst gegründet, als den natürlichen Ausdruck der die Sprache schaffenden Einbildungskraft. Auch heute noch ist die metaphorische Ausdrucksweise des echten Dichters nicht ein Product verständiger Berechnung, sondern die ihm natürliche Sprache der Phantasie.

Das Aufgeben der sinnlichen Urbedeutung in solchen Wörtern, welche unsinnliche Vorstellungen bezeichnen sollen, ist für die Vollendung der Sprache nicht minder wesentlich, wie das Aufgeben der symbolischen Bedeutung der Sprachlaute. Nur dadurch wird sie zum bequemen Darstellungsmittel für den denkenden Geist. Manche Sprachen sind nicht zu dieser Vergeistigung durchgedrungen. Hier bleibt der Standpunkt des Volksbewuſstseins und der Sprache beständig ein phantastisch-poetischer. So z. B. im Arabischen, wo in dem Worte die ursprüngliche, sinnliche Bedeutung nie ganz verloren geht. Darin liegt das überwiegend poetische Element und die Bilderfülle der arabischen Sprache. Wären wir uns ebenso der Urbedeutung jedes Wortes bewuſst, so würden wir unsere ganze Sprache nicht minder bildlich finden. Wir haben uns aber durch gröſsere Reife der Abstraction von diesem sinnlichen Elemente losgemacht.

§. 39. Lautgeberde — Formwörter.

Die Wörter, welche auf dem bisher betrachteten Wege entstehen und ihre Bedeutung vergeistigen, machen den eigentlichen Stoff, die Materie des Gedankens und der Rede aus. Sie

stellen die Objecte der Wahrnehmung selbst dar. Alles aber, was wir wahrnehmen, wird unter den beiden allgemeinen Daseins- und Anschauungsformen Raum und Zeit wahrgenommen, entweder als beharrend, seiend im Raume, also als ein Seiendes: Ding (Substanz, Stoff) oder bleibende Qualität; oder als sich verändernd, werdend in der Zeit, also als Thätigkeit. — Es liegt also in den so entstehenden Urwörtern der Keim der Nomina und Verba, welche wir unter der allgemeinen Benennung Stoffwörter zusammenfassen.

Aufser dieser Classe von Wörtern bedarf aber die Sprache noch solcher Wörter, welche blofse Anschauungs- und Denkformen bezeichnen, d. h. formelle Verhältnisse und Beziehungen, unter welchen das Subject die Dinge anschaut oder sie sich denkt. Und auch für völlig der Sphäre des Subjects angehörende Denkbestimmungen, logische Verhältnisse und Willensäufserungen (wie Bejahung, Verneinung, Frage, Zweifel; Grund, Ursache, Mittel, Zweck u. s. w.) bedarf es eigenthümlicher Wörter. Wir benennen alle Wörter dieser Art Formwörter.

Schon Aristoteles unterscheidet diese beiden Haupt-Classen, indem er ὄνομα und ῥῆμα (wozu auch das Adjectivum gehört) φωναὶ σημαντικαί nennt (d. i. Worte mit einem Inhalt, dem ein bestimmtes Sein in der Wirklichkeit entspricht); dagegen die Partikeln (σύνδεσμος) und das ἄρθρον (d. i. Artikel und Pron. dem. und rel.): φωναὶ ἄσημοι. — Die historische Grammatik unterscheidet ebenfalls Verbal- und Pronominal-Wurzeln (Bopp, Vergleichende Grammatik S. 105 ff.). Wir könnten jene mit gleichem Rechte Nominal-, diese Partikel-Wurzeln nennen. Diese Letzteren lassen sich nicht auf die ersteren zurückführen; sie sind davon radical verschieden.

Der Inhalt der Formwörter gehört ursprünglich dem Subjecte an. Wenn er auch seine Begründung in der Aufsenwelt hat (wie die Raum- und Zeit-Verhältnisse); so wird er doch erst durch die Abstraction des Subjects von der materiellen Substanz der Objecte und durch die Beziehung derselben auf das Subject zur selbständigen Vorstellung. Für den Ausdruck dieses Inhaltes kann also der Lautstoff nicht durch einen objectiven Sinnes-Eindruck begründet sein. Er mufs seinen Grund im Subjecte selbst und in diesem allein finden. Worin könnte also die Entstehung dieser Formwörter anders wurzeln, als in der Gattung der Naturlaute, welche wir Lautgeberden genannt ha-

102023

ben? Zu diesen haben die Formwörter unverkennbar die nächste Analogie.

Die Lautgeberde entsteht gleichfalls in der Sphäre der Subjectivität, ist keine Nachbildung eines äufserlich Wahrgenommenen und hat bereits das Moment der Mittheilung an sich, welches der Sprache wesentlich ist. Es ist also von ihr zu dem Formworte nur ein kleiner Schritt. Es kommt nur darauf an, dafs die vage Empfindung, der dunkle, instinctmäfsige Drang der begehrenden Seele, aus welchem die Lautgeberde entspringt, zur Vorstellung fortgebildet und als solche fixirt und bestimmter begrenzt werde, womit denn unfehlbar auch die Lautform als Zeichen der Vorstellung schärfer gestaltet und vom blofsen Laute zum Worte fortgebildet wird.

Welches sind nun die Anschauungs- und Denkformen, die hier in Betracht kommen?

Zuerst Raum und Zeit. — Nicht jedoch der absolute Begriff von Raum und Zeit, sondern relative Raum- und Zeitverhältnisse der Dinge und Thätigkeiten, der Ort, der bestimmte Zeitpunkt, an oder in welchem ein Ding oder ein Vorgang wahrgenommen wird, das Hier, Da oder Dort, Jetzt, Früher oder Später werden durch die Formwörter bezeichnet. Die Raum- oder Ortsverhältnisse, äufserlicher als die Zeitverhältnisse, kommen zuerst dem Menschen zum Bewufstsein. Daher sind die Formwörter für jene die ursprünglichsten. Der Laut ist hier noch wirkliche Geberde, auf ein der sinnlichen Wahrnehmung vorliegendes, reales Verhältnifs hindeutend. Die Formwörter für die Zeit, und weiterhin die für rein geistige, logische (besonders causale) Beziehungen entwickeln sich aus den Formwörtern des Ortes durch metaphorische Anwendung. Also auch hier, wie in dem Gebiete der Stoffwörter, vertieft und vergeistigt die Sprache die ursprünglich sinnlichen Vorstellungen auf dem Wege der Metapher. Vergl. die örtliche, zeitliche und causale Bedeutung von *da, daher, dann* (ursprünglich = *von, da*, und in der Form *dehn* begründend); *weil* (urspr. = *während*; Gleichzeitiges wird als durch einander begründet gedacht).

§. 40. Die Pronomina.

Die besondere grammatisch-syntaktische Anwendung dieser Formwörter ist für diesen Standpunkt der Spracherzeugung noch gleichgültig, wo sie als Urwörter noch der grammatischen Be-

grenzung ihres Begriffs entbehren. Eine besondere Betrachtung aber erfordert die Entstehung der Pronomina. Sie sind offenbar Formwörter, nicht Stoffwörter. Sie stellen zwar die Dinge selbst dar, und schliefsen sich daher ihrer grammatischen Bedeutung und Behandlung nach den Stoffwörtern an, namentlich dem Nomen. Allein sie benennen die Gegenstände nicht nach ihrer Substanz oder ihrem qualitativen Inhalt, als materiell verschiedene; sondern sie deuten sie nur an nach ihren formellen, und zwar ursprünglich örtlichen Verhältnissen, mit Abstraction von dem materiellen Inhalt, der sie zu specifisch verschiedenen, concreten Gegenständen der Anschauung macht. Vermöge dieser rein formellen, stoffleeren Bedeutung sind sie entschieden Formwörter, und das sind sie auch ihrem Ursprunge und ihrer Lautsubstanz nach.

Wenn die Raum-Anschauung nicht für sich allein als Ort, sondern als ein örtlich-Seiendes, als ein Gegenstand, ein Etwas im Raume, an diesem oder jenem Orte, aufgefafst wird: so entstehen die Pronomina, zunächst die Personalia und Demonstrativa. Sie gehen offenbar von Lautgeberden aus, womit der Sprechende auf sich selbst, auf den angeredeten und auf den entfernteren dritten Gegenstand der Rede hindeutet. Sie sind Deutewörter, welche die Gegenstände nach ihren formellen, zunächst örtlichen Verhältnissen zu dem Redenden und zu einander selbst bezeichnen. Sodann tritt die sinnliche Vorstellung der Oertlichkeit zurück und verwandelt sich in den abstracteren Begriff der verschiedenen Verhältnisse, in welchen die Gegenstände der Rede zu der Rede, und somit zu dem Gedanken selbst stehen, oder der grammatischen Personen und syntaktischen Redeverhältnisse; oder, wie Apollonius (De construct. II, 3. p. 99 Bekk.) sich ausdrückt, die δεῖξις τῆς ὄψεως wird zu einer δεῖξις τοῦ νοῦ. Sie bezeichnen nun die gegenständliche Vorstellung nach ihrem formellen Redeverhältnifs; daher jedem Individuum das *ich, du, er, der, dieser, jener* den Umständen nach auf gleiche Weise zukommt.

In der Lautform dieser Wörter zeigt sich auch die ihnen zu Grunde liegende Lautgeberde deutlich genug. Vergl. *ich*, goth. *ik*, aus den innerlichsten Lauten zusammengesetzt und dadurch auf das Subject selbst zurückdeutend; die Naturkraft des Lautes ist schon geschwächt im lat. und griech. *ego*, noch mehr im ital. *io* und vollends in dem völlig charakterlosen franz. *je*.

Das skr. *aham* verräth sich durch seine zweisilbige Form als nicht einfach und ursprünglich. Es ist zweifelhaft, in welchem Theile des Wortes der unmittelbar bedeutsame Urlaut für die erste Person liegt. Liegt er in dem *ah*, so ist das gutturale *h* der charakteristische Laut, und *ah-am* entspricht dann ganz dem altgr. (epischen) ἐγών. Man kann ihn aber auch in dem *am* finden, und dann drückt das *m* die Beziehung auf die erste Person aus, welches ja in den casibus obliquis und in der Verbalendung der ersten Person (-μι, -m) überall als Charakter der ersten Person eintritt. So nimmt es Pott (Zählmethode S. 134), indem er das *ah* in *aham* auf die Wurzel *ah* (dicere), *āha* (= ἠ, lat. *ait*) zurückführt, und *ah-am* erklärt: *hic qui loquor**). — Dem *ich* steht das *du, tu*, dor. τυ (gr. συ) bedeutsam gegenüber, welches den deutenden Consonanten mit dem äufserlichsten Vocal verbindet. — Das *er* ist geschwächt und verflacht aus goth. *is*, lat. *is*; dann ahd. *ir, er*; offenbar ein ursprüngliches Demonstrativ, dessen deutende Kraft in dem *i* liegt (wie in *hic, hier*). Das *der*, skr. *tas*, griech. urspr. τος schliefst sich unmittelbar an die deutende Ortspartikel *da* an, und verbindet damit nur den allgemeinen Charakterbuchstaben der selbständigen Substanz *-s* (*r*).

§. 41. Die Zahlwörter.

Zu der Classe der Formwörter gehören ferner die Zahlwörter, deren Entstehung eines der schwierigsten Probleme der etymologischen Sprachforschung ist. — Die Zahl ist die abstract aufgefafste Anschauung der Wiederholung desselben Gegenstandes, das mehrmalige Setzen des abstracten Eins, wobei die Materie des Gegenstandes, der Inhalt der Vorstellung gar nicht in Betracht kommt. Sie ist also etwas rein For-

*) So auch Lassen bei Rapp, Grundrifs der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes 1852. S. 62 f.; *aham* wäre hiernach verkürzt aus *ahâmi*, und hiefse eig. *sage ich*, dann blofs *ich*. Die Wurzel *ah* wäre lat. *aj* in *ajo*, und in dem deutschen *jach* in *jehan*, sagen. Das *ich* läge also dann ursprüngl. nur in der Endung *mi, m*. Es fragt sich aber: Haben wir nun die sämmtlichen Formen der übrigen verwandten Sprachen für das Pron. der 1. Pers. aus diesem *aham* abzuleiten, oder sind dies selbständige Urwörter? Letzteres ist nicht wahrscheinlich, da die Erzeugung dieses Pronomens wohl nothwendig der frühesten Sprachschöpfung angehört, also den Sprachen eines Stammes gemeinsam sein mufs. Das griech. ἐγών scheint also allerdings den Uebergang zu vermitteln. Dann aber liefs man die für das Sprachgefühl bedeutungslos gewordene Endung fallen und legte die bezeichnende Kraft in den Gaumenlaut des Stammes (*g, k, ch*), womit dann das Germanische den bedeutsamen innerlichen *i*-Laut verband.

melles, Abstractes, was dem Sinn keinen zur nachbildenden Darstellung geeigneten Stoff darbietet. Andererseits aber ist es auch schwer, sich die Entstehung der Zahlwörter aus der Lautgeberde zu denken. Offenbar konnte die Fixirung und bestimmte Unterscheidung der sämmtlichen Zahlen-Namen nur ein Werk des bereits bedeutend fortgeschrittenen Sprachbewufstseins sein, und mufste nothwendig unter dem überwiegenden Einflufs des von der Sinnlichkeit befreiten Verstandes stehen.

Schon Plato (Cratyl. p. 435) führt die Zahlwörter an zum Beweise, dafs in der Sprache nicht alles Nachbildung der Natur der Dinge sein könne, sondern auch Uebereinkunft und Gewohnheit (ξυνθήκη καὶ ἔθος) hinzukommen müsse, um die Vorstellung auf eine verständliche Weise in Lauten darzustellen. — Weil aber die Bildung und Festsetzung der Zahlwörter nothwendig grofsentheils ein Werk des Verstandes und der Convention sein mufste: so ist die formelle Uebereinstimmung der Zahlen-Namen in verschiedenen Sprachen ein besonders entscheidendes Argument für deren ursprüngliche Verwandtschaft; denn sie kann nur durch Ueberlieferung aus einer gemeinschaftlichen Ursprache erklärt werden.

Betrachten wir die einzelnen Zahlwörter näher, so konnten nur die niederen, etwa bis *vier*, noch eine Frucht der lebendigen Anschauung sein, welche ein charakteristisches Lautgebilde dafür erzeugte. Sie geben der Anschauung ein deutliches Bild. Einige Sprachforscher betrachten sie als pronominalen Ursprungs (so bes. Bopp, Vergl. Grammatik und Lepsius, Sprachvergleichende Abhandlungen 1836); die drei ersten namentlich als Pronomina, die sich auf die drei Personen beziehen.

Sanskr. *êka*, zend. *âêva*, *unus* (altlat. *oenus*) *ein*, goth. *ains* leitet Bopp von dem skr. *ênas*, dieser, ab; sie scheinen (nach Pott, Die quinäre und vigesimale Zählmethode. Halle 1847. p. 149) dasselbe Grundelement (ē) nur mit verschiedenen Suffixen zu besitzen. Das griech. ἕν dagegen vergleicht Pott mit lat. *sin*-guli, *sim*-plex, *sem*-per, *sem*-el; — *duo*, δύω, skr. *dwa* (im Anfange von Compositen *dwi*, nomin. masc. *dwau*, fem. u. neutr. *dwe*), goth. *tvai*, ahd. *zuêne*, *zwô*, *zuei*, erklärt man aus dem Pron. der 2. Pers. *tu*, *du*; und von demselben Pronominalstamm (oder nach Lepsius von *ta*, griech. τό, der) soll auch *tres*, *drei* ausgehen, mit eingeschobenem r!? Allerdings ist es nicht unwahrscheinlich, dafs die einfachsten Zahlen wie die Pronomina

von dem Zeigen auf einen Standort ausgehen. Allein es ist nicht minder denkbar, dafs die Anschauung der Zweiheit und Dreiheit durch ihre sinnliche Form ein entsprechendes symbolisches Lautgebilde hervorrief. Dies wird namentlich bei *zwei* erkennbar, sobald man die ursprüngliche Form *dwa, tva* (*tvai*) betrachtet. In dem tv scheint die Spaltung und Theilung sinnlich ausgedrückt. Vgl. das altd. *zwî, zwîc*, Zweig. Das *tva* steht dann dem *sam* (*sem-el, ši-mul, ἁμ-α* u. s. w.) bedeutsam entgegen. — *Drei*, skr. *tri* schlägt Pott (p. 123) vor aus skr. *tṛî* (transgredi) zu erklären, als Ueberschufs über das erste Paar. — *Vier* erscheint in seinen ältesten zwei- und dreisilbigen Formen (skr. *ḱatur, ḱatvâras*, lat. *quatuor*, goth. *fidvôr*, griech. *πίσυρες, πέσσυρες, τέσσαρες*) offenbar schon als eine zusammengesetzte oder abgeleitete Form, die nicht als ein selbständiges Urwort gelten kann. — *Fünf*, skr. *panḱa* (= *πεντε, quinque*) hängt wahrscheinlich mit *pâṇi*, Hand, zusammen. So erklärt es Benary aus *pâṇi-ḱa*, manus-que, d. h. die Hand und noch eins, indem er *vier* als die Finger der Hand ohne den Daumen zu Grunde legt. Pott (p. 123) leitet es ab von *ḱi*, sammeln, mit dem verstümmelten Präfix *upa* und *ni*; also eig. Haufen.

Die höheren Zahlen vollends, welche sich der unmittelbaren Anschauung entziehen und nur als das Product einer verständigen Operation, des Zählens, d. i. des successiven Setzens des Eins, entstehen, konnten unmöglich auf unmittelbare Weise in Folge der sinnlichen Anschauung benannt werden. Ihre Benennungen hatten ursprünglich theils vagere (allgemeinere), theils concretere Bedeutung und wurden erst allmählich in ganz abstracter Bedeutung fixirt und unterschieden. So hat man bemerkt, dafs die Zahl *neun* in dem ganzen indogermanischen Sprachstamme mit *neu* (*novem — novus; ἐννέα, νέος* u. s. w.) zusammenhängt, was man aus einem ursprünglichen Tetraden-System zu erklären sucht, wonach mit *neun* eine neue Tetrade beginnt. Nur findet sich von einem solchen Tetraden-System sonst keine sichere Spur (s. Mommsen, Bemerkungen über einige Zahlwörter in Höfer's Zeitschrift für die Wiss. der Spr. Heft 2. 1846).

Zehn, altd. *zehan*, goth. *taihun*, geht von *teihan, zîhan*, zeigen, aus und hängt wahrscheinlich mit *Zehe* (d. i. Finger) zusammen, wie das griech. *δέκα*, lat. *decem* mit *δείκνυμι* (*δέικω*), *digitus*, also die Fingerzahl, durch welche das Decimal-System

natürlich begründet ist. — *Hundert*, altd. *hunterit*, auch blofs *hund*, verwandt mit dem altd. *hindan*, fassen, bezeichnet ursprünglich überhaupt einen Inbegriff, eine Gesammtheit von Einheiten, daher im Angelsächs. auch zehn; vgl. die griech. Endung *-κοντα*, lat. *-ginta* in *τριάκοντα*, *triginta*, und dann wieder das latein. *centum*; dagegen hiefs hundert im altd. auch *zehanzug*. Grimms (S. 250 ff.) Erklärung von hundert aus einer „gewaltsamen Kürzung" des Ausdrucks für zehnmalzehn scheint mir allzukünstlich. — *Tausend* (goth. *thûsundi*) bedeutet vielleicht zehn hundert; zehn hiefs nämlich goth. auch *tigus* (daher unser *-zig* = *δέκα*), isländ. *thus*; *thus-hund* ist im Isländ. tausend.

Die Zahlwörter haben also (wie manche andere Formwörter) deswegen, weil sie Abstractes bezeichnen, keineswegs ursprünglich abstracte Bedeutung; sondern entstehen aus concreteren Vorstellungen. Die Hauptrolle bei Bildung und Fixirung der Zahlbegriffe spielen die Hände und Finger. Beide Hände zusammen geben das in den gebildeten Sprachen vorherrschende Decimal-System. Bleibt man dagegen bei einer Hand stehen, und vollzieht schon von da aus die weitere Zahlenbildung mittelst Addition u. s. w., so entsteht das quinäre Zahlensystem, welches besonders in den afrikanischen Sprachen vorherrscht, aber auch in oceanischen und asiatischen Sprachen vorkommt. Wird hingegen von den zehn Fingern noch zu den Zehen der Füfse fortgeschritten, so entsteht das vigesimale System. Spuren davon finden sich in den Sprachen aller Erdtheile, in Europa besonders in den celtischen Sprachen und durch deren Einflufs selbst in dem franz. *quatre-vingt* = 80. In einer Menge oceanischer Sprachen fallen die Wörter für *fünf* und *Hand* zusammen. Die Grönländer sagen statt *zwanzig* auch: ein Mensch (nämlich die Gesammtzahl der Finger und Zehen eines Menschen); statt 100 also: fünf Menschen. Mehr dergl. siehe bei Pott.

Bei fortschreitender geistiger Entwickelung mufste, zur Erhaltung des reinen Zahlbegriffs, der Sachbegriff, welcher in den Zahlwörtern lag, vergessen werden; sie wurden demnach zu blofs conventionellen Lautformen, die, da die Form nicht durch den ihr inwohnenden Begriff festgehalten wurde, vielfache Veränderungen erlitten, so dafs der zu Grunde liegende Stamm völlig unkenntlich wurde (vgl. Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache I. S. 22 ff.).

§. 42. Die Partikeln.

Diejenigen Formwörter, welche den Ausdruck der inneren Gemüthsstimmung oder Empfindung, der Meinung oder des Urtheils des Subjects enthalten, erklären sich leicht aus der Lautgeberde und selbst dem eigentlichen Empfindungslaut. — So die Formwörter der Bejahung und Verneinung. Die reine natürliche Negation ist *ni*, *ne*, skr. *na* (prohibitiv *mā*, *μή*). Unser *nein* ist entstanden aus *ni-ein*, wie das lat. *nōn* aus *ne-oenum* (*ne-unum*); daher altlat. auch *noenum*, *nenum*, *nenu* (bei Lucil. und noch bei Lucret.); also eigentlich nicht ein oder kein (in welchem Sinne *nein*, *neen* im Niederd. noch gebräuchlich ist), dann: gar nicht. Das deutsche *ja* (*ia*) ist offenbar reiner Naturlaut. In anderen Sprachen hat die Bejahungspartikel mehr etwas Conventionelles und ist von anderen Wörtern entlehnt oder abgeleitet, wenn sie nicht, wie z. B. im Lat., ganz fehlt. Das ital. *si* ist aus lat. *sic* entstanden; franz. *oui*, ehem. *oil* von *hoc illud*; das südfranz. oder provenz. *oc* von Lat. *hoc*. Auffallend ist das griech. *ναί*, wo das anlautende *n* der bejahenden Kraft der Partikel zu widersprechen scheint.

Die griechische Sprache ist besonders reich an solchen die subjective Gemüthsstimmung ausdrückenden Formwörtern, wodurch der objective Inhalt des Gedankens überall von der Empfindung des Subjects durchdrungen, erwärmt und belebt und auf die mannigfaltigste Weise gefärbt wird; z. B. *ἄν*, *μέν*, *οὖν*, *γε*, *δή*, *ἦ* (bekräftigend und fragend). Für uns sind solche Formwörter in ihrer zarten natürlichen Gestalt und Bedeutung meist unübersetzbar. Wenn wir im Griech. *ἦ* durch *fürwahr, traun, wahrlich*, ein *ἄν* durch *wohl*, ein *μέν* durch *zwar* u. s. w. ausdrücken, so setzen wir an die Stelle des Naturwortes der subjectiven Empfindung oder Gemüthsstimmung ein ursprüngliches Stoffwort, welches nur zum Formwort abgeschwächt, und das daher viel materieller, derber und schwerfälliger als die zarten und flüchtigen griech. Formwörter ist; *zwar* z. B. ist aus *zi wāru, ze ware*, d. i. in Wahrheit, in der That, entstanden.

§. 43. Uebergang der Stoff- und Formwörter in einander.

Wir haben aber an diesen deutschen Partikeln neue Beispiele, dafs nicht alle in der Sprache als Formwörter fungirende Wörter auch ihrem Ursprunge nach wirklich Formwörter sind. So auch viele Präpositionen und Conjunctionen, wie unser *we-*

gen, entstanden aus *von Wegen* (wie von Seiten) gleichsam von dem Wege her; *kraft, laut, neben* (aus *in epan, en-eben*, eig. in gleicher Ebene oder Linie), *weil* aus *Weile*; lat. *causa*, griech. *χάριν*; im Franz. ist zwar die Negation *ne* reines Formwort (lat. *ni, ne*); die damit verbundenen Wörter aber *pas, rien, point*, sind ursprünglich Substantiva: *passus, rem, punctum*. Das deutsche *nicht* ist entstanden aus *ni-wiht* (*wiht* = Ding, Wesen), wie das lat. *nihil* aus *ne-hilum* („*quod grano fabae adhaeret*“ Festus) also: nicht ein Fäserchen.

Andererseits beschränkt sich das Princip der Lautgeberde als Ausgangspunkt für die ursprüngliche Wortschöpfung nicht blofs auf die Formwörter der gebildeten Sprache. Auch viele Stoffwörter, namentlich Verba, finden die Erklärung ihres Ursprungs nur in einer Lautgeberde, zumal solche, die subjective Thätigkeiten ausdrücken, welche der Lautnachahmung kein concretes Merkmal als Stoff der Nachbildung darbieten. Z. B. *sta* stehen (Lautgeberde *st*, gehemmte Bewegung ausdrückend); *i* gehen (charakteristischer Laut für das Durchdringende, daher Bewegung); *da* geben (vergl. das deutsche *da* als Ortspartikel, beim Darreichen gebraucht); hingegen *im, em* (*emere, ad-imere*), deutsch *nim, nam* (*nehmen*) lautlicher Ausdruck des Empfangens durch die in den Laut-Elementen liegende Beziehung auf das Subject.

Sobald der spracherzeugende Mensch sich über die unmittelbare Naturnachahmung erhoben hat und die Laute symbolisch anwendet, fliefst die objective Lautsymbolik mit der subjectiven Lautgeberde vielfach in eins zusammen.

So wenig aber auch in ihrer Entstehung, wie in ihrem Gebrauche, Stoff- und Formwörter durch eine absolute Schranke geschieden sind, so mufs doch die primitive Verschiedenheit der Urwörter beider Classen im Allgemeinen festgehalten werden.

§. 44. Die Wurzel.

Durch die Begriffsform wird die Wortart, die bleibende lexikalische Form des Wortes —, durch die Beziehungsform wird die Wortform, die wechselnde grammatische Form des Wortes bestimmt (Flexion). Diese vollendete Gestaltung aber erlangt das Wort erst im Satze und durch denselben; also erst auf dem dritten (logischen) Standpunkte der Geistes- und Sprach-Entwickelung. Wollten wir uns also die Wörter sogleich in

vollständig ausgebildeter Gestalt auftretend denken: so müfsten wir annehmen, dafs eine solche Sprache überhaupt mit einem Schlage fertig ins Leben getreten sei; der Gedanke also unmittelbar in einer ihm völlig adäquaten Form als gegliedertes Redeganzes oder Satz sich geäufsert habe. Nehmen wir aber stufenweise aufsteigende Entwickelung der Sprache und allmähliche Gestaltung derselben aus elementarischen Keimen an, wie sie der ganze Bau der Sprachen uns deutlich zeigt, so müssen wir auch dem völlig ausgebildeten Worte eine einfachere Urform zu Grunde legen, aus welcher es sich entwickelt. Diese Urwörter konnten, da sie für sich allein als symbolische Lautzeichen vereinzelter Vorstellungen oder Anschauungen entstanden, nicht logisch oder grammatisch begrenzte Wörter sein, sondern blofser Stoff ohne bestimmte Form, nur die stofflichen Keime oder der Kern, aus welchem die gestalteten Wörter der ausgebildeten Sprache sich entwickeln. Wir nennen sie Wurzeln; z. B. *blu* in *Blume, blühen, Blüthe, Blut*; lat. *flu* in *flu-o, flo-s* u. s. w.

Aus der vollendeten Sprache müssen diese Wurzeln als solche verschwinden; denn die Vollendung der Sprache besteht eben in der Gestaltung der Wurzel zum Wort. Wenn sich in der völlig ausgebildeten Sprache einzelne Wörter oder Wortformen in unveränderter Wurzelgestalt vorfinden (z. B. im Verbum die Imperative, die Präterita einzelner Gattungen starker Verba im Deutschen; beim Nomen die Vocative): so haben diese doch nicht mehr die vage, unbegrenzte Bedeutung der ursprünglichen Wurzel, sondern eine logisch und grammatisch bestimmte Bedeutung. Die Begrenzung ist dann nur innerlich im Geiste, nicht äufserlich in der Lautform vollzogen. Solche Fälle sind aber nur Ausnahmen. — Abgesehen hiervon ist zu bemerken, dafs durch die immer weiter um sich greifende Verstümmelung oder Abschleifung der Wortstämme in der späteren historischen Periode gerade die jüngsten Dialekte die meisten nackten Wurzeln darzubieten scheinen (s. Bopp Vgl. Gramm. S. 131; Grimm, Deutsche Gramm. II, S. 3). z. B. *Mann, Frau, Kind* u. a. erscheinen uns jetzt ganz wurzelhaft. *Mann* aber heifst goth. *manna*, hat also schon im althd. *man* den Bildungslaut abgeworfen. *Mensch* ist Ableitung von *Mann*, und zwar ursprünglich adjectivische: goth. *mann-isks*, alth. *menn-isc, mennisco*, mittelhd. *mensche*, sanskr. *manu-scha* (vergl. *Manu*, d. i. der Denkende, als Stammvater der Menschen; und *Manus*, nach Tacitus der

mythische Stammvater der Deutschen). — *Frau*, althd. *vrouwa*, mittelhd. *vrouwe* ist Ableitung von *frô*, Herr, heifst also eigentlich Herrin (vergl. *donna, dueña, dame* = *domina*). Das althd. *frô* aber lautet goth. *frauja*, ist also verstümmelt aus *frôio, frôo*, und weist auf eine Wurzel *fru* zurück. — *Kind* ist durch das Ableitungssuffix *d* gebildet von der Wurzel *kin*, althd. *chînan*, keimen, entsprossen = gr. lat. *γιν, gen* (*γίγνομαι, gigno, γένος, genus* u. s. w.) = sanskr. *ǵan* erzeugen. *Kind* ist also buchstäblich = *genitum*.

Die Wurzel entspricht der noch rein stofflichen, in sich ungesonderten und formal unbegrenzten Anschauung, und ist, wie diese, ein verschwindendes Moment. Wie sich aus der Anschauung die Vorstellung entwickelt, so aus der Wurzel das Wort.

Da wir die Sprachwurzeln nicht mehr in ihrer nackten Gestalt vorfinden, so können wir nur durch Zerlegung unserer grammatisch gestalteten Wörter, also die Sprache analysirend, sie aus dem gesammten Sprachstoff ausscheiden. Dies geschieht, indem wir von den Wörtern alle Formbezeichnung abstreifen und sie auf den reinen Ausdruck des Inhaltes der Vorstellung reduciren. Denn die Wurzel ist der einfache, gemeinsame Urbestandtheil, der Kern, der einer ganzen Wortfamilie zu Grunde liegt, also derjenige Bestandtheil, welcher übrig bleibt, wenn man alle Elemente ablöst, welche die formelle Begrenzung und Besonderung jener verschiedenen Wörter einer Familie bewirken. Die Anzahl solcher ideal angenommenen Wurzeln ist in allen Sprachen verhältnifsmäfsig gering; schwerlich in irgend einer Sprache über tausend.

Die wirkliche, reale Urgestalt und Urbedeutung der Wurzeln kann innerhalb einer einzelnen Sprache nicht gefunden werden. Diese zu ermitteln, ist eine Aufgabe der geschichtlichen und vergleichenden Sprachforschung. Die Wurzeln liegen als die Urbestandtheile der Sprache, mit deren Erzeugung die Sprachschöpfung überhaupt beginnt, nothwendig jenseit der Verzweigung der Sprachen eines Stammes, in der gemeinschaftlichen Ursprache. Sie gehören also allen Sprachen desselben Stammes gemeinschaftlich an, als der gemeinsame Fonds oder Grundstock, aus welchem sie gebildet sind. Nur finden sich nicht alle Wurzeln der Ursprache in jedem der Zweige vollständig und in gleicher Weise vor. Vielmehr ergänzen die Sprachen einander ge-

genseitig, indem sie zwar Vieles aus jenem Grundcapital gleichmäfsig aufgenommen haben, Anderes aber in der einen oder anderen Sprache sich ausschliefslich, oder doch reiner und vollständiger erhalten hat, als in den übrigen. Vorzüglich wichtig sind aber in dieser Hinsicht die Sprachen der ältesten und reinsten Formation, welche hinsichtlich ihres Wörterschatzes und ihrer Lautverhältnisse der gemeinschaftlichen Ursprache am nächsten geblieben sind. In einer einzelnen Sprache neuerer Formation, zumal in einer späteren Epoche ihrer Entwickelung, wie z. B. unser Hochdeutsch, worin der ursprüngliche Organismus vielfach aufgelöst und zerrüttet ist, können die ursprünglichen, wirklichen Wurzeln weder der Form, noch der Bedeutung nach rein aufgezeigt werden, sondern nur diejenigen Formen oder Wörter, welche in der gegenwärtigen Sprache der Wurzel am nächsten liegen; und diese können wir Wurzelformen, aber streng genommen nicht Wurzeln nennen.

Es erhellt hieraus, dafs eigentlich von deutschen, griechischen, lateinischen u. s. w. Wurzeln nicht die Rede sein kann, sondern nur von Wurzeln des indisch-germanischen Sprachstammes. Vom Neudeutschen mufs bis zum Gothischen aufgestiegen, von da zum Griechischen, Lateinischen, Litthauischen, Sanskrit u. s. w. übergegangen werden, um die eigentlichen Wurzeln zu entdecken. Bald wird sich in der einen, bald in der anderen dieser Sprachen die Wurzelgestalt reiner und unverfälschter zeigen, und die Wurzelbedeutung noch in ihrer ursprünglichen sinnlichen Anschaulichkeit. Oft wird aber auch die reine Wurzel ihrer ursprünglichen Form und Bedeutung nach als durchaus ideales Element jenseit aller realen Sprachen liegen und dann nur als Resultat der vergleichenden Zusammenstellung einer ganzen Wort-Familie hypothetisch zu ermitteln sein.

§. 45. Nähere Betrachtung der Sprachwurzeln nach Form und Inhalt. — Der Consonantismus.

Für die phonetische Form der Wurzel oder des Urwortes als Zeichen der Vorstellung des bewufsten Geistes ist vor allem der Consonantismus charakteristisch. Consonanten bilden den eigentlichen Körper der Wurzel; sie sind die wesentlichen Träger der Vorstellung nach ihrem substantiellen Inhalte. Der Vocal gehört seiner natürlichen Bedeutung nach

der Empfindung an, und verliert in der Vernunftsprache seine selbständige Bedeutsamkeit grofsentheils. Er erscheint hier mehr als Hülfslaut für die Aussprache der Consonanten, als der eigentlichen Hauptlaute; ist daher ungleich wandelbarer, als diese, und dieser Vocalwechsel ist entweder bloſs lautlicher Natur, ohne begriffliche Bedeutung, oder hat doch nur eine accidentelle, den Grundbegriff der Wurzel modificirende Bedeutung. Man denke an die Erscheinungen des Ablauts und an die noch ungleich gröfsere Gleichgültigkeit des Vocals für die Wurzel im Semitischen, wo er nicht einmal eine feste Stelle in der Wurzel hat; z. B. *kātal, kātlā* (wo *t l ā* zusammengehören) und *ktol.*

Es giebt zwar auch rein vocalische Wurzeln, wie *a*—, wehen, hauchen (daher *ἄω, ἄημι, ἀήρ, aër*); *i*—, gehen; so wie andererseits auch der Consonant schon auf der Stufe des empfindenden Seelenlebens hervortrat. Eine feste Scheidewand darf man hier, wie in der ganzen Entwickelung des Geistes- und Sprachlebens, nicht ziehen. Es kommt aber auf die wesentlichen und charakteristischen Elemente an.

Worin liegt nun der organische Zusammenhang des Consonanten mit der Vorstellung? — Der Consonant ist der organische, sinnliche Ausdruck des unterscheidenden Bewufstseins und der Vorstellung:

1) sofern seine Hervorbringung einen höheren Grad freier Selbstthätigkeit erfordert als die der Vocale; denn sie beruht auf einer Stemmung der Sprachwerkzeuge des Mundes in irgend einem Theile und in einer ganz bestimmten Form. Diese gröfsere Selbstthätigkeit der Organe ist nun aber nur das äufsere Merkmal, der sinnliche Ausdruck des selbstthätigen, bewufsten Geistes, der sich seine Vorstellungen macht.

2) liegt die bedeutsame Kraft des Consonanten für das vorstellende Bewufstsein darin, dafs der Consonant als der starre Bestandtheil der Sprache das gliedernde Element derselben ist. Die Vocale flieſsen ungesondert in einander, entsprechend der unbegrenzten, schrankenlosen Natur der Empfindungen. Wie aber das schwankende und schweifende Wesen der Empfindung begrenzt und zum Stehen gebracht wird durch den Verstand: so werden dem flüssigen Elemente des Vocals feste Schranken gesetzt durch den Consonanten. — Dies drückt auch unser Wort *Verstand* aus; *verstân, verstên* heifst ursprünglich *zum Stehen kommen*, aufhören zu flieſsen, stocken, gerinnen (z. B. vom Blute,

Gottfr. v. Straſsb. Tristan 15, 221); dann transitiv: zum Stehen bringen, hemmen, sich einem in den Weg stellen (ihm den Weg *vèrstên*; s. Schmeller's Bair. Wörterb. III. S. 600 und mein deutsches Wörterbuch unter *verstehen*). Der Consonant ist daher der wesentliche Bestandtheil der verständigen Sprache.

Mit dem Consonanten erst wird die Sprache vollkommen articulirt und damit syllabisch. Die Articulation aber ist nach der physischen Seite das charakteristische Merkmal der menschlichen Vernunftsprache; denn diese Gliederung der Laute ist nur die äuſsere Erscheinung des den geistigen Inhalt gliedernden, d. i. in bestimmt begrenzte Vorstellungen zerlegenden und wiederum in der Rede zu einem in sich gegliederten Ganzen verknüpfenden denkenden Geistes. In eben dem Maſse als der Mensch von dunklen Gefühlen zu klaren Vorstellungen und deutlichen Begriffen fortschreitet, geht er äuſserlich von bloſs vocalischen Empfindungslauten zur consonantischen Articulation über. Wer klar und scharf denkt, wird in der Regel auch deutlich und bestimmt articulirend aussprechen. Bei unvollkommen entwickeltem oder geschwächtem und getrübtem Verstande (Blödsinnigen, Trunkenen u. s. w.) wird auch die Sprache unklar und unarticulirt (lallend, stammelnd).

Bemerkenswerth ist das deutsche Wort *sprechen, Sprache,* altd. *sprehhan, sprâchq*, das offenbar mit *brechen*, altd. *brehhan*, zusammenhängt (s. Frisch und Adelung, Wörterb.). Die Wurzel *sprah* ist eine secundäre Wurzel, welcher die ursprüngliche *prah* zu Grunde liegt = lat. *frag* (*fragor*, *frangere*), gr. ῥαγ (ῥήγνυμι); das vorgesetzte *s* ist ein die Bedeutung der Grundwurzel modificirender und besonders verstärkender, intensiver Bildungslaut (vergl. *spreiten, spreizen* mit *breiten*). Man könnte also *sprechen* deuten: *zerbrechen*, d. i. die Laute gliedern (im Schwed. heiſst *spricka* brechen; aber auch sprieſsen, sprossen). Wahrscheinlich liegt jedoch in *sprechen* das Hervorbrechen in die Erscheinung, das Aeuſsern des Gedankens überhaupt. Man kann dabei an das gr. ῥῆξαι φωνήν (die Stimme, das Wort hervorbrechen lassen) bei Herodot I, 85. II, 2 und lat. *rumpere vocem* bei Virgil Aen. II, 129. XI, 377 denken. Der deutsche Ausdruck aber reicht weiter. Im Altdeutschen nämlich heiſst *brechen*, wenn auch mit einer kleinen Modification der Form (mittelhd. *brehen* neben *brechen*), doch offenbar von derselben Wurzel, auch glänzen, leuchten; also metaphorische Uebertra-

gung des Hörbaren auf das Sichtbare; gleichsam das Hervorbrechen des Lichts; daher noch: *der Tag bricht an*; ferner unser *Pracht*, während das altd. *praht*, *braht* urspr. Geräusch, Schall (*fragor*) bedeutet; das engl. *bright* (glänzend) u. s. w. — Eine merkwürdige Analogie zu dieser metaphorischen Vereinigung des Hörbaren und Sichtbaren zeigt die griech. Wurzel *φα*, aus welcher sowohl *φάος*, Licht, *φαίνω* sichtbar machen, als *φημί* (hörbar machen, sprechen), lat. *fari*, entspringt.

Damit stimmt auch das Wort *Wort*, welches nicht von *werdan*, *werden* abzuleiten, als das Gewordene (wogegen das Lautverhältnifs des goth. *vaurd* zu *vairthan*, ahd. *wort* zu *werdan* streitet); sondern von der Wurzel *war*, in der Bedeutung sichtbar, wahrnehmbar, offenbar; dann wahr; vergl. das griech. *ὁράω* und lat. *verum*. *Wort* ist von gleichem Stamme mit dem lat. *ver-bum*, nur durch ein verschiedenes consonantisches Suffix gebildet (vergl. *Bar-t* und *bar-ba*); also: das Geäufserte, die wahrnehmbar gemachte Vorstellung.

3) kann in Hinsicht der Bedeutsamkeit der Consonanten für die Vorstellung noch angeführt werden die ideellere Natur der consonantischen Laute. Die Vocale haben ihrer Natur nach einen dauernden Laut; der Laut der Consonanten hingegen, namentlich der explosive der sogenannten stummen Consonanten (Mutae), kann nicht dauern, sondern ist augenblicklich verschwindend, hat also ein Minimum des Sinnlichen in sich. Die contradictio in adjecto, die in der Benennung *stumme Laute* liegt, ist höchst bedeutsam. — Dazu kommt ferner die Tonlosigkeit der Consonanten. In den Ton-Unterschieden der Vocale offenbart sich die schwankende Natur der passiven Empfindung. Der Consonant hingegen ist als stimmloser Laut zugleich tonlos, und entspricht dadurch der leidenschaftlosen, in gleichmäfsiger Spannung aufmerkenden Thätigkeit des vorstellenden Bewufstseins.

§. 46. Genetische Reihenfolge und Charakteristik der Consonanten.

Den drei Hauptvocalen *u*, *a*, *i* entsprechen drei Consonantenreihen, unterschieden nach den drei Organen ihrer Hervorbringung, welche sind: 1) die Lippen; 2) Zunge und Zähne; 3) Gaumen und Zunge. Von diesen immer paarweise wirksamen Sprachwerkzeugen ist der eine Theil activ, beweglich, sich andrückend, nämlich Unterlippe, Vorderzunge, Hinterzunge; der

andere Theil passiv, ruhend, dem Druck entgegengestemmt, nämlich Oberlippe, Zähne, Gaumen. Darauf gründen sich die Lippenlaute, Zungen- oder besser Zahnlaute und Gaumenlaute.

Einzelne Sprachen haben noch andere Reihen entwickelt, welche als Neben- oder Zwischenlaute angesehen werden müssen. So die lingualen oder cerebralen Laute des Sanskrit, welche zwischen den Zahnlauten und den Gaumenlauten in der Mitte liegen, indem sie mit der zurückgebogenen und an den Gaumen angedrückten Vorderzunge gesprochen werden. Ferner die Kehllaute oder Gutturales mancher Sprachen, welche tiefer in der Kehle gebildet werden, als die Gaumenlaute, z. B. das *k* oder *ch* der Schweizer.

Die Lippenlaute schliefsen sich dem Lippenvocal *u* an mittelst des Halbvocals *w*; die Gaumenlaute dem Gaumenvocal *i* mittelst des Halbvocals *j*. — Die Zungen- oder Zahnlaute wären hiernach mit dem *a* zu parallelisiren. Allein sie bilden sich aus diesem nicht auf gleiche Weise hervor, da das *a* als der vollkommenste und selbständigste Vocal den Consonanten ganz fern steht. Der Zungen-Halbvocal *s* hat mit dem *a* keine unmittelbare Verwandtschaft, wie *j* mit *i*, *w* mit *u*. Nähere Verwandtschaft hat das *h* mit dem *h*, dem allgemeinen ungestalteten Hauche, und daher unter allen Vocalen die gröfste Neigung zur Aspiration. Nun darin sind die Zahnlaute dem *a* analog, dafs beiderlei Laute die Mitte in der organischen Reihe einnehmen; und wie das *a* der selbständigste, freieste Vocal ist, so sind die Zahnlaute die selbständigsten Consonanten, die sich am weitesten von den Vocalen entfernen.

Hieraus scheint sich zu ergeben, dafs, wie der Vocal *a* der erste reine Vocallaut, der Grundlaut der Natur ist, so hingegen die Zahnlaute, als die den Vocalen am fernsten stehenden, die letzten Consonanten sind. Factisch aber entwickeln sich die Zahnlaute früher und sind leichter, als die Gaumenlaute. Kinder sprechen in der Regel eher *t* als *k* und setzen oft jenes für dieses. Die Bewegung der Vorderzunge und deren Stemmung an die Zähne erfordert geringere Selbstthätigkeit und Energie, als die Stemmung der Hinterzunge an den Gaumen. — Die Zunge ist überhaupt das activste, energischeste Sprachorgan. Daher wird sie in mehreren Sprachen für die Sprache selbst gesetzt: *lingua, langue*; *γλῶσσα*, auch unser *Zunge*. — Die Pro-

duction der Zahnlaute setzt den Besitz der Vorderzähne voraus; daher lernt das Kind sie erst nach Erlangung der Zähne aussprechen, womit überhaupt erst die freie, organische Sprach-Entwickelung beginnt; dagegen die Lippenlaute schon früher spielend erzeugt werden.

Die genetische Reihenfolge der Consonanten geht demnach nicht, wie die der Vocale, von der Mitte aus nach den Enden, sondern von aufsen nach innen. Die Consonantenreihe beginnt mit dem *w*, welches sich aus dem äufsersten Vocal *u* entwickelt, kehrt mit dem *j* in den Vocallaut zurück und endet mit dem *h* und *ch*.

1) Die Lippenlaute. Diese haben am wenigsten entschiedenen Charakter. Sie finden sich daher schon in eigentlichen Empfindungslauten; ja schon in den Thierlauten (wie *mu*, *bä*) zeigt sich wenigstens der Ansatz zu dieser consonantischen Articulation. Im Empfindungslaut erscheint der Lippenconsonant besonders in der Gestalt des Halbvocals *w* (*vae*, *weh*, *οὐαί*); als *φ*, *pf* (*φεῦ*, *pfui*); aber auch als *b* und *p* in *βαβαί*, *παπαῖ*, *papae*, welche man als das Erzeugnifs eines unwillkürlichen Erzitterns oder Bebens der Lippen zu betrachten hat, z. B. eines krampfhaften Zuckens des Schmerzes, wie in Sophocl. Philoctet, wo ein ganzer Vers (736) aus lauter *παπαι*, *παπαπαπαι* u. s. w. besteht. Auch das erste kindische Spiel der Lippen vor der Entwickelung der eigentlichen Vernunftsprache bringt diese Laute hervor; daher Kinderwörter, wie *Papa*, *Mama*, welche nicht bedeutsame Ausdrücke der Vorstellung sind, nicht aus wirklichen Sprachwurzeln gebildet. Auf dieses kindische, noch wesentlich bedeutungslose Lippenspiel deuten auch Wörter, wie: *babbeln*, *plappern* u. s. w.

2) Die Zungen- oder Zahnlaute kommen zwar auch noch in Empfindungslauten vor, wo sie dann gleichsam das Zähneklappern als Ausdruck des heftigen Schmerzes nachbilden (*ὀτοτοτοῖ*). Ihrer wesentlichen Natur nach haben sie aber schon einen entschiedeneren Charakter und eine bestimmtere Bedeutung für die Vorstellung, namentlich eine deutliche Beziehung nach aufsen hin auf die Objecte der Wahrnehmung. Der Zungenlaut deutet auf ein aufserhalb des Subjectes Befindliches hin; die Zunge ist gleichsam der Zeigefinger unter den Sprachwerkzeugen.

3) Die Gaumenlaute bilden hinsichtlich ihrer Bedeutung

den entschiedensten Gegensatz gegen die Zungenlaute. Sie bezeichnen nämlich mehr eine innere Gemüthsregung, eine der Subjectivität angehörende innerliche Bewegung, oder Beziehung auf das Subject.

Mit dem Lippenlaute reifst sich die Sprache von dem blofs vocalischen Empfindungslaute los und beginnt zur articulirten Vernunftsprache zu werden; mit dem Zungenlaute geht sie zur Hindeutung auf die objective Vorstellung über; mit dem Gaumenlaute kehrt sie in die Innerlichkeit des Subjectes zurück; aber nicht mehr als Ausdruck der sinnlichen Empfindung, sondern der bewufsten Selbstthätigkeit des denkenden und wollenden Geistes.

Im Einzelnen läfst sich die charakteristische Bedeutung der Consonanten nicht so feststellen, wie die der Vocale. Diese haben unmittelbar natürliche, jene symbolische Bedeutung; der Geist bedient sich ihrer mit gröfserer Freiheit; die Einbildungskraft spielt in der symbolischen Combination von Laut und Vorstellung auf eine nicht im Voraus und für alle einzelne Fälle bestimmt zu definirende Weise. Auch erschöpft nicht der einzelne Consonant für sich die Bedeutung; sondern dieselbe gewinnt erst bestimmte Gestalt in seiner Verbindung mit anderen Consonanten und Vocalen in der Wurzel. An den Wörtern der ausgebildeten Sprache indessen ist die ursprüngliche symbolische Naturkraft des consonantischen Lautes im Allgemeinen nicht mehr erkennbar in Folge der vielfachen Laut- und Begriffs-Metamorphosen, durch welche sie hindurchgegangen sind. Dies gilt namentlich von den Stoffwörtern. Die ursprünglichen Formwörter hingegen sind ihrer Natur nach einfacherer Substanz und daher verhältnifsmäfsig geringeren Veränderungen unterworfen; sie hängen am unmittelbarsten mit dem innersten Wesen des Subjects zusammen und beruhen auf einer subjectiven Lautsymbolik. Daher erkennen wir die charakteristische Bedeutung der Consonanten, namentlich den Gegensatz der Zungen- und Gaumenlaute am deutlichsten an den Wurzeln der Formwörter.

Man vergleiche *ja, ich, ego* u. s. w., wo die Beziehung auf das Subject deutlich in dem Gaumenlaute ausgedrückt ist (auch im Chinesischen heifst ich *ngo*); dagegen *du, der, dieser* auf das Object aufserhalb des Redenden hindeutet. So bilden in dem ganzen indisch-germanischen Sprachstamme die demonstrativen Wörter, in denen überall der Zungenlaut herrscht, einen

deutlichen organischen Gegensatz gegen die interrogativen, denen ursprünglich der Gaumen- oder Kehllaut zukommt. Vergl. skr. *ta, tas*, griech. *τός* (*τοῦ*), *τὸ* (daher *αὐτός* d. i. eig. wieder der, derselbe oder er selbst); goth. *sa, sô* (entspricht dem griech. *ὁ, ἡ*, wo der Zungenspirant *s* zum bloſsen Spiritus geschwächt ist, wie in *ὗς* neben *σῦς*, sūs etc.) *thata*; altd. *der, diu, daz*. — Dagegen sanskr. *ka, kas*, neupers. *ki*, lat. *quis* (ältere Form als griech. *τίς*), *qualis, quantus* (entg. *talis, tantus*); griech. *πῶς, πόσος* u. s. w.); goth. *hvas, hvô, hva*, altd. *huer, huaz*, später mit Abwerfung des charakteristischen Gutturals verflacht zu *wer, waz, wer, was*. — Derselbe Gegensatz findet sich auch in dem tatarischen Sprachstamme: das Pron. interrog. lautet im Türkischen *kim*, im Mongol. *ken*; im Magyar. *ki*; im Estnischen *kes*, im Syriänischen *kody*; im Tscheremissischen *kü*, im Lappischen *kå* und *kü*; im Wotjakischen *kin*. Dagegen sind Demonstrativa: im Estnischen *se* (dieser), *to* (jener); Syriänisch: *sija, taja*; Tscheremissisch: *sida, tyda* u. s. w. (Schleicher, Zur vergleichenden Sprachengeschichte 1848. S. 104).

Der in dem am weitesten zurückgelegenen Organe gebildete Gaumenlaut drückt die aus der Tiefe der Seele, aus der inneren Bewegung des Geistes entspringende Frage aus und malt gleichsam die unruhige Bewegung des Gemüths. Die Frage ist wesentlich Aeuſserung des Begehrungsvermögens oder des wollenden Geistes. Man verlangt etwas zu wissen, was man noch nicht als ein Objectives erkannt hat, was also als ein Begehrtes oder Verlangtes noch Inhalt der Subjectivität ist. Aus dem organischen Gegensatze aber zwischen den Demonstrativen und Interrogativen folgt, daſs die einen so ursprünglich sind wie die anderen; daher Schömann's Aufsatz (in Höfer's Zeitschrift Bd. I. Heft 2. 1846), welcher die Vermuthung aufstellt, daſs die Interrogativa aus ursprünglichen Demonstrativen hervorgegangen seien, in der Hauptsache verfehlt ist, wiewohl er im Einzelnen manches Treffende enthält.

Ueber die objective Bedeutung der Consonanten in den Stoffwörtern nur einige wenige Andeutungen.

Die Lippenlaute drücken zunächst als subjective Thätigkeit der Lippen das Blasen *flare*, Pusten, *ψύχειν*, Spucken, *spuere*, *πτύειν* u. s. w. aus; sodann das Werfen *βάλλειν*, sofern der hinter den geschlossenen Lippen gesammelte Hauch gleichsam hin-

ausgeworfen wird (vergl. die wegwerfende Interjection *bah*!). Ferner wegen des engen Verschlusses der Lippen: das Binden (*vincire*), Ballen, Backen, Packen; daher nahe Berührung: *bei*, ἐπὶ, *apud*; auch wohl die Ausdehnung in die *Breite*, *pandere*; das Flache, *Platte*, πλατύ, *Blatt*, das Ebene u. s. w.

Die Zungen- oder Zahnlaute: zunächst das *Deuten*, *Zeigen*, δείκω, *dico*, *indĭco*, *digĭtus*; sodann das Hemmende oder Gehemmte, δεσμός und στάσις nach Plato (Crat. p. 427), theils für sich allein: δεῖν, θεῖναι, *tenere*, halten; *domare*, δαμᾶν, zähmen, goth. *tamjan*); *Damm*; theils in Verbindung mit anderen Lauten, namentlich dem *s*: *stare*, *stehen*, *stellen*, *setzen*, *sitzen*, *Sitte* (ἔθος) u. s. w., *stemmen*, *stumm* u. s. w. Daher ferner das Gedrängte, Dichte (*densum*), das Dürre, Starre, Trockene, Harte (*durum*), Dauernde (*durare*). Auch Druck, Stofs, Dehnung, Ziehen, τείνειν, *tendere*, *dehnen*; daher *dünn*, τόν u. s. w.

Die Gaumen- und Kehllaute: das Gähnen, χαίνειν, *hiare*, *klaffen*; dann überhaupt das Offene, Hohle, Gewölbte: κοῖλον, *cavum*, *Kelle*, *Keller*, *Kessel*, *Kahn*, *Kugel*; das Hüllende, Bergende, Schützende: κύειν (in sich fassen, schwanger sein), κεύθειν (verbergen), *cutis*, Haut; *casa*, Hütte, Haus; σκῦτος, Haut und Schild = *scutum*; *Schutz*; *Schild* altd. *scilt* vom isländ. *skiola*, schwed. *skyla*, bedecken u. s. w.

Die bei der Hervorbringung der verschiedenen Consonanten thätigen Organe begründen den formalen Unterschied der Consonanten, wonach sie in drei Reihen homorganer Laute zu ordnen sind. Aufserdem aber sind sie auch ihrem Stoffe nach oder in materieller Hinsicht in verschiedene Gattungen zu sondern.

Die consonantische Articulation (der Druck oder die Stemmung der Sprachorgane) für sich allein ist völlig unhörbar. Hörbar wird sie nur durch das Hinzutreten des Hauches oder der Stimme. Wenn nun der Hauch der vollkommenen Articulation, d. i. der völligen Verschliefsung des Luft-Kanals durch die lautbildenden Organe, nachfolgt, so entstehen die mutae oder stummen Consonanten. Der nachfolgende Hauch kann Spiritus lenis oder asper sein. Im ersteren Falle entstehen die gewöhnlichen starren Consonanten: die weichen (mediae) *b*', *d*', *g*' und die harten (tenues) *p*', *t*', *k*'. Im letzteren Falle die gehauchten (aspiratae): *bh*, *dh*, *gh* (im Sanskrit); *ph*, *th*, *kh* (im Sanskrit und Griechischen). Der Laut ist hier ganz momentan; er entsteht durch eine plötzliche Explosion der durch den Ver-

schluſs der Organe eingeschlossenen Luft. Nur in dem Momente der Aufhebung dieses Verschlusses ist der Laut vernehmbar. Wir nennen daher diese Consonanten explosivae.

Der hörbar machende Hauch oder auch die Stimme kann aber auch die Materie des consonantischen Lautes selbst durchdringen, sich mit ihr verschmelzen. Dann entstehen, da Hauch und Stimme absolut flüssig sind, Consonanten von dauerndem oder stetigem Laute: continuae. Diese sind dreifacher Art: Spiranten oder Hauchlaute, Halbvocale oder consonantische Stimmlaute, Liquidae. Alle diese Lautgattungen gehen durch die drei formalen Lautreihen hindurch, d. h. sie sind Lippen-, Zahn- und Gaumenlaute.

In den Spiranten oder Hauchlauten *f*, scharf *s* (ß) und *ch* (mit dem aus *s* und *ch* gemischten Nebenlaut *sch*) durchdringt der Hauch die consonantische Articulation. Dies ist nur möglich, wenn die Articulation keine vollkommene ist, kein völliges Verschlieſsen des Luft-Kanals, sondern nur klappenartige Opposition oder Annäherung der Organe, so daſs der Ausgang des Hauches nicht völlig gehindert, sondern derselbe zwischen den lautbildenden Organen nur eingeschlossen und dadurch modificirt wird. Die Spiranten können betrachtet werden, als durch die articulirenden Organe dreifach verschieden gestalteter Hauch.

Die Halbvocale *w*, gelind *s* und *j* (mit dem aus dem gelinden *s* und *j* gemischten franz. *j* oder *ge* als Nebenlaut) entstehen, wenn bei gleich unvollkommener, bloſs annähernder Articulation der Organe statt des Hauches die Stimme ertönt. Sie sind intonirte Consonanten: Stimmlaute.

Bei den Liquidis durchdringt gleichfalls die Stimme den Lautstoff; sie sind auch vocalischer Natur. Die Articulation aber ist hier eine vollkommene, nicht bloſs Annäherung, sondern wirkliche Stemmung der Organe; jedoch so, daſs während der Articulation selbst ein Ausweg für die Stimme entweder durch den Mund oder durch die Nase bleibt. Sie sind daher theils Mundlaute (*orales*): *l*, *r*; theils Nasenlaute (*nasales*): *m*, *n*, *ng*. Bei dem *l* findet vollkommene Articulation statt, Druck der Zungenspitze gegen die obere Zahnreihe, jedoch mit Herunterbiegung der Seitenränder der Zunge, so daſs zu beiden Seiten derselben ein Ausweg für die Stimme durch den Mund bleibt. Das *r* wird durch eine Vibration der Zunge gegen den Gaumen hervorgebracht, wobei die articulirenden Or-

gane sich in grofser Schnelligkeit abwechselnd berühren und trennen.

Bei den Nasenlauten *m*, *n*, *ng* wird der Luftweg durch den Mund völlig geschlossen, beim *m* durch die Lippen, beim *n* durch die breit gegen die obere Zahnreihe gestemmte Zunge, beim *ng* durch die gegen den Gaumen gedrückte Hinterzunge; und die Stimme bei allen drei Lauten während der Articulation selbst durch die Nase geleitet.

Es leuchtet ein, dafs die Spiranten, die Halbvocale und Liquidae unvollkommnere Consonanten sind, als die Mutae. Sie haben vermöge ihres flüssigen, continuirlichen Lautes noch etwas von der vocalischen Natur an sich, und die Halbvocale *w* und *j* entwickeln sich ja in der That unmittelbar aus *u* und *i*. Sie gehen daher auch genetisch den starren Consonanten voran. Das Kind spricht eher *l* (*lallen*), *m* (*Mama*), *w* (*wehweh*), *s* u. dergl., als *d*, *b*, *g* und vollends *p*, *t*, *k*, *ch*. Nur das *r* macht hier eine Ausnahme. Es erfordert eine bedeutende Energie und Selbstthätigkeit der vibrirenden Zunge. Daher wird es auch bei schlafferer, nicht scharf articulirender Aussprache nur unvollkommen hörbar (z. B. in manchen Wörtern im Englischen, und in deutschen Mundarten, namentlich in Berlin); und einigen Sprachen fehlt es ganz, z. B. dem Chinesischen.

Vermöge der vocalischen Natur aller dieser unvollkommenen Consonanten, haben sie noch mehr Bedeutung für die Empfindung und eine gröfsere sinnliche Naturkraft des Lautes als die Mutae.

Die Spiranten und Halbvocale *f*, *w*, *s* (scharf und gelind) drücken im Allgemeinen das Wesen und die Bewegung überhaupt aus; sind aber unter sich wieder sehr bestimmt unterschieden. Das *w* als Stimmlaut ist zunächst Empfindungslaut des Schmerzes, der Klage (*weh! vae*), von entschieden innerlicherem Charakter als das *f*. Das *f* ist der eigentliche Blaselaut (*flare*) und drückt, mit *p* verbunden, die Empfindung des Ekels und Abscheues aus (*pfui!*). In objectiver Anwendung bezeichnet *w* mehr die webende, wogende, wallende Bewegung in *Wehen, Wogen, Wind, Welle, Wasser, volare, vehere* (Wurz. *vah, vac*) *venire, via, Weg*; auch das Lebendige überhaupt: *vivum*, goth. *qvivs*, angels. *cvic*, engl. *quick, quick* und *queck*; ferner das Weite, Leere: *vacuum*. Das *f* hingegen, welches den Hauch durch die obere Zahnreihe und die wenig geöffneten Lippen streifen läfst,

drückt mehr die streifende Bewegung aus: das *Fegen, Feilen, Fassen, Fangen* (daher *Finger*) u. s. w.; und besonders in Verbindung mit *l*: das *Fliegen, Fliehen* (*fugere*), *Flattern* u. s. w.

Das *s* zunächst schallnachahmend: das *Sausen, Säuseln, Summen* u. s. w., dann überhaupt scharfe, starke Bewegung: σείω (vergl. Plato Crat. p. 427 a.), *See* u. s. w.; insbesondere auch die Bewegung des Säens (*serere*) und des Siebens. In abstracterer Anwendung überhaupt lebendige Thätigkeit, Erstreckung durch die Zeit, Dauer. So in der Wurzel des Verbums *sein*, sanskr. *as* (*asmi* ich bin), griech. und lat. *es* (ἐσμι, ἐσσι, ἐστι; dann εἰμί u. s. w.; lat. urspr. *esum*, dann *sum* u. s. w.; lith. *esmi* ich bin). In der Wurzel *was*, goth. *visan*, *wesen* (daher *gewesen*) verbindet sich das *w* mit dem *s*, um den Begriff des Bleibens, also der Dauer, dann des Seins überhaupt auszudrücken. — Sehr bedeutsam ist auch die grammatische Anwendung des *s* als Charakterbuchstabe des lebendigen, thätigen Subjects, und besonders des Männlichen, im Gegensatz gegen das dumpfe *n* oder *m* als Charakterlaut des leidenden Objects (im Accusativ) und des selbstlosen Neutrums.

Die liquidae *l* und *r* drücken im Allgemeinen fliefsende Bewegung aus; *l* aber mehr den *leichten, linden, sanft gleitenden Flufs*, nach Plato (Crat. p. 427): τὰ λεῖα, τὸ λιπαρόν (fett, ölig) καὶ τὸ κολλῶδες (das Leimige); vergl. das sanskr. *li*, schmelzen, λεῖον, *lēve* (glatt); *fluv*, fliefsen; dann auch das Leichte, *lĕve*, das *Licht, lux*; in Verbindung mit *g, k, s* (*sch*) das Glatte, Gleitende, γλυκύ; das Klebende, Schlüpfrige, γλίσχρον, das Schleichen, Schlingen (*Schlange*) u. s. w.; der Zitterlaut *r* mehr den *rollenden* oder *rieselnden* Flufs; das *Rinnen*, ῥεῖν; die Kreisbewegung: *rota, Rad, rotundus, rund*; auch das Aneinanderreihen und den Flufs der Worte in der Rede: ῥέω, ἐρῶ, ῥῆμα; lat. abstr.-geistig *reor*. Nach Plato (Crat. p. 426) ist das ρ ein ὄργανον πάσης τῆς κινήσεως: ῥεῖν, τρόμος, τραχύ (rauh), κρούειν, θραύειν (zerbrechen, zerreiben), κερματίζειν (zerbröckeln), ῥυμβεῖν (kreiseln) von ῥύμβος, attisch f. ῥομβος (Kreisel).

Die Hemmung der Stimme im Innern des Kopfes bei der Hervorbringung der Nasale giebt diesen Lauten etwas Dumpfes, Dunkles und zugleich den Charakter der Innerlichkeit, den schon Plato im Cratylus (p. 426 f.) dem *n* beilegt (vgl. ἐν, in). Damit hängt zusammen der Begriff des *Engen*, ἐγγύς, der *Angst* (*ango, anxius*) in dem Gaumen-Nasal; und in dem *n* der der

Nähe, des *nun* (*νῦν*, *nunc*), der *Neigung*, der *Noth* u. s. w. Das *m* aber ist der Laut des *Murmelns*, des *Munkelns* (lat. *muttire*, *mussare*); es drückt überhaupt das Heimliche, Geheimnifsvolle, Versteckte aus: *μύειν* (sich verschliefsen) mit seinen zahlreichen Ableitungen, wie *μυχός*, *μυστής*, *μυστήριον*; *mutus*, *stumm*; *μῦς*, *mus*, *Maus*, sanskr. *musch* (stehlen), *mummen*, *Mummerei* u. s. w.; wobei überall die Verbindung mit dem dumpfen, dunkeln *u* zu bemerken ist. — In abstracterer, subjectiver Anwendung aber hat das *m* trotz dem, dafs es dem äufserlichsten Organe angehört, doch vermöge seiner nasalen Natur deutliche Beziehung auf das sprechende Subject in *-μι*, *μον*, *mei*, *mein* u. s. w.*). Vgl. auch den Empfindungslaut des Zweifels oder Bedenkens *hm*, lat. *hem*. — Das *n* aber hat besonders die Kraft zu verneinen, welches wesentlich ein Act der subjectiven Freiheit des selbstbewufsten Geistes ist, der sich gleichsam in sich abschliefst gegen ein Aeufseres: sanskr. *na*, lat. und deutsch *ni*, *ne*. Im Griechischen ist diese Function dem *m* zugetheilt worden in dem *μή* (= sanskr. *mā*, prohibitiv), als der in die subjective Vorstellung aufgenommenen oder als Willensäufserung des Subjects ausgesprochenen Negation; entgegengesetzt dem *οὐ*, als der Negation, welche die Verneinung an dem Objecte erst vollzieht oder von demselben aussagt, wozu der äufserlichste Vocal, der ein abwehrendes, negatives Verhalten gegen das Object ausdrückt, vollkommen geeignet erscheint.

Dafs die Beziehung des *m* und *n* auf die Innerlichkeit des Subjects und daher namentlich auf die erste Person in der natürlichen Bedeutsamkeit des Lautes gegründet ist, zeigt sich wiederum deutlich darin, dafs diese Laute auch in nicht-stammverwandten Sprachen in dem Pronomen der ersten Person herrschen. *Ich* heifst im Finnischen *mina*, im Estnischen *minna*, lappisch *mon*, syriänisch *me*, tscheremissisch *min*; mong. *bi*, gen. *minu* u. s. w.; magyar. *en*; bask. *ni* (wo das *n* aus *m* geschwächt ist) u. s. w. Der Magyare drückt *mein* und *dein* durch die Suff. *m* und *d* aus; atyám, *mein* Vater; atyád, *dein* Vater u. s. w.

Auch die snskr. Wurzel *man*, denken, findet hier ihre Erklärung. Das Denken als rein geistige Thätigkeit konnte nur auf zwiefache Weise in der Sprache ausgedrückt werden: entweder

*) Pott (Zählmethode p. 132) bemerkt sehr richtig, dafs das „*m* durch den Verschlufs der Lippen die Rückbeziehung auf das redende Subject mit treffender Lautsymbolik male".

metaphorisch durch Uebertragung der sinnlichen Aeufserungsform auf die zu Grunde liegende geistige Thätigkeit; so in dem griech. λόγος, in φράζειν und φράζεσθαι; latein. *reor* und *ratio* (= ῥέω, ἐρῶ, ῥῆμα, ῥῆσις); deutsch: *Rede*, ehemals auch für Vernunft; — oder durch subjective Lautsymbolik. Diese scheint mir nun in der Wurzel *man*, gr. lat. *min*, *men* und durch Metathesis *mna*, zu liegen, worin die Laute *m*, *n* die Beziehung auf die Innerlichkeit des Subjects ausdrücken, und dadurch die innerliche Bewegung des Geistes im Denken bezeichnen. Aus dieser Wurzel entspringt μέμονα (ich gedenke, bin Willens), *memini*, μιμνήσκω, *com-* und *reminiscor*; sanskr. *manas*, Gemüth; griech. μένος, *mens*, *ment-iri* (d. i. mente fingere); goth. *munan* (glauben, meinen, gedenken); *monēre* (factit. denken machen), altd. *manôn* (*mahnen*); auch *meinen*, altd. *meinan*, engl. *mean*.

Hiermit scheint mir auch die Bedeutung der griech. Partikel μέν und deren Gegensatz zu δέ zusammenzuhängen. μέν ist an sich Partikel der Bekräftigung oder Versicherung, ohne nothwendig einen ausgesprochenen oder zu supplirenden Gegensatz mit δέ zu fordern. Es ist offenbar abgeschwächt aus μήν oder ursprünglich μάν, welches zur Bekräftigung einer Meinung, eines Vorsatzes, eines Versprechens u. s. w. dient, also eine subjective Versicherung oder den Ausdruck subjectiver, blofs gedachter Gewifsheit enthält. Dies liegt in der Lautsubstanz dieser Partikel unmittelbar, ohne dafs man sie von der Wurzel *man* und den daraus entwickelten Verben ableiten müfste. Von μήν unterscheidet sich sehr bestimmt δή oder urspr. δά, gleichfalls eine bekräftigende Partikel, die aber im Gegentheil objective Gewifsheit ausdrückt, und daher etwas Factisches, eine Handlung u. s. w. zu bestätigen pflegt. Dies liegt gleichfalls in den Lauten *da*, welche eine Hindeutung auf ein Objectives, Reales ausdrücken (vergl. auch δῆλος, offenbar). Eine Abschwächung aus δή ist nun die Conj. δέ. Sie tritt freilich nur als adversative Conjunction mit Beziehung auf ein Vorangehendes auf und scheint schlechthin Entgegenstellung, ein Neues, Weiteres u. s. w. zu bezeichnen, wie unser *aber*. Allein in dieser Entgegensetzung liegt zugleich eine Steigerung; der Gegensatz beschränkt den vorangehenden Satz und behauptet ein Uebergewicht über denselben. Dies drücken nun die correspondirenden Partikeln μέν — δέ so aus, dafs der Inhalt des ersten oder Concessiv-Satzes durch μέν als ein subjectiv Gewisses, Anerkanntes, Zugegebenes ausgesprochen

wird; der folgende Adversativ-Satz aber durch δὲ ein objectiv Gewisses, Reales als ein Weiteres und Höheres jener Aussage entgegengestellt.

Am leichtesten ist die Naturkraft der Laute in solchen Wurzeln zu erkennen, welche sinnliche oder natürliche Thätigkeiten bezeichnen; z. B. *at* (essen), sanskr. *ad*, goth. *at* (*itan*), althd. *az* (*ezzan*), lat. gr. *ed*; von der weitesten Oeffnung des Mundes (*a*) zum Empfange der Speise anhebend und mit dem Zahnlaute schliefsend (zur Andeutung des Kauens); — *πι*, lat. *bi* (*bibo* u. s. w. sind redupl. Formen), trinken: Oeffnung der geschlossenen Lippen und Andeutung des Einsaugens oder In-sich-ziehens durch den Gaumenvocal *i*. Unser *trank* (trinken) ist secundäre Wurzel von *trak, trahere*, niederd. *trecken*. Sinnlicher ist das Trinken ausgedrückt in: *saufen*, altd. *sûfan*, niederd. *supen*, wo die Wurzel *suf, sup* den Laut des Schlürfens darstellt (wovon *seufzen* abgeleitet ist); das Wort gilt jetzt für unedel, kommt aber in *Suppe* wieder zu Ehren und wird im franz. *souper* sogar zum vornehmen Ausdruck! Vergl. auch *saugen*, altd. *sûkan, sugan*, lat. *sugere, succus* u. s. w. Wurzel *suk, sug*.

Damit hängt auch zusammen, dafs die Benennungen der Sprachwerkzeuge selbst in der Regel durch die jedem Organe angehörenden Laute charakterisirt werden; z. B. *Kehle, Gaumen, Gurgel, Hals, gula, guttur, collum*; *Zunge*, goth. *tuggô*; altlat. *dingua*, dann *lingua*; *Zahn*, althd. *Zand*, goth. *tunthus*, sanskr. *danta*, lat. *dens, dent-is* (vergl. das sanskr. *danç*, griech. *δάκνειν*); *Mund, Maul*; *bucca* (daher fr. *bouche*; das lat. *ōs* ist von allgemeinerer Bedeutung, überhaupt Oeffnung, Mündung); *Nase, nasus*, sanskr. *nasas*, daher *niesen* u. s. w.; *Lippen, labia*, wo der Charakterlaut in der Mitte des Wortes steht.

Diese Proben einer Charakteristik der Consonanten möge genügen. Zu einer solchen Symbolik der Sprachlaute ist bis jetzt wenig Haltbares geleistet. Die Aufgabe ist allerdings eine sehr schwierige, die immer mifslich bleibt; denn wenn wir auch die Urgestalt und Urbedeutung aller Wurzeln wirklich ermitteln könnten, so fehlt doch die ursprüngliche sinnliche Natur-Anschauung und das unmittelbare Gefühl der Naturkraft des Lautes. Ist aber auch die Aufgabe schwer und vielleicht niemals vollkommen zu lösen; so ist sie doch jedenfalls als eine Forderung der Wissenschaft anzuerkennen.

Die neueren Sprachforscher lassen den organischen Zusam-

menhang des Lautes mit der Vorstellung meist völlig aufser Acht. Die historische Grammatik mufs natürlich die Wurzeln als ein jenseit des geschichtlichen Sprachlebens Liegendes unerklärt lassen. Aber auch Becker sucht diesen Zusammenhang nicht zu erforschen. Er läfst das Lautsystem und die Lautformen einerseits, das System der Begriffe andererseits sich entwickeln; also jede Seite für sich; und dann kommen beide zusammen und durchdringen sich, man weifs nicht, wie und warum.

§. 47. Nähere Gestalt der Sprachwurzeln.

Die Wurzeln sind einsilbig. Die Mehrsilbigkeit der Wörter ist erst das Resultat der weiteren etymologischen und grammatischen Gestaltung der Wurzeln zu genau determinirten Gliedern der zusammenhängenden Rede. Sprachen, denen diese weitere wort- und formenbildende Entwickelung fehlt, bleiben einsilbig, wie die chinesische. Diese Einsilbigkeit ist die nothwendige Folge des unmittelbaren, momentanen Hervorbrechens des Lautgebildes für den geistigen Inhalt, der noch ungetheilt, ungegliedert und formell unbegrenzt ist. Die Einheit der Anschauung, welche den Inhalt der Wurzel ausmacht, erfordert auch die Einheit der dieselbe ausdrückenden Lautform, d. h. die Einsilbigkeit. Nur so steht die geistige mit der sinnlichen Seite der Sprache in organischem Einklange.

In den Sprachen des indogermanischen Stammes findet sich die Einsilbigkeit der Wurzel durchgängig bestätigt (Bopp, Vergl. Gramm. S. 108). Eine merkwürdige Anomalie aber zeigen in dieser Hinsicht die semitischen Sprachen, in denen sich die reine einsilbige Wurzel nicht ausscheiden und aussprechen läfst. Der Wortstamm nämlich besteht hier meist aus drei Consonanten, welche für sich allein, ohne Hülfe der Vocale, den Grundbegriff ausdrücken. Schiebt man Vocale dazwischen, so entsteht immer sogleich eine bestimmte grammatische Form. Die Vocale gehören also im Semitischen nicht der Wurzel, sondern den grammatischen Nebenbegriffen an. Z. B. *ktl* ist die Wurzel für den Grundbegriff tödten; also unaussprechbar, ganz ideell; der hinzugefügte Vocal (*ktal, ktol, kōtēl* u. s. w.) bildet bestimmte grammatische Formen. Es ist nun schwer zu sagen, wie man sich hier den Procefs der Sprachentwickelung und die Ungestalt des noch nicht formal begrenzten Wortes zu denken hat. Es

scheint aber angenommen werden zu müssen, dafs im Semitischen die einsilbige Wurzel allerdings ursprünglich auch vorhanden war, aber durch den eigenthümlichen Bau dieser Sprachen völlig verdunkelt wurde und also durchaus jenseit der realen Sprache liegt. Die drei consonantischen Stämme scheinen schon Ableitungen zu sein, wenn auch nicht gerade durch affigirte Präpositionen gebildet, wie Fürst meint (Lehrgebäude der aramäischen Idiome mit Bezug auf die indogermanischen Sprachen. I. Thl. Chaldäische Grammatik. Leipz. 1835), welcher den geschichtlichen Zusammenhang der semitischen und indogermanischen Sprachen, die formale und materiale Ureinheit des Semitismus und Sanskritismus zu erweisen sucht. Auch Ewald in seiner hebräischen Grammatik bekennt sich zu der Ansicht, dafs in beiden Familien (der sanskritischen und semitischen) sich zum grofsen Theil dieselben Sprachwurzeln finden, und die Wurzeln der semitischen Sprachen ursprünglich nicht dreiconsonantisch gewesen sind.

Man kann sich Sprachen denken, welche nicht unmittelbar aus der Wurzel Wörter entstehen lassen, sondern den Proceſs wiederholen, d. i. den Begriff jener Wurzel durch einen Laut-Ansatz noch einmal näher bestimmen. Dies geschieht auch in den sanskrit. Sprachen nicht selten, jedoch hier in der Regel nur durch Anfügung einzelner intensiver Consonanten, oder durch Diphthongirung des Vocals u. s. w., nicht durch Hinzufügung eines syllabischen Affixes. So entstehen secundäre Wurzeln und Stämme (z. B. *sprach* neben *brach, trank* neben *trah, trak*; *βα* wird *βαιν*, *τυπ* wird *τυπτ* u. s. w.). Im Semitischen ist dieser Proceſs der Wurzelerweiterung durchgreifender und weniger klar in seiner Entwickelung. Nur begreift man, dafs die Bezeichnung der grammatischen Beziehungsbegriffe durch Vocalwechsel innerhalb des Stammes selbst „dahin bringen mufste, der Wurzel mehr Umfang zu verleihen“ (Humboldt S. CCCCXIV). Beides steht in engem, sich gegenseitig bedingendem Zusammenhange. — Die Beschaffenheit der semitischen Sprachen stöfst also den theoretisch nothwendigen Satz nicht um, dafs die Wurzeln wesentlich einsilbig sind.

Die Wurzel kann rein vocalisch sein, z. B. *i* in *ire*; in der Regel aber ist sie consonantisch in Verbindung mit einem Vocal, und zwar offen (*da*-re, *ga*-n, *βα*); oder geschlossen (*ar*-are, *ăl*-ere) oder umschlossen (*gan, kin, γιν*; *βαλ*).

Und der Consonant kann sowohl vor als hinter dem Vocal auch mehrfach sein: *sta, grab, γραφ*; *barg, trank* u. s. w. — Nähere Bestimmungen gehören den Specialgrammatiken an. Ueber die Wurzelformen der deutschen Sprache s. des Verf. Lehrbuch der deutschen Sprache I. S. 358 und 364 Anm.

Vor allem ist für die Auffindung der Wurzel Folgendes zu bemerken. Nicht die Form eines Wortes, welche wir grammatisch an die Spitze der ganzen Formenreihe desselben stellen (z. B. der Nominat., das Präsens), enthält darum auch die etymologische Urform oder die Wurzel des Wortes. Diese liegt vielmehr nicht selten in der Mitte der grammatisch-geordneten Formenreihe und ist nach den Gesetzen der phonetischen Entwickelung zu bestimmen. Es kann ja auch recht wohl eine Begriffsform, die nach ihrer logischen Bedeutung eine abgeleitete ist, für die Anschauung, welche die Wurzel schuf, die ursprüngliche oder der Wurzel zunächst liegende gewesen sein. So ist z. B. in den starken Verben der germanischen Sprachen (wie ich bereits in meiner Rec. von Becker's Organism, Berl. Jahrb. 1828, gegen Becker und Grimm bemerkt habe und mich seitdem durch Bopps gewichtige Beistimmung in dieser Ansicht bestärkt finde, vgl. mein Lehrb. d. d. Spr. I. S. 364 ff. und 376) die Wurzel gröfstentheils in dem einsilbigen Präteritum zu suchen; z. B. *band, gab, bifs* (sanskr. *bit*). Ebenso hat im Griechischen der Aor. II. die Wurzelgestalt am treuesten bewahrt; ἔ-λαβ-ον, ἔ-φυγ-ον, ἔ-ταμ-ον; ἔλιπον : λείπω = *bifs* : *beifsen*. Daraus folgt allerdings nicht, dafs die Wurzel selbst die scharf bestimmte Bedeutung eines Präteritums hätte; aber doch so viel, dafs in diesen Verben der Begriff des Prät. dem vagen Wurzelbegriff am nächsten stand und sich daher zunächst und unmittelbar aus ihm entwickelte. Die hierher gehörigen Verba nämlich bezeichnen meistens ein mehr momentanes Thun, das daher zunächst als ein vollendetes oder vergangenes aufgefafst wurde. Bei anderen starken Verben, z. B. *schlagen, tragen, wachsen*, so wie bei allen schwachen, wie *lieben, fragen, sagen* liegt hingegen die Wurzel im Präsens und der Imperativ steht ihr am nächsten.

Es zeigt sich also hier die Wichtigkeit einer klaren Einsicht in die genetische Folge der Laute für die Etymologie. Es kann darüber folgendes Nähere bemerkt werden. Die Entwikkelung der Formen schreitet nothwendig von ursprünglichen, kurzen, einfachen Lauten zu später entwickelten, langen, zusam-

mengesetzten fort; nicht aber umgekehrt. Die echte Wurzel kann daher keinen langen Vocal oder Diphthong enthalten, weil dieser die im Begriffe der Wurzel liegende Einfachheit aufheben würde; sie muſs einen der Hauptlaute *a*, *i*, *u* haben, unter denen abermals *a* die erste Stelle einnimmt. Von den Ablautformen *brach*, *brich*, *bruch* z. B. ist die a-Form als Wurzelform anzusehen; *brechen*, *gebrochen* aber, da *e* und *o* nur durch Trübung aus *i* und *u* sich entwickelt haben, folgen zuletzt. Eben so ist die a-Form *slac* (*schlagen*) Wurzelform neben *sluoc* (*schlug*). Bei weitem in den meisten deutschen ablautenden Verben ist *a* der Grundlaut; in einer weit kleineren Anzahl *i* und *u*, wie in *biſs* neben *beiſsen*; *Fluſs* neben *flieſsen* (*vliuzan*). Vgl. Lehrb. d. d. Spr. I. S. 372. — In gleicher Weise kommen die Consonanten in Betracht; von τύπτω ist nicht τυπτ, sondern τυπ (tup) die Wurzel; von *beiſsen* nicht *biſs*, altd. *biz*, sondern *bit*; denn *z* oder ß ist aus goth. *t* entwickelt.

Beim Nomen liegt der Vocativ der Wurzel am nächsten und stellt nicht selten den nackten Nominal-Stamm dar (s. Bopps Vergl. Gramm. p. 233 ff.). Man vergleiche λύκε, *lupe*, πόσι, ναῦ, πάτερ mit λύκος, *lupus*, πόσις, ναῦς, πάτηρ; goth. nom. *fisks*, voc. *fisk*. Dies rechtfertigt sich auch begrifflich. Denn der Nominativ ist ein Glied der Rede; der Vocativ steht selbständig da, wie der Imperativ der Verba.

§. 48. Inhalt der Wurzeln.

Daſs die Vorstellung in der Wurzel noch ohne die logisch-grammatische Bestimmtheit auftritt, also formell ganz allgemein ist, haben wir bereits gesehen. Es handelt sich nun ferner um die Weite ihres Inhalts oder ihre materielle Natur. Die Frage ist, ob die Wurzel ursprünglich etwas Individuelles, Besonderes bedeute, und ihr Begriff allmählich allgemeiner geworden, oder ob umgekehrt die Bedeutung der Wurzel ursprünglich ein Allgemeines war, welches dann erst enger begrenzt wurde. Die Sanskrit-Grammatiker geben den Wurzeln die allgemeinsten und unbestimmtesten Bedeutungen; die arabischen Lexikographen hingegen stellen meist eine ganz specielle, scharf bestimmte Auslegung voran.

Eine absolut und für alle Fälle entscheidende Antwort läſst sich auf diese Frage nicht geben.

Betrachten wir die Wurzel als den einer ganzen Wortfa-

milie gemeinsamen Grundstoff, so muſs ihre Bedeutung allerdings allgemeiner, d. i. unbestimmter erscheinen, als die jedes einzelnen daraus hervorgebildeten Wortes; zunächst formell; dann aber auch materiell, weil Form und Materie sich nicht absolut trennen lassen, und durch die formelle Beschränkung auch der Inhalt selbst ein anderer wird. — Denken wir uns die Wurzel hingegen in ihrer Entstehung als das Product einer durch sinnliche Wahrnehmung erzeugten Anschauung, so müssen wir sie im Gegentheil für den Ausdruck von etwas ganz Individuellem und Besonderem halten. Sie ist allgemeiner; vager, als jedes daraus entwickelte Wort; und doch ihrem ursprünglichen Inhalte nach individueller, sinnlich anschaulicher, unmittelbar lebendiger.

Es ist jedoch Folgendes nicht zu vergessen. Sobald der Geist das Wahrgenommene fixirt und als ein innerlich Angeschautes in das Reich der Vorstellungen aufnimmt, so verbleibt die sinnliche Wahrnehmung nicht in ihrer concreten Einzelheit, sondern wird zu einem mehr oder minder Allgemeinen; und so muſs auch jede Wurzel Ausdruck eines Allgemeinen sein; nur das Mehr oder Minder macht den Unterschied. Hierbei kommt es auf die Natur des Merkmals an, welches durch die Vorstellung fixirt und in dem Worte dargestellt ist. Ist dies ein specielles, z. B. ein ganz eigenthümlicher, unmittelbar nachgeahmter Schall oder Thierlaut, so wird auch die Wurzel oder das Wort auf eine specielle Bedeutung beschränkt bleiben, und der Begriff wird entweder gar nicht oder erst dann erweitert werden können, wenn etwa die natürliche Bedeutung der Wurzellaute verdunkelt oder ganz vergessen sein sollte. Ist aber das Merkmal allgemeinerer Art, so wird die Wurzel und das daraus entwickelte Wort gleich ursprünglich einen weiteren Umfang der Bedeutung haben (wie etwa *Vogel*, wahrscheinlich von einer Wurzel, welche *fliegen* bedeutet; s. des Verf. deutsches Wörterb.), und die unter einen solchen Gattungsbegriff fallenden Species werden dann nach specielleren Merkmalen durch besondere Benennungen unterschieden werden. Der Fortgang ist also in der Regel von dem Einzelnen der sinnlichen Wahrnehmung zum mehr oder minder Allgemeinen der Anschauung und Vorstellung, und von diesem zurück zum Besonderen, und in den Eigennamen auch zur Bezeichnung des Einzelnen, Individuellen. Denn auch die Eigennamen bezeichnen nicht ursprünglich das Indivi-

duelle, sondern Gattungsbegriffe, Eigenschaften u. s. w. Vergl. Pott, Die Personennamen, 1853.

Die Wurzel bezeichnet also zwar immer ein Allgemeines; dafs aber die allgemeinsten, abstractesten Vorstellungen nicht das Ursprüngliche in der Sprache sind, kann man besonders auch daraus erkennen, dafs manche Sprachen für gewisse allgemeinere Vorstellungen den reinen Ausdruck entbehren und dieselbe nicht anders als mit irgend einer concreten Bestimmung verwachsen vorstellen können. So besitzt die chinesische Sprache in manchen Fällen für den einfach allgemeinen Begriff gar kein Wort und mufs sich der Umschreibung bedienen. Die Bedingung des Alters z. B. läfst sich von dem Worte *Bruder* nicht trennen, und man kann nur älterer und jüngerer Bruder, nicht Brüder allgemein sagen (vergl. Humboldt l. l. S. CCCC).

Hiernach ist es ganz verkehrt, wenn neuere Sprachforscher die Entwickelung der Sprache mit abstracten, höchst allgemeinen Grundbegriffen beginnen lassen, wie Schmitthenner (Ursprachlehre S. 121), welcher als den Urbegriff den Begriff des absoluten Seins — ein unsagbares Es — aufstellt. Becker leitet aus dem Begriffe der Thätigkeit alle in der Sprache ausgedrückten Begriffe ab, zunächst zwölf Kardinal-Begriffe, aus denen sich alle anderen entwickeln. Den logischen Werth dieses Systems lassen wir dahingestellt. Für die Sprache ist es völlig unhaltbar und zu nichts führend. Entspräche es nämlich dem Processe der Sprach-Entwickelung, so müfste diese Classification der Begriffe zugleich der etymologischen Entwickelung der Wörter zu Grunde liegen. Nun aber gehen die Unterarten eines Kardinal-Begriffes von ganz verschiedenen Wurzeln aus, die ohne Beziehung auf einander bleiben. Es ist also durchaus kein organischer Zusammenhang zwischen jenem logischen Systeme der Begriffe und dem factisch vorliegenden etymologischen Systeme der Wörter. — Es ist aber überhaupt falsch, der Entwickelung der Vorstellungen in der Sprache ein logisches System unterzulegen. Die Sprache geht von sinnlichen Wahrnehmungen aus. Diese sind logisch unberechenbar und können nicht auf ein System abstract-allgemeiner Begriffe zurückgeführt werden. Will man den Grund-Vorstellungen der Sprache auf die Spur kommen, so kann das nur durch Analyse des wirklichen Wortvorraths und Zurückführung auf die ursprünglichsten Wurzeln und deren sinnliche Urbedeutung gelingen. Dann aber wird

man immer noch nicht entscheiden können, welche Wurzel früher, welche später entstand. Und die Wurzel-Vorstellungen des einen Sprachstammes liegen keineswēges auch einem anderen zu Grunde, welcher von anderen Anschauungen (bei verschiedenen Lebensbedingungen und verschiedener Geistes- und Gemüthsart) ausgehen konnte.

Um die Bedeutung der Sprachwurzeln genauer bestimmen zu können, müssen wir nun auch die Mittheilung des Gedankens als den Zweck der Sprache beachten. Hier tritt zuvörderst die Frage ein: Wie wurde die entstehende Wurzel dem Hörenden verständlich? — Nicht durch Uebereinkunft, sondern in Folge eines unmittelbaren, natürlichen Einverständnisses. So wie der lebendig empfindende und anschauende Naturmensch ohne Ueberlegung, durch Naturgefühl geleitet, für die auszudrükkende Vorstellung ein entsprechendes Lautgebilde erzeugt: so wird es seinen gleich organisirten, auf gleicher Entwickelungsstufe des geistigen Lebens stehenden, unter gleichen natürlichen Bedingungen und Umgebungen und klimatischen Einflüssen u. s. w. lebenden Mitmenschen vermöge der den Lauten inwohnenden natürlich bedeutsamen Kraft unmittelbar verständlich und nun in stillschweigender Uebereinkunft als Zeichen für die Allen gemeinsame Vorstellung festgehalten. — Je näher die Menschen dem Naturleben stehen, um so ähnlicher sind sie einander. Ihr ganzes Leben ist in allen seinen Aeufserungen ein Gattungsleben, worin die Naturnothwendigkeit über der subjectiven Geistesfreiheit vorherrscht. So noch bei uncultivirten Völkern, ja selbst bei uns unter den Landbauern im Gegensatze der Städter. Nun ist zwar die Vernunftsprache gleich in ihrem Entstehen, also schon in der Wurzelbildung ein Erzeugnifs des freien Geistes; aber, wie wir gesehen haben, des Geistes in seinem Naturleben; sie entquillt unmittelbar dem Naturgrunde des Geistes, dessen Kräfte der Art, dem Mafse und der Richtung nach bei allen Menschen eines Stammes wesentlich übereinstimmen und daher übereinstimmende Resultate erzeugen. Hier ist das Thun des Einzelnen ein Thun des Gesammtgeistes seiner Familie, seines Stammes, dessen Organ er ist. Also „im allerersten Sprechen schon gehört das Wort nicht blofs dem Redenden, sondern auch dem Hörenden und Verstehenden“ (Steinthal, Ursprung d. Spr. S. 11), der ein Organ desselben Gesammtgeistes ist. Demnach sind „Verstehen und Sprechen nur verschieden-

artige Wirkungen der nämlichen Sprachkraft“ (Humboldt S. LXX). Erst wenn die geistige, namentlich die subjective Verstandesbildung gesteigert wird, und die äufseren Lebensbedingungen und Verhältnisse mannigfaltiger werden, individualisiren sich die Menschen in der Physiognomie, der Gemüthsart, dem Bildungsgrade, den Ansichten und Vorstellungen. Dies tritt aber erst lange nach der Vollendung der Sprachschöpfung ein.

Dem Naturmenschen war also das neu entstandene Urwort nach seiner natürlichen Bedeutsamkeit unmittelbar verständlich. Dabei mufs man übrigens auch die begleitende, sichtbare Geberde in Anschlag bringen, welche zu der Verständigung wesentlich mitgewirkt haben mufs. Der lebhafte, sinnliche Naturmensch sprach gewifs mit dem ganzen Körper; und das Wort wird erst allmählich für sich genügend und unabhängig von der begleitenden Geberde. Diese war besonders wesentlich für die Pronomina (Lange in den Gött. Gel. Anz. 1852. Oct. St. 170. S. 1687).

Suchen wir jetzt über die wahre ursprüngliche Bedeutung der Wurzel ins Klare zu kommen. — Da sie den reinen Inhalt der Vorstellung ohne alle formelle (logisch-grammatische) Begrenzung darstellt, so kann sie nicht Ausdruck der einzelnen bestimmten Vorstellung als solcher sein (wie sie das Wort bezeichnet), sondern sie mufs vielmehr der noch ungesonderten, den blofsen Stoff des Wahrgenommenen enthaltenden Anschauung in ihrer Totalität entsprechen. Die Nothwendigkeit dieser Bedeutung der Wurzel wird aber vollkommen einleuchtend, sobald wir sie als Form der Mittheilung eines geistigen Inhaltes auffassen. Als solche kann sie unmöglich Zeichen einer einzelnen Vorstellung sein, sondern mufs einen reicheren Inhalt haben, indem sie einen ganzen Gedanken vertritt.

Das Bezeichnen einzelner Vorstellungen (Dinge, Thätigkeiten, Eigenschaften u. s. w.) durch Laute ist ein blofses Nennen. Dies aber kann für den Zweck der Sprache nicht genügen, sofern sie Mittheilung eines geistigen Inhalts ist, d. h. ursprünglich des Gesammt-Inhalts einer Anschauung. Wie jeder Act des denkenden Geistes seinem subjectiven Inhalte nach ein ganzer Gedanken ist: so mufs nothwendig auch jede Sprachäufserung der Absicht des Sprechenden nach ein ganzer Satz sein, „wie auch jetzt das erste Wort des Kindes ein ganzer Satz ist“ (Becker, Organism S. 19). Die einzelnen Wörter des Kindes

haben nicht blofs benennende Kraft; sondern, indem es das Wort ausspricht, welches die Hauptvorstellung enthält, das Object seiner Wahrnehmung oder seines Begehrens, läfst es dieses die ganze Aussage vertreten. In „*essen!*“ liegt der ganze Satz „*ich will essen*“, nur noch in unentwickelter Gestalt. — So auch die Wurzel, als Urwort. Sie ist der Gedanke in der unentwickelten Form der Anschauung, der Satz in der Form des noch ungestalteten Wortes, der Satzkeim; wie schon der Naturlaut den Inhalt eines Satzes haben konnte, nur noch verhüllt und völlig unentwickelt in der Form der Empfindung oder des Begehrens (vgl. auch Fichte, Sämmtl. Werke. VIII. S. 325).

Es wäre ganz irrig, wenn man sich den Satz aus einzelnen, schon vorher fertig gestalteten Wörtern äufserlich zusammengesetzt dächte, und demnach das Sprechen mit dem blofsen Benennen beginnend. Wie der Vorgang des Denkens selbst, geht auch alle ursprüngliche Sprachbildung in der Form der organischen Entwickelung von innen vor sich. Aus dem Satz oder dem Satzkeim (der Wurzel) entwickeln sich die Worte als dessen Factoren.

Auch in der vollständig entwickelten, ausgebildeten Sprache finden wir deutliche Spuren dieses Entwickelungsganges. In den Formwörtern *da!* (für: *nimm hin!*) *hier!* (für: *hier bin ich!*) *ja!* liegt der Inhalt eines ganzen Satzes. Eben so im Vocativ und Imperativ; und gerade diese Formen liegen auch der Lautgestalt nach in der Regel der Wurzel am nächsten. — Die Wurzeln der Stoffwörter enthalten aber zugleich materiell oder ihrem Lautstoffe nach den ganzen Satz im Keime, nämlich Nomen und Verbum oder Subject und Prädicat. Beide entspringen aus dem Schofse derselben Wurzel. Dies können wir besonders im Deutschen noch deutlich erkennen in Wurzelformen, wie *band, brach, grab, schlag, klang, fall, bifs, schritt*, welche in derselben Form zugleich als Verba und als Nomina dienen. Solche Wurzelformen zeigen uns am deutlichsten die ursprüngliche Bedeutung der Wurzel, welche an sich weder verbal noch nominal ist, aber beides werden kann.

Dazu kommt, dafs in Sprachen, welche in ihrer äufserlichen Entwickelung auf dem Standpunkt der Wurzel stehen geblieben sind (wie die chinesische), oder doch nicht zu einer völlig normalen grammatischen Formenbildung gelangt sind (wie viele andere Sprachen), eine und dieselbe Wurzel- oder Stammform zu-

gleich als Nomen und als Verbum, auch wohl unter Umständen als Partikel dient, welche jedesmalige grammatische Bedeutung dann bloſs aus der Stellung, Verbindung und Beziehung der Worte erkannt wird. So heiſst z. B. im Chinesischen *ta* je nach der Stellung im Satze bald *groſs*, bald *Gröſse*, bald *groſs sein* oder *vergröſsern*, *groſs machen*, bald *sehr*. Eben so im Alt-Aegyptischen (nach K. Meyer in den Münchner Gel. Anzeigen 1841. Dec.); z. B. *mis nus*, das Kind saugt: *him mis*, die Frau gebiert; *mon hor*, der Hirte treibt: *hor mon*, der Treiber hütet.

Demnach irrt Becker, wenn er meint (Org. S. 83): „Alle Wurzelwörter in der Sprache sind Verben, und alle Wurzelbegriffe Begriffe von Thätigkeiten". Denn die Ur-Nomina (Substantiva, wie Adjectiva) stehen der Wurzel eben so nahe als das Verbum; die Wurzel aber ist der Stoff zu beiden, formell jedoch noch keins von beiden. S. Bopps Vergl. Gramm. S. 105. Und Humboldt sagt (S. CX): „Die Wurzelwörter können durchaus nicht als Verba, nicht einmal ausschlieſslich als Verbalbegriffe angesehen werden". — Nur in so fern das ursprünglich angeschaute Merkmal in der Regel ein energisches, thätiges, lebendiges sein wird, welches den Sinn stärker trifft und erregt, als die ruhenden Beschaffenheiten der Dinge, und in so fern auch diese aufgefaſst werden als thätige, auf die Sinne wirkende, also für das Individuum werdende — nur in diesem Sinne können wir dem Verbum, materiell betrachtet, die Priorität einräumen, indem wir abstrahiren von seiner formalen, aussagenden Kraft, welche doch die wesentliche grammatische Natur des Verbums ausmacht, während der materielle Merkmalsbegriff dem Adjectiv und Substantiv eben so nahe steht. So lange der Thätigkeitsbegriff nicht die aussagende Kraft in sich aufgenommen hat, ist der Ausdruck desselben, formell betrachtet, kein Verbum.

Irgend ein wahrgenommener Vorgang erregt den inneren Sinn des Menschen; er drückt die dadurch gewonnene Anschauung durch ein entsprechendes Lautgebilde aus; z. B. *Fall*, *Schlag*, *Biſs*, *Flug*. Diese Wurzel aber bezeichnet zunächst weder bloſs die Thätigkeit, noch das thätige Subject für sich, sondern den ganzen concreten Vorgang, wie er sich dem Bewuſstsein darstellt. Weil nun das Verbum den Vorgang, das Werden oder Thun als solches bezeichnet, so läſst sich die Wurzel-Bedeutung im Allgemeinen am besten durch den Infinitiv ausdrücken. In vielen Fällen jedoch wird ein adjectivischer

Ausdruck, bisweilen auch ein Substantiv der Wurzel-Bedeutung am nächsten stehen.

C. Standpunkt des Begriffs und Urtheils.

§. 49.

Indem der Satzkeim, der mit der Wurzel gegeben ist, sich formell zum wirklichen Satz entfaltet, indem aus der Wurzel Nomen und Verbum (Nenn- und Redewort) als bestimmt unterschiedene Begriffsformen hervortreten und durch den urtheilenden Verstand zu der Einheit eines Redesatzes verknüpft werden, erreicht die Geistes- und Sprachbildung die dritte Entwikkelungsstufe, den Standpunkt des urtheilenden Verstandes, auf welchem die Sprache ihre wesentliche Vollendung erreicht, indem sie zum adäquaten Ausdruck des Gedankens wird. Auf der vorigen Stufe erblickten wir nur ein Aggregat unentwickelter Anschauungen, bloſsen Gedanken-Stoff ohne Form, dessen sprachlicher Ausdruck die ungeformte Wurzel ist. Der Geist aber kehrt aus dieser Zerstreuung in dem ungeordneten Gewirre der einzelnen sinnlichen Anschauungen und Vorstellungen in sich zurück, sammelt sich in sich zu freierer Selbstthätigkeit und fühlt sich als die ordnende, gliedernde und einende Kraft für jene Welt der sinnlichen Erscheinungen. Diese Rückkehr des Geistes in sich selbst nennen wir Reflexion, und die zugleich sondernde und verknüpfende, mit einem Worte urtheilende Kraft des Geistes den Verstand.

§. 50. Subject und Prädicat: Nomen und Verbum.

Die Thätigkeit des urtheilenden Verstandes ist analytisch-synthetisch. Um die Vorstellungen zur Einheit des Gedankens verknüpfen zu können, müssen sie erst in bestimmten Begriffsformen aus der Anschauung geschieden sein. In der Wurzel ist die Vorstellung als bloſser Stoff enthalten. Dieser Stoff muſs unter bestimmte logische Formen gefaſst werden, um zum logischen Begriff zu werden, welcher sich grammatisch als Wort darstellt. Das grammatisch gestaltete Wort und der durch dasselbe bezeichnete Begriff ist eine Einheit von Inhalt und Form.

Dieser analytische Proceſs geschieht, indem aus dem formlosen Stoff der Wurzel einerseits das Seiende, Selbständige als die Substanz oder das Ding, andererseits das Veränderliche, die Thätigkeit oder das Werden als das Unselbständige, Accidentelle, das Attribut ausgeschieden und durch die Lautform auch äuſserlich unterschieden wird. So gehen aus den Wurzeln die Haupt-Redetheile Substantiva und Attributiva, bestimmter: Nomina und Verba, als grammatisch gestaltete Wörter hervor. — Unmittelbar mit dieser Analysis ist aber die Synthesis der getrennten Elemente des Gedankens verbunden. Beides ist ein Act. Denn Substanz und Attribut stehen in nothwendiger Beziehung zu einander und fordern unmittelbar ihre Verknüpfung zu einer Einheit. So entsteht der Redesatz als formell vollendeter Ausdruck des Gedankens.

Der Proceſs des Denkens besteht wesentlich in dem begrifflichen Trennen, Sondern, Auflösen und wiederum selbstthätigen Verknüpfen desjenigen, was zuvor als substantielle Einheit (für die innere Anschauung) existirte. Das Denken distinguirt und analysirt seinen Inhalt immer schärfer und verstandesmäſsiger, um die getrennten Momente sodann durch die freie Thätigkeit des urtheilenden Geistes wieder zu verknüpfen. Das Urtheil entsteht also aus der einfachen Anschauung, der Satz aus der einfachen Wurzel durch Entwickelung. Die unmittelbare Einheit der Anschauung wird aufgelöst und eine höhere, durch den Geist vermittelte Einheit an die Stelle gesetzt, die angeschaute Einheit zu einer begriffenen erhoben. Der Wahrnehmung z. B. eines fliegenden Vogels, oder einer blühenden Blume, bei welcher der Gegenstand und seine Thätigkeit oder sein Zustand als eins mit einander erscheinen, keines getrennt vom anderen, entspricht die Wurzel *flug*, *blu*. Der denkende Geist aber sondert nun Substanz und Accidens, um sie in den Sätzen: *die Blume blüht, der Vogel fliegt*, ausdrücklich mit einander zu verknüpfen.

In diesen Beispielen sprieſsen Nomen und Verbum aus einer und derselben Wurzel (wenn nämlich *Vogel*, goth. *fugls* für *flugls* von *flug* abzuleiten ist). In den meisten Sätzen aber ist es nicht der Fall; z. B. *der Vogel singt* u. s. w. Es ist überhaupt keineswegs nothwendig, daſs aus jeder Wurzel sowohl ein Verbum als ein Nomen sich entwickele, obwohl in jeder ihrem Wesen nach die Anlage zu beiden Redetheilen liegt. Auch stehen beide immer in innerlicher Beziehung zu einander und entwickeln sich

gleichzeitig. Die Gestaltung des einen Redetheils geschieht nur, sofern auch der andere sich gestaltet; sie bedingen sich gegenseitig, sind nur für einander und durch einander da.

Wir haben also Substantiv und Verbum, oder, wie sie als logische Elemente des Satzes heifsen, Subject und Prädicat in der Entwickelung der Sprache als gleichberechtigte Momente der Satz-Einheit anzusehen und können keinem die Priorität oder die Herrschaft über das andere einräumen. Rein logisch betrachtet kann man das Subject die Grundlage des Satzes, den Träger des Allgemeinen, des Begriffes nennen; das Prädicat hingegen die aus demselben herausgetretene, ihm inhärirende Besonderheit. Das Subject ist (nach Hegel) das Concrete, die Totalität von mannigfaltigen Bestimmtheiten, deren das Prädicat eine enthält. Sprachlich aber wächst das Prädicat keineswegs aus dem Subject heraus (gegen Rumpel, Die Casuslehre S. 110); sondern beide entspringen simultan und in gleicher Würde. Das Prädicat ist auch seinem Inhalte nach, an sich betrachtet, keineswegs ein Besonderes, sondern, wie das Subject, eine allgemeine Vorstellung, die auch vielen anderen Subjecten zukommen kann. Zum Besonderen wird es erst im Satze in Folge seiner Verknüpfung mit einem bestimmten Subjecte, welchem neben dieser einen Bestimmung noch andere zukommen können.

§. 51. Die Copula.

Aufser dem Subject und Prädicat ist nun aber noch ein drittes wesentliches Element für die Vollendung der Satzform erforderlich: die Copula. Denn wenn die Sprache Substanz und Attribut zusammenstellt, z. B. *Blume blühen* oder *blühend*, so fehlt noch der Ausdruck für die Beilegung des Attributs, die Aussage, dafs dasselbe dem Subject angehöre. Erst durch diese ausdrückliche Beilegung aber wird das Attribut zum wahren Prädicat; ohne dieselbe werden Substanz und Attribut nur benannt. Ein Satz entsteht erst, wenn auch die setzende, verknüpfende Thätigkeit des Geistes selbst in der Sprache ausgedrückt wird: *die Blume blüh-t*, wo die Copula dem Anscheine nach in der Endung des Verbi finiti liegt. — Wie kommt nun die Sprache zu einem Ausdruck für dieses rein formale Element des Satzes?

Die Copula ist nichts Anderes, als die synthetische Thätigkeit des urtheilenden Geistes selbst, der rein logische Act des

selbstthätigen Denkens, ohne allen materiellen, aus der Anschauung oder Empfindung genommenen Inhalt. Für diesen abstract logischen Begriff kann kein Laut oder Wort ein geeigneter Ausdruck sein. Daher konnte die Copula ursprünglich nur auf ideelle Weise in der Sprache ausgedrückt werden; und dies geschieht durch das Ineinssetzen von Subject und Prädicat in den concreten Redeformen des Verbi finiti. Die Verknüpfung der beiden materiellen Elemente des Satzes zu einer Wort-Einheit ist der reinste Ausdruck der Copula.

Betrachten wir nämlich die Endungen des Verbi finiti näher, so liegt in ihnen dem Lautstoffe nach keineswegs die Copula; sondern sie erscheinen als suffigirte Pronomina oder Pronominalwurzeln; also allgemeine Vertreter der formalen Ausdrücke für das Subject, je nach den Unterschieden der grammatischen Person (-μι, -σι, -τι; -m, -s, -t). Subject und Prädicat sind also hier zu einer Wortform verknüpft, und hierdurch wird die Copula unmittelbar ausgedrückt. In jeder solchen Redeform liegt zugleich ein vollständiger Satz. — Tritt nun aber aufser dem in der Endung liegenden formalen Subject noch ein materiales in Form eines Substantivs hinzu; und wird die pronominale Bedeutung der Endungen durch allmähliche Abschwächung ihrer ursprünglichen vollen Form und zum Theil gänzlichen Abfall des pronominalen Charakterbuchstabens (wie in lego, λέγω für λέγομι oder λέγμι) verdunkelt: so gewinnen diese Endungen den Schein blofser Congruenzformen im Verhältnifs zu dem aufser ihnen selbständig vorhandenen Subject; und es scheint in ihnen nicht sowohl das formale Subject, als vielmehr die Copula enthalten zu sein. In der That aber liegt die aussagende Kraft des Verbums lediglich in der Verbindung dieser Endungen mit dem Verbalstamme; und diese Kraft bleibt demselben ungeschmälert; wie sehr auch diese Endungen im Laufe der Zeit verändert und abgeschliffen werden mögen.

Dadurch aber, dafs der Ausdruck für das Attribut, die Thätigkeit oder das Werden, dieses formale Element oder die Kraft der Aussage in sich aufnimmt, wird er erst zum Verbum, als dem eigentlichen Satz- oder Redewort, und damit erst die Satzform vollendet.

Aufser diesem reinsten Ausdruck der logischen Synthesis besitzt die Sprache noch ein selbständiges Formwort für die Copula: das Verbum *sein*.

Durch die Verschmelzung des Attributs mit dem Subjecte in der Verbalform erhält das Attribut immer den Charakter des zeitlichen Werdens oder Geschehens. Das verbale Attribut erscheint immer als ein energisches, sich bewegendes, zeitlich fortschreitendes. Soll das Attribut zeitlos, als beharrende, bleibende Eigenschaft der Substanz aufgefafst werden, so mufs es von dieser getrennt, dem Subject selbständig gegenübertreten als Benennung der Eigenschaft (Nomen attributivum). In dieser nominalen Gestalt wird das Attribut zum Adjectivum. Dieses mufs nun aber, wenn es als Prädicat eines Subjects auftreten soll, demselben ausdrücklich beigelegt werden. Dazu bedarf die Sprache eines, von dem Adjectiv gesonderten selbständigen Aussagewortes. Da aber die reine Copula keinen selbständigen Ausdruck finden kann, und die aussagende Kraft nur in dem Verbum liegt, so kann auch dieses Aussagewort nur ein Verbum sein, aber eins, welches, seines materiellen attributiven Inhalts möglichst entledigt, als reines Formwort fungirt, indem es die blofse grammatische Function des Verbums ausübt.

Dies ist nun das Verbum *sein*, welches zwar seiner ursprünglichen Bedeutung nach auch einen attributiven Inhalt hat, der aber schon von Hause aus abstracterer Natur ist als der anderer Verba. Die ursprüngliche Bedeutung der verschiedenen Wurzeln des Verbums *sein* geht auf Fortdauer, Bleiben, Verweilen, Beharren, woraus dann der abstractere Existenz-Begriff sich entwickelt. Vermöge dieser Bedeutung des Existirens eignet sich aber dieses Verbum vor allen anderen dazu, als reines Formwort, als aussagende und verknüpfende Copula zu dienen; denn die Existenz ist die allgemeinste und eben darum leerste Merkmalsbestimmung, und zugleich die nothwendige Voraussetzung für jede Beilegung irgend eines Attributs; denn von einem Nicht-Existirenden kann auch nicht prädicirt werden. Wir fühlen daher auch keine Ueberfüllung des Satz-Inhaltes, wenn die Copula durch *sein* ausgedrückt wird.

§. 52. Stufen-Entwickelung des Satzbaues.

Wir können in Hinsicht auf den Satzbau für jetzt drei Stufen der Sprach-Entwickelung unterscheiden. Das allen Sprachen Gemeinsame ist die Wurzelbildung. Die Erzeugung von Wurzeln als Ausdrücken für Anschauungen ist der nothwendige Anfang aller Sprach-Entwickelung, und kommt daher allen Sprachen

zu. Auch der innere Prozefs der Entwickelung des Gedankens aus der Anschauung oder der logischen Form des Urtheils ist in der Natur der menschlichen Intelligenz wesentlich gegründet. Allein nicht in allen Sprachen stellt sich die innere Form des Urtheils auch äufserlich in völlig adäquater Form dar. Die Kraft des Denk- und Sprachvermögens ist nicht überall gleich stark.

1) Die Sprachentwickelung kann bei der Wurzel stehen bleiben, ohne der weiteren Entwickelung der inneren Gedankenform zu folgen. Dann wird die Unterscheidung von Substanz und Attribut nur im Geiste vollzogen, nicht in der Sprachform ausgedrückt. Eine und dieselbe Wurzel kann sowohl die Substanz, als das Attribut darstellen. Die jedesmalige Begriffsform wird in der Sprache nur durch die Stellung der auf einander bezogenen Wurzeln ausgedrückt; die Verknüpfung beider Elemente zur Aussage aber wird nur im Geiste vollzogen. So im Chinesischen.

2) Oder die Sprache unterscheidet zwar Substanz und Attribut formell; stellt aber beide nur als solche äufserlich zusammen; wie wenn wir sagen wollten: *Blume blühen* (oder *blühend*), ohne das Attribut durch ein deutliches Zeichen für die Copula zugleich als Aussagewort zu charakterisiren und dadurch die logische Synthesis, welche die Zusammenstellung von Subject und Prädicat erst zum Urtheil macht, auch in der Sprache äufserlich zu vollziehen. So in dem tatarischen Sprachstamme. Z. B. im Türkischen heifst die Wurzel *sev* lieben (Inf. *sev-mek*). Das Particip *liebend* lautet *sev-er*, und dasselbe dient, ohne Personal-Bezeichnung, auch für die 3. Person: *liebt*. Es ist also hier kein formaler Unterschied zu machen zwischen *homo amans* und *homo amat*. Das aussagende Element fehlt.

3) Das Verbum nimmt die Kraft der Copula in sich auf und wird dadurch zum wahren Aussage- oder Redeworte. Nur hier wird ein der inneren logischen Construction des Gedankens vollkommen adäquater Redebau erreicht.

Auf dem Verhältnisse der Redeform zu der Gedankenform beruht der wesentliche Unterschied der Sprachen hinsichtlich ihres grammatischen Baues. Die unvollkommenre Entwickelung der Redeform aber läfst mit Sicherheit zurückschliefsen auf Schwäche und gehemmte Entwickelung des logischen Vermögens, oder auch auf Schwäche des organischen, plastischen Sprach-

vermögens bei frühzeitig eingetretener abstracter Verstandesthätigkeit, welche eben die sinnlich-phantastische, gleichsam künstlerische Thätigkeit der sprachbildenden Kraft gehemmt und unterdrückt hat (wie im Chinesischen). Darauf kommt es wesentlich an, dafs mit der hervortretenden Wirksamkeit des Verstandes nicht sofort die organische sprachbildende Kraft völlig erlischt, sondern, wenn sie auch unter der überwiegenden Herrschaft des analysirenden Verstandes keinen neuen Sprachstoff (keine Wurzeln) mehr zu schaffen vermag, doch noch Energie und künstlerische Productivität genug behält, um die durch das logische Vermögen erzeugten Begriffsformen und Beziehungen in den angemessensten sprachlichen Ausdrucksformen auszuprägen und so den auf dem früheren Standpunkte geschaffenen Sprachstoff auf eine der inneren Gedankenform möglichst entsprechende Weise zu formen.

Man kann nun die Frage aufwerfen, ob auch die Sprachen mit vollkommenem Redebau von jenen niederen Stufen zu der von ihnen erreichten Höhe aufsteigen mufsten, in dem Sinne, dafs sie eine Zeit lang auf dem Standpunkte der Wurzel stehen bleiben, dann wieder auf die zweite Stufe, und von da aus endlich zur dritten gelangten. — Dies ist durchaus nicht anzunehmen. Die untergeordneten Stufen liegen in der vollkommen entwickelten Sprache nur als Momente, brauchen aber nicht in auf einander folgenden Perioden die ganze Gestalt der Sprache dauernd bestimmt zu haben. Es kommt bei der Entwickelung der Sprache alles auf die eigenthümliche Sprach-Anlage des Menschenstammes an, die nicht blofs dem Grade, sondern auch der Art nach mannigfaltig verschieden ist. Bei vorzüglicher Sprach-Anlage begann die grammatische Entwickelung unverweilt und gelangte ohne Aufenthalt zu einem normalen, der inneren Gedankenform entsprechenden Redebau. Bei geringerem Sprachvermögen und nicht zur klaren Gedankenbildung durchdringender Geistes-Anlage wurde die Entwickelung auf einer niederen Stufe gehemmt, oder gerieth, durch ein zur adäquaten Gedanken-Darstellung unzulängliches Princip geleitet, auf Abwege, auf welchen sie für immer von dem Ziele des vollkommenen Redebaues abirrte. Denn wir sehen nirgends, dafs eine niedriger stehende Sprache noch zu einem vollkommener organisirten Bau fortschreitet. (Gegen die veraltete, ganz unrichtige Ansicht Adelung's im Mithridates; vergl. die Einl. S. XXV).

Nur bis zur Wurzelbildung gehen die Sprachen einen Weg; von da aus divergiren sie und sind principiell, nicht blofs graduell verschieden.

Wenn wir aber auch eine ursprünglich verschiedene Sprach-Anlage verschiedener Menschenstämme annehmen, so konnte doch auch bei der vorzüglichsten Sprach-Anlage die Sprache nur auf dem Wege der Entwickelung entstehen, mufste also durch die Stadien fortschreiten, welche wir als nothwendige erkannt haben und durch Zergliederung der vollendeten Sprache noch heute als deren wesentliche Momente unterscheiden. Es mufste mithin der grammatischen Gestaltung der Sprache nothwendig ein Zustand vorangehen, in welchem sie nur aus Wurzeln bestand (vgl. Benfey, Gött. gel. Anz. 1852. Nov. St. 179. S. 1782 f.). Dieser Zustand mufs jedoch bei dem lebendig vorwärts treibenden Sprachgeist eines mit vorzüglichem Sprachvermögen begabten Stammes ein bald vorübergehender gewesen sein, der kaum auf eine oder ein paar Generationen sich erstreckte; worauf dann sofort die ersten Anfänge zur grammatischen Gestaltung des Wurzelvorrathes gemacht wurden, deren Vollendung zu einem vollständigen grammatischen System freilich nur langsam und allmählich erfolgen konnte.

Wir dürfen uns nämlich die grammatischen Wortformen auch in den am vollkommensten organisirten Sprachen keinesweges gleich in ihrem Entstehen mit einem Schlage zu einem vollständig geregelten System der grammatischen Kategorieen gestaltet denken. Dieses System entstand offenbar sehr allmählich. Die abstracten Bestimmungen und Beziehungs-Verhältnisse, welche die grammatischen Formen ausdrücken, wurden theils nicht gleich anfangs in völliger Reinheit und Schärfe der logischen Abstraction aufgefafst, sondern unter dem Bilde sinnlich anschaulicher Verhältnisse (z. B. die Casus-Verhältnisse als räumliche Verhältnisse unter der Anschauung des Wo, Woher, Wohin); theils wurden sie nicht gleich anfangs durch bestimmte äufsere Kennzeichen so fest und consequent charakterisirt, dafs dasselbe grammatische Verhältnifs stets durch ein und dasselbe Lautmittel äufserlich dargestellt wurde. Der Fixirung eines bestimmten grammatischen Formensystems gingen vielfach schwankende Versuche voran, den im Geist allmählich zum deutlichen Bewufstsein kommenden Sprach-Kategorieen einen angemessenen Ausdruck zu geben. Selbst in der geschichtlichen Zeit der Sprach-

entwickelung bleibt die Bedeutung der Wortformen so wenig wie die der Wörter selbst unabänderlich dieselbe. Der Gebrauch, den die Sprache von ihren Wortformen macht, ist in verschiedenen Epochen ihrer Entwickelung vielfach abweichend, besonders so „daſs das ursprünglich sehr weite Gebrauchsgebiet jeder Wortform sich allmählich extensiv verengert, zugleich aber intensiv verdichtet, oder vertieft“ (vgl. L. Lange, Gött. Gel. Anz. 1852. Oct. St. 169. 170. S. 1684 ff.).

§. 53. Bildung von Wörtern und Wortformen. Flexion und Agglutination.

Es fragt sich nun: Wie und durch welche Mittel entwickelt sich aus der Wurzel das Wort in einer bestimmt begrenzten Begriffs- und Beziehungsform? Die vollständige Darlegung dieser etymologisch-grammatischen Entwickelung der Sprache, welche groſsentheils Gegenstand der historischen und vergleichenden Sprachforschung ist, gehört in den speciellen, analytischen Theil unserer Wissenschaft. Hier nur die Grundzüge dieses Entwickelungsganges.

Zwei Bildungsvorgänge der Sprache von der Wurzel aus sind zu unterscheiden: 1) der etymologische Proceſs, durch welchen die Wurzeln zu selbständigen Wörtern als stetigen, unter bestimmte logische Formen gefaſsten Begriffszeichen gestaltet werden: Wortbildung, welche das Material der Sprache oder den lexikalischen Wörter-Vorrath erzeugt; 2) der formelle oder grammatische Entwickelungsproceſs, durch welchen die Wortformen gestaltet werden, welche die wandelbaren Beziehungen der Wörter im Zusammenhange der Rede, die Beziehungsformen oder grammatischen Verhältnisse ausdrücken: Wortbiegung, Abwandlung oder Flexion.

Die Wortbildung geht im Allgemeinen der Wortbiegung voran, als ein früherer Bildungsvorgang. Wo also die Bestandtheile deutlich auseinander treten, ist die Folge: Wurzel, Wortbildungs-, Wortbiegungsmittel; z. B. *Wahr-heit-en*, *bän-dig-te*. Sofern aber das Wort als Element der Rede nothwendig zugleich in einer bestimmten grammatischen Bedeutung und einer derselben entsprechenden Form auftreten muſste: so fällt für die der Wurzel zunächst stehenden einfachen Wörter (Stammwörter) die Bildung des Wortes und der Wortform in eins zusammen*).

*) Das Affix *s*, z. B. des Wortes *rex* (*reg-s*) bezeichnet an sich, als Wortbiegungsmittel, nur den Casus des Nominativs; damit ist aber die Bezeichnung des Wortes als Nomen schon von selbst gegeben. S.

Nur bei den weiteren Stadien der Wortbildung, Ableitung und Zusammensetzung, treten Wortbildungs- und Wortbiegungsmittel aus einander.

Aber auch die einfachen oder Stammwörter werden in der Regel nicht durch unmittelbaren Ansatz des grammatischen Elements an die Wurzel gebildet. Zwischen der Wurzel und dem grammatisch gebildeten Worte liegt noch der Wortstamm, als eine Uebergangsform, welche die Grundlage eines bestimmten Wortes bildet.

Die Stammbildung ist also das erste Stadium der Wortbildung von der Wurzel aus. An sie schliefst sich die Bildung und die damit zusammenfallende Biegung der Stammwörter an. Der Stamm ist nicht mehr die Wurzel, aber auch noch nicht das fertige Wort. Von der Wurzel unterscheidet er sich logisch dadurch, dafs er den völlig unbegrenzten Inhalt der Wurzel auf eine bestimmte Begriffssphäre einschränkt, indem er ihn zur Grundlage einer logisch und grammatisch bestimmten Vorstellung macht. Die Wurzeln unterscheiden sich nur ganz allgemein in Stoff- und Formwurzeln. Der Stamm aber kann specieller Nominalstamm, Verbal-, Pronominal-, Partikelstamm u. s. w. sein; ja innerhalb der Formenreihe eines Verbums selbst können verschiedene Stämme auftreten: ein besonderer Präsens-, Präterital-, Participialstamm etc. Zum Worte aber wird der Stamm erst durch das Hinzutreten der die bestimmte Wortart (Nomen, Verbum etc.) in einer bestimmten grammatischen Wortform charakterisirenden Zeichen.

Lautlich wird der Stamm aus der Wurzel gebildet, bald durch eine innere Verwandlung der Wurzellaute (*band* — *binden*; *σταλ* — *στέλλω*, *λιπ* — *λείπω* u. s. w.), bald durch einen äufseren Laut-Zusatz, welcher theils consonantisch (*τυπ* — *τυπτ*; *frag* — *frang* u. s. w.), theils auch vocalisch sein kann (wie besonders bei den Nominal-Stämmen; z. B. *πόλ-ι-ς*, *civ-i-s*, *λόγ-ο-ς*, *lup-u-s*), oder auch aus Vocal und Consonant bestehend (*γέν-ος*, *gen-us*, *hôn-ôs*, später *hon-or* u. s. w.).

Die phonetischen Mittel für die Stammbildung und die Ableitung sind nicht absolut verschieden. Dieselbe Laut-Verwandlung oder Hinzufügung kann bald stammbildend, bald ableitend sein. Der wesentliche innere Unterschied aber besteht darin, dafs die Stammbildung sich unmittelbar der Wurzel anschliefst, die Ableitung hingegen den schon gebildeten Wortstamm oder

das Wort selbst zur Voraussetzung hat und als Grundlage zu weiterer Begriffs- und Wortbildung verwendet.

Hier nur ein Ueberblick über die Lautmittel der Stammbildung, Wortbildung und Wortbiegung im Allgemeinen. Es sind vorzüglich zweierlei Lautmittel zu unterscheiden:

1. Innere Lautverwandlung der Wurzel; sie kann nur den Vocal treffen; denn mit der Verwandlung der Consonanten würde die Substanz des Wurzelbegriffes selbst verändert. Dieser Vocalwandel ist in den semitischen Sprachen das vorherrschende Mittel der Wortbildung und Biegung, zeigt sich aber in den Sprachen des indogermanischen Stammes nur in der Erscheinung des Ablautes, welcher in den germanischen Sprachen offenbar begriffliches Wort- und besonders Stammbildungsmittel ist; während der Umlaut ursprünglich nur ein phonetischer Vorgang ist, eine Laut-Trübung ohne begriffliche Bedeutung, und nur späterhin scheinbar etymologische und grammatische Bedeutung gewinnt (*brach, brich, Bruch, brechen, gebrochen*; — *brach, bräche*; *Bruch, Brüche* etc.).

2. Aeufsere Wortbildung durch Laut-Ansätze, mit denen die Wurzel sich bekleidet: Affixe, theils Präfixe, theils und besonders Suffixe; das Hauptmittel der Wort- und Formenbildung in dem indogermanischen Stamme. Diese Laut-Ansätze müssen wieder in zwei Arten unterschieden werden:

1) solche, die aus der Wurzel selbst entspringen: Wiederholung der Wurzellaute selbst, ganz oder theilweise: Reduplication. Die eigentliche Bedeutung dieses Mittels ist Wiederholung oder Verstärkung des Wurzelbegriffes; es wird auf sinnliche Weise durch das Zweimalsetzen der Wurzellaute gleichsam eine Verdoppelung des Begriffes, sei es als äufserliche Wiederholung einer Thätigkeit, oder als intensive Verstärkung, ausgedrückt; z. B. *Singsang, Wirrwarr, Zickzack* etc. *titinnio, tintinnabulum, susurro, murmur* (cf. Pott, Et. F. I, S. 59). Auch in *δίδωμι, διδάσκω, γιγνώσκω* hat die Reduplication ursprünglich die Absicht, den Wurzelbegriff zu verstärken. Im Verbum aber hat sie als Wortbiegungsmittel gleichfalls intensive Kraft und bezeichnet eben dadurch die Handlung als eine vollendete. So nicht nur im Griechischen und Lateinischen, sondern auch noch im Gothischen: *haita* heifsen, *haihait* hiefs; *skaida* scheiden, *skaiskaid* schied. — Das Augment gehört nicht hierher; sondern ist ein von aufsen hinzutretendes Präfix, und gar nicht eins

und dasselbe mit der Reduplication, wie Becker noch meint, Organism S. 53.

2) Laut-Ansätze, die der Wurzel fremd sind und von aufsen her an dieselbe herantreten: Anfügung. Sie sind doppelter Art:

a) Laute und Silben, die in der ausgebildeten Sprache an und für sich keine selbständige Bedeutung haben, also isolirt gar nicht vorkommen, sondern nur als Bildungselement der Wörter und Wortformen.

b) Solche Ansätze, welche schon an und für sich selbständige Vorstellungen bezeichnen, also Wörter sind, die in der Sprache auch isolirt vorkommen.

Die Bildungsformen der ersteren Art begreifen wir unter den Kategorieen der Flexion und Derivation; die letztere Bildungsweise hingegen nennen wir Composition.

Für die ausgebildete Sprache ist dieser Unterschied allerdings vorhanden und nicht zu verwischen. Doch erkennen wir in manchen Biegungs- und Ableitungssilben noch deutlich ursprünglich selbständige Wörter oder Wortstämme; z. B. in den Ableitungssilben *bar, haft, heit, lich, thum*; in den Vorsilben *be* (= *bi, bei*), *ge* (alte Präp. *gan, ga* = lat. *con, co*), *ver* (d. i. *fern, fort*) etc., und in Wörtern wie *Junker* (aus *Jung-herr*), *Jungfer* (aus *Jung-frau*), *Drittel* (aus *Dritt-Theil*), *Nachbar* (aus *Nah-bauer*) ist das selbständige Wort zur Gestalt einer blofsen Ableitungssilbe zusammengeschrumpft. Die Grenze zwischen Derivation und Composition ist also auch in der gegenwärtigen Sprache nicht fest. In dem Werden der Sprache aber ist jede Wort- und Formenbildung durch Ansätze von aufsen ursprünglich Composition, Synthesis. Zu der bedeutsamen Wurzel wird bedeutsamer Lautstoff hinzugefügt, um den Wurzelbegriff zu begrenzen und zu modificiren. Dies hat man in neuerer Zeit Agglutination genannt, und diese Agglutinations-Theorie der historischen Grammatik ist dem Principe nach und mit der gehörigen Modification gewifs die einzig richtige (s. Bopp, Vergl. Gramm. S. 110 ff.).

Nach Becker (Organism S. 19 ff.) wachsen die Ableitungs- und Flexionsformen aus dem Stamme gleichsam heraus, entwickeln sich organisch; man sieht aber nicht, wie und woher; denn was in der Wurzel nicht ist, weder materiell (dem Laute nach) noch ideell oder virtuell (dem Begriffe nach), kann auch

nicht aus ihr hervortreten. — Becker und manche Andere nach ihm glauben den Werth der vollkommener organisirten Sprachen herabzusetzen, wenn sie die organische Flexionsform aus der mechanischen Zusammensetzung ihrer Bestandtheile entstehen lassen; also z. B. φημί aus der Verbindung der Verbal-Wurzel φα mit der Pronominal-Wurzel μι, so klar auch diese Synthesis zu Tage liegt. Sie lassen diese Formen gleich als concrete entstehen, leugnen die vorgängige selbständige Existenz der Wurzeln, die sie lediglich als ein Resultat der grammatischen Analyse betrachten, und lassen z. B. die Pronomina erst aus den abgelösten Verbal-Endungen entstehen. So namentlich Moritz Rapp in seinem Grundriſs der Grammatik des indisch-europäischen Sprachstammes 1852. (S. die treffende Kritik Steinthal's in der Zeitschr. für vergl. Sprachf. von Aufrecht und Kuhn II. Heft 4.) Hier ist immer von einer geheimniſsvollen „Flexionsbewegung und Organisationsthätigkeit" die Rede. Die Wurzel selbst aber kann sich aus eigener Kraft nicht weiter bilden. Wo es nicht durch Modification der Wurzel selbst geschieht, ist es ein von auſsen an sie gefügter selbständiger Lautstoff, durch welchen sie zum Worte und zur Wortform gestaltet wird. Es fragt sich nur: Woher nimmt der Mensch diesen Lautstoff und was bedeutet derselbe ursprünglich?

Hier müssen wir nun die herrschende Agglutinations-Theorie allerdings modificiren. Diese ist nämlich geneigt, allen diesen Laut-Ansätzen ursprüngliche Selbständigkeit als isolirte Wörter zuzuschreiben. Es sollen selbständige Pronomina oder Partikeln sein, welche anfangs als für sich verständliche Suffixe angefügt, und dann allmählich zu bloſsen für sich bedeutungslosen Endungen abgeschliffen wurden.

Dies ist allerdings vielfach der Fall gewesen, aber nicht durchaus und nothwendig. Nicht jeder bedeutsame Lautstoff muſs zuvor selbständige Wurzel oder Wort gewesen sein. Die Sprachlaute haben schon an sich symbolische Kraft, vermöge welcher ein einzelner Laut oder eine Silbe, die für sich nicht selbständiges Zeichen einer Vorstellung war, bedeutsames Wortbildungsmittel werden kann, wie der innere Lautwandel; namentlich für die abstracteren Flexionsverhältnisse, welche nur vermittelst der symbolischen Kraft eines charakteristischen Lautes auf angemessene Weise angedeutet werden konnten.

Wir unterscheiden also zweierlei äuſserlich angefügte

Flexions- und Derivationsmittel: *α*) bloſse Laute oder Silben, die nicht ursprünglich selbständige Wörter waren; *β*) zu Ableitungs- und Flexionssilben abgeschliffene, ursprünglich selbständige Wurzeln. So auch Humboldt (S. CXLIII).

Zu der ersten Art gehören in den indò-germanischen Sprachen offenbar die Geschlechts-, Numerus- und Casus-Endungen der Nomina und Pronomina. Sie können durchaus nur als ein den Form-Wurzeln analoger, symbolisch bedeutsamer Lautstoff gedacht werden. So wird das Nomen und Pronomen der 3. Person, wenn es einen lebendigen oder als lebendig angeschauten Gegenstand bezeichnet, ursprünglich im Nominativ als dem Casus des thätigen Subjects durch den hellen, lebendigen *s*-Laut charakterisirt (snskr. *tas*; *quis, is*; *ὅς*; *λύκος*; *lupus*; *fisks* u. s. w.); das Pronomen für das leblose Neutrum hingegen ursprünglich durch *t* (*d*) (sanskr. *tat*; *id, illud*, *quid*; goth. *ita*, *thata*); dann durch den Mangel jedes Suffixes, also nur negativer Weise; oder endlich durch das dumpfe, negative *m* oder *n*, welches zugleich als Charakterbuchstabe für das leidende Object im Accusativ dient, im Gegensatz zu dem *s* des Nominativs.

Die Suffixe *s* und *t* sind aber offenbar pronominaler Natur (vergl. goth. *sa*, *sô*, *thata*), nur nicht als ursprünglich selbständige Pronomina angefügt. Sie haben als Zungenlaute demonstrative Kraft. Der gleichsam noch flüssige Wurzel-Inhalt wird durch diese Anfügung als ein räumlich-Daseiendes fixirt und dadurch substantivirt.

Sodann scheidet sich die groſse Klasse der als lebendig angeschauten Gegenstände in Masculina und Feminina, welcher Geschlechts-Unterschied zwar nicht durchgängig, aber in den meisten Fällen formal ausgeprägt wird. Das Masculinum behält nämlich vorzugsweise das *s* als positiven Geschlechts-Charakter; das Femininum verliert es und lautet vocalisch aus und zwar ursprünglich mit langem Vocal. Am deutlichsten zeigt sich dieser Unterschied der Geschlechtsformen in den Adjectiven dreier Endungen (sanskr. *as*, *â*, *am*; *ος*, *α* (*η*), *ον*; *us*, *a*, *um*.

Dunkler ist die Entstehung und Urbedeutung der Suffixe der obliquen Casus, namentlich des Genitivs. Der Charakter des Dat. Sing., im Griechischen und Lateinischen übereinstimmend *i*, hat offenbar ursprünglich locative Bedeutung (im Sanskrit und Zend ist *i* der Charakter des Locativs) vermöge

der Naturkraft des *i*-Lautes (vergl. *is*, *hic* u. s. w.). Das Nähere gehört in den analytischen Theil.

Was die Verbal-Formen betrifft, so sind die Personal-Endungen allerdings suffigirte Pronomina, als Vertreter des Subjects selbst; also in ihrem Ursprunge Suffixe der zweiten Art.

Die Tempusformen gehören zum Theil der ersten, zum Theil der zweiten Art an. Sie sind nämlich theils 1) einfache Formen, aus den Mitteln des Verbal-Stammes selbst durch Laut-Abänderung (verschiedene Stämme) und blofs lautliche Zusätze gebildet (Reduplication, Augment u. s. w.); z. B. *lese*, *las*, *lies*; *lego*, *legi*; γράφω, ἔγραφον, γέγραφα u. s. w.; theils 2) zusammengesetzte Formen, zu deren Bildung der Verbalstamm mit Affixen verbunden wird, die aus ursprünglich selbständigen anderen Verbalstämmen (Hülfsverben, besonders *sein* und *haben*) entsprungen sind, aber mit jenem Verbum zu scheinbar einfachen Gebilden verwachsen. So ist die Endung des griech. Aor. I. (ἔγραψα) und des Futurum (γράψω) σα, σω entstanden aus dem Verbum ἐσμὶ, εἰμι (Wurzel *as*); desgeichen das lat. Perfectum auf *si* (*scripsi*). Die Endung des lat. Imperfectums *bam* und des Futurum *bo* sind aus der Wurzel *fu* des alten Verbums *fuo* (woher *fui*) entstanden. — Dem deutschen Präteritum der schwachen Verba auf *-te* liegen suffigirte Formen des als Hülfsverbum dienenden *thun* zu Grunde, wie man aus dem Gothischen deutlich erkennt; *ich hörte* ist eigentlich *ich that hören* (*I did hear*). — Das französische Futurum *j'aimer-ai* ist eigentlich = *j'ai* (*à*) *aimer*, wie im Altfranzösischen und Provenzalischen deutlich zu sehen ist.

Welcher Natur aber auch der angefügte Bildungsstoff sein mag, immer geht er in Sprachen, die echte Flexion haben, in der Einheit des flectirten Wortes unter, giebt seine Selbständigkeit auf und erscheint nur als das formelle Element des einen Wortes. Stamm und Endung werden nicht mehr als selbständige gesondert, sondern als eine organische Totalität mit einander verschmolzen gefühlt. Durch diese innige Verschmelzung beider Elemente wird die mechanische Anfügung zur organischen Anbildung, und die Flexionsendung gewinnt den Charakter eines aus dem Stamme selbst hervorgesprossenen Elementes, welches nicht selbständige Würde neben demsel-

ben, sondern ihm untergeordnete, blofs bestimmende Bedeutung hat.

Dieser Fortschritt der Anfügung zur Anbildung macht den wesentlichen Charakter eigentlicher Flexion aus, welche offenbar die vollkommenste Ausdrucksweise der Beziehungsformen schafft, deren die Sprache fähig ist. So im indogermanischen Sprachstamme. Andere Sprachen bleiben bei der Anfügung stehen, welche immer den Charakter äufserlicher Zusammensetzung behält. Die semitischen Sprachen sind wegen der inneren Lautwandlung zu den flectirenden Sprachen zu rechnen, wenn auch von weniger vollkommenem Bau als die sanskritischen; denn neben der inneren Wortbildung kennen sie nur die äufsere Anfügung, indem sie die Casus des Nomen durch Präfigirung von Präpositionen, die Personen der Verba durch Suffigirung der Pronomina ausdrücken. Die Sprachen des tatarischen Stammes aber sind lediglich agglutinirend, ohne echte Flexion.

Der Hauptunterschied der blofsen Anfügung von der Anbildung besteht in Folgendem: 1) Die Suffixe der ersteren bestehen zugleich als selbständige Formwörter in der Sprache, oder werden doch der inneren Sprach-Ansicht nach als solche gedacht. Die Suffixe der letzteren dagegen existiren nur als Elemente der grammatischen Form. 2) Daher sind die blofs angefügten Suffixe mit dem Stamme nicht unauflöslich verbunden, sondern durch dazwischentretende Bestimmungen trennbar; die angebildeten dagegen machen mit ihrem Stamme eine nicht mehr aufzulösende Einheit aus. Z. B. Türkisch: Wurzel *sev* lieben, Participium *sev-er*, liebend; Präs. Singul. 1. *sever-i-m* liebend-bin-ich (von *i-m* 1. P. S. des Hülfsverbums *i-mek* sein, bestehend aus der Wurzel *i* und dem Pronominal-Suffix *m*); 2. P. *sever-sen* liebend-du (*sen* = du; dann auch für du bist); 3. P. *sever* liebend; Pl. 1. *sever-i-z* (*z*, d. h. weiches *s*, Suffix der 1. Prs. pl.); 2. *sever-siz* (*siz* heifst ihr; also eigentlich nur: liebend-ihr); 3. *sever-ler* (*ler* ist nominale Plural-Endung; also eigentlich nur: liebende. — Beispiel der Trennbarkeit durch zwischengeschobene Bestimmungen: *mek* ist türkische Infinitiv-Endung; also *sev-mek* lieben; *sev-me-mek* nicht lieben; *sev-e-me-mek* nicht lieben können; *sev-dir-mek* zum Lieben nöthigen; *sev-dir-me-mek* nicht zum Lieben nöthigen; *sev-dir-e-me-mek* nicht im Stande sein zum Lieben zu nöthigen. Durch diesen agglutinirenden Mechanismus wächst die Verbalform bis zu unübersehbarer Ausdehnung.

Man sehe die weitere Durchführung dieses Beispiels bei Schleicher: Die Sprachen Europa's in systematischer Uebersicht 1850, S. 71 ff. — Noch weiter gehen darin die baskische und die amerikanischen Sprachen, die zum Theil selbst Nomina in den Schofs der Verbalformen aufnehmen; z. B. Mexikanisch: *ni-naca-qua* ich-Fleisch-esse; *ni-te-tla-maca* ich-jemand-etwas-gebe u. s. w. — Die Declination der tatarischen Sprachen, namentlich im Finnischen, Magyarischen u. s. w. geschieht durch ablösbare Postpositionen, woraus eine Menge sogenannter Casus erwächst, die aber in Wahrheit keine echte Casus sind (s. Schleicher l. l. S. 88).

Die Flexionsformen der Sprache haben wesentlich dieselbe Bedeutung, wie die Formwörter. Sie drücken, wie diese, die formellen Verhältnisse der Begriffe zu einander und zu dem Redenden aus. Es liegt daher in der Natur der Sache, dafs sie im Allgemeinen durch Anfügung von Formwörtern oder doch eines den Formwörtern analogen, symbolisch-bedeutsamen Lautstoffes an die den Inhalt des Begriffes darstellenden Stämme gebildet werden. Es werden also Behufs der Flexion im Allgemeinen Stoffwurzeln mit Formenwurzeln verbunden (Bopp l. l. S. 130); und in den neueren Sprachen tritt an die Stelle der abgeworfenen oder doch abgestumpften Flexionsendung ein selbständiges Formwort. — In der Composition im bestimmteren Sinne hingegen und in der aus ursprünglicher Composition erwachsenen Derivation treten in der Regel Stoffwörter mit Stoffwörtern zum Ausdruck eines Begriffes zusammen. Ableitungssilben wie *lich* (eigentlich das alte Substantivum *lîh*, Leib, Gestalt; daher noch *Leiche*, *gleich* aus *gilîh*, conform), *heit* (altd. *heit*, goth. *haidus*, Stand, Wesen, Art und Weise) u. s. w. sind ursprünglich selbständige Stoffwörter. Die zusammengefügten Elemente verschmelzen dann wohl innerlich zu einer Begriffseinheit; äufserlich aber nicht zu einer so vollkommen einfachen Gestalt, wie in der Flexion, und lassen sich in ihrer Integrität von einander ablösen*).

§. 54. Sprache, Wissenschaft und Geschichte.

Durch den dargelegten Procefs der Wort- und Formenbildung wird die Sprache fähig zum adäquaten Ausdruck des logisch gegliederten Gedankens, dessen sprachliche Form der

*) Vgl. *freud- und leidvoll, König- und Herzogthümer; freudig und traurig.* S.

Redesatz ist. Die Sprache ist somit vollständig organisirt. Der Geist hat sich in ihr verkörpert, ein entsprechendes Organ seiner Aeufserung geschaffen. Dieser ganze Proceſs aber ist ein vorgeschichtlicher, weil ein Werk der unbewufsten Naturthätigkeit des noch unfreien Geistes (s. oben S. 47 und §. 23); auch da, wo der Verstand den Gedankenstoff logisch zerlegt und formt, wird dieser innere Proceſs in der Sprache äufserlich nicht durch verständige Reflexion, sondern durch das noch rege, plastisch bildende Sprachvermögen ausgeprägt unter dem Einfluſs der Einbildungskraft, welche ursprüngliche Anschauungs-Verhältnisse auf Denkbestimmungen überträgt, die dann allmählich zu rein logischen Kategorieen vergeistigt werden. Die Geschichte hingegen besteht aus freien Handlungen selbstbewufster Individuen. Zustände, Naturereignisse, unbewufste Entwickelungen des im dunkelen Drange schaffenden Geistes machen keine Geschichte.

Zum Selbstbewufstsein aber gelangt der Mensch nur durch die Sprache. Während der ursprünglichen Spracherzeugung erschöpft sich die ganze theoretische Thätigkeit des Geistes in diesem Act der Sprachschöpfung selbst. Die zu entwickelnde Sprache selbst ist das alleinige Object und Product der geistigen Thätigkeit. Der intellectuelle Geist ist eins mit der Sprache; Sprechen und Denken fallen als völlig identisch in eins zusammen. Ist aber die Sprache, nach der relativen Entwickelungsfähigkeit des Volksgeistes, vollständig organisirt, so dient sie nun dem frei gewordenen Geiste nur als Mittel oder Organ seiner denkenden Thätigkeit, die nun unabhängig von der Sprache, als dem Gebiete der Anschauung und Vorstellung, sich in die Sphäre des freien, reinen Gedankens erhebt. So erhebt sich der Geist mittelst der Entwickelung der Sprache über die Sprache selbst. Sie bleibt zwar stets das unentbehrliche Organ für diese freiere Thätigkeit der Intelligenz. Allein diese ist nicht mehr in den Vorstellungen der Sprache gebunden. Das Wort ist für sie ein bloſses Zeichen für den durch die freie Kraft des Gedankens gewonnenen Begriff. Jedoch nicht allen Völkern gelingt es, den geistigen Inhalt zu einer wahrhaft logischen Form zu gestalten und diese Form in der Sprache in völlig angemessener Weise auszuprägen. Der Satz kann nur da deutlich und bestimmt gestaltet werden, wo Nomen und Verbum als Subject und Prädicat sich formell scharf unterscheiden, und das letztere zugleich

als Aussagewort mit der verknüpfenden, das Urtheil vollziehenden Kraft der Copula begabt ist. Dies ist aber nur in den flectirenden Sprachen geschehen; in diesen ist also der Geist am meisten frei, seiner selbst bewufst geworden. Nur bei Völkern, welche solche Sprachen entwickelt haben, kann daher auch die Intelligenz sich zu der Höhe erheben, auf welcher reine Wissenschaft, Philosophie, entsteht; denn nur da, wo die Sprache durch die Entwickelung des vollkommensten, normalen grammatischen Baues der reinen Gedankenform am nächsten kommt, bahnt sie der freien Thätigkeit des Gedankens selbst den Weg.

Und hier zeigt sich nun aufs Entschiedenste, dafs Intelligenz und Willen, theoretischer und praktischer Geist ihrem Wesen nach eins und dasselbe sind; dafs der am klarsten urtheilende und begreifende Geist auch am meisten zum besonnenen, völlig selbstbewufsten Handeln befähigt ist. Denn die Völker der flectirenden Sprachen, der semitischen und indogermanischen, sind nicht blofs die Erzeuger und Bildner aller höheren Wissenschaft, sondern zugleich die wahrhaft geschichtlichen Völker, die freithätigen Organe in dem grofsen Entwickelungsproceſs der menschlichen Freiheit. Die Völker mit unvollkommenem Sprachbau hingegen haben sich auch in ihrem praktischen Leben nicht über den Standpunkt der Zuständlichkeit erhoben.

So ist also die grammatische Form der Rede Zeichen und Bedingung der Befähigung zum wahrhaft freien, geschichtlichen Handeln; und wir können sagen: der Mensch vermag nur dann wirklich zu handeln, wenn er den Ausdruck für die Thätigkeit des Subjects — das Verbum — sprachlich entwickelt hat.

Zweite Abtheilung.

Die Sprache in der Sphäre der Besonderheit.

Wir gehen auch hier, wie bei der Betrachtung der Sprache im Allgemeinen, von dem Thatsächlichen, d. i. dem factischen Verhalten der Einzelsprachen zu einander aus, und forschen dann dem inneren Grunde der Erscheinung nach, um das uns vorliegende Wirkliche als ein Wesentliches, Nothwendiges zu erkennen.

Wir finden eine Menge verschiedener Sprachen neben und nach einander; das ist eine Thatsache. Es fragt sich nun zunächst: Worin besteht die Verschiedenheit dieser Sprachen, und worin ist sie als eine nothwendige wesentlich begründet? Sodann aber: Wie realisirt sie sich in dem Leben der Menschheit?

§. 55. Allgemeine Vorbemerkungen über die Nothwendigkeit der Besonderung der Sprach-Idee.

Die Verschiedenheit der Sprachen liegt weder auf der rein intellectuellen und logischen Seite für sich betrachtet, noch auf der sinnlichen Seite oder in den Lauten allein und für sich betrachtet.

Sie kann erstlich nicht in dem rein geistigen Elemente liegen; denn die menschliche Vernunft an sich ist ein Allgemeines, allen Menschen Gemeinsames, wesentlich Identisches. Die reinen Begriffe und logischen Kategorieen sind für alle Menschen, trotz der offenbaren Verschiedenheit an Umfang, Klarheit und Tiefe ihrer Begriffe, wesentlich die nämlichen; denn sie sind in der Natur der Dinge und in dem Organismus des vernünftigen Geistes gegründet. Von dieser innersten Seite aus betrachtet, giebt es also nur eine Menschensprache, wie es nur eine Vernunft giebt. Ohne diese innerliche Identität des rein geistigen Gehalts wäre es auch nicht möglich, aus einer Sprache in die andere zu übersetzen. — Wer also das Wesen der Sprache in das System der reinen Begriffe und logischen Kategorieen setzt, für den giebt es nur ein Sprachsystem. Die-

ses ist ihm das Substantielle; die Verschiedenheit der Sprachen aber ein Accidentelles, Zufälliges. So die abstract-verständige, logische Sprach-Theorie, namentlich Becker.

Der Unterschied der Sprachen liegt aber auch nicht auf der sinnlichen Seite allein, in den Sprachlauten. Denn allen Sprachen liegt ein und dasselbe Lautsystem zu Grunde, das nur in den verschiedenen Sprachen vollständiger oder lückenhafter in dieser oder jener Richtung einseitig entwickelt ist. Dieses System ist eben so in dem übereinstimmenden Organismus der menschlichen Sprachwerkzeuge begründet, wie das System der Begriffe und logischen Bestimmungsverhältnisse in dem Organismus des menschlichen Geistes.

Die wesentliche Verschiedenheit der Sprachen besteht vielmehr in der verschiedenen Verknüpfung des geistigen und sinnlichen Elements, in der verschiedenen Combination zunächst des Lautes mit der Vorstellung, sodann der Vorstellung mit dem reinen Begriff, mit einem Worte in der verschiedenen Ausdrucksweise für den innerlich identischen geistigen Inhalt. Näher ergeben sich drei Momente, in denen die Verschiedenheit der Sprachen hervortritt:

1) die äufserlich (lautlich) verschiedene Bezeichnungsweise derselben Vorstellung;

2) die innerlich oder der Vorstellungs- und Anschauungsweise nach verschiedene Bezeichnung derselben Objecte oder Begriffe;

3) der verschiedene grammatische Bau der Sprache, welcher auf dem Verhältnisse der Redeform zu der rein logischen Gedankenform beruht und im Allgemeinen auf eine verschiedene Vorstellungsweise der inneren Gedankenform selbst zurückzuführen ist.

Diese drei Momente sind demnächst genauer zu erörtern und ihre im Wesen der Sprache selbst begründete Nothwendigkeit nachzuweisen.

§. 56. Verschiedenheit der Lautform.

Eine und dieselbe Vorstellung oder Denkform wird durch verschiedene Laute bezeichnet; und umgekehrt kann eine und dieselbe Lautform verschiedene Vorstellungen bezeichnen (vergl. lat. *laus* und unser *Laus*). Dies ist der augenfälligste Unterschied der Sprachen und wird in der Regel als der wesentlich-

ste angesehen, selbst von Humboldt (S. LXV. CII.). Untersuchen wir den Grund dieser Erscheinung; sodann, welche Bedeutung sie für den Unterschied der Sprachen hat.

Der Grund liegt in der Unangemessenheit des Lautes (in concreto) für den bestimmten geistigen Inhalt, zu dessen Bezeichnung er dient. Ohne diese Divergenz zwischen Laut und Begriff wäre diese äufserliche Differenz der Sprachen nicht denkbar. Wäre der Laut der absolute, wesentliche Ausdruck der jedesmaligen Vorstellung, so müfste dieselbe Vorstellung überall durch dieselbe Lautform dargestellt werden. Der Zusammenhang zwischen ihnen aber ist nur ein relativer, d. h. nur für eine Nation gültig. Die Lautform ist unter den natürlichen Bedingungen, unter denen die Sprache bei einem Volksstamme erwächst, mit Naturnothwendigkeit entstanden. Bei einem anderen Volksstamme aber kann sich unter anderen natürlichen Bedingungen eine verschiedene Lautform für dieselbe Vorstellung mit gleicher Naturnothwendigkeit entwickelt haben. Wenn auch der Laut an sich dasjenige sinnliche Element ist, welches vorzugsweise geeignet ist, Organ des denkenden Geistes, Träger des Begriffs zu sein: so sind gleichwohl die Welt der Laute und die Begriffswelt in ihrer Combination mit einander im Einzelnen und Concreten durchaus incommensurable Gröfsen. Das sinnliche Lautzeichen kann den geistigen Inhalt des Begriffs nie wahrhaft ausdrücken (Humboldt S. CXXIII).

Plato (im Cratylus) fordert principiell eine wesentliche ὀρθότης des Wortes und erkennt sie in der realen Sprache wenigstens bedingterweise an. Aristoteles dagegen bemerkt mit Recht: Das einzelne Wort hat keine Wahrheit oder Unwahrheit; diese liegen erst im Satze; das Wort ist nur ein σύμβολον, kein ὄργανον des Begriffs.

Nur die Empfindungslaute und die Lautgeberden haben Allgemeingültigkeit. Je mehr sich aber die Sprache über diesen Standpunkt des Naturlautes erhebt, desto freier wird die sprachbildende Thätigkeit und desto gröfser die Kluft zwischen dem Laute und dem Begriffe. Schon in der Schallnachahmung liegt keine absolute Nothwendigkeit mehr. Der Mensch giebt unarticulirte Naturlaute durch articulirte Sprachlaute wieder, was immer nur approximativ und in verschiedener Weise geschehen kann. In der symbolischen Bezeichnung der Vorstellungen durch analoge Laute wirkt die Einbildungskraft, ein frei spielendes

Vermögen, ohne absolute begriffliche Nothwendigkeit. In der ausgebildeten Vernunftsprache endlich ist das Wort zum bloſsen Zeichen des Begriffes geworden und steht als Zeichen in keinem inneren Zusammenhange mit dem Bezeichneten. Darum ist die sinnliche Qualität der Lautform unwesentlich und gleichgültig. Wäre also der geistige Inhalt, wären die Vorstellungen selbst in den verschiedenen Sprachen völlig identisch, so würde die verschiedene Bezeichnungsweise derselben keinen substantiellen Unterschied derselben begründen, so wenig wie eine Sprache dadurch innerlich verschieden wird, daſs man sie mit verschiedenen Schriftzeichen darstellt.

§. 57. Verschiedenheit der inneren Bezeichnungsweise.

Die Wörter *ἵππος*, *equus*, *Pferd* u. s. w. dienen allerdings zur Bezeichnung desselben Objectes und haben also, rein begrifflich betrachtet, völlig denselben Inhalt. Sprachlich betrachtet aber drückt keines dieser Wörter in Wahrheit den Begriff aus als die Totalität der ihn constituirenden Bestimmungen. Das Wort bezeichnet überhaupt nur die Vorstellung nach irgend einem Merkmale, welches von dem Volksbewuſstsein als charakteristisch aufgefaſst wurde (z. B. *Vogel* als das Fliegende). Der Begriff kann immer nur einer sein; denn er ist das geistig erfaſste Object selbst. Die Vorstellung hingegen kann verschieden sein; denn sie beruht auf der besonderen Auffassungs- oder Anschauungsweise des individuellen Geistes. Sie faſst das Object nur von einer Seite, nach einem bestimmten Merkmale auf. Die eine Sprache z. B. kann das Pferd als das laufende Thier bezeichnen, die andere als das Zugthier, oder als das wiehernde, das mit einer Mähne versehene u. s. w. Hierauf beruht also die innere, wesentliche Verschiedenheit der Bezeichnung derselben Begriffe in den verschiedenen Sprachen und auch die Synonymie, indem in derselben Sprache derselbe Gegenstand nach mehreren Merkmalen mehrfach benannt werden kann (*Pferd, Roſs, Gaul*).

Die Sprache ist also nicht ein System reiner Begriffe, sondern eine in sich geschlossene Welt eigenthümlicher Vorstellungen, wie sie der besondere Volksgeist nach seiner eigenthümlichen Anschauungsweise aus sich erzeugt hat. Die verschiedenen Sprachen sind also auch von ihrer inneren Seite betrachtet keinesweges identisch, sondern eben so viel verschiedene Systeme

von Vorstellungen, jede eine eigenthümliche geistige Welt. — Man muſs sorgfältig unterscheiden, was vermittelst der Sprache ausgesagt werden kann (das rein Begriffliche) und was von der Sprache selbst ausgesagt wird, was in ihr an und für sich selbst liegt. Das Letztere aber macht natürlich die eigentliche Substanz der Sprache als solcher aus, und in ihm liegt der wesentliche, innere Unterschied der Sprachen.

Man kann mithin in dem Worte ein dreifaches Moment unterscheiden: 1) die Lautform; 2) das dadurch bezeichnete im Sprachbewuſstsein liegende Merkmal der Vorstellung; 3) den reinen Begriff, welchen der denkende Geist in seiner Erhebung über die individuelle Vorstellungsweise bildet und als dessen Zeichen ihm gleichfalls das Wort dienen muſs. Diese Dreifaltigkeit des Wortes hat besonders Dr. Steinthal in seiner Schrift: „Die Sprachwissenschaft Wilh. v. Humboldt's und die Hegel'sche Philosophie“ (S. 105 ff.) und auch in der Recension meines Lehrbuches der deutschen Sprachen. (Hall. Lit. Zeit. 1849. Nov.) treffend hervorgehoben. Es ist ganz dieselbe Dreiheit von Momenten, die in dem Wesen des Menschen selbst liegen: *Leib*, *Seele* und *Geist*. Aber so wie der natürliche Organismus des Menschen nur aus Leib und Seele besteht, der Geist aber nicht in demselben begriffen werden kann, sondern vielmehr als Höheres darüber steht, so liegt auch der Begriff eigentlich nicht in dem Worte als solchem, seiner sprachlichen Natur nach, sondern schwebt gleichsam darüber und gehört dem reinen, allgemeinen Geiste, nicht der Sprache an. Für ihn wird die besondere sprachliche Anschauungs- und Vorstellungsweise zu etwas Gleichgültigem, während sie für das Verständniſs des Wortes nach seiner sprachlichen Bedeutung und somit für das Verständniſs der Sprache überhaupt das Wesentliche ist. — Wir können demnach das Verhältniſs jener drei Momente nicht so bestimmen, wie es Steinthal thut (die Classification der Sprachen S. 61), indem er einerseits den reinen Denkinhalt des Begriffes voraussetzt, andererseits den Laut als das äuſserliche Element ihm entgegenstellt, und als das dritte das Vorstellen des ersteren in letzterem als die Thätigkeit der Zusammenfassung jener beiden Momente setzt. Vielmehr geht die Geistes- und Sprach-Entwickelung von der Vorstellung aus, prägt das Merkmal, nach welchem sie die Vorstellung fixirt, in Lauten aus und gestaltet durch die lebendige Durchdringung dieser beiden Elemente (wie

Seele und Leib) die organische Einheit des Wortes, dessen Inhalt nun erst von der reinen Denkthätigkeit zum Begriff geläutert und erhoben wird.

Wenn wir aber auch von dem reinen Begriff abstrahiren, so finden wir immer noch drei Factoren in dem Worte vereinigt: 1) die Vorstellung des Objects in seiner Totalität; 2) das besondere Merkmal, nach welchem dieselbe fixirt wird; 3) die Lautform, in welcher dieses Merkmal ausgeprägt wird. Das Merkmal ist das verknüpfende, vermittelnde Element zwischen der Vorstellung und dem Laut; in seiner Verschiedenheit liegt die substantielle Verschiedenheit der Sprachen.

Das ursprünglich in dem Worte enthaltene Merkmal der Vorstellung aber wird dem Volksbewufstsein in der Regel fremd, indem die etymologische Urbedeutung des Wortes nicht mehr gefühlt wird, wie in *Thier, Pferd, Wolf, Baum* u. s. w. Und selbst in Wörtern wie *Fliege, Spinne* u. s. w., welche deutlich auf den Merkmalsbegriff hinweisen, verschwindet dieser aus dem Volksbewufstsein, und der Merkmalsname wird zum unmittelbaren Anschauungsnamen der Thiergattung. Der vermittelnde Factor verschwindet, und das Wort erscheint als unmittelbarer Ausdruck der Vorstellung in ihrer Totalität. Da nun die Völker in der Anschauung sinnlicher Gegenstände übereinstimmen, die verschiedenen Merkmalsbestimmungen der diese bezeichnenden Wörter aber ihrem Bewufstsein entschwunden sind, so liegt der Unterschied scheinbar nur in der Lautform. Dagegen ist bei Wörtern für unsinnliche Vorstellungen und geistige Begriffe, die auf dem Wege der Metapher entwickelt werden, dieser Unterschied ein bleibender, nie zu vertilgender. Die Wörter für solche Begriffe sind und werden nie vollständig congruent, da ihnen nicht ein übereinstimmendes sinnlich-reales Object zu Grunde liegt. Mehr darüber weiter unten.

§. 58. Verschiedenheit des grammatischen Baues.

Das dritte Moment, worin die wesentliche innere Differenz der Sprachen begründet ist, ist der grammatische Bau, das System der grammatischen Kategorieen und Formen, also das formale, logische Element der Sprache. Die grammatischen Kategorieen fallen in keiner Sprache mit den logischen völlig zusammen. Die Form der Sprache ist nicht die allgemeine Denkform an sich, sondern wie sie der individuelle sprachbildende Volksgeist aufge-

faſst und entwickelt hat; denn auch in diesem Gebiete ist die sprachzeugende Kraft nicht der reine allgemeine Geist, sondern der besondere Volksgeist in seiner individuellen Anschauungsweise. Was in diesem innerlich nicht entwickelt wird, kann auch nicht in der Sprache äuſserlich zur Darstellung kommen. Jede Sprache hat daher ihr eigenes grammatisches System und in demselben ihre besondere Volkslogik. Die Sprachform ist also eine bestimmte, besondere Weise des Denkens; sie ist das Denken in der Bestimmung der besonderen Anschauungs- und Vorstellungsweise. Sprechen ist: sich selbst sein eigenes Anschauen und Denken vorstellen, und zwar nicht bloſs seinem Inhalte, sondern auch seiner Form nach.

Dieser Unterschied der Sprachen in Ansehung ihres grammatischen Formenbaues ist also ein eigentlich principieller, in der wesentlichen Natur der Sprache oder in der Sprach-Idee selbst begründeter. Damit ist die Voraussetzung der abstract verständigen oder sogenannten philosophischen Grammatik, daſs allen Sprachen der Erde ein bestimmtes Schema logischer Kategorieen zu Grunde liege, völlig umgestoſsen. Das allgemeine Denksystem liegt im Hintergrunde der Sprache, in dem sich über ihre besondere Vorstellungs- und Denkweise erhebenden Geiste. Die besonderen grammatischen Systeme können und müssen auf dies reine Denksystem bezogen und daran gemessen werden, um den Grad ihrer Vollkommenheit in Ansehung der Entwickelung und Darstellung der logischen Form in der Sprachform zu bestimmen; sie dürfen aber nicht daraus als aus einem Vorausgesetzten hergeleitet werden.

Das eigenthümliche System der grammatischen Kategorieen einer Sprache, wie es der sprachschaffende Volksgeist oder der innere Sprachsinn eines Volkes hervorgebracht hat, nennen wir die innere Sprachform. Den Begriff und das Wort hat Humboldt's genialer Blick in der Beobachtung der eigenthümlichen Sprachsysteme gefunden, ihn aber weder an sich, noch in seinem Verhältnisse zu der reinen Denkform mit gehöriger Schärfe bestimmt (s. Steinthal, Classification S. 29 ff.), da er in seiner Theorie sich nie ganz von dem Irrthume losmachen konnte, die innere Sprachform für identisch mit der allgemeinen Denkform zu nehmen, und daher immer nur eine graduelle Verschiedenheit der Sprachen in ihrem mehr oder weniger gelungenen Stre-

ben nach einem jenseitigen Sprach-Ideal, nicht aber eine in der verschiedenen Sprach-Ansicht des Volksbewufstseins begründete principielle Verschiedenheit derselben begreifen und festhalten konnte. Es giebt keine allgemeine, absolute innere Sprachform, sondern nur besondere; und die innere Form einer bestimmten Sprache ist die von dem Volksgeiste in bestimmter Weise ihm selbst vorgestellte allgemeine Denkform.

Da nun dies formale Element in den Sprachen das geistigste, ideellste ist, so liegt in ihm der innerste und wesentlichste Unterschied der Sprachen, und die innere Sprachform ist das wichtigste Unterscheidungsmerkmal zur Eintheilung und Classification der Sprachen.

Es kommt dabei vor allem darauf an, ob die Sprache das stoffliche und formale Element überhaupt gehörig scheidet, oder Stoff und Form vermischt, indem sie die formalen Kategorieen und Bestimmungen auch nur durch stoffliche Mittel als Stoffwörter vorstellt; sodann, ob sie Subject und Prädicat nach ihrem formellen Unterschiede als Nominativ und verbum finitum bestimmt unterscheidet und darstellt; endlich, welcher äufseren Mittel sie sich bedient, um die formalen Kategorieen und Verhältnisse in der Lautform auszuprägen. Die äufsere Form ist im Allgemeinen nur die Erscheinung der inneren; diese erzeugt sich mit und in der äufseren Lautform und wird selbst erst durch dieselbe, ist nicht vor ihr vorhanden. Die äufsere Lautform fällt jedoch mit der inneren Sprachform nicht durchaus zusammen; es kommt vielmehr hierbei auch das eigenthümliche Lautvermögen oder die Articulationskraft, der plastische Bildungstrieb in Betracht, welcher dem inneren Sprachsinne gegenüber als eine selbständige Macht erscheint, die mit jenem nicht immer im Gleichgewicht steht. Ist dies bildende Lautvermögen schwach, so kann auch die klar entwickelte innere Sprachform äufserlich unausgeprägt bleiben oder nur in roher, unvollkommener Lautform hervortreten. — Umgekehrt kann es bei kräftigem Articulationsvermögen und feinem Lautgefühl geschehen, dafs die Lautformen den Schein echter Flexion annehmen, während der innere Sprachsinn nicht zur deutlichen Auffassung der echten grammatischen Kategorieen durchgedrungen ist. — So können innere und äufsere Sprachformen theilweise einander widersprechen. Das den ganzen Sprachbau durchdringende

Princip entscheidet dann über die wahre, innere Bedeutung solcher Formen und weist der Sprache ihre Stelle in dem Systeme der Sprachen an.

A. Reale Entwickelung der Sprachen-Mehrheit.

Erstes Kapitel.

Ethnographisch - genealogisches Sprachen - System.

§. 59. Mehrheit der Ursprachen.

Die Mehrheit der Sprachen ist in der Sprach-Idee selbst wesentlich begründet; die Realisirung derselben gründet sich aber auf die Verzweigung und Besonderung des Menschengeschlechts in eine Mehrheit menschlicher Gesellschaften, auf die Zertheilung desselben in Stämme und Völker.

Wenn wir die Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes von einem Menschenpaare, einer Urfamilie annähmen, so müfsten wir folgerecht behaupten, dafs alle Sprachen der Erde von einem Keime ausgehen und ihren Urelementen nach identisch seien; die Verschiedenheit aber wäre erst in ihrer weiteren Fortbildung von der Wurzel aus durch die getrennten Zweige jenes Urstammes entstanden und die Wurzeln selbst durch allmähliche Lautveränderung einander so unähnlich geworden, dafs ihre ursprüngliche Identität für uns nicht mehr erkennbar ist.

Diese Ansicht aber ist aus vielen Gründen sehr unwahrscheinlich; wie schon früher dargethan wurde (§. 21). Das Göttliche im Menschen ist Eins; das Thierische, Natürliche ursprünglich mehrfach. Wir nehmen demnach auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Natur- und Sprachwissenschaft ursprüngliche Verschiedenheit des Menschengeschlechtes an; und im Zusammenhange damit primitiv verschiedene Ursprachen. Diese Ursprachen mufsten radical, d. i. schon in der Wurzelbildung, von einander abweichen, noch mehr in der Bildung der Wörter als Zeichen bestimmter Begriffe. Da der objective Inhalt der Anschauung, welche die Wurzel bezeichnet (d. i. theils sinnliche Gegenstände, theils Regungen des inneren Lebens), im

Wesentlichen für alle Menschen derselbe ist, die subjective Auffassung der Anschauung dagegen je nach der physischen und geistigen Individualität der Völker verschieden sein mufste: so mufste der wesentlich identische Inhalt der Anschauung gleich ursprünglich durch lautlich verschiedene Wurzeln ausgedrückt werden, wenn auch ausnahmsweise, besonders bei den aus Empfindungslauten und Lautgeberden unmittelbar gebildeten Wurzeln, verschiedene Menschenstämme in der Wurzelbildung sich begegnen konnten. — Noch gröfser aber mufs die Differenz werden, wenn neue Wörter entspringen, da das Wort seiner etymologischen Bedeutung nach die Vorstellung nur nach einem einzelnen Merkmale bezeichnet, also nur die subjective Auffassung des Gegenstandes ausspricht. Wurde auch von verschiedenen Menschenstämmen ein Gegenstand nach demselben Merkmale bezeichnet, so konnte doch die Wurzel für dieses Merkmal lautlich verschieden sein. Häufiger aber wurde ein und derselbe Gegenstand von verschiedenen Stämmen nach verschiedenen Merkmalen aufgefafst. So entsteht eine nicht blofs äufserliche, sondern innerliche Verschiedenheit. Die Wörter bezeichnen denselben Gegenstand und bedeuten doch ihrem sprachlichen Inhalte nach ganz Verschiedenes; das σημαινόμενον ist dasselbe, das σήμαινον verschieden.

Ist aber der Anfang, die Wurzel und die aus den Wurzeln unmittelbar entwickelten, einfachen Stammwörter, schon ungleich, so mufsten die Sprachen in ihrer weiteren Bildung sich immer mehr von einander entfernen, sowohl in Hinsicht der Entwickelung der geistigen Begriffe auf dem Wege der Metapher, als in Hinsicht des etymologischen und grammatischen Sprachbaues und auch endlich dessen äufserlicher Gestaltung.

So haben wir also mehrere unabhängig von einander entstandene Ursprachen anzunehmen, welche wesentlich nichts mit einander gemein haben, als das in der Organisation der Sprachwerkzeuge natürlich begründete Lautsystem und die innerste rein geistige Form, vermöge deren sie dem Begriff der menschlichen Sprache und den allgemeinsten Bedingungen derselben entsprechen. Denn natürlich mufs jede Sprache ein System von Lautzeichen für die Aeufserung des denkenden Geistes, also wesentlich nach denselben logischen Kategorieen gestaltet sein. Bei aller Verschiedenheit des materiellen Bestandtheils werden mit-

hin die Sprachen der inneren Form nach in der Hauptsache übereinstimmen.

§. 60. Ursprachen und Menschen-Racen.

Die radicale Verschiedenheit der Sprachen mufste ursprünglich mit der Verschiedenheit der Racen, d. i. der primitiv verschiedenen Menschenstämme, zusammenstimmen. Wüfsten wir demnach mit Sicherheit, in wie viel ursprüngliche Racen das Menschengeschlecht zerfällt, so wüfsten wir auch, wie viel radical verschiedene Ursprachen wir anzunehmen haben. Ueber die Zahl und Unterscheidung der Racen ist aber die Naturwissenschaft noch nicht im Reinen. Die neueren Naturforscher nehmen nach Cuvier's Vorgang meistens nur drei Racen an: die kaukasische, mongolische und äthiopische. Früher unterschied man bekanntlich fünf Racen, nämlich aufser jenen dreien noch die malayische und amerikanische. So Blumenbach. Nach den neueren Physiologen aber ist die malayische Race nicht nur eine Mischform, sondern umfafst die verschiedensten Stämme, die unter verschiedene Racen vertheilt werden müssen. Die amerikanische Race zeigt im Allgemeinen mehr innere Uebereinstimmung und wird als eine Mischung der kaukasischen und mongolischen Race angesehen. Dagegen hat Zeune ganz neuerdings die amerikanische Race nicht allein wieder als eine selbständige betrachtet, sondern dieselbe sogar in drei Racen eintheilen wollen, welche den drei Racen der östlichen Hemisphäre analog seien, so dafs im Ganzen sechs Racen zu unterscheiden wären. Diese auf die Schädelbildung gegründete Theorie wird aber durch die sonstige Beschaffenheit der amerikanischen Urbevölkerung und durch den im Wesentlichen übereinstimmenden Charakter der amerikanischen Sprachen nicht begünstigt.

Doch ist auch die jetzt vorherrschende dreitheilige Unterscheidung noch nicht unzweifelhaft. Die Gesammtheiten aller Züge und Besonderheiten scheint eher für die Fünfzahl zu sprechen, da die fünf Continente überhaupt selbständige botanische und zoologische Gebilde bieten, wobei man jedoch Vorderasien mit Europa zu einem Gebiete vereinigen mufs. Der französische Gelehrte Bory St. Vincent theilt die Menschheit in fünfzehn Hauptstämme; der englische Gelehrte Prichard in sieben Haupt-Varietäten (s. Dr. Kriegk, Die Völkerstämme und

ihre Zweige nach den neuesten Ergebnissen der Ethnographie, 1848).

Es ist aber nicht blofs diese Ungewifsheit über die Zahl der Racen, welche verhindert, auf die Zahl der Ursprachen zu schliefsen. Es kommt dazu ferner, dafs der Zusammenhang der Sprache mit der Menschen-Race im Verfolg des geschichtlichen Völkerlebens auf mannigfache Weise gestört werden mufste. Die Racen mischen sich mit einander. Es entstehen gemischte Menschenstämme und damit nothwendig auch eine Mischung verschiedener Ursprachen oder Verdrängung der angestammten Sprache einer Race durch die einer anderen. Und selbst ohne Mischung der Race kann durch Unterwerfung, anhaltenden und engen Verkehr, Wanderung u. s. w. die angestammte Sprache eines Volkes mit fremdartigen Elementen vermischt, dadurch wesentlich verändert, ja nicht selten vertauscht werden. Denn die Sprache ist eben nicht ein Element des physischen Organismus, eine blofs organische Function, sondern eine freie geistige Thätigkeit.

Hieraus fliefst der für ethnographische und sprachkundliche Forschung gleich wichtige Satz: Verwandtschaft oder Verschiedenheit der Volksstämme und der Sprachen fällt nicht nothwendig zusammen. Die Racen müssen also nach physiologischen Kennzeichen unabhängig von der Sprache, die Sprachfamilien durch etymologische Forschung unabhängig von den physiologischen oder ethnographischen Verhältnissen ermittelt werden (gegen Adelung, Balbi, Prichard). Finnen und Ungarn z. B. werden zur kaukasischen Race gerechnet, obwohl ihre Sprachen, in Folge geschichtlicher, wenn auch für uns dunkler Ereignisse, Wurzelverwandtschaft mit denen der mongolischen Race haben. Dagegen haben die beiden grofsen Völkerschaften der mongolischen Race, Chinesen und Mongolen, sehr verschiedene Sprachen. Die Race mufs sich früh getrennt und die beiden Hauptstämme müssen eine selbständige Sprachentwickelung verfolgt haben.

Es mag hier auch an die Beispiele des Umtausches der Sprache in geschichtlicher Zeit erinnert werden. Viele an Deutschland grenzende oder in deutsches Gebiet eingedrungene Slaven sind völlig germanisirt. Dagegen sind die deutschen Stämme in Italien, Spanien, Frankreich völlig romanisirt. Hier handelt es sich um Völker und Sprachen eines und desselben Stammes.

Aber auch die Etrusker und Iberer nahmen die römische Sprache an und waren keine Indo-Europäer; und die Neger von Hayti haben die französische Sprache als die ihrige angenommen.

§. 61. Verzweigung einer Ursprache in mehrere Stammsprachen.

Nächst der radicalen Verschiedenheit mehrerer unabhängig von einander entstandenen Ursprachen entsteht eine weitere Sprachen-Differenz innerhalb des Gebietes einer einzelnen Ursprache durch Verzweigung des Urvolkes in verschiedene Stämme, die zu selbständigen Völkern heranwachsen. Die Ursprache spaltet sich in verschiedene Stammsprachen, und die Gesammtheit der aus einer Ursprache entsprossenen Stammsprachen bildet einen Sprachstamm.

Trennt sich nämlich ein Menschenstamm in mehrere Theile, sei es durch inneren Zwist getrieben, oder aus Hang nach Eroberungen, oder wegen mangelnder Nahrung in einem beschränkten Wohnsitze, oder auch durch äufseren Andrang eines anderen erobernden Volkes auseinandergesprengt, so werden die nach verschiedenen Richtungen auseinandergehenden Theile, wie in ihren Sitten, ihrer Lebensweise, ihrer Bildung, so auch in ihrer Sprache einander unähnlich werden. Bei verändertem Boden und Klima, bei verschiedener Lebensweise, unter tausenderlei neuen Eindrücken, bilden sich neue Lautgesetze, neue Wörter; und der zunächst geringe Abstand wird immer gröfser.

Bleibt ein Kern des Volkes in dem ursprünglichen Wohnsitze zurück, so wird hier die Ursprache sich am langsamsten und mäfsigsten ändern, weil sie hier keine neuen Einflüsse erfährt. Allein unverändert bleibt sie auch hier nicht, weil 1) die Sprache immer und überall und in ihren frühesten Perioden am meisten der Veränderung unterworfen ist, und weil 2) auch in dem Ursitz durch Verkehr, Mischung mit Nachbarvölkern, fremdartige Elemente eindringen und den ursprünglichen Organismus stören.

Die Ursprache existirt also nirgends mehr rein für sich. Sie hat ihre Realität nur in den besonderen Gestaltungen, welche sie in den aus ihr hervorgegangenen Sprachen gewonnen hat, und kann auch aus ihnen mehr nur erahnt als vollständig reconstruirt werden.

§. 62. Differenzpunkte stammverwandter Sprachen.

Worin besteht näher die Differenz stammverwandter Sprachen bei ursprünglicher und nie ganz verloren gehender Identität?

A: Der Sprachstoff, die Wurzeln und Stammwörter, erleidet bei virtueller Identität mannigfaltige Veränderungen oder wird in verschiedener Weise angewendet:

1) dem Laute nach; eine Wurzel oder ein Wort kann in verschiedenen Sprachen eines Stammes eine ganz verschiedene Lautform annehmen; vergl. z. B. *τίς* und *wer*, vermittelt durch sanskr. *kas*, lat. *quis*, goth. *hvas*, altd. *huer*;

2) durch Anwendung des Urbegriffes oder des eigentlichen Sinnes in verschiedenen Bedeutungen;

3) in beiderlei Hinsicht: dem Laut und der Bedeutung nach; z. B. sanskr. Wurzel *plu* (fluere, natare); gr. *πλυ* (*πλέω, πλεύσομαι*, schiffen, schwimmen); poln. *plynać* (fluere, natare); lat. *pluit* (es regnet); — andererseits als Nebenform oder Variation der Wurzel *flu, fluo, flos*; deutsch: *Fluth*; *Blut*, *blühen*, *Blume*;

4) dieselben Objecte können aus verschiedenen Wurzeln ihre Benennungen erhalten, welche jedoch der Ursprache gleichmäfsig angehören. Z. B. *grün*, altd. *gruoni*, von der Wurzel *gru*, *groan*, engl. *grow* wachsen = lat. *creo*, *cresco*. *vĭridis* (*vĭrēre*) schwerlich verwandt mit *vīrus* (also: Saftfarbe); oder mit *vis, vīres*? *χλωρός*=*χλοερός* von *χλόη* Pflanzentrieb, junge Saat; von *χλίω* schmelzen, schwellen. — *Hand* von *hinthan*; vergl. pre-*hendere* *χαδχανδάνω*. *χείρ*, Stamm *χερ*, Wurzel *χιρ* = sanskr. *hri* nehmen (Pott I. S. 142. 200); daher *χράομαι* für sich nehmen, brauchen; *χρή με* eigentlich: es fafst mich, wie *δεῖ με* es bindet mich (Benfey) — *manus* von dunkler Abstammung; verwandt ist das altd. fem. *munt*, Hand; dann Schutz; daher *Vormund*;

5) umgekehrt kann ein etymologisch identisches Wort in verschiedenen Sprachen eines Stammes verschiedene Objecte bezeichnen. Z. B. *vulpes* und *Wolf*

(goth. *vulfs*) scheinen etymologisch identisch = Raubthier (goth. *vilvan* rauben). Vergl. Pott I. S. 149 f.

B. Derselbe Sprachstoff wird formal verschieden behandelt. Das grammatische System kann der inneren Form und der äufseren Entwickelung nach verschieden sein.

C. Der ursprüngliche Sprachstoff wird

1) gemehrt durch Entlehnung von einem anderen Sprachstamme;

2) verringert. Ganze Wortfamilien oder einzelne Glieder gehen in einzelnen Stammsprachen unter; namentlich die Wortstämme gehen häufig verloren, während einzelne, dadurch dunkel gewordene Ableitungen sich erhalten, die nun ihre Erklärung in anderen stammverwandten Sprachen finden, welche die Wurzel- und Stammformen selbst gerettet haben; z. B. *Bräutigam*, althd. *prutigomo* von *gomo*, goth. *guma* = lat. *homo*, *Leumund*, altd. *hliumunt*, vom goth. *hliuma*, Ohr, isländ. *hlioma*, erschallen, rufen und der Ableitungssilbe *unt* (= *uth* in *Armuth*, = *ath* in *Heim-ath*, = *de* in *Zier-de*, = *Zier-ath*, daher oberd. auch *Leumat*, *Leumde*; daher *verleumden*). Die im Deutschen verdunkelte Wurzel *hlu*, *clu* findet sich im gr. *κλύ-ειν*, lat. *clu-ēre* (*inclutus*); daher auch *hlut*, Laut.

§. 63. Kennzeichen der Stammverwandtschaft.

Das einzig wesentliche und für sich vollständig genügende Kennzeichen der Stammverwandtschaft ist Identität der Wurzeln, d. i. nicht einzelner, vielleicht zufällig oder durch Entlehnung übereinstimmender Wörter, auch nicht solcher Wurzeln, die als unmittelbare Naturlaute der allgemein menschlichen Gefühlssprache angehören; sondern Identität der grofsen Masse solcher Wurzeln, in deren Bildung schon eine freiere, durch die Einbildungskraft vermittelte, symbolische Auffassungs- und Darstellungsweise der Anschauungen waltet. Sodann auch die Identität solcher Wörter, deren Fixirung für die zu bezeichnenden Vorstellungen schon mehr als das Werk verständiger Convention betrachtet werden mufs, wie namentlich die Zahlwörter;

und solcher, die dem Menschen zunächst liegende Gegenstände oder Verhältnisse bezeichnen und deren Uebereinstimmung daher nicht aus späterer Entlehnung hergeleitet werden kann; wie die Benennungen der Theile des menschlichen Körpers, die Namen für Familienglieder. Die persönlichen Pronomina können nicht unbedingt gelten.

Die Identität dieser Wurzeln und Wörter ist aber nicht als buchstäbliche Uebereinstimmung der Lautform zu fassen. Vielmehr müssen zu ihrer Entdeckung die in dem geschichtlichen Leben der Sprachen waltenden Gesetze des Lautwandels und die daraus entspringenden Lautverhältnisse leitend und maſsgebend sein. Die radicale und wesentliche Identität der Wurzeln ist nur ausnahmsweise zugleich eine buchstäbliche. In vielen Fällen erregt vielmehr die völlige lautliche Uebereinstimmung zweier Wörter in zwei verschiedenen, stammverwandten Sprachen begründeten Zweifel an ihrer etymologischen Identität. So haben z. B. das gr. *αὐγή* Licht, Glanz (bei den Trag. auch für Auge gebraucht, wie im lat. *lumina*) und unser *Auge* trotz der buchstäblichen Uebereinstimmung etymologisch nichts gemein mit einander. Dagegen stammt *Auge* von gleicher Wurzel mit *ὀφθαλμός*, obgleich beide Wörter auch nicht einen Buchstaben mit einander gemein haben. Denn *Auge*, goth. *augô*, litth. *akis*, sanskr. *akschi*, ist von derselben Wurzel wie das lat. *oc-ulus* abzuleiten; diese aber ist vermöge des nicht seltenen Ueberganges von *k* in *p* identisch mit der griech. *οπ* in *ὄψ* (*ὀπός*) Gesicht, *ὄπτω*, *ὄπωπα*, *ὄψομαι*, von welcher auch *ὀφθαλμός* stammt.

Viele Lautübergänge unter den Sprachen eines Stammes erscheinen als bloſse Thatsachen, die auf keine bestimmte Regel zurückzuführen sind. Doch stehen solche Thatsachen selten ganz vereinzelt da; gewöhnlich findet sich eine gröſsere oder kleinere Anzahl analoger Erscheinungen der Art, die sich gegenseitig stützen. Gewisse Erscheinungen des Lautwandels aber sind so durchgreifend, daſs sie als feste Gesetze bei der sprachvergleichenden Etymologie leitend und maſsgebend sind.

So wie die Erscheinungen und Gesetze des Lautwandels, so müssen auch die Begriffsübergänge, der Wechsel der Bedeutungen berücksichtigt werden. Eine Wurzel kann in verwandten Sprachen sehr abweichende Bedeutungen angenommen ha-

ben. Man muſs nämlich den sinnlichen Urbegriff einer Wurzel unterscheiden von den metaphorischen Anwendungen, welche sehr divergiren können.

Identität der Wurzeln genügt, ist aber auch unerläſslich für Urverwandtschaft der Sprachen. Findet sich aufserdem noch eine Uebereinstimmung der inneren Sprachform und ein übereinstimmender Typus des grammatischen Formenbaues: so ist natürlich die Verwandtschaft der Sprachen um so näher; d. h. wir können den Schluſs ziehen, daſs die Verzweigung der Ursprache nicht sogleich nach vollendeter Wurzelbildung vor sich gegangen ist, sondern erst nachdem auch die Wort- und Formenbildung schon im Wesentlichen vollendet oder doch dem Princip nach angebahnt war. So ist das Verhältniſs der Sprachen des indogermanischen Stammes.

Von der principiellen Uebereinstimmung der inneren Sprachform darf man bei Nicht-Uebereinstimmung der Wurzeln nicht auf Stammverwandtschaft schlieſsen; denn die innere Form der Sprache ist der Ausdruck des im Volksbewuſstsein entwickelten logischen Vermögens. Dieses kann aber bei verschiedenen Völkern auf gleicher Stufe stehen; die Vorstellungsweise der Denkformen kann eine analoge, also innerlich (ideell) verwandt sein, ohne daſs deshalb äuſsere, physische, reale Verwandtschaft der Völker und Sprachen anzunehmen wäre. — Stimmen aber nicht nur die grammatischen Kategorieen (Redetheile, Casus, Tempora) an sich innerlich überein, sondern werden sie auch auf analoge Weise ausgedrückt (z. B. durch inneren Lautwechsel oder durch Affixe, durch Agglutination oder durch anbildende Flexion): so entsteht die Vermuthung einer Stammverwandtschaft. Aber erst wenn die Lautmittel selbst für den Ausdruck dieser Kategorieen etymologisch identisch sind, erst dann läſst sich auf den Grund des grammatischen Baues Stammverwandtschaft behaupten.

Hieraus folgt: Die Classification der Sprachen nach der inneren Form oder dem grammatischen Bau fällt nicht nothwendig zusammen mit dem genealogischen Sprachen-System. Sprachen eines Stammes können verschiedenen Sprach-Classen angehören; umgekehrt können Sprachen von verschiedenen Stämmen ihrer inneren Form nach zu einer Classe gehören *).

*) S. dagegen meine „Entwickelung der Schrift“ S. 24—27. S.

§. 64. Weitere Specialisirung der Sprache.

Jede einzelne Sprache, welche ohne nachweisbares Mittelglied unmittelbar auf die gemeinschaftliche Ursprache zurückzuführen ist, nennen wir eine Stammsprache. Sie kann sich nun wieder, wie die Ursprache, in mehrere Zweige spalten, die auch zu selbständigen Volkssprachen erwachsen, aber natürlich unter sich in einer noch näheren Verwandtschaft stehen, da ihre Trennung in eine schon weiter fortgeschrittene Periode der Sprachentwickelung fällt. Sie bilden eine Sprachenfamilie, in welche sich die ihnen zu Grunde liegende Stammsprache aufgelöst hat; z. B. die germanischen, die slavischen Sprachen. Im Verhältnifs zu der Ursprache und deren Stammsprachen, z. B. zum Sanskrit, zum Griechischen und Lateinischen, repräsentiren sie nur eine Stammsprache.

Endlich schreitet die Specialisirung der Sprache fort bis zur Spaltung der Einzelsprache einer Familie in Dialekte oder Mundarten, z. B. Oberdeutsch und Niederdeutsch im Verhältnifs zur deutschen Volkssprache überhaupt; Dorisch, Ionisch u. s. w. im Verhältnifs zum Hellenischen überhaupt. Und solche Dialekte zersplittern sich in noch beschränktere Idiome, in Local-Mundarten, zumal in Gebirgsländern bei mangelhafter Centralisirung des Volkslebens. So in der Schweiz. In dem Canton Appenzell, dessen Bevölkerung nicht viel über 50,000 Seelen beträgt, und der nur 9 Stunden lang und höchstens 4 Stunden breit ist, lassen sich vier Unter-Dialekte unterscheiden: der innerrhodische, mittelländische, hinterländische und kurzenbergische, die so merklich von einander abweichen, dafs z. B. die Kurzenberger (Bewohner der Höhen nächst Rheineck) den übrigen Appenzellern wegen ihrer eigenthümlichen Mundart zur Zielscheibe des Spottes dienen (S. Tobler's Appenzellischer Sprachschatz 1837. Vorrede S. XXIX ff.).

Und zuletzt hat jeder Mensch seine eigenthümliche Sprach- und Schreibweise (individueller Stil). „So wundervoll ist in der Sprache die Individualisirung innerhalb der allgemeinen Uebereinstimmung, dafs man eben so richtig sagen kann, dafs das ganze Menschengeschlecht nur eine Sprache, als dafs jeder Mensch eine besondere besitzt“ (Humboldt S. LXIII). Bei dieser Individualisirung jedoch macht sich schon die subjective Freiheit geltend.

§. 65. Kennzeichen der Verwandtschaftsgrade.

Es ist eine schwierige und nicht in abstracto oder allgemein zu lösende Aufgabe, die charakteristischen Kennzeichen der verschiedenen Verwandtschaftsgrade zu ermitteln. Was ist bei den Sprachen eines Stammes, was bei denen einer Familie, was bei den Dialekten einer Volkssprache wesentlich identisch, was verschieden? Wonach läfst sich also bestimmen, ob Stamm- oder Familienverwandtschaft zwischen zwei Sprachen besteht, welche Sprache selbständige Einzelsprache, welche hingegen blofs Dialekt ist? Dies läfst sich im Allgemeinen nicht vollkommen festsetzen. Die Grenzen sind überall schwankend. Die äufsersten Enden der Bestimmung liegen in folgenden Sätzen. Für Sprachen eines Stammes wird nur Identität der Wurzeln erfordert; alles Andere kann verschieden sein. Für Mundarten im engsten Sinne nur Verschiedenheit der Aussprache; alles Andere kann identisch sein. Zwischen diesen Extremen schwanken aber nun die Bestimmungen. Sprachen eines Stammes können aufser den Wurzeln noch vieles Andere übereinstimmend zeigen, ohne deshalb nähere Familien-Verwandtschaft zu erkennen zu geben. Dialekte können aufser der Aussprache noch viele andere, innere Verschiedenheiten zeigen, z. B. in eigenthümlichen Wörtern, Wortbildungen, Flexionen u. s. w., ohne deshalb selbständige Sprachen zu sein.

Im Allgemeinen beruht diese ganze Unterscheidung mehr auf Grad- und Mafsverhältnissen, einem Mehr oder Weniger des Gemeinsamen oder Eigenthümlichen, als auf specifischen Unterschieden oder inneren, qualitativen Verhältnissen. Selbst die Hauptsprachen eines Stammes müssen sich zunächst nur wie Mundarten verhalten haben; und die Mundarten einer einzelnen Sprache können durch selbständige Ausbildung den Charakter eigenthümlicher Volkssprachen annehmen. Es hängt hier Vieles von nationalen und politischen Verhältnissen, also mehr von äufserlichen Bedingungen ab. Namentlich ist das gegenseitige Verstehen oder Nichtverstehen kein sicheres Kriterium. So wird z. B. der Niederdeutsche (Westphale, Holsteiner) den Holländer eher verstehen, als den Schwaben. Gleichwohl gilt die holländische Sprache für eine selbständige Volkssprache; das Nieder- und Oberdeutsche hingegen sind nur Dialekte der deutschen Volkssprache. Die Holländer wollen keine Deutsche sein, obgleich ihr Idiom unserer Sprache viel näher steht, als z. B. die

Schweizer-Dialekte, oder andererseits die Sprache der ostfriesischen Bauern. Auch nennen die Holländer ihre Sprache selbst *Nederduitsch*, und in England heifst der Holländer *Dutch* (= Deutscher), der Deutsche hingegen *German*. Sitten, Gewohnheiten und politische Trennung haben gleichwohl eine Scheidung des Holländischen als eine selbständige Volkssprache von dem Deutschen herbeigeführt. Eben so versteht der Schwede den Dänen eher, als der Oberdeutsche den Niederdeutschen; und doch sind jene Sprachen selbständige Volkssprachen. — Wichtig für diese Sprachverhältnisse ist hier auch die Ausbildung einer Mundart zur Schriftsprache und das Bestehen einer eigenen Literatur in derselben.

§. 66. Das genealogische Sprachensystem.

Ein vollständiges genealogisches System aller Sprachen der Erde, d. i. eine Anordnung derselben nach ihren Verwandtschafts-Verhältnissen läfst sich für jetzt noch nicht geben. Ich beschränke mich hier auf die Zusammenstellung der wesentlichsten bis jetzt gewonnenen Resultate.

Als selbständige Sprachstämme, die von primitiv verschiedenen Ursprachen ausgehen, sind vor allem folgende drei zu nennen: 1) Der hinter-asiatische Stamm: das Chinesische als Hauptsprache mit den hinter-indischen (indo-chinesischen) Sprachen, wohin das Bramanische, Siamesische u. s. w. gehören. Diese sind mit dem Chinesischen der Lautbeschaffenheit nach verwandt, durchaus aus einsilbigen Wurzeln bestehend, die wahrscheinlich ursprünglich mit den chinesischen identisch sind. Der inneren Form nach aber steht das Chinesische um Vieles höher (siehe Steinthal, Classification S. 89). 2) Die afrikanischen Sprachen, d. h. die Sprachen von Mittel- und Süd-Afrika. 3) Der indogermanische oder der indo-europäische, auch wohl der japetische Stamm genannt. Dies ist zugleich die Rangordnung dieser Sprachstämme nach den Graden ihrer grammatischen Ausbildung. Sie entsprechen im Wesentlichen den drei Haupt-Racen des Menschengeschlechts: der mongolischen, der äthiopischen, der kaukasischen Race.

Neben und zwischen diesen Sprachstämmen aber finden sich noch andere, welche sich ihnen nur beiordnen, nicht mit Sicherheit unterordnen lassen und daher entweder auch als primitiv verschieden gelten müssen oder als Formationen, die sich von

einem oder dem anderen jener Stämme so früh losgerissen und ihren eigenen Entwickelungsgang verfolgt haben, dafs ihre radicale Identität mit demselben wenig klar ist; oder endlich als Sprachen, die durch Mischung verschiedener Racen und ihrer Ursprachen in vorgeschichtlicher Zeit entstanden sind.

Dahin gehören der mongolisch-tatarische Sprachstamm, der malayische Stamm, die semitischen, die amerikanischen und aufserdem noch einzelne sporadische Sprachen, z. B. japanische, baskische u. s. w. Wir betrachten zuvörderst diese Sprachstämme etwas näher und wenden uns dann dem indogermanischen Stamme zu, dessen Gliederung und einzelne Zweige uns länger beschäftigen werden.

§. 67. Der altai-uralische Stamm.

1) Der mongolisch-tatarische Sprachstamm, auch altai-uralisch genannt. S. Schott, Versuch über die tatarischen Sprachen 1836, und derselbe: Ueber das altaische oder finnisch-tatarische Sprachengeschlecht 1849. Hierher gehören die tungusischen Völker in der Mandschurei und Sibirien (namentlich die Mandschuren, welche seit 1644 China beherrschen); die Mongolen; die verschiedenen türkischen Völkerschaften von Tomsk und Jeniseisk (in Sibirien) durch Turkestan und die asiatische und europäische Türkei bis zum adriatischen Meere; die tschudischen oder ugrischen Völkerschaften, zu denen die Tataren, zwischen Wolga und Ural, die Finnen und Lappen, und auch die Magyaren in Ungarn zu zählen sind; endlich nach Schott auch die Tibetaner. Diese Völker gehören theils (Tungusen, Mongolen und östliche Türken) der mongolischen Race an, theils (westliche Türken, Finnen und Magyaren) der kaukasischen Race.

Den gemeinsamen Wurzelvorrath und mithin die Stammverwandtschaft dieser Sprachen hat Schott bewiesen. Ihrer inneren Form oder ihrem grammatischen Bau nach sind sie aber principiell verschieden; und wir haben hier einen Beweis, dafs Sprachstamm und Sprachclasse nicht zusammenfallen. Man unterscheidet hier drei Classen: 1) Mandschuisch und Mongolisch. „Diese Sprachen streben nach der Bezeichnung formeller Verhältnisse, fassen aber die Form zu sinnlich auf und verwenden zur Andeutung derselben Stoffwörter*). Die Form verliert da-

*) Welche nicht immer agglutinirt werden. S.

durch ihr eigenthümliches formales Wesen und schlägt zu Stoff um, und diese Sprachen sind ohne wahrhafte grammatische Kategorieen" (Steinthal, Classif. S. 86) *). Den beiden anderen Classen, nämlich den türkischen Dialekten und den uralischen oder finnischen Sprachen, welche sich unter sich und von den ersten durch eine verschiedene Behandlung des Verbums unterscheiden, sind grammatische Kategorieen nicht abzusprechen. Sie scheiden die Kategorieen des Seins und der Thätigkeit; aber sie haben auch keine wahre Flexion, weder des Verbums noch des Nomens, sondern nur agglutinirte Formen. Die türkischen Dialekte conjugiren, indem sie das Verbum sein mit dem Particip lose zusammensetzen. Die finnischen Sprachen, zu denen auch das Magyarische gehört, geben vermöge ihres feinen Articulationssinnes und Lautgefühls ihren Formen den Schein echter Flexion, haben aber das ursprünglich mangelhafte Princip trotz ihrer bewundernswürdig glücklichen Entwickelung doch nie ganz überwinden können. So fehlt z. B. ihrem Nomen ein bestimmter Subjects- und Objects-Casus. Jedenfalls aber nähern sich die finnischen Idiome den indogermanischen Sprachen so sehr, dafs man einen Einfluss dieser Sprachen auf die Grammatik der finnischen annehmen könnte. Wir werden am Schlusse der europäischen Sprachen auf die finnischen zurückkommen.

Der ganze mongolisch-tatarische Sprachstamm zeigt also einen mittleren Charakter zwischen dem unvollkommensten hinterindischen und dem indogermanischen Stamme und eine von Osten nach Westen hin zunehmende Annäherung an den letzteren. Man kann demnach in diesen Sprachen, sowie sie Völkerschaften beider Racen begreifen, einen allmählichen Fortgang des einsilbigen Sprachbaues zum flectirenden vermuthen. Sie müfsten dann im Chinesischen wurzeln. Diese Vermuthung würde zur Gewifsheit werden, wenn sich Identität der chinesischen und mongolischen Wurzeln nachweisen liefse.

§. 68. Der malayische Stamm.

2. Der malayische Sprachstamm ist fast über die ganze Inselwelt des fünften Erdtheils (Polynesien) verbreitet, nämlich von den Sandwichs-Inseln und Formosa im Norden über die Halb-

*) Namentlich fehlt ihnen die synthetische Kraft des Verbums.

insel Malakka (die einzige continentale Niederlassung, nach Humboldt aus Sumatra stammend), die grofsen indischen Inseln Java, Sumatra etc. (aufser Ceylon), die Freundschafts- und Gesellschafts-Inseln bis zur Oster-Insel südlich von Mexico, bis Neu-Seeland, und sogar bis Madagaskar; jedoch an vielen Orten unterbrochen von bedeutend abweichenden Sprachen der Papua's oder kraushaarigen Negritos, die auch der physischen Beschaffenheit nach einem anderen Stamme angehören. — Die Verbreitung dieses Sprachstammes über so weite Inselländer ist vielleicht aus Naturrevolutionen zu erklären, durch welche ein Continent in Inseln zerschlagen ist. Viel sanskritische Elemente haben sich den geographisch zunächst liegenden malayischen Sprachen in Folge indischer Ansiedelungen eingemischt; namentlich bildet Java den Uebergang vom altindischen Leben zu dem malayischen, und in der Kawi-Sprache (der gelehrten Dichter-Sprache auf Java) zeigt sich die innigste Verzweigung indischer und malayischer Bildung (Humboldt, Ueber die Kawi-Sprache Einl. S. XVI).

Es sind zwei Hauptzweige zu entscheiden: 1) der westliche, engere malayische, auf den Philippinen, Sumatra, Malacca, Java, Borneo, Celebes und Madagaskar; 2) der östliche oder polynesische, der sich von Neu-Seeland bis zur Oster-Insel, von da nordwärts bis zu den Sandwichs-Inseln und wieder westlich bis zu den Philippinen heranzieht. Dieser Zweig hat eigentlich gar keine Grammatik. Die grammatischen Verhältnisse werden, wie im Hinterindischen, blofs durch Wortstellung und abgesonderte Partikeln angedeutet. Die Wörter sind einsilbig und noch ganz wurzelhaft, da jedes Wort ohne Unterschied als Substantiv, Adjectiv oder Verbum gebraucht werden kann. Die malayischen Sprachen im engeren Sinne haben eigenthümliche grammatische Bildungen. Steinthal rechnet sie zu den Sprachen, welche ohne eigentliche grammatische Kategorieen sind, indem sie zwar einen Trieb nach Formung der Wörter zeigen, aber durch ihre Prä-, Suf- und Infixe nicht die wahren grammatischen Verhältnisse, sondern materielle Inhalts-Bestimmungen der Wörter ausdrücken (Classif. S. 75. 85). — Bopps Ansicht, dafs die zum malayischen Stamme gehörigen Sprachen zertrümmerte Tochtersprachen des Sanskrit wären, ist ganz unwahrscheinlich.

§. 69. Die semitischen Sprachen und das Aegyptische.

3. Die semitischen Sprachen in drei Zweigen:

1) das Aramäische (von *Aram*, hebr. Namen von Syrien), wozu das Chaldäische und Syrische gehört *).

2) Die kananitischen Sprachen; hierzu gehören das alte Phönicische und das Hebräische, in Alt- und Neu-Hebräisch oder Rabbinisch zerfallend. Letzteres bildet sich seit dem 2. Jahrhundert p. Chr. aus mit einer sehr umfangreichen, über die Länder dreier Welttheile sich erstreckenden Litteratur **). Das Neu-Hebräische hat viele fremde Elemente aufgenommen, nicht nur aus anderen semitischen Sprachen, sondern auch aus dem Lateinischen und Griechischen. Hierüber, wie andererseits über die Einwirkung der semitischen Sprachen auf das Griechische der Byzantiner und auch auf das spätere Latein s. Dr. Michael Sachs, Beiträge zur Sprach- und Alterthumsforschung. Aus jüdischen Quellen.

3) Die arabische Sprache, die reichste und bildsamste der semitischen Sprachen. Ihr nahe steht das Aethiopische. Das Maltesische ist aus dem Neu-Arabischen entsprungen.

Die semitischen Sprachen gehören unstreitig zu den vollkommensten und stehen nur den indogermanischen nach. In neuerer Zeit hat man die Identität der semitischen Wurzeln mit indogermanischen nachzuweisen gesucht. (Gesenius, Ewald, Fürst, Schwartze und Lepsius). Gelänge dies vollständig, so wären der indogermanische und der semitische Sprachstamm als zwei grofse Sprachfamilien anzusehen, die sich sehr früh getrennt und verschiedene Wege der etymologisch-grammatischen Entwickelung eingeschlagen hätten. Für diese Verwandtschaft scheint auch die Identität der (kaukasischen) Race zu sprechen ***).

Die ägyptische Sprache, die wir in dem alten heiligen Dialekt der Hieroglyphen-Inschriften, in dem demotischen (seit

*) und auch wohl das alte Assyrische, wie aus den Keil-Inschriften von Niniveh hervorgeht, deren Entzifferung schon begonnen hat, vorzüglich durch Oppert. S.

**) Vgl. Dr. Michael Sachs, Die religiöse Poesie der Juden in Spanien 1845. Ein treffliches Werk, durch welches diese neuhebr. Poesie nun auch den Laien zugänglich wird. Man staunt über die Schönheit und Erhabenheit dieser religiösen Dichtungen. Anmerkung d. Verf.

***) Vgl. Renan, Histoire générale des langues sémitiques und die Besprechungen dieses Werkes in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1856. S.

Psammetich) und in dem koptischen (in den christlichen Schriften) kennen, zeigt ebenfalls Wurzel-Verwandtschaft mit dem Indogermanischen, also auch dem Semitischen. Wie also die Indogermanen, Semiten und Aegypter die kaukasische Race bilden: so stellen ihre drei Sprachstämme die Verzweigung der kaukasischen Ursprache dar.

Steinthal (a. a. O. S. 90) zählt die ägyptische Sprache ihrer inneren Form nach zu den höher organisirten Sprachen; aber sie ist noch nicht eigentlich flectirend, sondern anfügend.

§. 70. Die Sprachen Afrikas.

4. Die Sprachen Afrikas sind uns erst in neuester Zeit näher bekannt geworden. Man unterscheidet: 1) die Berber-Sprachen, d. h. die einheimischen, nicht-arabischen Sprachen von Fezzan, Tripoli, Tunis, Algier und Marocco, über welche Länder später die Araber die arabische Sprache verbreitet haben. Die Verwandtschaft der Berber-Sprachen mit den semitischen ist noch nicht erwiesen. 2) Die Sprachen der Kaffern, d. h. der Congo-Negerstämme in Nieder-Guinea und des Betschuanen-Volkes, und der Hottentotten (mit eigenthümlichen Schnalzlauten), im Süden des Aequators sich von der Ostküste nach der Westküste durch Central-Afrika hin erstreckend. Steinthal (a. a. O. S. 85) rechnet diese Sprachen zu denen, welche ohne eigentliche grammatische Kategorieen sind. Die vollendetste derselben ist die Congo-Sprache. Sie drücken (ähnlich wie die malayischen Sprachen) durch Suf- und Infixe nähere Bestimmungen der Bedeutung aus, bilden Frequentative u. s. w. Das besonders Charakteristische aber ist, dafs sie den Substanz-Namen Präfixe geben und die Zusammengehörigkeit der Wörter als Bestandtheile der Rede dadurch ausdrücken, dafs sie den zusammengehörenden Wörtern dasselbe Präfix geben, also der Eigenschaft oder Thätigkeit dasselbe Präfix, welches der Substanz oder Person gehört. Auch unser Genitiv wird so umschrieben, dafs das abhängige Wort dasselbe Präfix erhält, welches das regierende hat. Es wird also nicht das allgemeine (grammatische) Verhältnifs des Attributs und Prädicats zum Subject, sondern die gerade im einzelnen Falle vorliegende Beziehung eines einzelnen Wortes auf ein anderes ausgedrückt. Dabei wird nicht das Prädicat der Mittelpunkt und Kern des Satzes, sondern das Subject. Die ausgedrückte Beziehung aber ist keine grammatische, sondern eine ganz sinnlich

aufgefafste und durch ein roh sinnliches Mittel ausgedrückt. — 3) Nördlich vom Aequator, in Sudan, sind uns neuerlichst viele theils vereinzelte, theils sich zu Familien zusammenschliefsende Sprachen bekannt geworden, wie z. B. die nubische Familie in Nubien, Cordofan und Darfur, die Galla- und Danakil-Sprachen von Abyssinien und Schoa, die Bornu-, Haussa- (a und u getrennt zu sprechen), Ibo-, Aschanti-, Yoruba-Sprache, die Sprache der Iolof und endlich am Senegal die senegambische Familie, wozu das Susu, Mandingo, Bambara und Vei gehören.

§. 71. Die amerikanischen Sprachen.

5. Die amerikanischen Sprachen zeichnen sich vorzüglich durch die Neigung zur Vielsilbigkeit aus, dem Chinesischen gerade entgegengesetzt. Diese Vielsilbigkeit entspringt aber aus äufserlicher Composition oder Agglutination und widerspricht daher dem Wesen nach der chinesischen Sprache nicht in dem Grade, wie die Mehrsilbigkeit echter Flexionssprachen. Nach Steinthal stehen die amerikanischen Sprachen innerlich auf einem wenig von dem Chinesischen verschiedenen Standpunkte, und ihr Gegensatz zu diesem ist mehr morphologisch (d. i. die äufsere Form betreffend). Sie haben so wenig eigentliche grammatische Formen wie das Chinesische und unterscheiden sich von diesem nur dadurch, dafs sie die Theile der Rede, welche jenes ohne Verbindung neben einander setzt, lautlich innig verschmelzen, so dafs die ganze Aussage zu einem Worte wird. Man hat sie daher bezeichnend polysynthetische Sprachen genannt. So besonders die nordamerikanischen. Das Mexikanische nennt Humboldt einverleibend, weil es die Objecte zwischen den Verbal-Stamm und die ihm vorgesetzten Bestimmungs-Elemente setzt, z. B. *ni-qua* ich esse: *ni-naca-qua* ich-Fleisch-esse; *ni-maca* ich gebe, *ni-te-tla-maca* ich-Jemand-etwas-gebe. Die wesentliche Aehnlichkeit dieser Sprachen mit dem Chinesischen tritt besonders klar dann hervor, wenn im Mexikanischen die Bestandtheile des Satzes zu mannigfaltig sind, um sich zu einem Worte zusammenfassen zu lassen, wo sie dann ebenso auseinanderfallen und gleichgültig neben einander stehen, wie im Chinesischen (Steinthal p. 89.), z. B. *ni-c-tschihui-lia in no-piltzin ce calli* ich-es-mache-für der mein-Sohn ein Haus (Humboldt S. CLXXXV.) = ich mache für meinen Sohn ein Haus, wo-

bei sowohl das nähere, als das fernere Object nur angeschoben werden.

Wie groſs die Zersplitterung der amerikanischen Sprachen ist, kann man daraus sehen, daſs Gallatin (Transactions of the American Ethnological Society vol. II. 1848. vergl. Pott in der Hall. Lit. Zeit. 1849. Sept. no. 198) allein in dem Gebiete der Vereinigten Staaten und nördlich davon 32 Sprach-Familien unterscheidet.

§. 72. Sporadische Sprachen.

Dies sind die groſsen Sprachstämme der Erde. Betrachten wir jetzt wenigstens einige der sporadischen Sprachen und Sprachgruppen, und zwar zuerst:

1. Die kaukasischen Sprachen, die weder tatarischen, noch indogermanischen Idiome der Volksstämme im Kaukasus zwischen dem schwarzen und kaspischen Meere. Sie zerfallen in vier Stämme oder Zweige: 1) Iberischer Stamm: Georgisch, Kolchisch (Lazisch, Mingrelisch); Suanisch. 2) Abchasisch und Tscherkessisch. 3) Lesgisch. 4) Mizschegisch. Alle diese Sprachen scheinen nicht, eigentliche Flexionssprachen, sondern wesentlich agglutinirend zu sein, doch an der Schwelle der Flexionssprachen zu stehen, namentlich das Georgische. Bopp rechnet die iberische Familie zum indogermanischen Sprachstamm, allein er hat mit allem Aufwande linguistischer Kunst nur sehr wenig Indogermanisches in ihr auftreiben können. Am tiefsten grammatisch steht das Abchasische. Es hat weder Nominal-Flexion, noch wandelt es das Verbum durch Numerus- und Personal-Endungen ab (s. Schleicher, Die Sprachen Europas S. 99 ff.).

2. Die tibetanische Sprache, nicht vollkommen einsilbig, in der Mitte zwischen den einsilbigen und den tatarischen Sprachen stehend *).

3. Die koreanische Sprache auf der Halbinsel Korea.

4. Die japanische Sprache, von dem Chinesischen durchaus verschieden **). Schon im 3. Jahrh. n. Chr. wurden die Werke des Confucius aus China in Japan eingeführt und seit dem 6. Jahrh. mit der Einführung des Buddhismus aus China wurde

*) zeigt Wurzelverwandtschaft mit dem Chinesischen. S.

**) im grammatischen Bau den tatarischen Sprachen ähnlich. S.

das Studium der chinesischen Sprache und Schrift allgemein. Seitdem ist jeder gebildete Japaner ein homo bilinguis, und in den japanischen Schriftwerken ist die einheimische Sprache mit vielen chinesischen Wörtern und Redensarten untermischt. Die japanische Schrift ist eine aus der chinesischen (im 8. Jahrh.) entwickelte Silbenschrift.

§. 73. Der indogermanische Stamm. — Die indische Familie.

Wir gehen endlich zum indogermanischen Stamme über. Eine gründliche Behandlung desselben findet sich, von Pott verfafst, in dem Artikel: Indogermanischer Sprachstamm in der grofsen Ersch-Gruberschen Encyklopädie. Daneben vgl. Schleicher, Die Sprachen Europas.

Der indogermanische Sprachstamm zerfällt, wenn man die celtischen Sprachen hinzurechnet, in sechs Sprachen-Familien.

1. Die indische. Das Sanskrit oder Alt-Indische an der Spitze, die gelehrte und Dichter-Sprache Vorder-Indiens, als Volkssprache längst erloschen. Der Name Sanskrit (aus *sam* zusammen und *kri* machen) bedeutet, buchstäblich: zusammengemacht, compositus, wohlgeordnet, vollendet; dann die classische, heilige und reine Sprache, gegenüber den gemeinen, niederen Töchtersprachen des Sanskrit. Die älteste Form desselben hat sich in den Vedas (uralten Religionsbüchern) erhalten, von deren Sprache das spätere, klassische Sanskrit sich in lautlicher, lexikalischer und grammatischer Hinsicht bereits bedeutend unterscheidet. — Sodann die daraus hervorgegangenen jüngeren Formationen und lebenden Sprachen Vorder-Indiens, als: 1) das Pāli, die erstgeborene Tochter des Sanskrit, eine gleichfalls nicht mehr gesprochene, nur litterarisch erhaltene Sprache, die Sprache der buddhistischen Bücher auf Ceylon und in Hinter-Indien, die (nach Lassen) schon um 500 vor Chr. in Vorder-Indien ausgebildet sein mufste; 2) das Prakrit, die Vulgärsprache, weicher und mit sehr abgeschliffenen Formen, mufs in der reinen Gestalt, in welcher es in den indischen Dramen als Sprache geringerer Personen neben dem Sanskrit vorkommt, schon seit 300—400 vor Chr. ausgebildet sein, und wird so wie dort gleichfalls nicht mehr gesprochen. Endlich als die dritte Stufe der Depravation des Sanskrit die jetzigen indischen Dialekte: das Bengalische, Hindostanische und viele andere. S. Pott a. a. O. Lassen

zählt 26. Ein junger, sehr verwilderter Sprofs der indischen Volkssprache ist auch die Zigeuner-Sprache, welche Pott in einem besonderen Werke sehr ausführlich und gründlich behandelt hat (Die Zigeuner in Europa und Asien. 2 Bde. 1844. 45). Die Zigeuner erscheinen in Europa zu Anfang des 15. Jahrhunderts.

§. 74. Die persische Familie.

2. Die medopersische oder arische (auch iranische, von Iran, Name eines Landstriches südlich und südöstlich vom kaspischen Meere) Familie. Unter der Benennung *arisch* fafst man (auch Schleicher a. a. O. S. 126 ff.) die indische und medo-persische Familie zusammen. *ārja*, zendisch *airja* ist der Name, womit diese Völker in der Urzeit sich selbst bezeichneten; *Iran* ist abgeleitet von dem älteren *ārja*. Beide Familien stehen allerdings unter sich in näherer Verwandtschaft, als jede von ihnen mit irgend einer anderen des Stammes, sind aber doch durch bestimmte Lautgesetze von einander getrennt. — Hierher gehört das Persische selbst, welches in weit aus einander liegenden Epochen in sehr verschiedener Gestalt auftritt:

a) Altpersisch, dessen älteste Denkmale die in Keilschrift geschriebenen persepolitanischen Stein-Inschriften sind, aus der Zeit des Darius und Xerxes.

b) Das Zend, eine jüngere, aber immer noch alterthümliche Sprache, so genannt nach dem Religionsbuch des Zoroaster: Zend-Avesta, das lebendige Wort. Ihre Heimath soll das östliche Persien oder Bactrien sein. Das Lautsystem zeigt sich schon getrübter als im Alt-Persischen. Das Zend selbst zerfällt in unseren Urkunden in zwei entweder der Zeit oder dem Orte nach verschiedene Sprachen. — Zunehmender Verfall des Alt-Persischen zeigt sich in einer späteren Keil-Inschrift, welche Lassen dem König Artaxerxes II. zutheilt. Hierauf verlassen uns die Nachrichten über persische Sprache gänzlich, bis wir sie wiederfinden

c) in den Inschriften der ältesten Sāsāniden (seit 229 nach Chr.). Hier hat die Sprache schon ihre Formen verloren. In derselben Sprache haben wir Uebersetzungen des Zend-Avesta. Man nennt sie gewöhnlich Pehlvi, aber richtiger Huzvāresch. Sie ist in allen ihren Theilen von einem semitischen Elemente durchdrungen, inniger als das Neu-Persische; denn dieses ent-

lehnt dem Arabischen meist nur Nomina; das Huzvāresch aber bildet aus semitischen Stämmen Verba. Darum mufs sie an die Westgrenze Persiens gesetzt werden.

d) Zur Zeit der späteren Sasaniden (im 6. und 7. Jahrh. bis 636, wo der Kalif Omar Persien erobert) tritt an die Stelle des Huzvāresch das Pazend oder Parsi — beides dieselbe Sprache, nur als Pazend mit zendischer, als Parsi mit arabischer Schrift geschrieben. Die semitischen Wörter sind ausgeschieden. Sie steht dem Neu-Persischen etwa so nahe, wie die Sprache Luthers der unsrigen.

e) Durch die Einführung des Islam entsteht das Neupersische; mit arabischen Wörtern gemischt, wie alle Sprachen, deren Völker den Islam angenommen haben.

Dem Zend ist eine semitische Schrift angepafst; aus ihr entwickelte sich die des Huzvāresch; das Neupersische hat die nur modificirte arabische Schrift angenommen (vergl. Fr. Spiegel, Die persische Sprache und ihre Dialekte in Höfers Zeitschrift, 1. Heft 1845).

Andere noch lebende Sprachen der medopersischen Familie sind: die bucharische, die kurdische, die ossetische (im Kaukasus) u. s. w. Das Armenische steht dieser Familie am nächsten (Schleicher a. a. O. S. 131. Jahrb. f. w. K. 1843. Sept.).

§. 75. Die lateinisch-griechische Familie.

3. Die griechische und lateinische Familie, welche Schleicher (S. 132.) unter der Benennung pelasgisches Familienpaar zusammenfafst. Er versteht unter Pelasgisch das den beiden Sprachfamilien zu Grunde liegende uralte, gemeinsame Sprachgut, welches sie von den übrigen indogermanischen Sprachen als eigenthümlich unterscheidet. Das Lateinische ist weder vom Griechischen abgeleitet, noch eine Mischsprache; in seinen Lautverhältnissen hat es einen alterthümlicheren Charakter als das classische Griechisch; daher die ältesten griechischen Dialekte, namentlich der äolische, dem Latein ähnlicher sind, als die späteren.

§. 76. Die litthauisch-slavische Familie.

4. Die litthauische und die slavische Familie berühren sich, ungefähr wie die griechische und lateinische, sehr nahe und müssen sich später von einander getrennt haben, als von

den übrigen indogermanischen Sprachen, zeigen aber zugleich bedeutende Unterschiede, besonders in der grammatischen Organisation. Namentlich ist das Litthauische in der Nominalbildung und Nominalflexion viel ursprünglicher, als das Slavische; dieses dagegen hat in der Conjugation eigenthümliche Vorzüge entwickelt (Schleicher S. 188).

Zum litthauischen Zweige gehören a) das eigentliche Litthauische oder Preussisch-Litthauische (zum Unterschiede von dem weniger reinen Polnisch-Litthauischen oder Samogitischen), die alterthümlichste der jetzt lebenden indogermanischen Sprachen. Sie hat unter anderem noch die 7 Casus des Sanskrit (d. h. auch den Instrumentalis und Locativ) und den Dualis; das Verbum sein lautet *esmi, essi, esti*; die ursprünglichen Lautverhältnisse sind fast durchaus in grofser Reinheit erhalten. Dies erklärt sich aus der Abgeschiedenheit des litthauischen Landvolkes von aller geschichtlichen Bewegung; wobei jedoch zu bewundern bleibt, dafs die Sprache als blofs gesprochene, nicht durch Schrift und Litteratur fixirte, nicht ausgeartet und verwildert ist. Sie lebt noch, ist aber dem Erlöschen nahe (Schleicher, S. 190 f.). — b) das Preussische, gewöhnlich Altpreussische genannt, in dem Küstenland östlich von der Weichsel bis in die Nähe der Memel gesprochen, ist schon gegen das Ende des 17. Jahrh. völlig ausgestorben, woran vorzüglich die Hochmeister des deutschen Ordens Schuld sind durch ihr hartes Regiment und Verfolgung ihrer nicht-deutschen Unterthanen. Das einzige uns erhaltene Denkmal dieser Sprache ist der auf Albrechts von Brandenburg (des letzten Hochmeisters im Anfange des 16. Jahrh.) Veranstaltung in dieselbe übersetzte Katechismus. — c) Das Lettische, die Volkssprache von Kurland und dem grofseren Theile von Liefland, litterarisch am meisten ausgebildet: aber es verhält sich zum Litthauischen ungefähr, wie das Italiänische zum Latein. Die grammatischen Formen sind abgeschwächt, und die ursprünglichen Lautverhältnisse in grofser Uebereinstimmung mit den slavischen Sprachen abgeändert.

Der slavische Zweig. Die eigentlich sogenannten slavischen Sprachen stehen zu einander in einem viel näheren Verhältnisse, als z. B. die zur germanischen Familie gehörigen Sprachen. In ihren Lautverhältnissen sind sie von dem ursprünglichen Organismus sehr abgewichen, besonders durch die Nei-

gung zu Zischlauten, welche sich in Folge des assimilirenden Einflusses des i oder j auf vorangehende starre Consonanten in grofser Fülle entwickelt haben. In ihren grammatischen Formen sind sie im Allgemeinen alterthümlicher und reicher, als die germanischen Sprachen geblieben. Sie haben noch die ursprünglichen 7 Casus bewahrt und eine besonders reiche und in ganz eigenthümlicher Weise entwickelte Conjugation (s. Schleicher S. 198 f.). Nur zur Bildung von Zusammensetzungen sind sie weit weniger fähig, als die deutsche und die griechische Sprache.

Die slavischen Sprachen zerfallen nach Dobrowsky in zwei Gruppen, zufolge einer nach historischen Berichten schon einige Jahrhunderte nach Chr. bestehenden Scheidung der Slaven in zwei Stämme, Anten und Slavinen. a) Die antische oder südöstliche Gruppe; hierzu gehört vor allem die altslavische Kirchensprache, die wir noch aus der Mitte des 11. Jahrhunderts kennen. Es ist die Sprache, in welche die Slaven-Apostel Cyrill und Methodius und ihre Nachfolger seit der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts die Bibel und andere religiöse Werke übertrugen, und sehr wahrscheinlich der Dialekt der alten Bulgaren (Schleicher, Die Formenlehre der kirchenslavischen Sprache S. 28). Das Neu-Bulgarische ist sehr verderbt. Aufserdem gehört zu dieser Gruppe das Russische (Grofs-, Klein- und Weifsrussisch), das Illyrische (d. h. 1) der serbische Dialekt, mit cyrillischen Buchstaben geschrieben; wenn mit lateinischen, so heifst er Illyrisch; 2) das Slovenische, wozu das Windische oder Krainerische, Kärnthnerische und Steirische gehört). — b) Die slawinische oder westliche Gruppe umfafst das Polnische oder Lechische, das Böhmische oder Tschechische, das Sorbische in der Lausitz und das Wendische. Die ostslavischen Sprachen sind weicher; aber die westslavischen besitzen eine vollkommnere Grammatik.

§. 77. Die germanische Familie.

5. Die germanische Familie, an deren Spitze als die alterthümlichste und reinste bekannte Mundart das Gothische steht (in der Bibel-Uebersetzung des Ulfilas aus der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. erhalten). Sie läfst sich mit Ausschlufs des Gothischen in drei Zweige theilen: a) Skandinavische

Sprachen: die schwedische, dänisch-norwegische und isländische; ihre gemeinsame Grundsprache ist das Altnordische oder Alt-Isländische (in den nordischen Sagen- und Religionsbüchern erhalten, den Eddas). — b) Niederdeutsche Sprachen: das Nieder- oder Plattdeutsche (älteste Gestalt das Altsächsische in der im 9. Jahrh. gedichteten altsächsischen Evangelienharmonie, Heliand, in allitterirenden Versen. Das Niederdeutsche hat seine eigene Litteratur bis 1622, wo die letzte niederdeutsche Bibel erschien); das Holländische und Vlamische oder Flamändische; das ausgestorbene Altfriesische und das Angelsächsische (der Kern der heutigen englischen Sprache). — c) Ober- oder hochdeutsche Sprachen: Mundarten Süddeutschlands und der Schweiz. Aeltere Grundsprache: das sogenannte Fränkische oder Althochdeutsche (zwischen dem 7. u. 11. Jahrhundert) und das Schwäbische oder Mittelhochdeutsche (zwischen dem 12. u. 14. Jahrh.). Seitdem bildet sich das Neuhochdeutsche, besonders durch Luther fest begründet, jedoch nicht bloſs auf dem Grunde des Oberdeutschen ruhend, sondern mehr eine aus der Vermittelung des Ober- und Niederdeutschen auf dem Grunde der obersächsischen Mundart erwachsene Cultur- und Schriftsprache. — Der durchgreifendste und augenscheinlichste Unterschied des Ober- und Niederdeutschen besteht in dem Lautsysteme der starren Consonanten oder Mutae. Diese sind im Niederdeutschen und in den skandinavischen Sprachen auf der Stufe des Gothischen stehen geblieben, im Oberdeutschen hingegen um eine Stufe weiter gerückt, so daſs niederd. p, t, k, oberd. f (pf), z, ch wird (s. unten den zweiten Theil, Lautwandel).

§. 78. Die celtische Familie.

6. Die Celten waren im frühen Alterthum das Hauptvolk im westlichen Europa, zunächst in Gallien, von da aus in Helvetien, ins südliche Deutschland, in Spanien, wo sie die Iberer besiegten, und in Britannien eindringend und sich niederlassend. Später werden alle jene Länder romanisirt. Dann tritt ein germanisches Element hinzu, so daſs in den neuen romanischen Sprachen das celtische Element sehr zurücktritt. Die romanisch redenden Schweizer und Belgier (Vallonen) sind Celten.

Es leben noch sechs celtische Dialekte, die unter zwei Zweige zu vereinigen sind (nach Dieffenbach's Benennung):

a) das Gadhelische, wozu das Irische oder Ersische in Irland, das Gaelische oder Hochschottische; und das Manische auf der Insel Man. Letzteres weicht sehr ab von den beiden ersten, welche einander sehr nahe stehen. — b) das Kimbrische oder Kymrische, wozu das Walisische in Wales, das Armorikanische in der Bretagne und das Cornische in Cornwall gehört. Das letzte ist vor etwa 60 Jahren ausgestorben. Die kymrischen Dialekte unterscheiden sich stärker von einander als die gadhelischen; diese aber, zumal das ältere Irische, sind alterthümlicher.

Das Celtische weicht, da es sich muthmaſslich am frühesten von dem gemeinsamen Stamme getrennt hat, am meisten ab von dem Typus der Ursprache. Es hat ganz eigenthümliche Lautgesetze, namentlich daſs der Anlaut der Wörter in vielen Fällen Veränderungen unterworfen ist unter dem Einfluſs des Auslautes des vorhergehenden Wortes (Bopp, Die keltischen Sprachen, und Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 368 ff.), ganz entgegengesetzt der gewöhnlichen (regressiven) Richtung der Assimilation in anderen Sprachen.

§. 79. Verhältniſs der Familien zu einander.

Einzelne Sprachfamilien dieses indogermanischen Stammes stehen einander näher, als jede derselben den übrigen Familien steht. So liegt das Germanische offenbar zwischen dem Celtischen und Slavischen, wie räumlich, so auch sprachlich in der Mitte, und hat mit beiden gemein, das Nordische mehr mit Celtischem, das Hochdeutsche mehr mit Slavischem (Grimm a. a. O. S. 41 u. 1030). Schleicher (Kirchensl. Formenlehre S. 10 ff.) führt zum Beweise für letzteres an die Uebereinstimmung vieler nur diesen beiden Familien eigenthümlichen Verbalwurzeln, so wie einzelne übereinstimmende Eigenheiten des Lautsystems und des grammatischen Formenbaues.

Die germanischen und celtischen Sprachen haben, abgesehen von dem ursprünglichen Gemeinbesitz, viele Wörter von einander entlehnt; und nicht immer läſst sich mit Bestimmtheit erkennen, weder ob ein Wort gemeinsam oder entlehnt ist, noch auch, in letzterem Falle, welche Sprachen entlehnt haben. Leo's Ansicht von dem Eindringen celtischer Elemente in die germanischen Sprachen ist sicherlich übertrieben (s. Leo, Die malbergische Glosse und Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum

Bd. II. Heft 3). Selbst wenn es nicht noch sehr problematisch wäre, ob die malbergische Glosse der leges Salicae (lateinisch geschriebene Gesetzsammlung der Sal-Franken aus dem 6. Jahrhundert, welcher Glossen beigefügt sind, die sich aus dem germanischen Sprachschatz noch nicht genügend erklären liefsen) celtisch ist, so würde daraus nur folgen, dafs die salischen Franken sich in ihren Rechtsbestimmungen, bei ihrer Festsetzung in den Niederlanden, ihren Mitbürgern und Unterthanen, den belgischen Celten, accommodirt haben.

Das ursprüngliche Erbgut der indogermanischen Sprachen ist ungleich vertheilt. Je weiter nach Osten, desto mehr finden wir davon erhalten. Die westlichsten Sprachen, die celtischen, haben sich am meisten von dem Urtypus entfernt. Dies erklärt sich aus der gröfseren oder geringeren Entfernung von dem Ursitze des Stammvolkes und der verschiedenen Zeit, in welcher die einzelnen Zweige desselben sich von ihm getrennt haben. Als der Ursitz ist das Hochland westlich von dem Gebirgsrücken des Mustag und Belurtag nach dem kaspischen Meere hin anzunehmen (Lassens Indische Alterthümer I. S. 526). Die westlichsten Völker mögen sich am frühesten auf die Wanderschaft begeben und überdies auf dem langen Zuge ihre Sprache eigenthümlicher gestaltet haben. Am spätesten scheinen die Arier (Perser und Inder) den Ursitz verlassen zu haben. Sie sind gleichsam der Rest jener indogermanischen Urbevölkerung, welche endlich in Persien und Indien eindrang *).

Interessant und wichtig ist die Untersuchung, wie weit in allen diesen stammverwandten Sprachen die Uebereinstimmung sich erstreckt, und wo die Verschiedenheit der besonderen Familien und Einzelsprachen beginnt. Die Uebereinstimmung des grammatischen Formensystems ergiebt den Standpunkt der Entwickelung des logischen Vermögens des Stammes vor seiner Verzweigung. Die allgemeine Grundlage ist hier zwar gemeinsam; vieles aber haben die Familien und selbst die Einzelsprachen selbständig entwickelt, so dafs die grammatischen Systeme der verschiedenen Sprachen vielfach und bedeutend von einander abweichen. Aus dem Vorrath von gemeinsamen Wörtern für die-

*) Die von dem Sanskrit-Stamme in Indien vorgefundenen Ureinwohner wurden südwärts gedrängt und allmählich überwunden. Ihre Sprachen aber dauern noch heute fort neben den sanskritischen Töchtersprachen in der Tamul-, Telinga-, Canara-Sprache u. s. w. Sie gehören vielleicht zum tatarischen Stamme. S.

selben Vorstellungen lassen sich wichtige Schlüsse ziehen auf den Cultur-Zustand, in welchem der Stamm vor seiner Trennung sich befand.

Aus den hierauf bezüglichen Untersuchungen von Kuhn (Zur ältesten Geschichte der indogermanischen Völker; ein Programm; wiederholt mit Zusätzen in Weber's Indischen Studien I.) und Grimm (Gesch. d. d. Spr. I.) ergiebt sich hauptsächlich Folgendes.

Fast vollständige Uebereinstimmung in den Ausdrücken nicht nur für die Familienglieder, sondern auch für Volk und Staat (König, Herrscher, Herr und Sklave) läfst schliefsen, dafs das indogermanische Urvolk bereits über den patriarchalischen Zustand hinaus war. Seine Hauptbeschäftigung war Viehzucht und auch schon Ackerbau. Es war ein seſshaftes Volk. Nach Grimm (S. 69) zeigt sich beim Ackerbau die Uebereinstimmung mit dem Sanskrit seltener als bei der Viehzucht. Die ausziehenden Hirten hatten noch manches gemein, wofür die späteren Ackerbauer schon besondere Wörter wählen mufsten. Dafs aber die Römer und Griechen dabei gewöhnlich schon den Deutschen und Slaven gleichstehen, spricht für sehr frühe Mitauswanderung der beiden letzten.

Näheres und vorzüglich die Ausdehnung dieser Betrachtung über das Gebiet der übersinnlichen Begriffe, der religiösen und philosophischen Anschauungs- und Denkweise s. bei Grimm.

§. 80. Sporadische Sprachen in Europa.

Sporadische Sprachen sind in Europa nur folgende zwei:

1. Die baskische Sprache in den Pyrenäen, ein Ueberrest des Alt-Iberischen, in ihren Wurzeln, wie in ihrem grammatischen Bau durchaus eigenthümlich (s. W. v. Humboldt im 4. Bande von Adelungs Mithridates, und: Ueber die Urbewohner Hispaniens; auch Schleicher a. a. O. S. 104 ff.). Man hat Aehnlichkeit zwischen ihrem grammatischen Bau und dem der nordamerikanischen Sprachen finden wollen. Dies würde immerhin noch nicht Stammverwandtschaft beweisen. Steinthal aber unterscheidet sie von den nordamerikanischen Sprachen, indem er letztere „vielzusammensetzend“, das Baskische „vielanbildend“ nennt, weil ihre Formen mehr den Charakter wirklicher Anbildung oder Flexion haben. Die Grenze zwischen Wort und Satz wird

aber auch hier nicht festgehalten und der Satz in manchen Fällen wie ein Nomen behandelt.

2. Das Albanische (in Albanien, westwärts von Serbien und Bulgarien). Die Albanesen werden für die einzigen Abkömmlinge der alten Illyrier gehalten, eines selbständigen Volksstammes, der im Alterthum nordöstlich vom adriatischen Meere wohnte. Sie heifsen bei den Türken Arnauten. Nach Schleicher (S. 138 ff.) ist ihre Sprache indogermanisch, und zwar sich zunächst dem Griechischen anschliefsend, nur in hohem Grade verderbt *).

§. 81. Einwanderung der Völker Europas.

Die Völker Europas sind in der Ordnung eingewandert, wie sie sich heute von West nach Ost erstrecken: Celten, Deutsche, Slaven; auf anderem Wege Lateiner und Griechen. Diese indogermanischen Stämme aber fanden in Europa schon Völker anderer Stämme vor, welche weggedrängt wurden: die Iberer nach Spanien, die Finnen nach dem Norden. Von dieser Berührung der Finnen mit den Deutschen zeigen sich Spuren theils im Gothischen, ganz besonders aber in den skandinavischen Sprachen.

§. 82. Nicht-indogermanische Sprachen Europas: das Finnische, Magyarische und Türkische.

Die finnischen oder (nach slavischer Benennung) tschudischen Sprachen theilen sich in eine westliche und östliche Gruppe. Zur westlichen gehört vor allem das Finnische im engeren Sinne mit vielen Volksliedern und einem langen Epos, Kalewala genannt, in allitterirender, reimloser Form; dann die Sprache der Esthen und Lappen. Die östliche Gruppe verbreitet sich im Ural und in Sibirien: die Sprache der Tscheremissen, Mordwinen, Vogulen, Syriänen, Permier, Ostjaken, Votjaken. — Charakteristisch ist in diesen Sprachen, wie in dem tatarischen Sprachstamme überhaupt, eine gewisse Vocalharmonie, gemäfs welcher die Vocale der Suffixe oder Flexionssilben mit denen der Stammsilben nach einem bestimmten Princip in Einklang gesetzt werden. Das Nähere bei Schleicher

*) Von Pott haben wir eine ausführliche Bearbeitung dieser Sprache zu erwarten. S.

S. 63 f., vgl. auch Kellgren, Die Grundzüge der finnischen Sprache mit Rücksicht auf den Ural-Altaischen Sprachstamm. Die Eigenthümlichkeiten der finnischen Sprachen werden hier überschätzt. Die grammatische Trefflichkeit einer Sprache beruht nicht auf dem Ueberfluſs der Formen, sondern darauf, daſs die wesentlichen grammatischen Kategorieen deutlich und passend bezeichnet werden (s. oben S. 177). Die finnischen Sprachen sind allerdings die vollkommensten des tatarischen Stammes, können aber den indogermanischen nicht an die Seite gestellt werden. Die Namen *Finnen* und *Aestier* kommen schon bei Tacitus vor, sind ihnen aber von den Germanen beigelegt. Der Finne selbst nennt sein Land *Suomi*, sich selbst *Suomalainen* (Sumpfland-Bewohner), Esthland *Viro*, den Esthen *Virolainen*; der Esthe selbst nennt sich *Tallo-Poig* (d. i. Erdensohn) oder *Maa-mees* (*aa* und *ee* = *ā*, *ē*; Landmann).

In neuere historische Zeit fällt die Einwanderung der Magyaren in Ungarn. Erst zu Ende des 7. Jahrhunderts kamen sie aus Asien in die Gegend zwischen Dniepr und Don, und erst 200 Jahre später, von den Petschenegen verdrängt, drangen sie unter Arpad nach Dacien vor und setzten sich 896 in Pannonien (Ungarn) fest, wo sie die vorgefundene slavische Bevölkerung sich unterwarfen. Ihre Sprache (die ungarische) ist sehr mit Wörtern aus den benachbarten Sprachen gemischt; aber ursprünglich und wesentlich gehört sie zu den finnischen Sprachen (s. Schleicher S. 86 ff.) und näher zur chazarischen Familie (nach Ladislaus Szalay; vgl. Allgemeine Monatsschrift für Wiss. u. Lit. 1852. Dec. S. 1059 ff.).

Die Türken endlich bilden die jüngste Einwanderung in Europa; sie nennen sich selbst *Osmanen* oder *Osmanlis*. Ihre Schriftsprache ist auſserordentlich mit arabischen und persischen Elementen gemischt.

§. 83. Alter der Sprachen.

Alle Hauptsprachen eines Stammes, welche unmittelbar aus der Ursprache selbst herzuleiten sind, haben wir als ebenbürtige Schwestersprachen anzusehen. Will man ihr gegenseitiges Altersverhältniſs bestimmen, so kann dies nicht so zu sagen nach der Zeit ihrer Geburt geschehen. Denn wenn wir selbst die Reihenfolge sicher bestimmen könnten, in welcher die einzelnen Stammsprachen sich von dem Urstamm trennten, so ist doch

mit dieser Trennung ihre Eigenthümlichkeit noch nicht entwickelt, was erst durch jahrhundertlange Getrenntheit geschieht. Das Princip für die Bestimmung der Altersverhältnisse der Sprachen eines Stammes ist vielmehr die Zeit ihrer Niedersetzung oder Consolidirung zu einer festen Form, in welcher sie uns vorliegen; oder mit anderen Worten die Entwickelungsstufe ihres geschichtlichen Lebens, auf welcher sie feste Gestalt gewonnen hat. Je nachdem diese Gestalt der Ursprache näher oder ferner steht, ist sie älter oder jünger. Das Deutsche z. B. hat sich höchst wahrscheinlich früher vom Urstamm abgetrennt als das Sanskrit; aber es steht der Ursprache ferner als dieses, darum nennen wir es jünger.

Wir nennen das Sanskrit die älteste Schwester der indogermanischen Sprachen, weil sie im Ganzen und Grofsen die Lautverhältnisse und den grammatischen Formenbau vollständiger, reiner, ursprünglicher erhalten hat. In einzelnen Erscheinungen jedoch wird sie an Alterthümlichkeit vom Alt-Persischen, Litthauischen, Lateinischen und Griechischen, selbst vom Gothischen übertroffen.

Kriterien für das relative Alter einer Sprache sind:

1) Für die Beschaffenheit der Laute: Vorherrschen der drei Urvocale a, i, u, und der einfachen, unerweichten (nicht gequetschten) und unverstärkten (nicht aspirirten oder assibilirten) Consonanten.

2) Silben-Einfachheit. Je complicirter die Silbe wird, d. i. je mehr Consonanten ein einziger Vocal trägt, desto jünger ist sie. Dies gilt jedoch nur für die Vergleichung von Stammsprachen; denn abgeleitete Sprachen vereinfachen die Silben der Muttersprache.

3) Wurzeln. Je einfacher ihr Lautstoff ist, je leichter sie sich aus der Sprache ausscheiden lassen, je erkennbarer der sinnliche Urbegriff und die symbolisch-bedeutsame Kraft ihrer Laute, desto alterthümlicher ist die Sprache.

4) Wörter und Wortformen. Die Sprache ist die ältere, in welcher die Affixa am leichtesten ablösbar sind und die deutlichste und kräftigste Lautform haben.

§. 84. Stammsprachen und abgeleitete Sprachen. Die romanischen Sprachen.

Die Stammsprachen können wir Sprachen primärer Formation nennen, sofern ihr Wortschatz nicht überwiegend mit

fremden Elementen gemischt und ihr grammatisches System nur nach eigenem (wenn auch einseitigem und oft zerstörendem) Bildungstriebe von innen heraus entwickelt und nicht durch ein neues Princip umgestaltet ist. In diesen Sprachen ist das Band nicht zerrissen, welches sie an die Ursprache knüpft; es ist keine fremde Gewalt störend dazwischengetreten. Sie wurzeln daher in dem natürlichen Boden und sind aus eigener Lebenskraft fortwährend bildsam und entwickelungsfähig, auch noch in ihren letzten Stadien.

Der Unterschied von todten und lebenden Sprachen ist für die Sprachwissenschaft nicht nur, sondern auch für die Natur der Sprache selbst sehr gleichgültig. Das Altgriechische und Lateinische sind jetzt historisch todt, ihrer inneren Natur nach aber noch immer lebendig und bildungsfähig. Dies beweisen die Terminologieen aller unserer Wissenschaften und aller Gebiete des Lebens. Eine Sprache kann historisch todt, d. i. als Volkssprache untergegangen, und doch ihrer inneren Kraft und ihrem Wesen nach noch lebendig oder der Wiederbelebung fähig sein. So hat besonders die griechische Sprache eine unverwüstliche Lebenskraft. Umgekehrt kann eine lebende Volkssprache innerlich abgestorben oder erstarrt sein.

Von diesen Stammsprachen unterscheiden wir abgeleitete Sprachen oder Sprachen secundärer Formation, welche aus einzelnen Stammsprachen durch völligen Verfall des alten Sprachstoffes und Hinzutreten oder überwiegende Einwirkung eines neuen, fremdartigen Elementes entspringen und nach einem neuen Principe umgeformt sind, also auf einer totalen Zerrüttung und Umformung des natürlichen Organismus der Stammsprache beruhen. Sie stehen in keinem unmittelbaren Zusammenhange mehr mit der Ursprache; sie sind von ihrem natürlichen Boden abgeschnitten, gleichsam entwurzelt. Daher ist der natürliche Lebenssaft in ihnen vertrocknet; die Bildsamkeit der Sprache erlischt gröfstentheils (vergl. Humboldt S. CCCX ff.). So die romanischen Sprachen als Tochtersprachen des Lateinischen.

Man kann fragen, ob dieser Unterschied zwischen primären und secundären Sprachen nur ein äufserlicher, historischer, oder ein wesentlicher ist; ob er also in einer eigenthümlichen Beschaffenheit des Volksgeistes und einer eigenthümlichen Stufe des Volksbewufstseins begründet ist, und somit rückwirkend auf den

Geist und Charakter der Nation einen bedeutenden Einfluſs übt. Letzteres muſs bejaht werden. Denn nicht nur ist dem Sprachforscher die primäre Sprache aus sich selbst erklärlicher, weil sie ihre Wurzeln und Gründe in sich trägt, während die secundäre Sprache überall sogleich auf fremdes Gebiet hinweist; sondern auch im Volksgeist ist das Gefühl der inneren Lebendigkeit und natürlichen Bildsamkeit der Sprache und des noch nicht aufgehobenen Zusammenhanges des Wortes mit seiner Wurzel ein unmittelbar wirksames Moment und „nicht einfluſslos auf die Tiefe der Geistigkeit, die Innigkeit der Empfindung und die Kraft der Gesinnung“ (Humb. S. CCCXII).

In neuester Zeit hat man diese wesentliche Verschiedenheit der secundären Sprachen von den Stammsprachen leugnen wollen (Aug. Fuchs, Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen. 1849). Die romanischen Sprachen seien nichts, als eine naturgemäſse Fortsetzung und Fortbildung der lateinischen Sprache und eben deſshalb als Vervollkommnung der lateinischen Sprache zu betrachten. Das genannte Werk aber, mit groſsem Fleiſse und Scharfsinn gearbeitet, beweist gerade das Gegentheil von dem, was es beweisen soll. Freilich sind die romanischen Sprachen nicht nur durch Verstümmelung und Zerstörung des Lateinischen entstanden, sondern auch durch den Aufbau eines neuen Systems, nur nach einem verschiedenen formalen Princip. Etwas anderes aber ist die stetige, natürliche Fortbildung einer Sprache, wie uns die Vergleichung der romanischen Sprachen mit dem Deutschen, welches Fuchs selbst herbeizieht, zeigen soll.

Das etymologische und grammatische Formensystem unserer heutigen neuhochdeutschen Sprache ist im Wesentlichen noch durchaus das nämliche, wie in den älteren Epochen unserer Sprache. Die Formen sind zwar abgeschwächt und reducirt; aber wir können unsere Wortbildungen und Flexionen in ununterbrochener Stufenfolge bis zum Gothischen zurück verfolgen. Die romanischen Sprachen haben hingegen das lateinische Wortbildungs- und Biegungs-System ganz aufgelöst und ein neues an die Stelle gesetzt, namentlich ersetzen Hülfswörter die Flexion. Einige Belege mögen diesen Unterschied klar machen.

Im lexikalisch-etymologischen Gebiete des Lateinischen und Deutschen läſst sich fast überall Stamm und Affix deutlich scheiden und der ganze Sprachschatz auf einfache Wurzelformen zu-

rückführen. Von französischen Wurzeln oder Wurzelformen kann nicht die Rede sein, kaum von Wortstämmen; denn auch diese sind fertig aufgenommen und meist mit den Endungen verschmolzen. Wenn aus *aqua — eau* wird, aus *pater — père*, aus *paucus — peu*, aus *videre — voir* u. s. w., wo bleibt da der ursprüngliche Stamm des Wortes? In *maison, raison* sind *mais*— und *rais*— für sich nichts; erst das ganze Gebilde hat eine conventionelle Bedeutung, während im Latein. *man-sio* der Stamm *man* auf *manere*; in *ratio* der Stamm *rat* auf *rat-us, re-or* deutlich zurückweist, und im Deutschen *Wohnung, Vernunft, Verstand* völlig durchsichtige Bildungen sind. — Das französische *jour* (it. *giorno*) vom lat. *diurnus* erscheint als Wortstamm in *journal, journée, ajourner*. — Aus dem mittel-lat. *disjejunare* wird zunächst *déjeûner*, dann *diner*; in dem scheinbaren Stamm *dîn* steckt also *disjejun*; aus dem mittel-lat. *met-ipsissimus, met-ipsimus* wird ital. *medesimo*, franz. *même*. — Der lexikalische Sprachstoff ist also hier als ein fertig Gegebenes aufgenommen, als ein todtes Material, das nur ein conventionelles, abstractes Leben erhält, dessen ordnendes Princip der Verstand ist.

Im grammatischen Gebiete sind die Genus-Unterschiede reducirt, die Casusendungen ganz abgeworfen. Hierdurch ist aber auch der syntaktische Bau der Sprache wesentlich verändert. — Das Verbum ist in der Bezeichnung der Tempora reicher als die lateinische Muttersprache (vergl. *amavi* = *j'aimai* u. *j'ai aimé*), aber nicht nur fehlt das einfache Passivum, sondern auch die Personal-Flexion ist zum Theil, zumal in der Aussprache, so unklar geworden, dafs das vorgesetzte Pronomen nicht mehr wie im Lateinischen entbehrt werden kann.

Solche Sprachen sind nur das Product grofser völkergeschichtlicher Bewegungen und gewaltsamer Katastrophen. Die englische Sprache entstand aus einer Mischung verschiedener Volksstämme; die romanischen Sprachen sind das Resultat des Sieges eines neuen weltgeschichtlichen Princips, des germanisch-christlichen, über das alt-römische, und einer dadurch bedingten Verschmelzung beider Elemente zu neuen Gestaltungen.

So entstehen neue Völker und mit ihnen neue Sprachen. In diesen bildet eine der alten, die lateinische, den Hauptstamm, welche aufgelöst und mit fremden Elementen vermischt wird. Aber erst dadurch werden neue Sprachen, dafs in die aufgelösten Elemente neue organisirende Principien eintreten, welche ge-

mäfs den individuellen Volksgeistern dem Sprachstoff eine individuelle Einheit verleihen. Denn ohne solche innere Einheit, welche die Sprache zu einem in sich zusammenhängenden System verknüpft, ist keine wirkliche Sprache denkbar *). Die romanischen Sprachen sind also Töchter der lateinischen Sprache, auch in dem Sinne, dafs mit ihnen an die Stelle der absterbenden Mutter jugendlich frische Sprachindividuen mit selbständiger Eigenthümlichkeit auftreten.

Der neue Weltgeist, welcher den alten Sprachstoff mächtig durchdrang und wiederbelebte, hat die romanischen Sprachen schnell zu gebildeten Schriftsprachen reif gemacht und eine von der antiken Poesie specifisch verschiedene romantische erzeugt. Die deutsche Litteratur reifte viel langsamer, die mittelalterliche sowohl, wie die neuere, und zeigt lange Zeit eine gewisse Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit und Steifheit in der Bewegung der Sprache. Der alterthümliche, naturwüchsige Sprachbau leistet dem neu eindringenden Geiste lange einen schwer zu überwindenden Widerstand. Es ist hier wie mit Individuen. Frühreife ist sehr oft ein Beweis der Oberflächlichkeit. Tiefere Anlagen pflegen sich langsam zu entwickeln, dann aber desto reichere Früchte zu tragen.

Nun etwas Näheres über die einzelnen, hierher gehörenden Sprachen: die romanischen, die neugriechische, die englische.

Die romanischen Sprachen sind: 1) die italiänische; 2) die wallachische oder dako-romanische (von den Wallachen selbst die romänische genannt) in der Wallachei, Moldau nebst den angrenzenden Reichen Ungarns, Siebenbürgens und Bessarabiens, auch in Macedonien und Thracien, der italiänischen am nächsten stehend, aber mit vielen slavischen und anderen fremdartigen Elementen gemischt, bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sogar gewöhnlich mit slavonischen (cyrillischen) Buchstaben geschrieben; 3) das Spanische; 4) das Portugiesische; 5) das Provenzalische, auch Occitanische genannt (langue d'oc), die Sprache des südlichen Frankreichs und nordöstlichen Spaniens, jetzt nur Volkssprache, früher seit dem 10. bis zum 14. Jahrhundert Schriftsprache mit reicher poetischer Literatur: Sprache und Poesie der Troubadours. Seit dem 14. Jahrhundert durch das Ueber-

*) Vergl. auch meine Recension des Fuchsschen Buches in der Halleschen Allg. Lit. Zeit. 1849. Aug. S.

gewicht der (nord-) französichen Sprache zum Volksdialekt herabgedrückt; 6) das Französische, ehemals nur in Nord-Frankreich. Man kann noch hinzufügen 7) das Rhäto-Romanische oder Churwälsche in Graubündten, welche Sprache jedoch bei ihrer rohen, mit Neudeutsch seltsam gemischten Beschaffenheit nicht als unabhängige Schwester der übrigen romanischen Sprachen gelten kann, sondern nur (nach Diez) als Mundart des Provenzalischen.

§. 85. Die altitalischen Völker.

Zunächst Einiges über altitalische Völkerverhältnisse. Wir haben vor allem die Ansiedelung fremder Völker auszuscheiden, die in alte, aber doch historisch erkennbare Zeit fallen: 1) phönicischer (carthagischer) Abkunft auf Sicilien und Sardinien; 2) der griechischen Colonieen in Unteritalien und Sicilien; 3) der Celten in Gallia cisalpina. Davon abgesehen lassen sich im alten Italien fünf wesentlich unterschiedene Volks- und Sprachstämme aufzeigen: 1) Iberer, besonders westlich auf den drei Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica; minder erkennbar auf dem Festlande Italiens; 2) Illyrier, an der Ostküste Italiens; die Heneter oder Veneter sind (nach Herodot I. 196) illyrischen Stammes; 3) Etrusker oder Tusker, deren Sprache nach den erhaltenen Resten weder zum indogermanischen, noch irgend einem anderen Stamme gerechnet werden kann; 4) der sikulische oder messapische Volksstamm steht nach den erhaltenen Inschriften gleichfalls für sich allein; endlich 5) der latinische Stamm (Zweig des indogermanischen Stammes), der bei seiner Einwanderung, wahrscheinlich durch die Nordost-Ecke Italiens, jene ihm fremden Stämme schon als ansäfsig vorfand und sie verdrängend oder bei Seite schiebend, allmählich bis an die Südspitze Italiens vordrang. Dieser Stamm zerfällt nun aber wieder in mehrere Zweige, die als Volkssprache lange Zeit neben der lateinischen Sprache existirten: Umbrisch, Sabinisch, Oskisch und Römisch.

Von diesen latinischen Volkssprachen haben wir nur aus Anführungen der Alten, einigen Inschriften und Münzen eine ärmliche Kenntnifs; am wenigsten von dem Sabinischen, am meisten von dem Oskischen (in welches die verschiedenen sabinischen Tochterstämme: Samniter, Marser, Marruciner u. s. w., die Niebuhr unter der Benennung sabellische Völker zusammenfafst, untergegangen waren, so dafs im ganzen südlichen Italien,

auch in Campanien und Samnium, oskisch gesprochen wurde) und von dem Umbrischen (aus den sieben eugubinischen Tafeln, von Iguvium, dem heutigen Gubbio oder Ugubio so genannt). Das Oskische zeigt sich hiernach dem Lateinischen in Worten und Formen eng verschwistert; das Umbrische entfernt sich etwas weiter und hat manches Fremdartige, woraus sich auf die Einmischung eines nicht-latinischen, vielleicht tuskischen, Elements schliefsen läfst. Im Wesentlichen aber erscheinen beide Sprachen als ältere, weniger abgeschliffene, schwerfälligere Dialekte der gebildeten lateinischen Schriftsprache gegenüber (aufser den neuesten Hauptschriften von Aufrecht und Kirchhoff, Mommsen vergl. den lehrreichen Aufsatz von Kirchhoff: Zur altitalischen Sprachkunde, in der Allg. Monatsschrift für Wiss. u. Lit. 1852. Sept.).

§. 86. Verfall des Lateinischen. Mittellatein. Bildung des Romanischen.

Den Verfall der lateinischen Sprache mufs man seinen Ursachen nach viel früher setzen, als in die Periode, wo derselbe in neuen Gestaltungen offenbar wurde. Die lateinische Sprache wurde schon während des Bestehens der römischen Macht in den Provinzen anders als in Latium, und selbst hier vom Volke anders gesprochen als von gebildeten Städtern; die Schriftsprache aber entfernte sich schon mit der classischen Periode und darauf immer mehr vom Boden des Volkslebens und wurde zum Kunstproduct. Neben der rein lateinischen Schriftsprache (sermo urbanus) bestand nach dem Zeugnisse der Alten selbst und vielfachen Spuren eine lingua romana rustica (s. bei Diez, Grammatik der romanischen Sprachen, S. 7 ff. ein Verzeichnifs lateinischer Wörter, welche theils von den Alten selbst als der lingua rustica oder vulgaris angehörend angeführt werden, theils erst im letzten Jahrhundert des westlichen Kaiserthums zum Vorschein kommen) und mehrfache Provinzial-Dialekte (sermo peregrinus) mit Abweichungen in der Aussprache, Solöcismen in den Constructionen, nachlässiger und theilweise wohl schon in Umschreibungen aufgelöster Flexion. Aus diesen Volkssprachen, nicht zunächst aus der classischen Latinität, flossen die romanischen Sprachen.

Indem nämlich das römische Gemeinwesen und gleichmäfsig die Litteratur verfiel, mufsten die Eigenthümlichkeiten der Volkssprachen überwiegend werden, und die provinzielle Entartung

ging immer weiter, je lockerer die Bande wurden, welche die Provinzen mit dem Ganzen verknüpften, und je weniger das Provinzielle durch den überwiegenden Einfluſs einer imponirenden classischen Litteratur niedergehalten wurde. So wie früher die Sprache der Römer die übrigen italischen Volks-Idiome sich unterworfen und assimilirt hatte, so ging die lateinische Sprache jetzt wieder unter in den Provinzial-Dialekten, in welchen gewiſs manche Elemente der alten lateinischen Volkssprachen zurückgeblieben waren.

Die germanischen Einwanderungen und Eroberungen vollendeten nun, was auf solche Weise bereits vorbereitet war. Es war nicht mehr bloſs ein allmähliches Ausarten der alten Sprache, sondern ein Zerschlagen ihrer wesentlichen Formen. Der neu hinzutretende Volksgeist aber gab zugleich dem Sprachstoff ein neues belebendes und zur Einheit gestaltendes Princip.

Während in den verschiedenen Ländern die Volkssprache auf solche Weise eigenthümliche Wege einschlug, diente als gemeinsame Sprache des Staates, der Kirche und der Wissenschaft das sogenannte Mittellatein. Dies ist weder eine Volkssprache, noch eine nach den Regeln des Altlateinischen künstlich fortgebildete Sprachform, sondern, so weit es von diesem abweicht ein Aggregat romanischer und germanischer Elemente, daher es die verschiedensten lebenden Mundarten abspiegelt (Diez S. 22 ff.). Die Bestandtheile des Mittellateinischen sind, nach quantitativer Rangfolge geordnet: 1) Lateinisch, theils altes, auch aus den lateinischen Volksidiomen geschöpftes, theils neugebildetes, oder alte Wörter mit neuer Modification des Sinnes; 2) Deutsch; 3) Celtisch; 4) Griechisch, besonders Byzantinisch (mit bedeutender Einwirkung der Kreuzzüge; 5) in Süd-Frankreich und Spanien auch das Iberisch-Baskische und das Arabische.

Das Latein behauptete sich aber im Mittelalter nicht allein als die allgemeine Schriftsprache des Staats und Rechts, der Kirche und Wissenschaft; die todte Sprache wurde noch einmal zu einem neuen frischen Leben erweckt in der vorzüglich in Frankreich seit dem 12. Jahrhundert blühenden geistlichen und weltlichen Poesie, die in den Schulen und Klöstern gepflegt wurde oder von denselben ausging. In den christlichen Hymnen dieser Zeit, so wie andererseits in den weltlichen Liedern, deren Gegenstand Liebe, Wein, Spiel und gesellige Genüsse ausmachen und die besonders von den sogenannten Vaganten

oder fahrenden Schülern gedichtet und verbreitet wurden, ist echte, ursprüngliche Poesie, nicht Nachahmung der classischen, altrömischen Dichtung. Daher wird auch die poetische Form hier in eigenthümlicher, dem neuen Geiste entsprechender Weise behandelt; der Versbau ist nicht nach der Quantität geregelt; sondern die Verse sind nur nach der Silbenzahl und dem Accent gemessen und durchaus mit Reimen versehen (s. Giesebrecht, Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder, in der Allgem. Monatsschr. 1853. Januar S. 10 ff.).

Neben diesem Latein und den romanischen Volksdialekten bestand nun in den seit dem 5. und 6. Jahrhundert von germanischen Völkern besetzten römischen Provinzen anfangs die deutsche Sprache der verschiedenen germanischen Stämme. Es lebten zwei Völker auf einem Boden zusammen: das deutsche als herrschendes, das romanische als unterwürfiges und minder geachtetes. Dieses aber nannte seine Ueberwinder nach altem Brauche *barbari* und deren Sprache *lingua barbara*, sich selbst aber *Romani* und ihre Sprache *lingua romana*. (Ueber die mannigfaltigen von Rom abgeleiteten Benennungen für Völker, Sprachen und Geistesproducte vergl. Pott in der Allg. Monatsschrift 1852. November. S. 937 ff.).

Es gehörten Jahrhunderte dazu, bis die Eingewanderten sich ihrer lingua barbara begaben. Es mufste ihnen Ueberwindung kosten, die Mundart der geringeren Classe anzunehmen; allein der beständige Verkehr und die Mischung beider Völker duldete endlich keine Verschiedenheit der Sprache mehr. Die Ueberwinder mufsten ihre Sprache in der herrschenden der gröfseren Volksmenge untergehen lassen, welche zugleich die abgeschliffnere und der lateinischen Schriftsprache näher stehende war. In Frankreich scheint sich der Gebrauch der deutschen (fränkischen) Sprache bis zur Theilung des karolingischen Reichs (Vertrag von Verdun 843), ja im Norden des Landes bis zum Ende des 9. Jahrhunderts erhalten zu haben. In Italien blüht das Longobardische noch zur Zeit des Paulus Diaconus († gegen 800. Diez S. 48).

Nach diesem Erlöschen der deutschen Volkssprachen und dem Verschmelzen des deutschen Volksgeistes mit dem romanischen (im 9.—11. Jahrhundert) beginnt nun die immer selbstständigere Ausbildung der romanischen Sprachen, die allmählich zu Schriftsprachen reifen.

§. 87. Die einzelnen romanischen Sprachen.

Die italiänische Sprache ist die am wenigsten gemischte romanische Mundart; kaum ein Zehntel ihrer einfachen Wörter ist unlateinisch. Sie hiefs früher schlechtweg *lingua vulgaris, romana*; dann bis auf Dante's Zeit sicilianisch, weil sie ihren eigentlichen Mittelpunkt in Palermo hatte; nachher, als Florenz sich in der Kunst der Rede auszeichnete, durch Dante, Petrarca, Boccaccio, toscanisch. Ihr Gebrauch unter den Gebildeten des Landes findet sich seit dem 10. Jahrhundert bezeugt. Die italiänischen Sprachdenkmäler beginnen erst gegen Ende des 12. Jahrhunderts und sind poetisch (Diez S. 58 ff.). — Mit der gebildeten italiänischen Schriftsprache verhält es sich übrigens ganz ähnlich wie mit dem Hochdeutschen; sie wird in keinem Bezirk Italiens als Volkssprache rein gesprochen. Fernow in seinen Römischen Studien (Bd. 8) zählt 15 Haupt-Mundarten, von denen die toscanische wieder 6 Untergattungen hat. Und schon Dante in seiner merkwürdigen Abhandlung: Dell' eloquenza vulgare führt 14 verschiedene italiänische Sprachen auf; er verwirft sie aber alle und behauptet, es sei eine edle, allgemeine Sprache, eine Hof- und Reichssprache nöthig, damit eine gemeinschaftliche Litteratur für ganz Italien geschaffen werden könne, wozu er selbst den Grund gelegt hat.

Die wallachische Sprache hat die wenigsten deutschen Elemente, kaum 70 bis 80 deutsche Wörter, dafür aber desto mehr slavische, albanesische, griechische, ungarische, türkische. Kaum die Hälfte ihrer Bestandtheile ist lateinisch geblieben. Auch ist in ihr am wenigsten ein neues einheitliches Princip gestaltend durchgedrungen; sie hat am meisten den Charakter roher Mischung behalten. Ihre geringfügige Litteratur beginnt erst 1580 und ist gröfstentheils geistlichen Inhalts. Die Wallachen sind die Nachkommen der alten Dacier, deren Sprache uns unbekannt ist.

Die spanische Sprache ist stark gemischt. Mit dem 5. Jahrhundert beginnen die Einwanderungen der germanischen Völker; im 6. und 7. herrschten Byzantiner im Süden, seit dem 8. Araber fast über die ganze Halbinsel. Daher hier neben dem Germanischen auch viele arabische Wörter. Die Grammatik aber steht dem Latein noch näher als im Italiänischen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts entsteht das Epos vom Cid (verschieden von den späteren Romanzen). Das heutige Spanien be-

sitzt drei Haupt-Mundarten: die castilianische (vorzugsweise spanisch genannt), die catalonisch-valencianische, die sich dem Provenzalischen anschliefst, und die gallicische, die

der portugiesischen Sprache nahe steht. Diese, zwar dem Castilianischen nahe verwandt, behauptet jedoch durch wichtige lautliche und grammatische Eigenthümlichkeiten ihre Selbständigkeit. Ihr Wortgehalt ist fast ganz der des Spanischen. Wir haben in ihr lyrische Dichtungen aus dem Ende des 12. Jahrhunderts.

Provenzalisch und Französisch erwuchsen ungefähr aus gleichen Stoffen. Ursprünglich scheint, grammatisch betrachtet, in ganz Gallien eine und dieselbe romanische Sprache geherrscht zu haben, nur mit landschaftlichen Verschiedenheiten. Von dieser gemeinsamen Sprache Frankreichs, die wir aber nicht mit Raynouard für die Muttersprache aller romanischen Sprachen halten dürfen, besitzen wir noch ein merkwürdiges Document in den Eidformeln vom Jahre 842 bei dem Bunde zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen zu Strafsburg gegen ihren treulosen Bruder Lothar, von Ludwig in romanischer, von Karl in fränkischer Sprache geschworen, in beider Gestalt erhalten (Schilters Thesaurus II. p. 240). Seit dem 10. Jahrhundert trennt sich die französische Sprache durch Abplattung der Formen von der provenzalischen*), welche sich alterthümlicher erhält und dadurch für die Etymologie der romanischen Sprachen die wichtigste Stelle unter diesen einnimmt (s. Mahn, Die Werke der Troubadours in prov. Sprache. Vorrede S. III—X).

Im Französischen ist die Mischung geringer als im

*) Der obigen Ansicht von einer gemeinsamen Sprache Frankreichs, der Mutter des Französischen und Provenzalischen, scheint mir der Umstand entgegenzustehen, dafs die provenzalische Sprache gar nicht auf Süd-Frankreich beschränkt ist, sondern, der natürlichen Grenzen spottend, auch jenseits der Pyrenäen im nordöstlichen Spanien gesprochen wird, wie sie andererseits in das nordwestliche Italien hineinragt. Dieselbe Ursache, welche das Provenzalische so ausdehnte, mufste sie auch vom Nord-Französischen und vom Spanischen ursprünglich trennen. Ueberlege ich nun, was Süd-Frankreich mit West-Spanien gemein hat, so ist dies die reine iberische Bevölkerung, während in Nord-Frankreich Celten, im übrigen Spanien Celtiberer wohnten. So findet die provenzalische Sprache weniger eine territoriale als ethnologische Begrenzung, welche aber gegen eine ursprüngliche Einheit des Provenzalischen mit dem Französischen spricht. Die Eidformeln erledigen sich durch die Annahme des Verfassers: „dafs die verschiedenen romanischen Volkssprachen ursprünglich einander ähnlicher waren und sich dann erst schärfer sonderten und individueller ausbildeten". S.

Spanischen, stärker als im Italiänischen. Die altfranzösische Litteratur seit dem 11. Jahrhundert, blüht am Ende des 12. und im 13. Jahrh. (Fabliaux d. i. Mährchen und Erzählungen und epische Volksromane); die neufranzösische seit Franz I. (vergl. über die romanischen Sprachen aufser Diez auch Delius in Schleicher's Sprachen Europa's).

§. 88. Das Neugriechische.

Die neugriechische Sprache ist ihrer Entstehung nach sehr wesentlich von den romanischen Sprachen verschieden. Die altgriechische ist eines langsamen Todes gestorben, nachdem sie mit dem Untergange des altgriechischen Volksgeistes längst ausgeartet war. Das griechische Kaiserthum wurde oft durch Verheerungen fremder Völkerzüge heimgesucht, und die Griechen werden endlich unter der Herrschaft der Türken schwer bedrückt. So mufste der Organismus ihrer Sprache bei sinkender Kraft des Nationalgeistes und dem Eindringen vieler fremdartigen Elemente völlig zerrüttet werden.

Man kann, abgesehen von der vorhistorischen Zeit, fünf Perioden der griechischen Sprache unterscheiden (vgl. Schleicher, Zur vergl. Sprachengeschichte S. 162 ff.): 1) das classische Zeitalter: a) Zeit der frei neben einander blühenden Dialekte, von Homer bis Pindar; b) die attische Periode; 2) das alexandrinische Zeitalter: Entwickelung der *κοινὴ γλῶσσα* aus dem Attischen; 3) das römische Zeitalter; 4) das byzantinische, seit Verlegung des Kaisersitzes nach Constantinopel. Entschiedener Uebergang ins Neugriechische durch Verwandlung der alten quantitirende Sprache in eine Accentsprache (politische Verse seit dem 12. Jahrh.) und Verfall und Auflösung der Formen. Die Sprache heifst romäisch *ῥωμαικὴ γλῶσσα* (von *Νέα Ῥώμη* als officielle Benennung für Byzanz); 5) das neugriechische Zeitalter seit 1453. Die Sprache gewinnt mehr und mehr einen modernen Charakter. Im 16. und 17. Jahrhundert tritt der Reim in die griechische Volkspoesie ein, die seit dem 18. Jahrhundert durch den Aufschwung der griechischen Nationalität einen reicheren Gehalt und volleren Ton gewinnt. Zu einer selbständigen, eigenthümlich gebildeten Litteratur hat es die neugriechische Sprache nicht gebracht.

Es trat also bei den Griechen nicht, wie in den romanischen Ländern, ein neues Lebensprincip in den Sprachstoff. „Es

entsteht keine reine, neue Schöpfung; die veraltete Sprache dauert fort, nur in beklagenswerther Entstellung“ (Humboldt S. CCCIX). Das Neugriechische ist keine Tochter des Altgriechischen, sondern ein verfallenes Altgriechisch.

Haupt-Unterschiede des Neugriechischen vom Altgriechischen (Schleicher S. 136 ff.): 1) Lautentstellungen nur in der Aussprache, nicht in der Schrift; Aussprache des *ει*, *οι*, *η*, *υ* wie i; *ζ* wie franz. z, *φ* wie f, *β* fast wie w. 2) Völlige Verdrängung der Quantität durch den Accent. 3) Entartung der Flexionsformen. Die Declination ist erhalten; nur ist der Dativ wenig gebräuchlich. Die Conjugation schliefst sich in den meisten Formen dem Altgriechischen nahe an; obwohl manche neue umschreibende Formen entstanden sind. Der Dualis ist in Declination und Conjugation verloren gegangen; so auch der Optativ; aber das Passivum besteht noch. 4) Vermischung der Sprache mit fremden Wörtern, besonders in der Volkssprache, während die Schriftsprache sich davon rein zu erhalten und sich auch in grammatischer Beziehung dem Altgriechischen zu nähern sucht. Dieses Streben ist wohl im Neugriechischen möglich; der ähnliche Gedanke aber, die romanischen Sprachen dem Lateinischen näher zu bringen, konnte selbst einem Spanier oder Italiäner des 12. Jahrhunderts nicht mehr einfallen. Dies macht den Unterschied zwischen dem Romanischen und Neugriechischen besonders überzeugend (Humboldt S. CCCIX).

§. 89. Die englische Sprache.

Die englische Sprache, die jüngste und ihrem lexikalischen Stoffe nach vielleicht die gemischteste aller gebildeten Sprachen Europas. Von der alten celtischen Ursprache des Landes bewahrt das Englische die wenigsten Reste. Seit Cäsars Eroberung dringt die lateinische Sprache auch in Britannia ein, kann aber hier nicht so tiefe Wurzel fassen, wie in anderen römischen Provinzen. Um 450 beginnen die Angelsachsen einzuwandern, unterwerfen oder vertreiben die alte celtische Bevölkerung und machen ihre Sprache zur herrschenden. Um 780 fallen die Dänen ein; das Dänische floſs mit dem Angelsächsischen leicht zusammen. Seit der normännischen Eroberung 1066 tritt zum Sächsisch-Dänischen das Normännisch-Französische hinzu, welches schon an sich ein Gemisch von Nordfranzösisch, Dänisch und Celtisch war. Seit dem Anfang des 13. Jahr-

hunderts kommen neue französische und allmählich auch, zunächst für die Schriftsprache, lateinische Elemente hinzu, und aus diesem Gemenge gestaltete sich seit der zweiten Hälfte des 14. und im 15. Jahrhundert allmählich die jetzige englische Sprache. Lange Zeit bestand neben dem Angelsächsisch-Dänischen das Normännisch-Französische; jene als Volks-, diese als Hofsprache. Erst die späteren Kriege gegen Frankreich entschieden für jene. Eduard III. (von 1327—1377) erliefs ein Decret, wonach das Angelsächsische für die einzige Nationalsprache erklärt wurde; aber das Normännisch-Französische war schon zu sehr verbreitet und liefs sich nicht mehr ausrotten. So kämpften beide Sprachen lange mit einander, entlehnten einander Wörter und Wendungen, und modificirten einander so lange, bis sie endlich zu einem gemeinschaftlichen Idiom zusammenflossen (s. Thommerel, Recherches sur la fusion du Franco-Norman et de l'Anglo-Saxon. Paris 1841).

Eine merkwürdige, in ihrer Art einzige Erscheinung ist es, wie der kräftige englische Volksgeist und der klare praktische Verstand dieser Nation diese verworrene, dem Stoffe nach so ungleichartige Masse bewältigt und zu einer einheitlichen Sprachform ausgeprägt hat, die sich durch grofse Einfachheit des grammatischen Systems und strenge Beschränkung auf den formellen Ausdruck der durchaus erforderlichen logischen Kategorieen bei grofser Feinheit in der Nuancirung der Begriffe durch umschreibende Hülfswörter auszeichnet. Die Grundform, welche das Ganze durchdringt, ist wesentlich germanisch geblieben; nur ist der grammatische Formenbau durch den analysirenden Verstand aufgelöst und auf ein Minimum der wesentlichsten Formen reducirt. Alles ist nur auf den Zweck der schnellen Verständigung berechnet; was diesem nicht dient, was der sinnlichen oder phantastischen Anschauung der ursprünglichen Sprachbildung angehört, ist getilgt; so das Geschlecht der Nomina. Nur in der Menge der ablautenden (sogen. irregulären) Verba zeigt sich noch die ursprüngliche sprachbildende Kraft und die Herrschaft des germanischen Princips. Die Sprache ist daher auch trotz ihrer gröfseren Mischung doch weniger als die romanischen ihrem natürlichen Boden entrissen und hat mehr innere Lebendigkeit und Bildsamkeit (Compositionsfähigkeit). — In dem lexikalischen Material entstehen durch das Nebeneinanderbestehen germanischer und romanischer Wörter von wesentlich gleicher

Bedeutung eine Menge Synonyma, welche entweder durch Nuancirung der Bedeutung unterschieden werden oder auch besonders so, dafs das germanische Wort das volksmäfsigere, poetischere (weil organischere, dem natürlichen Kern der Sprache angehörende), das romanische hingegen das prosaische, conventionelle, technische ist, weil es weniger Tiefe hat, mehr ein scharf begrenztes, äufserlich angeeignetes Begriffszeichen ist; z. B. *deed, act, action; dale, vale; heavenly, celestial; to heal, to cure; holy, sacred; to help, to aid.* Die germanischen Benennungen gehören mehr dem Natürlichen, unmittelbar Lebendigen, die romanischen mehr dem Künstlichen, Gemachten, Zubereiteten an. Spricht der Engländer (als Bauer oder Viehzüchter) von seinem lebendigen Schlachtvieh, so ist er Sachse und sagt: *ox, sheep, calf.* Handelt es sich aber von dem Fleisch der Thiere, also in der Küche oder bei Tafel, so ist er Normann und sagt: *beef, mutton, veal* (*veau*). — Etwa zwei Drittel der englischen Wörter mag sächsisch sein. In der Anwendung aber ist das Verhältnifs beider Bestandtheile verschieden nach der Gattung und dem Charakter der litterarischen Producte. In 5 Versen der Genesis in der englischen Bibel hat man unter 130 Wörtern nur 5 nicht-sächsische gezählt; so ist auch bei echten Volksschriftstellern, z. B. dem witzigen Swift, das sächsische Element weit überwiegend, wie 9 : 1; hingegen bei den classischen Geschichtschreibern Hume und Gibbon, bei dem Uebersetzer des Homer, Pope, überwiegt das romanische und lateinische Element. Bei Shakespeare soll das Verhältnifs des Sächsischen zum Romanischen wie 3 : 2 sein, also normal, wie in dem englischen Sprachschatz überhaupt.

Es scheint das Schicksal aller primitiven Stammsprachen zu sein, in Sprachen secundärer Formation unterzugehen. So das Sanskrit, das Zend, das Griechische, das Lateinische. Die lebenden Volkssprachen Indiens *) stehen zum Sanskrit, das Neupersische zum Altpersischen in ganz ähnlichem Verhältnisse, wie die romanischen Sprachen zum Latein, oder das Neugriechische zum Altgriechischen.

*) nämlich sanskritischen Ursprungs; vergl. oben S. 190. Anmkg. S.

Zweites Kapitel.

Historische Entwickelung der Sprache.

Wir haben in der ersten Abtheilung die vorgeschichtliche Entwickelung der entstehenden Sprache betrachtet. Ein anderes ist der weitere geschichtliche Proceſs der ihrem Wesen nach vollendeten Sprache, die Veränderungen, welche die Sprache in ihrem ferneren Leben erleidet. Besteht jene Entwickelung in ihrer allmählichen Organisirung, so kann die weitere Veränderung nur allmähliche Auflösung, Desorganisirung sein: Trennung des sinnlichen und geistigen Elements und dadurch zunehmende Befreiung des Geistes, Vergeistigung der Sprache.

Hier nur die wesentlichen Momente der Sprachgeschichte ohne genaueres Eingehen ins Detail.

§. 90. Auflösung des ursprünglichen Organismus. Homonymie und Dittologie.

In der Ursprache ist alles organisch, d. i. völlige Durchdringung von Laut und Begriff. Kein Laut ohne Bedeutung; keine Vorstellung oder Denkbestimmung ohne entsprechenden Laut. Man kann zugeben, daſs die Bedeutung mancher Lautform erst später schärfer bestimmt und begrenzt, die Lautform also anders verwendet wurde, als in ihrer ursprünglichen Bedeutung; auch daſs die Masse der Formen später reducirt, und das Formensystem vereinfacht und geregelt worden ist. Aber eine bedeutungslose Lautform ist undenkbar; denn die Lautform ist nur die unmittelbare Manifestation eines geistigen Inhalts. Und eben so wenig ist eine Vorstellung denkbar, die nicht im Laute fixirt wäre; denn sie wird für den Geist erst, indem er sie äuſserlich darstellt.

Wenn wir aber auch in den ältesten uns bekannten Sprachen schon rein phonetische Elemente (bloſs euphonische Laute) finden, so ist dies ein Beweis, daſs auch diese Sprachen den Standpunkt der Ursprache bereits überschritten haben und sich schon in dem ersten Stadium der Desorganisirung befinden.

Nach diesem Princip der organischen Einheit von Laut und Begriff kann mithin auch jede Wurzel für einen und denselben sprachschaffenden Menschenstamm nur einen Sinn haben; mehrdeutige Wurzeln sind undenkbar. Dem scheint zu widerspre-

chen, dafs wir im Chinesischen und auch im Sanskrit eine Menge Wurzeln finden, denen bei lautlicher Identität ganz verschiedene Bedeutungen beigelegt werden. Dies ist so zu erklären: 1) die scheinbar ganz verschiedenen Bedeutungen können in einer für uns verdunkelten Urbedeutung zusammenfallen und sich daraus entwickelt haben; 2) die ursprünglich verschiedene Lautform zweier Wurzeln kann in Folge der Desorganisirung in eine Form zusammengeflossen sein.

Bei späterer Desorganisirung und Mischung der Sprachen kommt der Fall häufig genug vor, dafs mehre ursprünglich bestimmt unterschiedene Wörter in eine Lautform zusammenfliefsen (vergl. Pott, Etymol. Forschungen I. S. 148. 72). Z. B. im Französischen: *en* = lat. *in* (*en ville*) und = *inde* (*va-t-en, je n'en sais rien*); — *aune* m. (Erle) = *alnus*, f.; *aune*, f. (Elle) = *ulna*; — *carrière*, 1) Steinbruch von *quadra* (viereckiges Stück); 2) Laufbahn von *carrus* oder *currus*; — *souris*, m. = *subrisus*; *souris*, f. = *sorex*; — *pêcher*, m. = (malus) *Persica*; *pêcher* = *piscari*; *pêcher* = *peccare*; daher *pêcheur* Fischer, *pécheur* Sünder. Im Englischen: *hail* = 1) *Heil*; 2) *Hagel*; *last* = *letzte*; *Last*; *Leisten*. Auch im Deutschen bisweilen, besonders bei entlehnten Wörtern: *Münze* (eig. *Minze*) = *mentha*; *Münze* = *moneta*; — *Preis* 1) = pretium (franz. prix); 2) = ital. *presa*, franz. *prise* (von *prehendere*) Fang, Beute; daher einem etwas *preisgeben*.

Dagegen findet sich bisweilen auch der umgekehrte Fall, dafs nämlich ein Wort in Folge der Auflösung des ursprünglichen Sprachorganismus in zwei verschiedenen Lautformen in einer und derselben Sprache auftritt. Namentlich hat die französische Sprache viele solche Doppelwörter oder Dittologieen, indem sie neben der alten romanischen Form, in welcher das Wort der Volkssprache angehört, dasselbe später noch einmal in treuerer Form unmittelbar aus dem Lateinischen entlehnt hat, meist für mehr wissenschaftliche oder technische Zwecke. So entstehen z. B.

von den latein. *fragilis, imprimere, simulare, factio, acceptare*
1) die volksmäfsigen: *frêle, empreindre, sembler, façon, acheter,*
2) die schulmäfsigen: *fragile, imprimer, simuler, faction, accepter,*

s. Fuchs, Die roman. Sprachen S. 125 ff.

Solche Desorganisirung zeigt sich allerdings auch schon in den Stammsprachen, sobald sie sich von der Ursprache tren-

nen; doch nur in einzelnen Erscheinungen, und sind also sorgfältig von der positiven, organischen Fortbildung zu unterscheiden, die in den einzelnen Stammsprachen, unabhängig von der Ursprache, stattfindet. Wenngleich nämlich in der Ursprache schon der Grund zu dem etymologischen und grammatischen System gelegt ist, so ist doch die weitere Ausbildung und Vollendung desselben das selbständige Erzeugnifs der einzelnen Stammsprachen nach ihrer Trennung und durchaus organisch; denn hier sind Begriff und Laut in eins verschmolzen. In dem fortwährend lebendigen Wortbildungsproceſs durch Derivation und Composition zeigt sich auch in den späteren Epochen des Lebens der Sprachen die nicht erloschene organische Lebensthätigkeit. Daneben aber zeigen sich schon in den ältesten Stammsprachen auch unorganische Abweichungen vom Urtypus, nämlich Lautabänderungen ohne begriffliche Bedeutung.

So sehen wir durch den ganzen Zeitraum ihres geschichtlichen Lebens die Sprachen in einem Zustande allmählicher Auflösung und Zerrüttung. Man vergleiche nicht nur die Töchtersprachen, sondern auch die germanischen, wo die Zerrüttung nicht in Folge eines Sinkens oder Verfalls der Nationalität, noch durch äufserliche, gewaltsame, geschichtliche Katastrophen, sondern lediglich durch selbstthätigen inneren Proceſs des Sprachorganismus eingetreten ist.

Der wesentliche Grund hiervon liegt in dem immer abstracter werdenden Verhältnifs zwischen Laut und Begriff. Wenn das Wort für die Vorstellung geschaffen ist, so gelangt der Mensch eben dadurch in den sicheren Besitz des geistigen Inhalts an sich. Dieser wird allmählich unabhängiger von der Lautform; um so mehr, je mehr die ursprünglich in dem Laute symbolisch verkörperte sinnliche Vorstellung vergeistigt wird und also der Lautform entwächst. Nun erscheint der Laut nur noch als gleichgiltiges sinnliches Zeichen; der Geist läfst ihn als ein Unwesentliches fallen: so mufs er unter physischen Einflüssen und nach rein physiologischen Gesetzen vielfachen Veränderungen unterworfen sein.

So löst sich die unmittelbare organische Einheit von Begriff und Laut auf. Der denkende Geist läfst sich nicht mehr durch den Sprachkörper binden und gefangen halten. Das Wort und die Sprache tritt als ein objectiv gegebener sinnlicher Stoff dem Begriff und dem reinen Gedanken gegenüber. Die Sprache

wird nach ihrer organischen Vollendung den nachwachsenden Generationen als ein schon geformter Stoff überliefert. Es mufs also nothwendig eine Scheidung zwischen diesem äufserlich gegebenen Materiellen und der sich darüber erhebenden reinen Intellectualität entstehen (Humboldt S. CIV.). — Indem so die concrete Einheit des sinnlichen und geistigen Elements der Sprache sich auflöst, treten beide Seiten immer weiter auseinander, und gewinnen jede ein selbständiges Leben und eine eigene Entwickelung für sich. Dafs solche Trennung statthaben und die Sprache dabei nicht nur fortbestehen kann, sondern in gewissem Sinne selbst einen höheren Grad von Vollkommenheit erreicht: dies beruht darauf, dafs der Zusammenhang jener Elemente kein absoluter ist, wie schon oben gezeigt wurde.

Welches sind nun die Erscheinungen der Sprachengeschichte, in denen dies Auseinanderfallen der beiden Seiten hervortritt?

§. 91. Einseitige Entwickelung des phonetischen Elements.

Das phonetische Element gewinnt zuvörderst eine von dem Geiste unabhängige, rein physischen Bedingungen folgende Entwickelung. Der Begriff hat sich ihm entzogen, sich in sich selbst zurückgewendet, und hat eben damit den Laut freigelassen und sich selbst überlassen. Die Laute der Ursprache erleiden daher ohne Rücksicht auf ihre begriffliche Bedeutsamkeit unter dem Einflusse des besonderen Lautgefühls der verschiedenen Völker, örtlicher und klimatischer Bedingungen, Zeit- und Culturverhältnisse, mannigfaltige Veränderungen. Hierauf beruht:

1) die Bildung eines eigenthümlichen Lautsystems in jeder Sprache eines Stammes, beruhend auf einer Beschränkung des ursprünglichen vollständigeren Lautsystems oder einer Ausartung des reinen Urlautes unter äufserlichen Bedingungen. So besitzt z. B. das Sanskrit das vollständigste Lautsystem, aber auch nicht mehr das reine, unverfälschte der Ursprache; sondern hat durch eigenthümliche Lautneigung und fremde Einflüsse gewisse Lautarten entwickelt, die der Ursprache fremd sind. Noch mehr weicht jede der jüngeren Schwestern vom ursprünglichen Lautsystem ab durch Beschränkungen oder einseitige Entwickelung.

2) Hinzufügung bedeutungsloser oder Tilgung bedeutsamer Laute aus Wohllautsgründen. Das Princip der Euphonie (d. i. eben so wohl Bequemlaut für die Aussprache, als Wohl-

laut für das Ohr) tritt hervor statt des ursprünglich allein herrschenden der Bedeutsamkeit. Das Wohllautsgefühl ist immer ein völlig relatives, nationales. Im Allgemeinen zeigen sich in den ältesten Sprach-Formationen mehr euphonische Laut-Ueberflüsse, Herstellung der Euphonie durch positive Mittel; in den späteren, secundären ist Tilgung bedeutsamer Laute der Wurzel oder des Stammes zu Gunsten des Wohllautes vorherrschend; also Beförderung der Euphonie durch negative Mittel. Vergl. z. B. ital. *pronto* mit latein. *promptus; detto, fatto* für *dictum, factum.*

3) Lautwandel, unorganische (d. i. nicht begrifflich bedeutsame) Vertauschung des Urlautes mit anderen, dem Sprachorgane oder der Gattung nach verwandten Lauten.

a) Innerhalb einer Sprache befolgt der Lautwandel gewöhnlich bestimmte Gesetze, welche die eigenthümliche phonetische Technik der Sprache ausmachen: Gesetz der Assimilation und Dissimilation, sowohl der Vocale, wie der Consonanten; Erweichung, Quetschung oder Assibilirung starrer Consonanten.

b) Lautwechsel unter verschiedenen Sprachen eines Stammes theils in einzelnen, unzählbar mannigfaltigen Laut-Uebergängen, wodurch der Laut sich immer weiter von seiner ursprünglichen (organischen) Natur entfernt (vgl. *kas, τίς, wer*); theils auch nach durchgreifendem Princip, wie in den germanischen Sprachen nach dem sogenannten Lautverschiebungsgesetz, welches im zweiten Theile dargestellt werden wird.

Das Lautsystem erscheint am vollständigsten ausgebildet, die Wohllautsgesetze am wirksamsten und eingreifendsten in den ganzen Sprachbau vorzugsweise in den früheren Sprach-Epochen (z. B. im Sanskrit, im Griechischen); zum Beweise, dafs die phonetische Seite der Sprache zuerst ein selbständiges Leben und eine von der geistigen unabhängige Entwickelung erlangt.

§. 92. Einseitige Entwickelung des geistigen Elements.

Andererseits wird zugleich auch der Geist frei von der Herrschaft des sinnlichen Elements und erlangt allmählich das entschiedenste Uebergewicht. Die Desorganisation der Sprache hängt wesentlich zusammen mit dem zunehmenden Abstractionsvermögen des Geistes. — Die wichtigsten Folgen der Desorganisation der Sprache von dieser Seite sind:

1) Abänderung der sinnlichen Urbedeutung der Wurzeln

und Wörter. Da die symbolische Kraft des Lautes nicht mehr gefühlt wird, auch der bedeutsame Urlaut durch den phonetischen Proceſs vielfach abgeändert ist: so wird die sinnliche Urbedeutung des Wortes nicht mehr in ihrer ganzen Fülle festgehalten, sondern in den verschiedenen Sprachen eines Stammes durch eigenthümliche Begriffsentwickelung in bestimmter Anwendung theils einseitig beschränkt, theils willkürlich erweitert oder vertieft; so daſs die Bedeutung eines etymologisch identischen Wortes in verschiedenen Sprachen eines Stammes sehr verschieden werden kann.

2) Allmähliche Zerrüttung, Abschwächung, Verflüchtigung der organischen Lautform. Während in Folge des euphonischen Princips manche unbedeutsame Laute sich in den Sprachkörper eindrängen, werden hingegen durch diesen Zerstörungsproceſs organische Lautverhältnisse zerrüttet, bedeutsame Laute abgeschwächt, entstellt, endlich ganz abgeworfen, weil sie für die Auffassung des im Geiste fixirten Begriffes nicht mehr erforderlich sind. Dieser Zerstörungsprozeſs zeigt sich:

a) in der Verdrängung der Quantitäts-Verhältnisse durch den überwiegend werdenden Accent. So im Mittellatein, Neugriechischen, Romanischen. Die Quantität ist ein sinnlicheres Element; sie gehört dem Lautkörper an, als das Volumen des Lautes. Der Accent, die Intensität des Lautes, ist ein mehr innerliches, ideelles Element. Die organische Kraft und Bedeutung der Quantität wird nicht mehr gefühlt. Den Accent kann die Sprache nicht entbehren; auch ist er ursprünglich und im Germanischen durchgängig geistig bedeutsam, da er seiner Natur gemäſs die Stammsilbe trifft;

b) durch Verkürzung oder Zusammenziehung, Abschleifung bis zur gänzlichen Abwerfung der Bildungs- und Biegungssilben. Das ganze Gewicht fällt auf den Begriff. Daher widerstehen die Begriffssilben (Wurzelsilben) bei allen Lautveränderungen, welche auch sie erleiden, doch dem zerstörenden Princip; suchen vielmehr ihr Uebergewicht nicht selten durch unorganische Lautverstärkung, Dehnung u. s. w. zu behaupten und zu sichern. Das System der grammatischen Formen aber wird äuſserlich immer unkräftiger und lückenhafter. Die Bedeutung dieser Formen, die grammatische Kategorie oder das Beziehungsverhältniſs, ist jedoch damit nicht verloren oder aufgegeben; denn der Geist hält sie innerlich fest. Die lautliche Stütze ist ihm nicht

mehr nothwendig. Er drückt das logische Verhältniſs auf ideelle Weise aus durch die Wortstellung, oder ergänzt es aus dem Redezusammenhang. Vgl. Humboldt S. CCXCVIII ff. „Schon in den Formationen der Declination und Conjugation, die gewiſs mehrere Niedersetzungen erfahren haben, werden sichtbar charakteristische Laute immer sorgloser weggeworfen. — Man opfert kühner dem Wohllaute auf und vermeidet die Häufung der Kennzeichen, wo die Form schon durch eines gegen die Verwechselung mit anderen gesichert ist. — Je gereifter sich der Geist fühlt, desto kühner wirkt er in eigenen Verbindungen und desto zuversichtlicher wirft er die Brücken ab, welche die Sprache dem Verständnisse baut. Zu dieser Stimmung gesellt sich dann leicht Mangel an Gefühl des auf dem Schalle ruhenden dichterischen Reizes."

Diesen historischen Fortgang hinsichtlich ihres grammatischen Formenbaues zeigen nicht nur verschiedene Sprachen eines Stammes, ältere und jüngere unter sich verglichen, z. B. Sanskrit, Griechisch, Lateinisch, Deutsch; sondern auch eine und dieselbe Sprache in ihrer Entwickelungsgeschichte, z. B. die deutsche. Die gothische Sprache unterschied noch den Nominativ vom Vocativ durch eine Endung; die althochdeutsche hat einen Instrumentalis; das gothische und althochdeutsche Pronomen personale und die gothischen Verba haben noch einen Dualis. Die gothische Substantiv-Declination zählt 40, die althochdeutsche 25, die neuhochdeutsche nur 6 verschiedene Flexionsendungen, nämlich: *e, en, ens, er, ern, es.* Im Gothischen und Althochdeutschen sind die drei Geschlechter im Plural der Adjective noch geschieden, im Neuhochdeutschen nicht mehr; im Englischen wird das Adjectivum gar nicht mehr declinirt. In anderen Fällen findet nur Verkürzung statt: goth. Ind. *hausidēdum*, althd. *hortumes, wir hörten;* Conj. *hausidēdeima*, alth. *hortīmes, wir höreten.*

§. 93. Desorganisirung der Sprache und Fortschritt des Geistes.

Ursprünglich also war die Bedeutsamkeit einzig herrschendes Princip; dann tritt der Wohllaut als bestimmendes Moment hervor; endlich die bloſse Verständlichkeit, verbunden mit mehr oder weniger Gleichgültigkeit gegen den Laut. Wenn wir die Sprache als einen natürlichen Organismus betrachten, so muſs uns diese Veränderung derselben als eine Verderbung erschei-

nen. Betrachten wir sie aber aus dem Gesichtspunkte ihrer wesentlichen Bestimmung als Organ und Form für die freie Aeufserung des denkenden Geistes, so können wir in der Erhebung des geistigen Elementes über das sinnliche nur einen nothwendigen Fortschritt zur höheren Vollkommenheit erkennen (Humboldt S. CXXIII). Die Sprache ist aber nicht Selbstzweck, ihre Aufgabe ist nicht, einen möglichst vollkommenen natürlichen Organismus darzustellen, noch auch ist in ihr, wie im Kunstwerke, die sinnliche Seite der geistigen gleichberechtigt; sondern das Sinnliche ist hier nur Zeichen des Geistigen, und die wesentliche Aufgabe der Sprache ist die, ein möglichst ideelles Organ des Gedankens zu sein. Demnach liegt in jenem Verfall des Organischen in ihr zugleich ein aufsteigender Fortschritt zu einer ihrer wahren Bestimmung angemessneren Beschaffenheit. Wer sollte nicht den Untergang der altgriechischen Welt des Schönen beklagen, in welcher Sinnlichkeit und Geist im schönsten Gleichgewicht stehen und sich gegenseitig vollkommen durchdringen, welche Harmonie des ganzen Daseins sich denn auch in der griechischen Sprache abspiegelt, wo Begriff und Laut sich überall im schönsten Ebenmafse zeigen und keine Seite vor der anderen begünstigt ist. Gleichwohl werden wir nicht anstehen, die höhere Erhebung und Befreiung des Geistes von der Sinnlichkeit durch das Christenthum und die neuere Philosophie als einen nothwendigen und wesentlichen Fortschritt zu betrachten. Eben so verhält es sich nun aber mit der Sprache, als dem Organ des geistigen Lebens. Dies hat auch Jacob Grimm vollkommen erkannt.

§. 94. Charakter der secundären Sprachen.

Da in den neueren Sprachen secundärer Formation die vergeistigende Desorganisirung der Sprache auf die Spitze getrieben ist, so müssen wir den eigenthümlichen Charakter dieser Sprachen im Verhältnifs zu den primären oder Stammsprachen hier noch einer näheren Betrachtung unterwerfen.

Durch das Hinzutreten eines neuen gestaltenden Princips zu dem überlieferten Material der zu Grunde liegenden Stammsprache wird in diesen Sprachen der natürliche Organismus völlig zerstört. Der Zusammenhang zwischen Laut und Begriff wird ein ganz abstracter, da die Sprache nicht mehr in dem natürlichen Boden wurzelt. Der Geit befreit sich daher in weit

höherem Grade von der Gewalt des sinnlichen Elements, als es in Sprachen primärer Formation, auch in ihren jüngsten Entwickelungsepochen möglich ist, und gelangt zur unbeschränktesten Herrschaft über den Sprachstoff, in dem die organische, symbolische Naturkraft völlig erloschen ist. Das Abstractionsvermögen wird durch den Lautkörper und die sinnliche Urbedeutung des Wortes nicht mehr gebunden und in der Sphäre der Sinnlichkeit festgehalten. Das ursprünglich Metaphorische in der Anwendung der Wörter für rein geistige Begriffe wird durchaus nicht mehr gefühlt; der Verstand gewinnt daher in der Anwendung und Behandlung der Wörter das freieste Spiel.

Daher sind solche Sprachen vorzüglich geeignet zum präcisen Ausdruck alles rein Verständigen, Abstracten (der sogenannten sciences exactes). Das Wort erweckt hier keinen sinnlichen Nebenbegriff; es ist in seiner abstracten, nicht mehr natürlichen Bedeutung ein für allemal scharf begrenzt und bestimmt fixirt, wie ein algebraisches Zeichen; und diese Fixirung ist ein Werk der Convention, oft der Mode und Grille des Sprachgebrauchs. — Im Deutschen ist dies nicht so; weshalb wir in wissenschaftlichen Terminologieen fremde Wörter (griechische, lateinische, auch französische), die für uns bloſse abstracte Begriffszeichen sind, den deutschen vorziehen, die wegen der gröſseren Tiefe und Weite ihrer Bedeutung leicht störende Nebenvorstellungen erwecken. Diese gröſsere Tiefe und Weite des Begriffes, welche meist aus der noch deutlich gefühlten Bildlichkeit, der sinnlichen Grundbedeutung des Wortes entspringt, hat leicht Doppelsinn und Mehrdeutigkeit zur Folge. So z. B. bedeutet *aufheben* (vgl. lat. *tollere*) sowohl tilgen, wegnehmen, als aufbewahren; — für den abstracten Verstand ein unvereinbarer Widerspruch; philosophisch vollkommen gerechtfertigt, als ein echt speculativer Begriff; z. B. eine Bestimmung, ein Begriff wird in einen höheren *aufgehoben*, d. i. als Moment in denselben aufgenommen, ohne unterzugehen; das Sein und das Nichts sind im Werden *aufgehoben*; die Wurzel ist im Worte *aufgehoben*. So auch *aufgehen*: Preuſsen soll in Deutschland *aufgehen*, d. i. aufgenommen und zugleich erhalten, ja, erhoben werden, ohne unterzugehen. Dergleichen tiefsinnigen Doppelsinn schilt der abstracte Verstand Unsinn. Im Französischen kommt dergleichen nicht leicht vor.

Auch zum Ausdruck für die äuſserlichen Verhältnisse des

praktischen gemeinen Lebens, so wie zum Gebrauch in den höheren, verfeinerten Gesellschaften, in welchen weniger tiefe Geistigkeit und Sittlichkeit, als verständige Convention und äufsere Sitte und Mode, weniger Gemüth, als Witz und Scharfsinn herrscht, sind solche Sprachen vorzugsweise geeignet. Dagegen sind sie ihrem inneren Wesen nach unpoetisch und unphilosophisch; denn weder die Poesie, noch die philosophische Speculation gedeihen auf dem dürren Boden des abstracten Verstandes. Beide wollen ein Concretes hervorbringen: Concretion der Idee mit der Wirklichkeit, des geistigen Gehaltes mit der sinnlichen Erscheinung ist ihre Aufgabe. Daher ist die concrete Natur der innerlich lebendigeren Stammsprachen ein angemefsneres Organ für Poesie und Philosophie. In diesen Sprachen ist schon an und für sich gröfsere Tiefe und geistige Bedeutsamkeit einerseits, so wie andererseits gröfsere Anschaulichkeit, sinnliche Lebendigkeit, Phantasie. Sie haben noch mehr poetische Elemente in sich. Das Wort hat hier noch einen Realwerth, ist gediegenes, klingendes Metall, wenn auch nicht mehr, wie in der Ursprache, ein völlig organisches Gewächs; das Wort der secundären Sprache hat gleich conventionellem Papiergeld nur einen Nominalwerth. Daher ist die secundäre Sprache gewandter, bequemer und leichter zum Verkehr. Sie hat ihre conventionellen Formeln und Phrasen schon fertig und nur in deren geschickter Verwendung zeigt sich das Originelle, während eine innerlich lebendige Stammsprache immer von Grund aus neu gestaltet sein will.

Vergleiche hierüber Fichtes fünfte Rede an die deutsche Nation. Fichte steht hier auf einem ganz anderen Standpunkt als in seiner früher erwähnten Schrift: Von der Sprachfähigkeit und dem Ursprunge der Sprache. Nur geht er zu weit, wenn er der abgeleiteten Sprache, die er geradezu todte Sprachen nennt, alle Poesie im höheren Sinne des Wortes abspricht. Wer könnte behaupten wollen, die Spanier oder Italiäner hätten keine echte Poesie? — Die Poesie entsteht nicht in und aus der Sprache selbst, sondern im Geist des Dichters; sie ist das Erzeugnifs des Genies und findet in der Sprache nur ein mehr oder weniger günstiges Darstellungsmittel. Es kann aber hier überhaupt nur von der in der Natur der Sprache selbst liegenden Anlage, von ihrem inneren objectiven Charakter die Rede sein, welche die Verwendung für den mannigfaltigsten geistigen Inhalt

und die verschiedenartigsten Darstellungsformen keineswegs ausschliefst. Ist die Sprache ihrer objectiven Natur nach oder an und für sich weniger poetisch; so vermag sie der echte schöpferische Dichtergeist gleichwohl zum Darstellungsmittel für die Poesie zu gestalten. „Die Dichtung bahnt sich dann (nach Humboldts trefflichem Ausdruck S. CCXCIX) mehr innerliche Wege, auf welchen sie jenes Vorzugs der Sprache gefahrloser zu entbehren vermag.“ Was ihr an unmittelbarem sinnlichen Reiz, an dem harmonischen Einklang des Lautes mit der Vorstellung, an natürlicher Bildlichkeit des Ausdrucks abgeht, das ersetzt sie durch gröfsere Intellectualität, durch die Intensität des Gefühls, die Kraft und Gröfse des Gedankens, der den äufserlich unpoetischen Sprachstoff durchdringt und beherrscht. Man denke nur an die englische Poesie. Die englische Sprache hat freilich in dem überwiegend germanischen Element noch eine natürliche, organische Basis. Dagegen gerathen die Dichter der romanischen Sprachen eher auf den Abweg, an die Stelle wahrer Poesie eine hohle, prunkende, conventionelle Rhetorik zu setzen, wie dies namentlich in der französischen Poesie zum grofsen Theile geschehen ist.

Nächst diesem allgemeinen Charakter der secundären Sprachen hinsichtlich ihrer Wörter und Wortbedeutung ist über die eigenthümliche Gestaltung der secundären Sprachen, besonders in Ansehung ihres Lautsystems und ihres grammatischen Baues noch einiges Nähere zu bemerken.

1) Da die etymologische Bedeutung des Lautes nicht mehr gefühlt wird und es nur um ein verständliches Zeichen für den Begriff zu thun ist, so wird die Lautform der Wörter möglichst zusammengezogen und verkürzt, besonders in der Aussprache, während die Schrift noch die vollere etymologische Gestalt des Wortes festhält. So gerathen Schrift und Aussprache in Widerspruch mit einander. Die Aussprache läfst die Schrift hinter sich und entfernt sich durch Abkürzungen der Laute völlig von ihr.

Dieser Widerstreit zwischen der graphischen und lautlichen Form des Wortes kann in Stammsprachen, wie die deutsche, nicht in solchem Grade eintreten, weil hier die etymologische Bedeutung der Lautform des Wortes, wie sie sich in der Schrift dem Auge darstellt, noch lebendig gefühlt wird und daher die eigenthümliche Lautform jedes Wortes auch in der Aussprache

festgehalten werden mufs. Eben so aber mufste es im Lateinischen und Altgriechischen zur Zeit ihrer Blüthe sein. Die alten Griechen also konnten nicht η, ει, οι wie ī gesprochen haben, wie es die Neugriechen thun. Hiermit ist der Itacismus schon a priori widerlegt, abgesehen von den historischen Thatsachen, die gegen ihn sprechen.

Wir haben früher an einigen Beispielen gesehen, wie nicht selten zwei verschiedene lateinische Wörter im Französischen in eine Schriftform zusammenfliefsen. Weit häufiger aber ist nun der Fall, dafs die graphisch noch unterschiedenen Wörter für das Ohr in eine Lautform zusammenfallen. Vergl. z. B. *sans* (*sine*), *sang* (*sanguis*), *sent* (*sentit*), *sens* (*sensus*), *s'en* (*se inde*), *cent* (*centum*), welche Wörter sämmtlich ganz übereinstimmend lauten. Auf dieser unorganischen Beschaffenheit der französischen Sprache beruht ihre grofse Leichtigkeit, Wortspiele zu machen, sogenannte Calembourgs, welche durch den Doppelsinn entstehen, der in der Zwei- oder Mehrdeutigkeit einer und derselben Lautform liegt. Indem man scheinbar nur einen Begriff bezeichnet, spielt man zugleich auf einen andern durch dieselbe Lautform ausgedrückten an, der mit jenem in irgend eine witzige Beziehung gesetzt wird. — Diese Doppelsinnigkeit ist durchaus verschieden von der, welche in den Wörtern der Stammsprachen sich zeigt. Letztere ist eine wesentliche, innerliche, auf dem Begriff beruhende, indem ein Wort vermöge der aus seiner sinnlichen Urbedeutung entwickelten verschiedenen Anwendungen mehre Begriffe umfafst.

Am weitesten ist die Verflüchtigung der Laute im Englischen getrieben, wo von den geschriebenen Buchstaben nur wenige, und diese oft ganz anders, als sie in der Schrift erscheinen, ausgesprochen werden. Statt eines wirklichen deutlichen Aussprechens der Laute bleibt hier, namentlich im flüchtigen Sprechen, nur ein andeutendes Gemurmel und Gelispel übrig. Man spricht das Englische am besten, wenn man am wenigsten ausspricht. — In anderen secundären Sprachen ist durch den eigenthümlichen Volkscharakter und das von klimatischen Einflüssen begünstigte Gefühl für den Wohllaut dieser Verflüchtigung und Abbreviirung des Lautkörpers gewehrt. So in der männlich schönen, sonoren spanischen Sprache und in dem weicheren, überwiegend vocalischen Italiänischen. Das Lautgefühl des Italiäners, wie es sich in der Sprache äufsert, ist einerseits

Folge desselben klimatischen Einflusses, welcher die italiänischen Stimmorgane für den Gesang vorzüglich befähigt, andererseits entspringt es aus dem Wohlgefallen des Italiäners an der sinnlichen Schönheit überhaupt oder seinem ästhetischen Gefühle. Der Grund, weshalb der Laut hier festgehalten wird, ist also nicht dessen organische Bedeutung, sondern nur das sinnliche Lautgefühl für sich. Wo ein etymologisch bedeutsamer Laut dem Wohllaut widerstrebt, da wird er unbedenklich aufgeopfert. Das Gefühl für die organische Bedeutung des Lautes ist also hier nicht gröfser als in den anderen secundären Sprachen.

Es zeigt sich in denselben ferner im Allgemeinen eine grofse Neigung zur Lautschwächung, z. B. der Tenues zu Mediae, der langen und vollen Vocallaute zu kürzeren und dünneren, der reinen Grundvocale zu trüben Mischlauten oder Mittellauten (namentlich im Englischen) und zu unechten Diphthongen durch Verbindung der zur Consonanz hinneigenden Vocale *i* und *u* mit einem nachfolgenden, z. B. ital. *buono, più, pieno, piede;* franz. *pied, rien, bien, moi* u. s. w. Die französische Sprache hat keinen einzigen echten Diphthong mehr, aber desto mehr unechte.

2) In Ansehung des grammatischen Baues ist die Folge der zunehmenden Abstraction und Vergeistigung der Sprache durch den analysirenden Verstand ein völliges Auflösen und Zergliedern der synthetischen grammatischen Formen in ihre begrifflichen Elemente. Das grammatische Beziehungsverhältnifs wird nicht mehr durch Flexion an dem Worte selbst, sondern durch selbständige Formwörter ausgedrückt, wenn nicht die bloſse Wortstellung genügt.

Durch diese Analyse der concreten grammatischen Formen kehrt die Sprache gewissermafsen auf einen früheren Standpunkt zurück, wo die Formbezeichnung noch nicht durch Anbildung mit dem Wortstamm verwachsen war; ja die Sprachform nähert sich äufserlich der der einsilbigen Sprachen; so besonders im Englischen. Diese Erscheinung hat aber jetzt einen ganz anderen Grund und Sinn, und trotz dieser äufserlichen Aehnlichkeit ist die englische Sprache von der chinesischen himmelweit verschieden; denn sie ist trotz der Reduction und Auflösung ihrer grammatischen Formen doch immer noch dem inneren Sprachsinne nach eine flectirende Sprache. Die grammatischen Kategorieen liegen in völliger Klarheit im Sprachbewufstsein. Der Verstand hat sich nur von dem kräftigen, sinnlichen Ausdruck

derselben freigemacht; die leiseste Andeutung genügt ihm, um das grammatische Verhältnifs zum Bewufstsein zu bringen (vgl. Humboldt S. CCCI f.).

Durch diese auf die Spitze getriebene Vergeistigung der Sprache, das überaus klare Bewufstsein, welches in der Verknüpfung der Worte und Gedanken herrscht, erhebt sich namentlich die englische Sprache auf einen hohen, von keiner anderen erreichten Grad der Vollkommenheit in ihrem syntaktischen Redebau. Sie ist die späteste und reifste Frucht des Sprachgeistes. Grimm (Ueber den Ursprung der Sprache S. 33) drückt sich darüber folgendermafsen aus: „Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Laufgesetze, durch den Wegfall beinahe sämmtlicher Flexionen eine gröfsere Kraft und Stärke empfangen, als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer anderen menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraschenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des späteren Europas, der germanischen und romanischen. Ja die englische Sprache, von der nicht umsonst auch der gröfste und überlegenste Dichter der neuen Zeit im Gegensatz zur classischen alten Poesie — Shakespeare — gezeugt und getragen worden ist, sie darf mit vollem Recht eine Weltsprache heifsen und scheint gleich dem englischen Volk ausersehen, künftig noch in höherem Mafse an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läfst sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht“ u. s. f.

Die Auflösung der alten synthetischen Flexionsformen in analytische Ausdrücke ist keineswegs blofs die zufällige Folge der Abschleifung der Biegungsendungen, sondern hat ihren tieferen Grund in dem inneren Verfahren des denkenden Geistes, welches vielmehr umgekehrt jenen äufserlichen Zerstörungsprocefs bewirkt hat. Wir dürfen uns den Hergang nicht so denken, als wären durch eine gewisse Fahrlässigkeit oder Verwilderung jene Formen zerstört worden und nun dem Geiste nur der analytische Ausdruck als ein Nothbehelf übrig geblieben. Vielmehr geht dieser ganze Procefs von der freieren Entwickelung

des verständigen Geistes aus. — Der wesentliche Fortschritt des verständigen Denkens und die ganze Entwickelung der Flexionssprachen besteht nämlich in zunehmender Analysis der ursprünglich in synthetischen Formen ausgeprägten substantiellen Einheit. Aus der Wurzel, die den völlig unentwickelten Inhalt des Gedankens enthält, werden Verbum und Nomen ausgeschieden. Das Nomen scheidet die es charakterisirenden und mit ihm verwachsenen formellen Bestimmungselemente in der Form selbständiger Artikel und Präpositionen von sich aus; das Verbum eben so die es ursprünglich constituirenden Personal-Endungen als selbständige Personal-Pronomina; so wie seine sonstigen formalen Bestimmungen (temporale und modale) durch selbständige Hilfsverben ausgedrückt werden. So treten Stoff und Form selbständig aus und neben einander.

§. 95. Ueberblick über die ganze Sprach-Entwickelung.

Werfen wir nun einen Blick zurück auf den ganzen Prozefs der Erzeugung und des geschichtlichen Lebens der Sprache, sofern dieselbe in ihrer Entwickelung den normalen Weg einschlägt: so können wir darin folgende Hauptmomente unterscheiden:

I. Organisirung der Sprache; Verleiblichung des Geistes in der Sprache durch Ineinsbildung von Begriff und Laut, in drei Epochen:
   1) Wurzelbildung.
   2) Wort- und Satzbildung durch Entwickelung des Wurzel-Inhaltes und Gestaltung des Wurzelstoffes zu grammatisch begrenzten Redetheilen. Damit fällt zusammen oder folgt unmittelbar daraus
   3) Formenbildung zum Ausdruck grammatischer Verhältnisse
      a) durch Anfügung: Agglutination,
      b) durch Anbildung: Flexion.

   Das Ergebnifs dieses Processes ist der synthetische Sprachbau.

II. Desorganisirung der Sprache.
   1) Freiwerden des lautlichen Elementes: selbständige Ausbildung des Lautsystems; Gestaltung der Sprache nach dem Princip der Euphonie; bedeutungsloser Lautwandel.

2) Erhebung des geistigen Elements: Schmälerung des Lautkörpers, insbesondere Verkürzung, Zusammenziehung, Abstumpfung der Flexionsendungen.

3) Völlige Auflösung der synthetischen Formen durch gänzlichen Abfall der Flexions-Endungen und Ersetzung derselben durch Formwörter. Das Ergebnifs dieses Processes ist der analytische Sprachbau.

Beide Haupt-Bildungsvorgänge sind nicht durch eine feste, absolute Grenze zu scheiden. Schon in der frühesten Zeit der organischen Sprachentwickelung kann sich in einzelnen Erscheinungen ein desorganisirendes Bestreben zeigen, besonders durch das Wohllautsgefühl bedingt. Andererseits hört auch in den spätesten Perioden der Stammsprachen das organische Leben nicht auf, sondern ist fortwährend thätig, namentlich in Derivationen und Compositionen. Nur das steht fest, dafs je näher der Ursprache, desto mehr die organische, je weiter von ihr entfernt, desto mehr die desorganisirende Thätigkeit vorherrscht. Vgl. Grimm, Ueber den Ursprung der Sprache, besonders S. 23 ff. und S. 31 ff.

§. 96. Die Dialekte; die griechischen und die deutschen Dialekte.

Innerhalb einer einzelnen Volkssprache zeigt sich die Desorganisirung nicht allein in der Abschleifung der Formen und der zunehmenden Analysis, sondern auch ganz besonders in dem Zerfallen derselben in Dialekte (s. §. 64). Solche Dialekte weichen anfangs nur in der Aussprache, dem Lautsystem, von einander ab, werden dann auch in den Sprachformen einander unähnlich, und endlich in den Worten selbst.

„Das Wesen des Dialekts beruht also auf der Veränderung eines früher allgemein gültigen Sprachzustandes, besteht in dem Heraustreten aus einem älteren (organischen) Sprachzustande“ (Giese, Ueber den äolischen Dialekt S. 16. 17). Die gemeinsame Volkssprache, als die Grundlage dieser Individualisirungen, geht in ihnen unter. Dialekte sind die Sprache in ihrem Unterschiede. Einzelne Dialekte können ihr treuer geblieben sein als andere (vgl. §. 83). Auch läfst sich im Allgemeinen annehmen, dafs das allen oder mehren Dialekten Gemeinsame der indifferenten Volkssprache als Gemeingut angehört, wenn auch nicht dem ältesten Sprachstande, welcher ja in einzelnen Punkten von den verschiedenen Dialekten gleichmäfsig abgeändert

sein kann. Den Dialekt als solchen macht der Inbegriff des von der gemeinsamen Volkssprache und den neben ihm bestehenden Dialekten Abweichenden aus.

Die Erscheinung einer selbständigen Ausbildung differenter Dialekte zeigt sich uns am deutlichsten in der griechischen und deutschen Sprache. Die lateinische Sprache konnte sich nicht in mehre selbständig ausgebildete Dialekte spalten. Das römische Leben ist mehr ein Staats- als Volksleben, und geht von einem Punkt aus, in welchem der bewegende Nerv des ganzen Reichs concentrirt bleibt. Die Einheit und der feste Mittelpunkt des römischen Staats konnte die Entwickelung nationaler Individualität nicht begünstigen, sondern mufste, die italischen Volksdialekte absorbirend, eine Sprachform als Staats- und allgemeine Schriftsprache gleich anfangs erzeugen und so lange aufrecht erhalten, bis der Staat selbst verfiel, wo denn die Sprache um so schneller mitsinken mufste, da sie nur in jener Einheit des Staates ihre Basis hatte. Erst mit dem Untergang des römischen Staates entwickeln sich die Provinzial-Sprachen, aber nicht als Dialekte des Latein, sondern als selbständige Volkssprachen. — Die Blüthe des hellenischen Volkslebens und der griechischen Sprache dagegen besteht in der Individualisirung, in der freien Ausbildung der Stamm-Eigenthümlichkeit und deren natürlicher Entwickelung in eine Menge kleiner Naturstaaten und Dialekte; und erst zur Zeit des Verfalls flieſsen die Dialekte in eine neutrale farblose Form (die κοινή) zusammen. — Die deutsche Nation ist, wie die griechische, von jeher in verschiedene Stämme und Staaten zerfallen, und so finden wir auch in den Sprachen beider Nationen ganz analoge Dialekt-Verschiedenheiten (mutatis mutandis) unter ähnlichen Bedingungen entwickelt, die wir noch etwas näher betrachten wollen.

Den ältesten Sprachzustand der griechischen Dialekte, wie den ältesten Culturzustand des griechischen Volkes nennen wir pelasgisch. Eine Veränderung desselben ist der Hellenismus, als gemeinsame Grundlage der Dialekte. Die erste hellenische Epoche zeigt drei Hauptdialekte, entsprechend den drei Hauptstämmen: äolisch, dorisch, ionisch. In der zweiten hellenischen Epoche tritt ein vierter Dialekt hinzu, der attische; oder vielmehr der altionische Dialekt theilt sich in den attischen und den asiatischen oder neuen Ionismus.

Der äolische Dialekt steht im Allgemeinen der ältesten

Sprachform am nächsten, nämlich in seiner reinen alten Form, die späterhin vielfach ausartete, so dafs in späterer Zeit der Dorismus in mancher Hinsicht der alten Sprachgestalt treuer blieb. Am reinsten noch hatte sich das Aeolische in Klein-Asien, namentlich auf Lesbos erhalten. Zwei andere Zweige dieses Dialekts sind der böotische und der thessalische; der böotische sehr abweichend von dem kleinasiatischen, der thessalische beide vermittelnd. — Der dorische und ionische Dialekt sind einseitige Abänderungen der alten Sprachform in entschieden divergirender Richtung. — Der Atticismus, als die jüngste Dialektform, zeigt seine spätere Entwickelung in seiner Tendenz zur Abschwächung und Zusammenziehung des Lautkörpers durch Contraction, Synkope, Krasis u. s. w. Er ist eine Modification des strengen Ionismus durch Annäherung an den Dorismus, gewissermafsen eine Vermittlung dieser Extreme; daher die Grundlage einer neuen Gemeinsprache (κοινή) wenigstens als Schriftsprache.

Mit diesen griechischen Dialekten lassen sich die deutschen im Wesentlichen vergleichen. Dem alten äolischen Dialekt kann das Gothische an die Seite gesetzt werden, als diejenige Sprachgestaltung, welche der gemeinsamen Stammsprache am nächsten steht. Es hat jedoch keine neuere Dialektform entwickelt, da das gothische Volk schon früh von dem Schauplatz der Geschichte verschwindet. Es reicht nicht herab bis in die Zeit, wo die noch jetzt bestehenden deutschen Dialekte zuerst in die Erscheinung treten (im 8. und 9. Jahrh.). Diese sind (Wiener Jahrb. der Lit. 1846. 113. Bd. S. 202):

„Zwei Haupt-Dialekte. Von den Alpen bis an das Riesen- und Erzgebirge, die Röhn und den Taunus und wohl noch darüber hinaus herrscht die ober- oder hochdeutsche, nordwärts von den genannten Marken die nieder- oder plattdeutsche Mundart. Erstere begreift fünf Zweige unter sich: die alemannische, die schwäbische, die bojoarische (baierisch-österreichische), die fränkische und die obersächsische, wovon die ersten drei unter dem Namen süddeutsche oder oberdeutsche im engeren Sinne, die letzten beiden unter dem Namen mitteldeutsche Mundarten zusammengefafst werden können. — Die niederdeutsche Mundart zerfällt in drei Zweige: die niedersächsische (oder plattdeutsche im engeren Sinne), die westphälische und die niederländische (flandrische), denen noch das Niederrheinische, ein Ge-

misch von ober- und niederdeutschen Elementen und von westphälischen und flandrischen Formen, und das Friesische, ein ganz eigenthümlicher Rest einer dritten Hauptmundart, beigezählt werden mag.

Beide Haupt-Mundarten Deutschlands, das Oberdeutsche wie das Niederdeutsche, hatten vordem ihre eigenthümliche Büchersprache, welche nur im Norden nie zu einer einzigen bestimmten Form sich einigte, sondern fortwährend in niedersächsische und flandrische (niederländische, jetzt holländische) Schriftsprache geschieden blieb, bis nach und nach die auf das Mitteldeutsche gebaute neuhochdeutsche Sprache zur Schriftsprache für ganz Deutschland sammt der Schweiz wurde und nur Niederland seine alte niederdeutsche Schriftsprache beibehielt".

Das Oberdeutsche nun entspricht dem dorischen Dialekt; dem ionischen das Niederdeutsche, als die Extreme der Differenzirung; dem attischen Dialekt und der daraus hervorgegangenen κοινή das Mitteldeutsche (Fränkisch-Obersächsische) und das darauf gebaute Neuhochdeutsche als die Dialekt-Verschiedenheiten vermittelnde Gemeinsprache. Die Vergleichungspunkte können im Einzelnen nicht näher verfolgt werden. Nur einige Andeutungen über den Unterschied der extremen Dialekte.

Der eine ist der härtere, rauhere den Consonanten nach, und der breitere, vollere hinsichtlich der Vocale (πλατεισασμός der Dorer). Dieser bildet sich vorzüglich in dem gebirgigen Binnenlande aus. Die rauhe Gegend, die schärfere Bergluft begünstigt die rauhere, consonantischere Aussprache, namentlich Kehl- und Hauchlaute; die Sprachlaute werden mehr mit den hinteren Organen des Mundes gebildet und tönen mehr aus der Tiefe hervor. So bei den Dorern und Oberdeutschen. — Der andere Dialekt ist der weichere, dünnere und leichtere. Er bildet seine Sprachlaute vorzugsweise mit den vorderen Organen, Lippen und Zunge, vermeidet die Aspiration und die rauheren Zischlaute, liebt die flüssigen Consonanten und die Vocale, welche jedoch ihre ursprüngliche Breite und Fülle aufgeben und getrübt und verdünnt werden. Dieser bildet sich in flachen Küstenländern. Die flache Gegend, die weichere, mildere Seeluft machen die Organe unkräftiger und weicher. So bei den Ionern und Niederdeutschen. — „Der ionische Dialekt strebt in der Behandlung der Vocale immer von dem Grundlaut α nach dem ε, und von o nach υ hin; macht aus ᾰ oft ε, aus ᾱ meist η. Da-

gegen hält der dorische Dialekt die ursprünglichen Vocale fester“ (K. O. Müller); und ebenso das Oberdeutsche, welches in den Vocalen dem Gothischen näher steht, als das Niederdeutsche. In den Consonanten ist umgekehrt der ionische und niederdeutsche Dialekt alterthümlicher. Daher stimmen die Consonanten des Niederdeutschen zum Gothischen und die des Ionischen im Wesentlichen zum Aeolischen durch Vermeidung der Aspiration und der Zischlaute.

Die localen Bedingungen, unter welchen die Dialekte erwachsen, sind nur bei deren ursprünglicher Ausbildung ein vorzugsweise wirksames Moment. Ist der Dialekt einmal gebildet, so erhält er sich im Zusammenhang mit der Stamm-Eigenthümlichkeit auch unter veränderten geographischen Verhältnissen, z. B. dorisch in Küstenländern, Vorder-Asien, Italien und Sicilien.

Die Gegensätze des Lautsystems der differenten Dialekte sind zugleich der Ausdruck innerer Stamm-Eigenthümlichkeit. Der volleren, härteren, schwerfälligeren, mehr aus der Tiefe tönenden (dorisch-oberdeutschen) Mundart entspricht überwiegende Innerlichkeit, Ernst, sittliche Energie des Stamm-Charakters; der weicheren, fliefsenderen, beweglicheren Mundart des Ioniers und Niederdeutschen gröfsere äufserliche Regsamkeit, mehr praktische Thätigkeit, Richtung nach aufsen. Die Schwaben stehen, wie die Böotier, von Alters her im Rufe der Dummheit, des plumpen und trägen Verstandes; gleichwohl ist das schöne Schwaben offenbar das Land der Poesie und namentlich des Gesanges. Die schwäbische Mundart war im Mittelalter die Sprache der Minnesänger; Schiller war ein Schwabe; und der gröfste griechische Lyriker ein Böotier: Pindar aus Theben.

Bei dieser Parallele darf man aber einen wesentlichen Unterschied nicht übersehen. Bei den Griechen bildeten sich diese Stämme und deren charakteristische Dialekte selbständig neben einander aus in verschiedenen von einander unabhängigen Staaten, und zwar gerade in der Periode der lebendigsten und kraftvollsten Blüthe des griechischen Lebens überhaupt. Daher veredelten sich diese Dialekte zu Schriftsprachen neben einander. Jede derselben war aber in dieser Veredlung zugleich ein Gemeingut des ganzen griechischen Volkes, Allen verständlich, und so wurden nun in der höchsten Ausbildung der griechischen Poesie die verschiedenen Dialekte in veredelter Gestalt als Kunst-

sprachen, jeder für die seinem Charakter vorzugsweise entsprechende Gattung fixirt. Daher vollkommenste Harmonie des Innern mit der äufseren Sprachform.

§. 97. Die Schriftsprache.

In den Dialekten, als blofs gesprochenen Volksmundarten, hat die Sprache ihr unmittelbares, natürliches Leben im Volke. Eine edlere, geistigere, aber auch abstractere Gestalt erhält die Sprache als Schriftsprache. Diese erwächst aus der Volkssprache entweder durch unmittelbare Uebertragung des einzelnen Dialekts, nur mehr oder weniger geläutert und veredelt, in Schrift, wie bei den Griechen und im deutschen Mittelalter; oder durch Vermittelung der Extreme, Verschmelzung verschiedener Dialekte zu einer gemeinsamen Nationalsprache, wie unser Neuhochdeutsch und die griechische *κοινή*.

Die Schriftsprache, als Organ für das gesammte Geistesleben der Nation, hat gröfseren Umfang und Reichthum, namentlich an Ausdrücken für das Geistige, und ist mit der fortschreitenden Bildung der Nation gleichmäfsig in lebendiger Fortbildung begriffen. Der Volksdialekt dagegen, ausgeschlossen von dem Antheil an der höheren geistigen Bildung und dem in der National-Litteratur niedergelegten geistigen Schatze, bleibt auf einen engen Kreis von Vorstellungen eingeschränkt, die wenig über die Sphäre des Naturlebens hinausgehen.

Dem Volksdialekt fehlt der rückwirkende Einfluss der schriftlichen Darstellung. Indem die Sprachlaute nicht durch Schriftzeichen fixirt sind, stumpfen sie sich ab und verflössen sich in einander; es entstehen unreine Lautmischungen, Zwitterlaute, für welche die gebildete Schriftsprache keine Buchstaben hat, und die Gliederung der Laute — ein sicheres Kennzeichen einer gebildeten Sprache — bleibt mehr oder weniger unvollendet.

Die Biegungsfähigkeit geht in den verwildernden Volksmundarten merklicher und in höherem Grade verloren, als in der Schriftsprache (z. B. im Niederdeutschen *mi* für *mir* und *mich*; der Unterschied der Geschlechter); daher werden die grammatischen Verhältnisse verdunkelt. Die Schriftsprache hält die schärfer ausgeprägten Biegungsformen und mit ihnen die grammatischen Begriffe in ihrem Unterschiede fest. Der Niederdeutsche hat, bis auf den seltenen Gebrauch der Genitiv-Endung *s*, keine Substantiv-Declination mehr, der Oberdeutsche nur wenige Ueberbleibsel derselben.

Dagegen haben die Dialekte, weil sie seit Jahrhunderten mit geringen Abänderungen auf demselben natürlichen Standpunkte beharren, da der Kreis der Vorstellungen in dem beschränkten Naturleben wesentlich derselbe bleibt, manche Wurzeln, Wörter, Wortbedeutungen, Ableitungsformen festgehalten, welche die Schriftsprache verloren hat.

Daher hat der Volksdialekt etwas Zutraulicheres, Heimischeres, eine gröfsere Unmittelbarkeit der Aeufserung. Die Schriftsprache hat immer, als Cultursprache der Natursprache entgegengesetzt, einen kälteren, mehr künstlichen oder conventionellen Charakter, mehr ein ideelles, als reales Leben. Sie ist geneigter, fremde Wörter und Fügungen aus anderen Sprachen sich anzueignen und die eigenen Wörter in kühnen, individuellen Anwendungen zu gebrauchen. Sie steht mehr unter dem Einfluls individueller Geistesthätigkeit, welche mit der höheren geistigen Bildung überwiegend wird; während in der Volkssprache die Stamm-Eigenthümlichkeit herrschend bleibt.

So entsteht eine Kluft zwischen der Büchersprache und der Volkssprache, welche von beiden Seiten her möglichst ausgefüllt werden mufs, wenn nicht eine Spaltung des Nationalbewufstseins eintreten soll. Die Schriftsprache mufs sich vor Fremdheiten zu wahren suchen. Sie mufs sich ferner immer von neuem aus der Volkssprache regeneriren, indem sie aus dem ergiebigen Wörterschatz der Mundarten das Echte, Alterthümliche von eigenthümlich bezeichnender Kraft sich anzueignen sucht. Luther, der bei der Bildung seiner trefflichen, musterhaft reinen Sprache eben so viel lebendiges Sprachgefühl als Besonnenheit und klares Bewufstsein über sein Thun zeigt, sagt: „Man mufs nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden —; sondern man mufs die Mutter im Hause, die Kinder auf der Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte darum fragen, und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden". Göthe hat viel oberdeutsche Provinzialismen eingeführt, Vofs manche niederdeutsche u. s. w.

Reifst sich die Schriftsprache von der Volkssprache ganz los, so läuft sie Gefahr zu erstarren und endlich zur todten Sprache zu werden; und die Volkssprachen entwickeln sich unter begünstigenden Bedingungen als lebende zu neuen Schriftsprachen. So ist es dem Sanskrit ergangen im Verhältnifs zu

den neueren indischen Idiomen; dem Lateinischen im Verhältnifs zu den romanischen Sprachen.

Andererseits mufs, damit der Volksdialekt nicht verwildere, jeder in ihm Aufgewachsene die Schriftsprache der Nation erlernen, um an dem geistigen Gesammtleben der Nation Antheil zu haben, und den bildenden Einfluſs, welcher daraus hervorgeht, nicht zu verlieren. — Humboldt S. CCXI: „Wenn die Sprache zugleich volksthümlich und gebildet bleiben soll, mufs die Regelmäfsigkeit ihrer Strömung von dem Volke zu den Schriftstellern und Grammatikern, und von diesen zurück zu dem Volke ununterbrochen fortrollen“.

Drittes Kapitel.

Begriffmäfsiges Sprachen-System.

§. 98. Höchste Aufgabe der Sprachwissenschaft.

Die höchste Aufgabe der vergleichenden Sprachbetrachtung auf dem philosophischen Standpunkte ist eine Sprachen-Charakteristik, eine Classification der Sprachen nach ihrem inneren Charakter, ihrer wesentlichen Eigenthümlichkeit, woraus dann ein begriffmäfsiges Sprachen-System hervorgehen würde, in welchem jede Sprache ihre bestimmte Stelle erhielte, als eine eigenthümliche Stufe und Form der Realisirung der Sprachidee. Dieses System würde dann ein vollständiges, getreues Bild der Menschensprache überhaupt geben, und somit des Menschengeistes, sofern er sich in der Sprache manifestirt.

Einzelne Züge zu dieser Sprachen-Charakteristik sind bereits in den beiden vorangehenden Kapiteln gegeben. In den natürlichen Verwandtschafts-Verhältnissen, der Stellung einer Sprache zu anderen Gliedern ihres Stammes, der Epoche ihrer Entwickelung und Fixirung, dem Unterschiede der primären und secundären Sprachen liegen zugleich wesentliche Momente ihres inneren Charakters.

Die vollständige Lösung dieser Aufgabe aber ist höchst schwierig und für jetzt schon deswegen nicht möglich, weil wir viele Sprachen noch gar nicht genügend kennen, um ihren ei-

genthümlichen Charakter zu beurtheilen. Aber auch bei den gründlich durchforschten bekannten Sprachen ist eine erschöpfende Charakteristik, welche „in ihre wesentliche Beschaffenheit und ihren inneren Zusammenhang mit der geistigen Individualität der Nationen eingehen soll“ (Humboldt S. CCCXLVII), mit grofsen Schwierigkeiten verbunden. — Machen wir uns vor allem den Inhalt und Umfang der Aufgabe völlig deutlich.

§. 99. Sprache und Volksgeist.

Die menschliche Sprache überhaupt ist die Manifestirung des denkenden menschlichen Geistes in der Form der Vorstellung, der vorgestellte Gedanken. Die Sprache in ihrer Besonderung ist also nothwendig Manifestirung des besonderen Volksgeistes, der sie in dieser besonderen Gestalt, in dieser bestimmten Vorstellungsform erzeugt hat. Die Sprache ist eben dadurch und in so fern eine besondere, als das Menschengeschlecht sich in Stämme, Völker u. s. w. von besonderer physischer und geistiger Eigenthümlichkeit verzweigt. — Sprache und Volksgeist müssen einander mithin vollkommen entsprechen. Es kann nichts in der Sprache sein, was nicht in dem Volksgeist seinen Grund hätte. Wir dürfen von diesem auf jene und umgekehrt schliefsen, wobei aber Folgendes zu erwägen ist:

1) Die Sprache ist nicht die alleinige Aeufserung des Volksgeistes, sondern nur eine bestimmte Form und Richtung derselben, woneben der Volksgeist sich noch in anderen Richtungen manifestirt. Erst die Kunst, die Religion, die Sitte, das Rechtsleben, die bürgerliche Verfassung, die Staatsform — alles dies zusammen giebt ein vollständiges Bild des Volksgeistes, der mehr enthalten kann, als in der Sprache in die Erscheinung tritt.

2) Der Volksgeist ist zwar allerdings die sprachzeugende Kraft; aber das Volk und der Volksgeist ist nicht als ein vor der Spracherzeugung bereits fertig Vorhandenes zu denken, sondern entwickelt und erzeugt vielmehr sich selbst erst in der Sprache und mittelst derselben. Volk, Volksgeist und Sprache bilden sich gleichmäfsig mit und durch einander.

Dieser in sich identische Proceſs, in welchem Sprachbildung und Bildung des eigenthümlichen Volksgeistes unzertrennlich coincidiren, erstreckt sich jedoch nur bis dahin, wo die organische Sprachgestaltung ihren Höhepunkt erreicht hat. Danach

ergeht sich der freigewordene Geist in seiner eigenen, selbständigen Entwickelung, mehr oder weniger unabhängig von der Sprache; das Denken geht nicht mehr in der Sprache auf, und Sprache und Volksgeist stehen einander als selbständige Mächte gegenüber.

Beide aber, Sprache und Volksgeist, stehen in keinem Momente still, sondern sind in beständiger Entwickelung begriffen. Keine einzelne Periode stellt also die Eigenthümlichkeit des Volks und der Sprache vollständig dar, sondern nur die ganze Reihenfolge der Entwickelungen kann davon ein genügendes Bild geben. So wie zur Charakteristik eines einzelnen Menschen wesentlich seine Lebensgeschichte gehört, so auch zu der eines Volkes und einer Sprache. In diesem geschichtlichen Fortgange des Volks- und Sprachlebens aber stellt sich das Verhältnifs so, dafs nicht allein der Volksgeist auf die Sprache, sondern diese auch auf jenen zurückwirkt. Jede Periode nämlich empfängt als eine Erbschaft der früheren Perioden den vorhandenen Sprachstoff in einer bestimmten Form überliefert. Keiner Periode kann die ganze Sprache als ihr eigenes Erzeugnifs zugeschrieben werden. Der überlieferte Sprachstoff wirkt also nothwendig wie eine selbständige, äufsere Macht auf den Volksgeist ein, ihm eine bestimmte Form und Richtung gebend, ihn fördernd oder hemmend und beschränkend; und nur der Gebrauch, den eine bestimmte Bildungsperiode von der überlieferten Sprache macht, das eigenthümlich grammatische und litterarische Gepräge, welches sie derselben giebt, gehört dem Volksgeist in dieser Periode selbst und eigenthümlich an.

Sprache und Volksgeist stehen also in beständiger Wechselwirkung, sich gegenseitig bedingend und bestimmend. Es ist darum mifslich, eins vom anderen ableiten zu wollen. Wir können nur Sprache und Volkscharakter vergleichend zusammenhalten und die Analogieen aufsuchen, nicht jene aus diesem als einem fertig Vorausgesetzten herleiten.

§. 100. Sprache und Litteratur.

In welchem Theile oder Gebiete der Sprache aber ist ihr Charakter und der damit zusammenhängende des Volksgeistes zu suchen?

Die Sprache ist kein selbständiger, durch sich selbst lebendiger Organismus; aber doch vermöge der Einheit des Bildungs-

Princips, welches sie erzeugt hat und durchdringt, ein in allen seinen Theilen zusammenstimmender Stoff. Eine eigenthümliche innere Form beherrscht das Ganze einer Sprache, so dafs alle ihre Elemente zu einander passen. Diese innere einheitliche Form macht das Idiom einer Sprache aus. Vgl. Humboldt S. LXXXVIII und den ganzen §. 8.

Der Charakter der Sprache kann daher in keinem Theile oder Elemente derselben, auf keiner Seite ausschliefslich gesucht werden; „er hängt an jedem einzelnen ihrer kleinsten Elemente; jeder wird durch die charakteristische Form der Sprache auf irgend eine Weise bestimmt“ (das. S. LIX). Nur müssen diese Elemente nicht vereinzelt, sondern unter beständiger Beziehung auf einander, als in einander greifende Glieder eines Ganzen betrachtet werden. — In wahrhaft lebendigen Zusammenhang aber treten die Elemente der Sprache erst in der Rede und Litteratur. Der Sprach-Charakter kann also nicht aus Wörterbuch und Grammatik, sondern erst in der Rede und Litteratur eines Volkes vollständig und im Zusammenhang mit dem Volksgeist erkannt werden (das. S. CCVI ff.). — In der Litteratur aber tritt uns wieder die objective Natur der Sprache nicht rein entgegen. Die Sprachform ist mit dem jedesmaligen Inhalt verschmolzen und nach dessen eigenthümlicher Natur so oder so modificirt. Eine und dieselbe Sprache erhält einen anderen Charakter in Poesie und Prosa, und in den verschiedenen Gattungen derselben. Ferner tritt hier zu dem objectiven Charakter der Sprache und des dargestellten Inhaltes der subjective des Redenden oder Schreibenden hinzu. Die individuelle Geisteskraft gestaltet die Sprache zum Ausdruck ihrer Eigenthümlichkeit. Das Genie des Dichters oder Schriftstellers schaltet mehr oder weniger frei mit der gegebenen Sprache, und kann durch seine Einwirkung ihr einen neuen Charakter geben, z. B. in einer Sprache dichten, welche ihrer objectiven inneren Natur nach unpoetisch ist. Es ist also das subjective Element des Schriftstellers abzurechnen, wenn der rein objective Charakter der Sprache erkannt werden soll.

Sprache und Litteratur stehen daher nicht immer und nicht nothwendig auf gleicher Höhe und in solchem Verhältnifs zu einander, dafs man aus der Beschaffenheit der Litteratur immer mit Sicherheit auf die der Sprache schliefsen kann. Die wirkliche Litteratur hängt nicht blofs von den nationellen Anlagen

und der inneren Natur der Sprache ab, sondern zugleich von mannigfaltigen äufseren Einflüssen und vor allem von dem Impuls ausgezeichneter Köpfe. Eine ihrem grammatischen Organismus nach vorzügliche Sprache (z. B. die litthauische) kann ohne Litteratur sein; eine an sich unvollkommene kann unter günstigen Umständen, durch ausgezeichnete Schriftsteller gehoben, zu einer hohen litterarischen Blüthe gelangt sein. Wir dürfen mithin nicht die factische Litteratur einer Nation zum Kriterium ihrer Sprache machen; sondern müssen, von derselben abgesehen, die innere Form und Anlage der Sprache und ihre Bildungsfähigkeit aus ihr selbst beurtheilen.

Aus diesen Betrachtungen geht wohl die Schwierigkeit einer vollständigen und gründlichen Charakteristik der Sprachen hervor. Hier nur andeutend einige charakteristische Züge aus der Vergleichung verschiedener Sprachen, zum Beweise, dafs in allen Elementen der Sprache ihre Eigenthümlichkeit sich äufsert.

§. 101. Charakter der Sprache in ihrem phonetischen Element.

Auf der phonetischen Seite der Sprache ist die eigenthümlich verschiedene Ausbildung des Lautsystems charakteristisch. Die älteren Stammsprachen haben ein allseitiger ausgebildetes Lautsystem, ganz besonders das Sanskrit und das Griechische. Den jüngeren Formationen und den unvollkommneren Sprachen mangeln einerseits einzelne Laute und ganze Lautreihen, z. B. dem Latein die Aspiratae, dem Chinesischen das *r**); andererseits zeigt sich Vorliebe für gewisse Laute oder Lautgattungen. Bei den Italiänern ist vorzugsweise die reine Stimme thätig, bei den Franzosen die Nase, bei den Deutschen die Zunge und Zähne (die Laute *s*, *d*, *t*, *l*, *n* herrschen vor), bei den slavischen Völkern Zunge und Gaumen (die palatalen Laute); so dafs der eigenthümliche Charakter dieser Organe durch die ganze Sprache als Grundton herrscht.

Charakteristisch ist es ganz besonders, ob und in wie fern der Wohllaut als regelndes Princip der Wortbildung herrscht, wie im Italiänischen, oder ob das logische Princip überwiegt, wie im Deutschen.

Es mufs aber vorzüglich das Verhältnifs hervorgehoben werden, nach welchem die Lautclassen in der wirklichen Rede mit

*) und der Unterschied von Tenues und Mediae. S.

einander gemischt sind: 1) Verhältnifs der Vocale zu den Consonanten; 2) derselben unter sich; 3) der Consonanten unter sich. Dieses Verhältnifs läfst sich numerisch genau feststellen, indem man mehrere Seiten prosaischer und poetischer Rede von möglichst verschiedenartigem Inhalt und Stil in ihre Elemente zerlegt und der Zahl nach unter sich vergleicht. So hat sich herausgestellt (nach Fernow, Italiän. Sprachlehre S. 62 ff.), dafs in der italiänischen Sprache 11 bis 12 Consonanten auf 10 Vocale kommen; dafs unter den Consonanten die Liquiden *l*, *m*, *n*, *r* und das *s*, ferner *c*, *ch*, *q* (alle drei = k), *d*, *p*, *t* am häufigsten sind; und endlich dafs die Vocale *a*, *e*, *i*, *o* ungefähr in gleicher Menge vertheilt sind, das *u* ungleich seltner vorkommt. — Hieraus erhellt hinlänglich der klare, musikalische Charakter der italiänischen Sprache. Im Neuhochdeutschen dagegen ist das Verhältnifs der Consonanten zu den Vocalen wie 9 zu 5, also fast doppelt so viel Consonanten. Das Verhältnifs der Consonanten unter sich ist demjenigen im Italiänischen ähnlich; allein unter den Liquiden hat das dumpfe *n* ein grofses Uebergewicht. Auch treten die dem Italiänischen fremden Hauchlaute *h* und besonders *ch* hinzu, und die Sprache erlaubt viele einem italiänischen Ohre unerträglich harte Consonanten-Verbindungen, z. B. *Schlucht*, *sprichst*, *standst*. Die Vocale aber sind so ungleichmäfsig vertheilt, dafs das *e* ungefähr eben so häufig vorkommt als alle anderen Vocale zusammengenommen; nächstdem das *i* ungefähr halb so oft als *e*; *a* und *u* verhalten sich jeder zum Ganzen der Vocale ungefähr wie 1 zu 8 oder 9; und *o* ist noch seltener.

Die italiänische Sprache ist im Ganzen weichlich. Wohllaut und Weichheit des Lautes aber sind nicht identisch. Ersterer fordert eine gehörige Beimischung des Kräftigen. Diese glückliche Mischung findet sich mehr im Spanischen. Das vollkommenste Verhältnifs in der Mischung der Laute stellt ohne Zweifel die griechische Sprache dar, wo zugleich dem Wohllaut nie die Bedeutsamkeit und der Begriff wesentlich aufgeopfert ist. Im Sanskrit ist das System der Consonanten noch allseitiger ausgebildet als im Griechischen; die Vocale aber stehen nicht in demselben harmonischen Verhältnifs. *ĕ* und *ŏ* fehlen ganz, und unter den drei reinen Grundvocalen hat das *a* so sehr das Uebergewicht, dafs es fast in fünf Sechsteln der sämmtlichen Wurzeln erscheint. Nach Förstemann (Zeitschrift für vergl. Sprachforschung von Aufrecht und Kuhn 1851. Heft 2 und 1852

Heft 1.) sind die Lautverhältnisse im Griechischen, Lateinischen und Gothischen kurz folgende: Unter 100 Lauten sind im Griechischen 46 Vocale, im Lateinischen 44, im Gothischen 41, im Sanskrit 42. — Verhältnifs der einfachen Vocale zu den Diphthongen: unter 100 Vocallauten sind im Griechischen 81 einfache Vocale, im Lateinischen 97, im Gothischen 70, im Sanskrit 98. Auffallend ist hier die Diphthongen-Armuth des Sanskrit (wo die Diphthonge theils noch nicht entwickelt, theils zu langen Vocalen verschmolzen sind: *ai* zu *ē*, *au* zu *ō*) und des Latein (wo die früheren Diphthongen in der classischen Sprache meist zu einfachen langen Vocalen geworden sind) im Verhältnifs zum Gothischen, welches durch die Fülle seiner Diphthongen die geringere Zahl seiner Vocallaute wieder ausgleicht. — Die drei Vocale *a, i, u* zu den jüngeren *e, o* verhalten sich im Griechischen wie 30 : 51, im Lateinischen wie 59 : 38, im Gothischen wie 62 : 8, im Sanskrit wie 90 : 8. Das Gothische steht hier dem alterthümlichsten Sanskrit am nächsten, das Griechische am fernsten. Dabei ist noch das *v* zu den Urvocalen gerechnet. Da es aber nicht mehr reines *u* ist, so gehört es zu den jüngeren Vocalen, und dann ist das Verhältnifs: 24 Urvocale auf 57 jüngere. — Rücksichtlich der einzelnen Vocale zeigt das Lateinische die gleichmäfsigste Vertheilung: 16 *a*, 24 *e*, 27 *i*, 14 *o*, 16 *u*; das Griechische 17 *α*, 32 *ε* und *η*, 7 *ι*, 19 *o* und *ω*, 6 *υ* und 5 *ου* (dazu 6 *αι*, 4 *ει*, 2 *οι*, 1 *ευ*, 1 *ευ*); das Gothische 35 *a*, 4 *ē*, 18 *i*, 4 *ō*, 9 *u* (daneben 12 *ai*, 6 *eï*, 11 *au*, 1 *iu*); das Sanskrit 71 *a* (darunter 18 *ā*); 5 *ē*, 11 *i*, 3 *ō*, 8 *u* (daneben 1 *ai*, 1 *au*). — Verhältnifs der Consonanten unter sich: der Explosivae oder Mutae zu den Continuis (Spiranten, Halbvocale und Liquidae) im Griechischen wie 42 : 56, im Lateinischen wie 39 : 58, im Gothischen wie 35 : 63, im Sanskrit 38 : 62. Ueberall mehr Continuae als Mutae, am meisten aber im Gothischen, am wenigsten im Griechischen, wo *j, w, f, ch* fehlen. — Die Mutae unter sich nach den Organen: im Griechischen 12 Labiales, 22 Dentales, 8 Gutturales (Palatales); im Lateinischen 8 Labiales, 22 Dentales, 9 Gutturales; im Gothischen 3 Labiales, 20 Dentales, 12 Gutturales; im Sanskrit 8 Labiales, 18 Dentales, 6 Gutturales. In allen diesen Sprachen also mehr Dentales als Lippen- und Gaumenlaute zusammen. — Nach den stofflichen Gattungs-Unterschieden: im Griechischen 6 Mediae, 30 Tenues, 6 Aspiratae; im Lateinischen 10 Mediae, 28 Tenues, keine Aspiratae (denn *f* ist Spirans); im

Gothischen 8 Mediae, 5 Tenues, 11 Aspiratae (nämlich *th*; *f* und *h* dagegen sind Spiranten); im Sanskrit 11 Mediae, 20 Tenues, 7 Aspiratae. Die Tenues haben (aufser im Gothischen) ein bedeutendes Uebergewicht, besonders im Griechischen. — Für die Liquidae bemerken wir nur, dafs *n* überall das Uebergewicht hat, *l* viel seltener ist, am seltensten im Sanskrit, wo auf 9 *n* erst 1 *l* kommt.

Im Allgemeinen steht das Lateinische in der Mitte zwischen dem Griechischen und Gothischen, jedoch sich dem ersteren nähernd, während letzteres dem Sanskrit näher steht. „Im Gothischen sehen wir einerseits eine geringe Fülle von Vocalen, andererseits wenig harte Consonanten; also ein Vorherrschen der zwischen diesen beiden Grenzen des Lautsystems in der Mitte liegenden Laute. Das Griechische dagegen bevorzugt mehr die extremeren Lautclassen, sowohl die weichen, leichten Vocale als die härtesten Consonanten“ (Förstemann), worauf der sonore Wohllaut dieser schönen Sprache wesentlich beruht. — Die lateinische Sprache hat in Folge der Alterthümlichkeit ihres Vocal-Systems durch das Festhalten der vollen Urvocale einen vollen kräftigen Klang, der ruhigen Ernst, feierliche Würde ausdrückt. Die griechische Sprache hat einen leichteren Fluſs, eine gröfsere Beweglichkeit. Der Grieche sprach ohne Zweifel rascher, als der Römer, im Einklang mit der gröfseren Lebendigkeit, Beweglichkeit, vielseitigen Bildung und überwiegenden Redseligkeit, die dem griechischen Volkscharakter eigen war.

In Hinsicht auf die Lautverbindungen zeigt nächst dem Sanskrit die griechische Sprache das feinste Lautgefühl, den regsten Sinn für die Affinität der Laute und den durch ihre angemessene Verbindung entstehenden Wohllaut. Die lateinische Sprache hat in ihren Lautgesetzen etwas Starres; sie vermeidet weniger die alterthümlichen harten Lautverbindungen; es ist ihr mehr um Stärke und Volltönigkeit, als um den feineren Wohllaut und den leichten Fluſs der Laute zu thun. Im Griechischen dagegen accomodiren und assimiliren sich die Laute einander und verschmelzen zu einem fest und schön gegliederten Ganzen. Die ganze Sprache ist durchaus geschmeidig und höchst beweglich. — Noch weniger als die lateinische zeigt die deutsche Sprache Sinn für den Wohllaut, welcher aus der harmonischen Lautverbindung entspringt. Die heterogensten Laute treten hier unvermittelt zusammen und durch die Consonanten-

Häufung, namentlich am Ende der Wörter, entsteht eine harte Hemmung des Redeflusses. Das Wohllautsgefühl tritt hier durchaus zurück gegen das Princip der geistigen Bedeutsamkeit.

Höchst charakteristisch sind ferner die Principe der Quantität oder des Silbenmafses und des Accents, je nachdem sie entweder im Gleichgewicht mit einander stehen, wie besonders im Griechischen, oder der Accent, d. h. das ideellere, geistigere Element ein entschiedenes Uebergewicht hat, wie in den neueren Sprachen. Im Accent liegt etwas Musikalisches, in der Quantität etwas Plastisches.

Rücksichtlich des Accents an sich ist es für den Charakter der Sprache bedeutsam, ob seine Stellung durchaus auf logischen Gesetzen beruht (wie im Deutschen, wo er unverrückbar auf der Stammsilbe ruht), oder auf phonetischen Gesetzen, Quantitäts-Verhältnissen u. s. w. wie im Griechischen und Lateinischen. Dort überwiegt die geistige Bedeutsamkeit, hier das Streben nach sinnlich schönem Ebenmafs. — Sprachen dieser letzteren Art unterscheiden sich nun wieder durch die gröfsere oder geringere Freiheit der Tonlegung. Die lateinische Sprache und der äolische Dialekt hat keine Oxytona. Hierin liegt der Charakter der Gravität, des κόμπος; denn durch den sinkenden Ton der Barytona entsteht eine ruhigere, gehaltnere und gemessene Aussprache, während durch die Betonung der Schlufssilbe eine gröfsere Lebendigkeit und Raschheit der Aussprache entsteht. Ganz ähnlich unterscheiden sich Italiänisch, welches nur wenig Oxytona hat, und Französisch, welches auf die Schlufssilbe eilt. Der Engländer betont die Wörter germanischen Ursprungs gewöhnlich nach logischem Princip (*lóve, lóvely, lóveliness*), die romanischen ohne Rücksicht auf die Bedeutung der Silben möglichst weit nach vorn, z. B. *cómpany, compagnie; expérience, experiénce.* Dieses tonlose Fallenlassen der Schlufssilben hat den Charakter einer gewissen phlegmatischen Gemächlichkeit; die Raschheit der Franzosen drückt sanguinische Lebendigkeit aus.

Endlich kommt auch der Grad der Betonung in Betracht. Die Betonung wird immer schwächer, je mehr die Gefühlsäufserung, das Gemüthliche in der Sprache zurück-, und der Zweck der blofs verständigen Mittheilung hervortritt. Man vergleiche die stark modulirte Betonung mancher deutschen Mundarten und das unbetonte Französisch.

§. 102. Charakteristische Merkmale der intellectuellen Seite.

Auf der intellectuellen Seite der Sprache kommen vor allem die Wörter und Wortbedeutungen in Betracht. Vorzüglich wichtig ist der absolut gröfsere oder geringere Reichthum verschiedener Sprachen an Wörtern und durch scharf gesonderte Ausdrücke klar bezeichneten Begriffen, wodurch sich der höhere oder geringere Grad der Geistes- und Sprachbildung überhaupt kund giebt. Dann aber ist der relativ verschiedene Reichthum der Sprachen an Wörtern für gewisse Gattungen und Sphären von Begriffen nothwendig bedeutsam für den eigenthümlichen Volks-Charakter.

Im Allgemeinen können wir eine dreifach verschiedene Richtung des Volks- und Sprachgeistes unterscheiden, nämlich nach den sinnlichen Anschauungen, nach der inneren Empfindung und nach dem abstract verständigen Denken (Humboldt S. CCXXI). Nur mufs man nicht eine oder die andere dieser Richtungen als ausschliefslich in der Sprache wirksam betrachten. Die überwiegende Richtung erzeugt nur die eigenthümliche Form, unter welcher die Welt von dem Menschen aufgefafst und in der Sprache ausgeprägt wird. — So überwiegt in dem Charakter der griechischen Sprache die sinnliche Anschauung, die klar und fest ausgeprägte Objectivität; in der deutschen die innere Empfindung, die tiefer geschöpfte Subjectivität (Humboldt S. CXIV); in der lateinischen herrscht mehr der abstracte, logische Verstand. Der griechische Geist aber dringt deshalb nicht minder tief in das Wesen der Dinge ein; er weifs aus der äufseren, sinnlichen Anschauung die tiefste und reichste Bedeutung zu ziehen; er empfindet tief und denkt scharf, aber Gefühl und Gedanken nimmt wegen der überwiegenden Richtung des Volks- und Sprachgeistes nach aufsen hin oder auf das sinnlich Anschauliche concrete, objective Gestalt an, während der Deutsche mit überwiegender Innerlichkeit sich mehr in die Tiefen des Geistes und Gemüths versenkt, und schwerer zu klarer, plastischer Gestaltung durchdringt, der Römer in der Sphäre des Verständigen, praktisch Nützlichen und für einen bestimmten Zweck Wirksamen verweilt.

Engere Begriffskreise betreffend, bemerkt man z. B. im Sanskrit ein Uebergewicht in Ausdrücken für religiös-philosophische Begriffe (Humboldt S. CXIV). „Die Sprache trägt dadurch dasselbe Gepräge an sich, das man im ganzen indischen Alterthum

wiederfindet ... Nachdenken und Aufstreben zur Gottheit und Priesterthum.“ — Die lateinische Sprache ist reich an scharf unterschiedenen Ausdrücken aus dem Gebiete des Rechtswesens, Staats- und Kriegslebens, dagegen arm an Ausdrücken für philosophische Begriffe (*realitas*, *possibilitas*, *causalis* und *causalitas* sind barbarisch), ja überhaupt für abstracte Begriffe, obgleich sie die etymologische Anlage hat, solche zu bilden, durch die Endungen *-tas* und *-io*, entsprechend της und σις, *heit* und *ung*. Es überwiegt in ihr der verbale Ausdruck des Thätigen, Werdenden, des Praktischen; die Theorie aber fordert die Auffassung des Geschehens und Thuns in der Form der Substanz. Es ist daher ein vergebliches Bemühen, in classischem Latein philosophiren zu wollen.

Vergleichen wir die deutsche und französische Sprache mit einander, so hat erstere einen gröfseren Reichthum an scharf geschiedenen und tief bezeichnenden Ausdrücken für die innersten Regungen und Aeufserungen des Geistes- und Gemüthslebens; sie hat philosophischere und poetischere Elemente. Der Unterschied z. B. zwischen *Verstand* und *Vernunft* wird nicht erreicht durch *entendement* oder *esprit* und *raison*. *Esprit* steht dem deutschen *Geist* näher; aber dieser ist tiefer, ruhiger und viel ernster als der *esprit*, welcher pikanter, schlagender, witziger ist. Vgl. *geistreich*, *geistvoll* und *spirituel*. — *Vorstellung*, *Begriff*, *Idee* unterscheiden wir sehr bestimmt; *perception*, *notion*, *idée* sind nicht bestimmt begrenzt. Die französische Sprache kann überhaupt wohl verständige Begriffe, nicht aber tiefere Ideen ausdrücken; auch die tieferen Gefühle sind ihr fremd, dagegen die feineren, wechselnden Empfindungen (*sentiments*) geläufig. — Für *Tiefsinn* hat die französische Sprache kein Wort; *profondeur d'esprit* ist höchstens tiefer Sinn. Was wir *Gemüth* nennen, kann der Franzose weder klar fassen, noch durch irgend ein Wort wiedergeben. Seine Sprache schliefst alles Gemüthliche, Geheimnifsvolle und daher Vage aus; sie ist durch und durch verständig und höchst präcis. Die Deutschen haben eine gröfsere Mannigfaltigkeit von Wörtern für das Geheimnifsvolle, Ahnungsvolle, Schauerliche. *Schicksal*, *Geschick*, *Verhängnifs*, *Loos* übersetzt der Franzose sämmtlich durch *sort*. Die eigenthümlich poetischen Ausdrücke für sittliche und gemüthliche Verhältnisse des Lebens, namentlich für Häuslichkeit und Vaterland, wie *heim*, *daheim*, *Heimath*, *Heimweh* sind mit dem eigenthüm-

lich sehnsüchtigen Gefühl, das in ihnen liegt, unübersetzbar. In dem *chez-soi, patrie, pays, mal de pays* liegt diese Empfindung nicht. Auch für *Sehnsucht* hat der Franzose kein Wort; *désir* ist Verlangen, Begierde (sinnlich), und *désir ardent* nur ein gesteigertes Verlangen, ohne die schmerzliche Innigkeit der Sehnsucht. Auch für *innig, Innigkeit* fehlt dem Franzosen das Wort; *intime, intimité* ist etwas ganz Anderes. — Der Franzose hat kein völlig entsprechendes Wort für *Zucht* und *Sittsamkeit; modestie* und *décence* gehen weit mehr auf den äufseren Anstand; kein Wort für *Weiblichkeit* und *Häuslichkeit.* Andererseits auch kein Wort für das deutsche *wandern* (ein Reisen auf gut Glück, ein poetisch zweckloses Umherstreifen); ganz verschieden *voyager*; daher *Wanderstab, Wanderjahre.* Vergl. *flaner* müfsig herumschlendern, liederlich blasirt; unser *bummeln.*

Der Franzose dagegen gehört der Gesellschaft und dem öffentlichen Leben an. An Ausdrücken für Begriffe dieser Sphäre ist seine Sprache viel reicher, und sie sind feiner nüancirt. Für *Witz* hat sie *pointe, saillie, trait d'ésprit, bon mot;* für *Spott moquerie, raillerie, persiflage, ironie, sarcasme;* wie plump ist unser *anführen, durchziehen; hecheln, prellen!* Für *List* und *Betrug: ruse, fourberie, friponnerie, espièglerie.* Wörter wie *chicane, cabale, intrigue, liaison, coterie, perfide, malice, attention* (im Sinne geselliger Höflichkeit), *courtoisie* sind im Deutschen unübersetzbar. — Eigenthümlich ist es ferner, wie die französische Sprache das Schmutzige, Anstöfsige, Unsittliche durch euphemistische, unschuldig aussehende, ja vornehm klingende Ausdrücke zu beschönigen, das Laster zu maskiren weifs. Für Wörter wie *maitresse, grisette, dame de maison* (Hurenwirthin), *prostitution* haben wir im Deutschen keine anderen, als plumpe, derbe, selbst ekelhafte Ausdrücke. Der Engländer aber in übermäfsiger Prüderie vermeidet in Gesellschaft die Benennung mancher ganz unschuldiger Gegenstände; die Beine (*legs*) z. B. gehen in keine gute Gesellschaft und die Beinkleider sind *inexpressibles.*

Die gröfsere Tiefe, Unmittelbarkeit und poetische Anschaulichkeit des Deutschen im Vergleich mit dem Französichen erkennen selbst sprachkundige Franzosen an, z. B. Philarète Chasles. Er bemerkt: „Die Idee, welche das deutsche Wort *Blume* und das engl. *bloom* im nordischen Menschen erweckt, ist das Aufblühen und Duften zugleich, die physische und charakteri-

stische Eigenschaft der Blume. Für die südlichen Völker enthält das Wort für Blume nur die Vorstellung der aller anhängigen Poesie beraubten Pflanze..... Daher reicht ein einziges Wort in einem deutschen oder englischen Verse hin, den ganzen Effect hervorzubringen, die ganze Erregung zu bewirken, welche der Dichter wünscht. Es erweckt eine Menge Sympathieen, ergreift lebhaft die Empfindung und entfaltet ein ganzes Gemälde. Aber in einem durch einen längeren Bildungsgang abgeschwächten Sprache bedarf es einer ganzen Umschreibung, eines Aufwandes von ganzen Strophen und Stanzen, um dieselbe Erregung hervorzubringen"; daher der rhetorische Charakter der französischen Poesie (Blätter für litter. Unterhaltung 1841. Oct., Nro. 289).

Die eigenthümliche Richtung und Anschauungsweise des Volksgeistes zeigt sich ferner in dem verschiedenen etymologischen Grundbegriff und der verschiedenen Sphäre der Bedeutung und Anwendung entsprechender und wesentlich gleichgeltender Wörter in verschiedenen Sprachen (vgl. §. 57. 62), zumal für geistige Begriffe. Vergl. Humboldt S. CCXXXVIII. Vergleichen wir einige deutsche Wörter mit den entsprechenden lateinischen und griechischen. *Kunst* geht aus von *können*, und bezeichnet ursprünglich das subjective Vermögen, etwas hervorzubringen, zu schaffen, das Können des Subjects als eine ihm natürliche Kraft, aber zugleich als freie Thätigkeit des selbstbewufsten Geistes, geistige Productionskraft; denn *können* (*chunnan*) heifst ursprünglich *wissen* (verschieden von *mögen*, welches auf physisches Vermögen, körperliche Kraft geht), geistige Thätigkeit als ein dem Subjekt natürliches Vermögen gefafst. *Τέχνη* verwandt mit *τέκω*, *τίκτω*, *τεύχω*, zeugen, hat gleichfalls ursprünglich die nur sinnlicher, physischer aufgefafste Bedeutung subjectiver Hervorbringung, schlägt dann aber sogleich um in die objective der äufserlichen Kunstfertigkeit, des Gewerbes überhaupt, auch Handwerk; *ars* hingegen (verwandt mit *ἄρω* fügen, *ἀρτέω* zurüsten, bereiten) geht umgekehrt von äufserlicher Zusammenfügung, Verarbeitung aus, erhält aber dann in seiner Anwendung überwiegend geistige Bedeutung; und zwar vorzugsweise auf verständige, besonnene Einsicht, Erkenntnifs der Gründe, Kunstbewufstsein, Theorie gehend, dem *ingenium* entgegengesetzt; so dafs Kunst und Wissenschaft, die wir im Deutschen bestimmt auseinander halten, in dem latein. *ars* zusammenfallen. Dem Römer

ist die Kunst ein Werk besonnener Einsicht, bewufste verständige Berechnung; dem Deutschen ein natürliches Geistesvermögen; dem Griechen eine objective, sinnlich-anschauliche Hervorbringung oder äufserlich bildende Thätigkeit. — *Dichten*, ganz subjectiv, ein intensives Denken, innerliches Erfinden (obwohl nicht ursprünglich deutsch, sondern aus dem latein. *dictare* entstanden); ποιεῖν hingegen ganz objectiv, ein Machen, Hervorbringen. Der älteste deutsche Name für den Dichter, althd. *scof*, altsächs. angelsächs. *scop* brzeichnet ihn als einen Schöpfer (W. Wackernagel, Gesch. der deutschen Litter. 1851. S. 11). Die lateinische Sprache, desgl. die französische, hat gar kein Wort für dichten; sie mufs den Begriff umschreiben: *carmen pangere, versus facere. carmen* heifst nicht bloſs Gedicht, sondern ursprünglich Gesang und dann jede Formel. — *Vernunft* von *vernehmen*, die Fähigkeit zu vernehmen, subjectiv, nach innen; λόγος, eigentlich die Rede, die Manifestation der Vernunft objectiv, in der äufseren Erscheinung aufgefafst; *ratio* mehr praktisch, nach der Zweckmäfsigkeit aufgefafst von *reor*, rechnen, daher eigentlich Berechnung, Ueberlegung. — *Tugend* von *tūgan*, taugen, überhaupt Tüchtigkeit, Tauglichkeit; dann insbesondere sittliche Tüchtigkeit; in engster Bedeutung Sittenreinheit, Unschuld, Keuschheit. ἀρετή (von ἄρω, fügen, passen) geht von demselben Grundbegriff aus: Tauglichkeit, Tüchtigkeit; daher insbesondere kriegerische Tüchtigkeit, Tapferkeit (bei Homer); wird dann aber mehr auf äufserliche Vorzüge bezogen, sinnlicher gefafst: edle Geburt, Schönheit, Ehre, Reichthum, Glück u. s. w., und erst bei den Attikern mehr auf sittliche Vorzüge, doch immer mit Rücksicht auf äufsere, praktische Tüchtigkeit im Leben. *virtus* von *vir* ist eigentlich Mannheit, Mannhaftigkeit, bezeichnet dann freilich auch Tüchtigkeit, Kraft, Güte überhaupt und insbesondere moralische Vollkommenheit, vorzugsweise aber Tapferkeit. Diese ist die Römer-Tugend. — *hostis* und *Gast* sind etymologisch identisch: der Fremde; dem Römer ist dieser, so lange er nicht unterworfen ist, ein Feind des Staates. Das franz. *hôte* geht in die deutsche Bedeutung über und bedeutet sowohl Gast als Wirth. — In *lieben* liegt die gröfste Innigkeit der Empfindung, es umfafst zugleich das φιλεῖν und ἐρᾶν; φιλεῖν bezeichnet auch einen geringeren Grad der Neigung und die äufserliche Bethätigung desselben, ein freundliches Behandeln, gastliches Aufnehmen, ja auch ein bloſses gern thun

oder pflegen; andererseits geht es in die Bedeutung küssen, herzen über. Mit Ausnahme dieser letzteren Bedeutung hat das latein. *amo* und franz. *aimer* einen ganz übereinstimmenden Umfang seiner Bedeutung. Am meisten aber verflacht sich der Sinn des Wortes in dem franz. *aimer*. Der Franzose sagt *j'aime le vin, le boeuf*. Deutsch *lieben* für *gern sehen, gern haben* ist ein der Volkssprache fremder Gallicismus.

§. 103. Verschiedene Bildsamkeit der Sprachen.

Charakteristisch ist ferner die gröfsere oder geringere productive Kraft einer Sprache in der Bildung neuer Wörter durch Ableitungen und Zusammensetzungen. Im Allgemeinen ist sie um so gröfser, je lebendiger ihr Zusammenhang mit der Ursprache ist.

Das Sanskrit besitzt die gröfste Compositionsfähigkeit und bedient sich derselben bis zum Uebermafs. Die griechische, lateinische und deutsche Sprache stehen einander ihrer ursprünglichen Anlage und Fähigkeit nach ziemlich gleich. Die griechische aber macht von dieser Fähigkeit den reichsten und allseitigsten Gebrauch, jedoch ein schönes Mafs beobachtend, wie überhaupt Tact und Geschmack ein Haupt-Charakterzug des griechischen Geistes ist. In der deutschen Sprache haben Klopstock und Vofs, und neuerlich besonders Rückert vieles mit Glück gewagt, und auch die Sprache des gemeinen Lebens bildet täglich für den augenblicklichen Bedarf neue Compositionen. Die lateinische Sprache hat nicht denselben Bildungstrieb. Dafs es ihr aber nicht an Anlage und Mitteln zur Zusammensetzung fehlt, zeigt die ältere römische Litteratur, namentlich Plautus. Hier hängt die Schriftsprache noch mehr mit der Volkssprache, als ihrem natürlichen Boden, zusammen.

Im geringsten Grade findet natürlich die Bildungsfähigkeit in den Sprachen secundärer Formation statt. Wenn sie sich, wie neuerdings die französische Sprache, zu bereichern streben, so geschieht dies, indem sie theils ältere, vergessene Wörter aus einer früheren Sprachperiode wieder hervorsuchen, oder aus fremden Sprachen, z. B. aus dem Griechischen, neue Wörter entlehnen. Ich kann diese Bereicherung der französischen Sprache in der Litteratur der sogenannten romantischen Schule nicht als einen wahren Fortschritt betrachten. Ein solcher kann sich nur im Zusammenhang mit dem Wesen und der Eigenthüm-

lichkeit der Sprache selbst entwickeln, nicht aber in Widerspruch mit derselben durch die geniale Willkür einer Schriftsteller-Kaste. Die französische Sprache ist ihrer innersten Natur nach angewiesen auf besonnene Beschränkung innerhalb conventioneller Formen. So erscheint sie in der Litteratur des Zeitalters Ludwig XIV., welche vom sprachlichen Gesichtspunkt aus immer die classische bleiben wird. Aus eigenen Keimen kann sie keine neue Bildungen hervortreiben. Ihre Bereicherung besteht in einem äufserlich aufgerafften neuen Stoff, welcher in der bisherigen Sprache als fremdartig erscheint und das frühere harmonische Ganze zu einer unzusammenhängenden, ungleichartigen Mischung macht.

Von diesen durch Schriftsteller eingeführten Neuerungen mufs man jedoch diejenigen Bereicherungen unterscheiden, welche die Sprache aus dem Leben des Volkes selbst erhält. Wo ein eigenthümliches Volksleben sich frei und frisch regt, da ist auch ein freies, schöpferisches Sprachleben, je nachdem die Natur der Sprache es bedingt. Hat die Sprache kein organisches, natürliches Leben in sich, so sind die neuen Schöpfungen des Volksgeistes um so zügelloser und ungebundener, weil sie durch keine der objectiven Sprache inwohnende Bildungsgesetze gehemmt und geleitet werden, und die Erfindungsgabe und der Witz des Volkes ergeht sich frei in völlig neuen Erzeugnissen, deren etymologischer Ursprung dunkel und räthselhaft ist, denen aber eine im Laute selbst liegende unmittelbar natürlich bezeichnende Kraft nicht abgesprochen werden kann. Es zeigt sich hier, freilich in beschränktem Mafse, eine neue ursprüngliche Wortschöpfung. — So sind in neuerer Zeit in der Sprache des Pariser Gamin eine Menge neuer Wörter entstanden und allmählich sanctionirt worden, die in keinem Wörterbuche stehen und deren Ursprung Niemand kennt; z. B. das Wort *gamin* selbst (eine eigenthümliche Nüance des Strafsenjungen), *rococo* (altmodige, aber jetzt wieder moderne Sachen), *bisquer* (sich ärgern), *flaner* (in geschäftigem Müfsiggang herumschlendern), *chic* (ein eigenthümlicher Kunstgriff, eine eigenthümliche anpassende Form u. s. w., *un homme a le chic, un habit a le chic,* offenbar das deutsche *Schick*).

Solche Wörter hat der Pöbel erfunden, aber sie gehen allmählich auch bei der gebildeten Klasse in der gewöhnlichen Umgangssprache von Mund zu Mund. — „Die Mode steigt von

oben nach unten; die Sprache aber von unten nach oben; die niedrigsten Stände sind die productivsten, weil sie dem Naturleben näher stehen, und was sie erfinden, bringen sie durch bis in die höchsten Regionen, trotz aller Grammatiker und Akademieen." — Nur ist freilich solchen Wörtern ihre Existenz nicht für immer gesichert; sie sind Kinder des Tages, von der Gunst des Augenblickes lebend.

§. 104. Unterschiede im grammatischen System.

Der wichtigste Unterschied der Sprachen liegt in dem System der grammatischen Formen und dem damit zusammenhängenden Satzbau. In der grammatischen Struktur erkennen wir die Stufe des Denkvermögens, die Logik des Volkes, die gröfsere oder geringere Schärfe und Klarheit des logischen Sinnes und die mehr oder weniger gelungene Ausprägung der Gedankenformen in der Sprachform. Eine definitive Classification der Sprachen von dieser Seite aus läfst sich noch nicht geben. Wir werden hier nur die bisher angestellten Versuche zu einer solchen darstellen und mit unseren Bemerkungen begleiten.

Friedrich Schlegel (Ueber die Sprache und Weisheit der Inder) stellt drei Hauptgattungen der Sprachen auf: flexionslose, affigirende, flectirende.

A. W. Schlegel (Observations sur la langue et la littérature provençales) schliefst sich ihm an, fügt aber die Untereintheilung der dritten Classe in synthetische und analytische hinzu, welche er sehr schön characterisirt (s. Steinthal, Classification der Sprachen S. 11 ff.).

Bopp (Vergl. Grammatik S. 112) geht von der Technik der Sprache aus, d. i. von den Mitteln, durch welche die Sprache sich ihre Grammatik schafft, und unterscheidet demnach: 1) Sprachen mit einsilbigen Wurzeln, ohne Fähigkeit zur Zusammensetzung und daher ohne Organismus, ohne Grammatik — das Chinesische —; 2) Sprachen mit einsilbigen Wurzeln, die der Zusammensetzung fähig sind, und fast einzig auf diesem Wege ihren Organismus, ihre Grammatik gewinnen — die sanskritischen und alle anderen Sprachen (also keine Unterscheidung von Anfügung und Anbildung) mit Ausnahme der 3) semitischen Sprachen, die ihre Formen nicht blofs durch Zusammensetzung, sondern auch durch blofse innere Modification der Wurzeln erzeugen.

Pott hat folgende Classification aufgestellt: 1) Isolirende Sprachen, in denen noch Stoff und Form in völliger Getrenntheit beharren. Einsilbige Sprachen — Chinesisch und Indo-Chinesisch —. 2) Agglutinirende, worin Stoff und Form fast nur äufserlich an einander kleben — Tatarisch, Türkisch und Finnisch —. 3) Eigentlich flexivische Sprachen, in denen innige Durchdringung von Stoff und Form stattfindet, so dafs beide sich zur unauflöslichen Einheit verschmelzen. Diese Classe ist die eigentlich normale. Die beiden ersten bleiben unter der Norm. Dagegen wird diese Norm von den amerikanischen Sprachen überschritten, und diese sind 4) transnormale, einverleibende.

Mit dieser Pottschen Classification stimmt Schleicher (Die Sprachen Europas) im Wesentlichen überein; aber er rechnet Potts 4. Classe zum agglutinirenden.

Alle diese Eintheilungen gründen sich lediglich auf die äufserliche Form oder die grammatische Technik der Sprache. Tiefer fafst W. v. Humboldt das Eintheilungsprincip auf. Er stellt als zwei feste Endpunkte in dem ganzen bekannten Sprachgebiete einander diametral entgegen die chinesische Sprache, die ohne allen phonetischen Ausdruck für die grammatischen Verhältnisse ist, und die Sanskritsprachen, welche dieselben auf die vollkommenste Weise durch echte Flexionsformen ausdrücken. Alle übrigen Sprachen liegen zwischen diesen beiden Extremen und lassen sich im Allgemeinen nur negativ charakterisiren, indem sie zwar nicht aller grammatischen Bezeichnung entbehren, aber doch keine eigentliche echte Flexion besitzen. Sie lassen sich also nur ganz unbestimmt in eine Classe werfen (S. CCCXLII). Der materielle Ausdruck der grammatischen Verhältnisse geschieht im Allgemeinen auf mehr oder weniger klare und scharf unterscheidende Weise durch Partikeln (Formwörter), die für sich selbständige Bedeutung haben. Diese Sprachen stellen keinen ursprünglichen (formalen) Unterschied zwischen Nomen und Verbum fest, und es kann daher nicht selten jedes Wort ohne Unterschied zum Verbum gestempelt werden. Mangel an wahrer innerer Consequenz ist gemeinsamer Charakter aller dieser Sprachen. — In Hinsicht der Art, wie jene Partikeln angewendet werden, unterscheidet Humboldt zwei Gattungen dieser Sprachclasse: a) Partikel-Sprachen in engerem Sinne, welche das Verbum durch gar kein materielles Kenn-

zeichen charakterisiren, wie die indochinesischen Sprachen, die polynesischen, auch das Mandschuische und Mongolische; b) agglutinirende Sprachen, welche das Verbum durch die in abgekürzter oder veränderter Gestalt angefügten Pronomina charakterisiren; sie nehmen aufser den wesentlichen grammatischen Beziehungen noch andere unwesentliche Nebenbestimmungen in ihre polysynthetischen und einverleibenden Formen auf. — Die chinesische Sprache steht ihrer Consequenz wegen höher als diese ganze Classe, welche durch Vermischung des materiell und formell Bedeutsamen den grammatischen Sinn verdunkelt.

Den gründlichsten und unstreitig bis jetzt gelungensten Versuch einer Classification der Sprachen hat Steinthal gemacht in seiner Schrift: Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwickelung der Sprachidee 1850, welche auch eine Kritik seiner Vorgänger und besonders eine ausführliche und meist sehr treffende Charakteristik und Beurtheilung Humboldts enthält. Vergl. auch desselben „Sendschreiben an Pott", vor seiner „Entwickelung der Schrift 1852". Steinthals Fortschritt besteht darin, dafs er statt der graduellen Unterscheidung (vollkommnere und unvollkommnere Sprachen), welche bei Humboldt vorherrscht, auf eine principielle Unterscheidung dringt, und dafs er das Eintheilungsprincip nicht in der äufseren Form oder Technik der Sprache, sondern in dem specifisch verschiedenen inneren Sprachsinn der verschiedenen Völker und der dadurch erzeugten inneren Sprachform findet. — Auszusetzen finde ich an seinem System nur, dafs bei der Haupt-Eintheilung die äufsere Form der Sprachen zu gering angeschlagen ist, indem er den Unterschied der agglutinirenden und der echten Flexionsform nicht genug festhält, und besonders indem er das Chinesische von den hinterindischen Sprachen weit trennt. Diesen Uebelstand jedoch hat er in seinem „Sendschreiben" wesentlich modificirt.

Meiner Ansicht nach zeigt die Einsilbigkeit der bei der Wurzelform stehen gebliebenen Sprachen einen in der Genesis und dem Entwickelungsgang der Sprache tief begründeten Hauptunterschied von allen übrigen, welche durch Bekleidung der Wurzel mit bestimmten Elementen zur Mehrsilbigkeit gelangten. So entstehen zwei Hauptclassen. Bei der weiteren Eintheilung kommt dreierlei in Betracht: 1) ob die Sprache Stoff und Form vermischt, oder deutlich scheidet; 2) ob sie das Verbum durch eine feste charakteristische Form vom Nomen unterscheidet oder

nicht; 3) durch welche Mittel sie die grammatischen Verhältnisse äufserlich ausdrückt, ob agglutinirend oder flectirend. Hiernach würde Steinthals System so abzuändern sein, dafs das Chinesische sogleich auf die hinterindischen Sprachen als zweite Classe folgte. Aufserdem freilich scheint mir dort das Finnische zu niedrig, das Baskische zu hoch gestellt.

Hier möge nur noch einiges folgen über den ganz eigenthümlichen Charakter der chinesischen Sprache. Bei ihrer Einsilbigkeit kann sie keinen Silbenton haben im Sinne der mehrsilbigen Sprachen. Sie hat aber einen eigenthümlichen Worttön, welcher von noch gröfserer Wichtigkeit für die Bedeutung des Wortes ist. Diese ist nämlich hier nicht vollständig in den Lauten enthalten, sondern ist zugleich von mannigfaltig verschiedenen Betonungsarten abhängig. Der Ton gehört hier noch zum Stoffe des Wortes, wie in der Gefühlsäufserung durch Naturlaute; er ist nicht blofs ein Nachdruck, sondern ein Steigen und Fallen der Stimme. Die ganze Sprache erhält dadurch einen interjectionalen Charakter, und das Sprechen wird zu einer Art Gesang (s. Steinthal, Die Sprachwissenschaft W. v. Humboldts S. 132).

Die chinesische Sprache kommt in Wahrheit nicht über die Wurzelform hinaus, und zwar deswegen nicht, weil die Chinesen den Unterschied von Wort und Satz und den noch ursprünglicheren von Begriff und Urtheil oder Gedanken nicht klar erfafst haben. Alle diese Unterschiede liegen im Geiste der Chinesen in indifferenter Einheit, und darum auch der von Nomen und Verbum. Alle unsere grammatischen Termini passen daher nicht auf die chinesische Sprache (das. S. 129 f.).

Indem aber die Sprache nur den Inhalt oder Stoff des Gedankens durch Laute ausdrückt, die formellen Beziehungen aber nur auf ideelle Weise als Verhältnifs in der Stellung und Anordnung der Worte hervortreten läfst, wird der Unterschied zwischen Inhalt und Beziehung dem Geiste klarer, als in solchen Sprachen, welche den Ausdruck der formellen Verhältnisse durch selbständige materielle Mittel versuchen, die selbst stofflicher Natur sind oder sich von den Stoffwörtern nicht wesentlich unterscheiden (Humboldt S. CCCXXXIX f.). Auch erhält die chinesische Sprache, indem sie lauter vollwichtige Stoffwörter unmittelbar an einander reiht, mit Abwerfung aller Nebenbe-

zichungen, eine einfache Gröfse und ergreifende Würde und Kraft des Ausdrucks (Humboldt S. CCV).

Der Grund dieser eigenthümlichen Sprachgestaltung liegt einerseits in einem geringen Articulationsvermögen, und andererseits in mangelnder Phantasie und plastischem Bildungsvermögen bei überwiegender Verstandesthätigkeit.

Ohne Zweifel sind die indogermanischen Sprachen die vollkommensten. Weniger vollkommen ist der Bau der semitischen Sprachen. Ihre Flexion besteht zum Theil in innerer Lautverwandlung, zum Theil hat sie noch den Charakter der Agglutination selbständiger Suffixa. Die innere Lautverwandlung entspricht aber mehr der Wortbildung, als der Wortbiegung. Wenn nämlich die Lautform des Stammes den beziehungslosen Inhalt der Vorstellung darstellt, so mufs consequenterweise eine Veränderung der Stammlaute den Inhalt der Vorstellung selbst oder doch die innere Begriffsform derselben verändern, nicht aber deren unverändertem Inhalte eine äufsere formelle Beziehung hinzufügen. Es leidet also hierbei die klare Unterscheidung des Begriffes und seiner Beziehung.

§. 105. Unterschiede im Satzbau.

Mit dem grammatischen Formen-System hängt der syntaktische Bau der Sprache oder die Satzbildung aufs Innigste zusammen. Der gesetzmäfsige, d. i. der Gedankenform entsprechende Satzbau hängt einerseits von fester Worteinheit und Trennung der Worte im Satze ab, andererseits von der deutlich erkennbaren Einheit und Ganzheit des Satzes durch sichtbare Andeutung des formalen Zusammenhanges der Satzglieder. Die einverleibenden Sprachen fehlen nach der ersten Seite hin, die einsilbigen nach der letzteren. Auch hier zeigen sich die indogermanischen Sprachen als die vollkommensten, besonders die synthetischen, welche im Periodenbau den analytischen weit voranstehen.

§. 106. Einfluss der Sprache auf den Geist.

Der rückwirkende Einfluss, den ein vollkommner Sprachbau auf die Entwickelung des Geistes sowohl der Individuen als der Nationen hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Es kann unmöglich gleichgültig sein, ob der Mensch sein Denk-

vermögen in einer Sprache entwickelt, in welcher die logischen Elemente des Gedankens und deren Verhältnisse unklar und verworren ohne deutliche Sonderung des zu Unterscheidenden und Verknüpfung des Zusammengehörigen durch einander liegen; oder ob dies in einer vollkommenen Sprache geschieht, die auf einer klaren Anschauung der Gedankenverhältnisse beruht und dieselben in der Redeform zu einem entsprechenden System ausgeprägt hat. Ein solcher Sprachbau stimmt den Geist zu gesetzmäfsiger Ausbildung und geregelter Thätigkeit aller seiner Kräfte.

Dritte Abtheilung.

Die Sprache als Organ des individuellen Geistes.

---

§. 107. Der Stil — die subjective Freiheit.

Hier erst gelangt die Sprache zu ihrer concreten Wirklichkeit. Die Thätigkeit des individuellen Geistes aber ist ihrer Substanz nach frei. Die subjective Sprachäufserung entspringt unmittelbar aus der freien Thätigkeit des denkenden Geistes. Sie hat nicht die Form einer blofsen Naturthätigkeit, geht nicht aus dem objectiven natürlichen Sprachleben mit Nothwendigkeit, nach Naturgesetzen hervor; sondern tritt aus dem individuellen Geist herrschend und gestaltend in die Sprache hinein. Dieser macht sich die Sprache als sein Organ dienstbar. Die individuelle Sprachform oder eigenthümliche Ausdrucksweise des Individuums, die wir in der schriftlichen Darstellung den subjectiven Stil nennen, können wir also nicht der natürlichen Specialisirung der Sprache in Dialekte und Mundarten anreihen. Der Stil ist nicht etwa die engste Species in der natürlichen Besonderung der Sprachidee; sondern er hat sein eigenes sub-

jectives Princip; er hängt von der freien Willensbestimmung ab. Vergl. Humboldt S. LXXX ff.; CCXI ff.

§. 108. Beschränktheit der Subjectivität.

Die subjective Freiheit des Individuums in der Sprachäuſserung ist aber schon an sich selbst keine absolute, sondern nur eine relative. Sie ist bedingt und beschränkt durch die Natur-Anlage und den Bildungsgrad. So wie jeder Mensch im Sprechen sein ihm eigenes natürliches Organ hat, welches nicht bloſs in dem Ton der Stimme, sondern auch in der eigenthümlichen Aussprache der Laute (innerhalb der gemeinsamen Mundart) besteht: so hat auch jeder Einzelne unwillkürlich und unbewuſst seine eigenthümliche Ausdruckweise in der Wahl und Verbindung der Worte, in gewissen Wendungen und Redensarten u. s. w. Kein Einzelner besitzt den ganzen Sprachschatz seiner Muttersprache; Jeder ist beschränkt auf einen gröſseren oder geringeren Antheil daran.

Nächst dieser subjectiven Bedingtheit der freien Sprachäuſserung kommt nun noch die objective Beschränkung in Betracht, welche theils in der Natur der gegebenen Sprache, theils in dem Gegenstande der Darstellung liegt.

A. Verhältniſs des Individuums zur gegebenen Sprache.

§. 109. Eigenschaften des Stils.

Es fragt sich: wie weit reicht die Macht der subjectiven Freiheit in der Sprachdarstellung? — Der Einzelne kann an dem System der Sprache nichts ändern. Seine Freiheit beschränkt sich auf den Gebrauch, den er von ihren Mitteln macht. Das Eigenthümliche des subjectiven Stils zeigt sich nun 1) in der Wahl; 2) in der Verknüpfung, Fügung und Stellung der Worte.

Es ist zunächst klar, daſs das darstellende Individuum sich nur in solchen Sprachen mit subjectiver Freiheit bewegen kann, in denen überhaupt der Geist zu seiner Freiheit kommt, zum klaren Selbstbewuſstsein und zur gesetzmäſsigen Entwickelung des Denkvermögens gelangt. In Sprachen, wo die formalen Verhältnisse ganz unangemessen oder nur durch die Stellung der ungestalteten Wurzeln ausgedrückt werden, kann von Stil nur

etwa in Ansehung der Wahl der Wörter, der mehr oder weniger bildlichen oder abstracten Ausdrucksweise die Rede sein, sofern sie reich genug sind, um eine solche Wahl zuzulassen*).

Wo nun überhaupt Freiheit des Stils möglich ist, da findet sie in den verschiedenen Gebieten der Sprache in sehr verschiedenem Grade statt.

1) Phonetische Seite der Sprache. Ueber die einer Sprache zu Gebote stehenden Laute, die Gesetze der Lautverbindungen, die Verhältnisse der Lautmischungen hat das Individuum, als freier Geist, durchaus keine Macht, im Gegensatze zur Mundart, welche wesentlich in einer Modification des Lautsystems besteht; wie auch die eigenthümliche Aussprache des Individuums kein Erzeugniſs seiner Freiheit ist. Wohl aber kann die Lautseite der Sprache, in den Schranken der objectiven Bedingungen derselben, nach dem Princip der Schönheit geregelt und gestaltet werden (Numerus, Rhythmus, Reim, Wohllaut).

2) Lexikalisches und etymologisches Gebiet der Sprache: Wahl und Bildung der Wörter. Hier zeigt sich die subjective Freiheit besonders wirksam. Es kommt darauf an, ob dem Redenden für jeden Begriff das passendste Wort zu Gebote steht; ob ihm die wahre Bedeutung des Wortes und namentlich der feinere Unterschied synonymer Wörter völlig klar ist; — Proprietät des Stils —; ob er ferner die etymologischen Bildungsmittel der Sprache auch zu neuen Wortbildungen zu verwenden weiſs: — Originalität des Stils. Die Reinheit des Stils wird verletzt durch Fremdwörter und Provincialismen, wenn sie nicht von eigenthümlich bezeichnender Kraft sind, wie auch durch sprachwidrig gebildete Neuwörter (Neologismen).

3) Grammatisch-syntaktisches Gebiet. Ueber die grammatischen Formen und die Gesetze der Rection hat der Einzelne, als solcher, keine Macht. Durch die strenge Beobachtung der grammatischen Gesetze der Sprache erhält der Stil die Eigenschaft der Correctheit oder Sprachrichtigkeit. Völlig correct ist kaum irgend ein deutscher Schriftsteller. — Den weitesten Raum für seine freie Thätigkeit hat der individuelle Geist in der Wortfügung und Wortstellung und in der Satzfügung, also im Redebau überhaupt. Der Grad der Freiheit wird frei-

*) wie z. B. im Chinesischen, wo indeſs doch auch der Satzbau die gröſste Verschiedenheit zuläſst. S.

lich durch die Natur der besonderen Sprache bedingt, hier wie in den vorher genannten Punkten. Die Wortfolge z. B. ist in den analytischen Sprachen an festere Gesetze gebunden. Die gröfsere Freiheit, zu welcher der abstracte Verstand durch den analytischen Sprachbau gelangt, schlägt also hier in Unfreiheit um: Gebundenheit der Rede unter die logische Form des Gedankens.

Jeder Gedankenstoff mufs in seiner Darstellung durch die Sprache zu einem seiner inneren Gliederung entsprechenden Redeganzen werden, dessen Form durch den Inhalt bedingt und aufs Innigste mit demselben verwachsen ist. Dadurch entsteht Angemessenheit der Redeform zu der inneren Gedankenform. Hiermit ist zugleich auch die Klarheit der Rede erreicht; denn die Sprachdarstellung ist natürlich um so klarer und verständlicher, je treuer und vollkommner sie die innere Architektonik der Gedanken in die Erscheinung treten läfst. Das Redeganze mufs aber auch deutlich, d. i. leicht übersehbar sein. Es verträgt keine zu langen Perioden, und noch weniger ein lose und nachlässig an einander gereihetes Geschleppe von Satzgliedern; sonst entsteht Dunkelheit und Verworrenheit. — Sind die Anforderungen des Verstandes erfüllt, so tritt der Schönheitssinn mit seinen Ansprüchen hervor. Auch die Redegattung mufs berücksichtigt werden. Wo aber auch gröfsere Satzgefüge am Orte sind, immer müssen sie mit kürzeren abwechseln, um nicht zu ermüden.

Der analytische Charakter der Sprachen zeigt sich auch im Redebau, indem sie in der Regel einzelne Sätze oder Satzgefüge von geringem Umfange unverbunden aneinander reihen (stile coupé). Die deutsche Sprache ist zwar zum periodischen Stil weniger befähigt, als die griechische und lateinische, aber sie hat doch ihrer inneren Anlage nach mehr Neigung zum periodischen, als zum zerschnittenen Stil.

§. 110. Stil, Manier und Charakterlosigkeit.

In allen Gebieten der Sprache also hat die Freiheit des Individuums ihre Schranke an der objectiven Natur der besonderen Sprache. Wird diese Schranke überschritten, so wird der subjective Stil zur fehlerhaften Manier. Fehlt hingegen die individuelle Färbung der Sprache, so entsteht eine alltägliche, charakterlose Ausdrucksweise, die man nicht Stil nennen kann.

Die modernen Schriftsteller verfallen leicht in Manier in Folge der überwiegenden Subjectivität; die Alten zeigen eher eine gewisse Farblosigkeit und Nüchternheit (z. B. Xenophon). Der wahrhaft classische subjective Stil entspringt aus der Verschmelzung des Sprachgenius mit dem individuell schöpferischen Geiste des Schriftstellers. So finden wir den Stil bei Göthe in der Periode seiner besten Jugend- und Manneskraft. Im höheren Alter ist seine Schreibart nicht frei von Manier. Gewisse Lieblingswendungen und Ausdrücke wiederholen sich zu häufig und ein förmlicher Hofton und steifer Curialstil verdrängt den reinen, völlig sprach- und sachgemäfsen Ausdruck.

Rücksichtlich der Manier mufs man noch eine grofse, edle von einer kleinlichen, schwachen unterscheiden. Erstere zeigt uns Jean Paul. Seine Darstellung ist manierirt; aber sie steht im innigsten Zusammenhange mit seinem ganzen geistigen Standpunkt, seiner humoristischen Anschauungs- und Empfindungsweise. Die Subjectivität ist hier im Gedanken und in der poetischen Behandlung der Gegenstände durchaus herrschend, und indem sie demgemäfs auch in der Sprachform überwiegt, ist jedenfalls eine vollkommene Harmonie des inneren Gehalts und der äufseren Form hergestellt, welche die wesentliche Bedingung jeder wahren Kunstform ist. — Häufiger aber als durch eine originale Subjectivität entsteht Manier durch Nachahmung des eigenthümlichen Stils wahrhaft originaler Schriftsteller. Die bloſse Nachahmung nämlich der Ausdrucksweise grofser Schriftsteller ohne den geistigen Gehalt und die subjective Eigenthümlichkeit, welche bei ihnen jene Form erzeugten, wird nothwendig zur Manier, da der Inhalt hier der Form nicht entspricht. Man denke an die Nachahmer Schillers. Noch schlimmer ist es, wenn das imitatorum servum pecus sich solche Schriftsteller zum Muster nimmt, deren Stil selbst schon an Manier streift; wo dann eine Manier in zweiter Potenz entsteht, wie bei den zahlreichen Nachahmern Heines.

Die Originalität des Stils beruht weniger auf der intellectuellen Bildung als auf dem Charakter des Individuums. Darum ist er nicht lehrbar. Es giebt Schriftsteller genug, die nicht allein correct, sondern auch schön und gewählt schreiben, und denen dennoch ein wahrhaft originaler Stil fehlt.

B. Verhältnifs des Stils zum Gegenstande der Darstellung.

§. 111. Der objective Stil.

Schon als von der Periodik die Rede war, hatten wir die Bedingtheit der individuellen Sprachdarstellung durch die Natur des darzustellenden Inhaltes zu berücksichtigen. Den nach diesen Bedingungen gestalteten Stil können wir den objectiven Stil nennen. Die Theorie desselben macht den Inhalt der Rhetorik und Poetik aus; die Theorie des subjectiven Stils hingegen die Stilistik.

Hier unterscheiden sich vor allem Poesie und Prosa als grundverschiedene Darstellungsformen, mit ihren bekannten Unterarten.

Es sei hier nur im Allgemeinen bemerkt, dafs die sprachliche Darstellungsform nicht als ein dem Stoffe von aufsen her willkürlich umgehängtes Gewand, sondern als die demselben eigene, aus seiner naturgemäfsen Entfaltung erwachsene Gestalt erscheinen mufs, so dafs die Form nur der in die Erscheinung tretende Inhalt selbst ist. Wenn also vom subjectiven Stil das Wort gilt: der Stil ist der Mensch; so kann man von dem objectiven Stil mit noch gröfserem Rechte sagen: der Stil ist die Sache selbst.

Entspricht die Darstellungsform nicht der Natur des darzustellenden Objects, so entsteht durch diesen Widerspruch zwischen Stoff und Form ebenfalls Manier. Und so kann auch der reine subjective Stil nach seinem Verhältnisse zu dem Stoffe, oder aus dem Gesichtspunkte des objectiven Stils betrachtet, zur Manier werden. So hat Schiller einen durchaus reinen, echten Stil, als subjectiven Stil betrachtet. Allein die Subjectivität desselben ist so überwiegend, dafs sie den verschiedensten Stoffen gegenüber herrschend bleibt, nicht nach der verschiedenartigen Natur des Stoffes modificirt und dadurch erst zum wahrhaft objectiven Stil wird. Dagegen ist Göthes Stil bei aller subjectiven Eigenthümlichkeit doch zugleich objectiv verschieden, je nach der Natur des Stoffes, der poetischen Gattung, der handelnden und redenden Charaktere, der Zeiten und Culturverhältnisse u. s. w.

So wie in der ursprünglichen Spracherzeugung auf dem Wege einer mit Naturnothwendigkeit (also formell unfrei, unbe-

wuſst) erfolgenden Entwickelung der Geist zu seiner Freiheit gelangt: so unterwirft in der individuellen Sprachdarstellung der frei gewordene Geist sich mit Bewuſstsein dem Gesetze der Sprachform und des Stoffes, ohne darum seine Freiheit einer als Zwang empfundenen Nothwendigkeit zu opfern; denn er findet in jener Gesetzmäſsigkeit seine eigenen Bestimmungen, erhebt sich darin zu seinem wahren Selbst, zum allgemeinen, absoluten Geiste. „Der echte Stil ist eine völlige Erhebung über das Zufällige zum Allgemeinen und Nothwendigen“ (Schiller).

Zweiter Theil.

§. 112. Vorbemerkung.

Die philosophische Grammatik müfste, um ihre Aufgabe vollständig zu lösen, die grammatischen Systeme aller besonderen Sprachen der Erde in sich aufnehmen. Dies ist aber heute auch im entferntesten noch nicht ausführbar, weil noch bei weitem nicht alle Sprachen der Erde uns bekannt, und auch die bekannten grofsentheils noch nicht hinlänglich durchforscht sind, um ein brauchbares Material für die wissenschaftliche Behandlung darzubieten. Wir beschränken uns nöthgedrungen auf ein engeres Gebiet, indem wir die deutsche Sprache in den verschiedenen Epochen und Idiomen und die uns zunächst liegenden beiden Sprachen des classischen Alterthums vorzugsweise ins Auge fassen und zu Gewinnung der höheren Gesichtspunkte und allgemeinen Principien mit einander vergleichen. Dabei wird jedoch die Hinweisung auf andere Sprachsysteme, namentlich auf die modernen Sprachen secundärer Formation keineswegs ausgeschlossen sein.

Rücksichtlich der Methode ist vor allem zu bemerken, dafs die echt wissenschaftliche Methode nichts anderes ist, als die Form, in welche der Stoff sich selbst gliedert und auseinanderlegt. Wollen wir unseren Gegenstand in seiner eigenen wahren Natur begreifen, so dürfen wir nicht ein Eintheilungs- und Anordnungs-Princip von aufsen her an ihn heranbringen und ihn danach in fertige Rubriken abtheilen, was nur ein willkürliches Fachwerk giebt; sondern wir dürfen nur zusehen, wie er sich in sich selbst unterscheidet und in seine eigenen Bestandtheile zerlegt. Ist nun unser Stoff, wie es die Sprache in der That ist, ein Werdendes, ein geschichtlicher Proceſs, so müssen wir diesen von

seinem Anfangspunkte bis zu seinem Ziele durch die verschiedenen Stadien seines Lebens begleiten. Unsere Methode mufs also eine genetische sein.

Demgemäfs hat man in unserer Zeit vielfach behauptet, die Theorie der Sprache müsse von dem Satze ausgehen, und aus ihm die in ihm enthaltenen Elemente als die constitutiven Momente der Sprache überhaupt entwickeln; denn die Sprache selbst fange mit dem Satze an. — Dieser Ansicht liegt allerdings eine wichtige Wahrheit zu Grunde. Jede Sprachäufserung will etwas sagen, d. h. einen Gedanken mittheilen. Der Ausdruck des Gedankens in der Sprache ist aber nicht das einzelne Wort, sondern der Satz, als Aussage, und die einzelnen Worte haben ihre volle grammatische Bedeutung nur als Redetheile in dem Ganzen des Satzes. Das Sprechen besteht nicht in dem äufserlichen Zusammenfügen einzelner Wörter zu dem Ganzen des Satzes, sondern die Wörter gehen aus dem Ganzen des Satzes hervor, sowie der Gedanken nicht durch die mechanische Zusammenfügung einzelner Vorstellungen zu einer Einheit entsteht, sondern im Geiste als ein concretes Ganzes entspringt, welches durch die urtheilende Kraft des Verstandes in seine logischen Elemente zerlegt wird. Daher ist es bei dem elementaren und praktischen Sprach-Unterricht, welcher die Sprache zu nehmen hat, wie sie fertig vorliegt, ohne auf die ursprüngliche Spracherzeugung zurückzugehen, allerdings die ganz richtige Methode, von dem Ganzen des Satzes auszugehen und durch dessen Analyse die grammatische Bedeutung der Wörter und Wortformen darzuthun.

Unrichtig aber ist jene Behauptung, die Sprache fange mit dem Satze an, wenn man sie so versteht, als sei die Sprache gleich bei ihrer ursprünglichen Entstehung in der Gestalt des vollständig gegliederten Redesatzes aufgetreten. Die Spracherzeugung geht vielmehr von Urwörtern oder Wurzeln aus, d. i. einfachen, wortähnlichen Elementen, die zwar Repräsentanten von Sätzen, aber noch keine wirklich entwickelten Sätze sind (s. S. 135). So beginnt auch die Sprache des Kindes mit einzelnen Wörtern, welche eben die Bedeutung, den Inhalt, nur nicht die Form ganzer Sätze haben, indem das Kind nur den Gegenstand seiner Wahrnehmung oder seines Begehrens ausspricht, damit aber die ganze geistige Anschauung oder Willensregung bezeichnet, welche es zu der Sprachäufserung drängt.

Soll also die Methode unserer Sprachbetrachtung genetisch sein, so müssen wir von Wurzeln ausgehen und untersuchen, wie sich aus diesen Sprachkeimen die Wörter als Zeichen bestimmt begrenzter Vorstellungen entwickeln, um dann unmittelbar als Worte zum Satze zusammenzutreten, in welchem sie zugleich selbständig und als Glieder einer organischen Einheit erscheinen. Unser Weg wird also, wie der der Sprachentwickelung selbst, analytisch-synthetisch sein, indem wir die Elemente der Rede aus der Wurzel entwickeln, um sie dann zum Redeganzen zu verknüpfen.

Die Sprache aber ist Offenbarung des Geistigen in dem sinnlichen Elemente des Lautes. Laut und Gedanken sind so mit einander verschmolzen, wie es in dem lebendigen Organismus des Menschen selbst Leib und Seele sind. Wir dürfen demnach diese beiden Elemente nicht auseinanderreifsen. Trotzdem aber sind sie doch immer different gegen einander, und wir müssen sie von einander sondern. In dem Leben der Sprache selbst treten sie ja vielfach auseinander (s. S. 212).

Dafs wir in unserer Darstellung das sinnliche Element oder den Laut dem geistigen vorangehen lassen, ist gleichfalls in der natürlichen Entstehung der Sprache selbst begründet. Der Laut ist nämlich in der That früher da, als der Begriff; er entsteht schon als Ausdruck der Empfindung und des Begehrens der Seele in dem Naturleben des Menschen. Die Sprache hat also die rein sinnliche Existenz des Lautes zur Voraussetzung; und Bedingung des Werdens. Wir geben daher zuerst die Lautlehre, wohin die Erscheinungen gehören, welche nur das phonetische Element der Sprache angehen, ohne begriffliche Bedeutung zu haben.

Erste Abtheilung.

Lautlehre.

Erstes Kapitel.

Die Natur des Sprachlautes überhaupt.

§. 113.

Wir betrachten hier den Laut als das sinnliche Element der Sprache seiner physischen Beschaffenheit nach, sodafs seine geistige Bedeutsamkeit im Allgemeinen nur vorausgesetzt, nicht im Einzelnen nachgewiesen wird.

Ueber das Wesen des Lautes s. §. 16., der Articulation §. 30. 45. Vergl. auch des Verfassers „System der Sprachlaute“ in Höfers Zeitschr. f. d. Wissensch. d. Sprache IV, 1 (auch besonders erschienen, 1852) S. 6. „Der articulirte Sprachlaut ist der durch die Macht des intelligenten Willens gestaltete und begrenzte Sprachlaut.“

Wir haben zunächst die Elemente und Qualitäten des Lautkörpers überhaupt zu unterscheiden; denn so einfach und flüchtig das Wesen des Lautes scheint, und obwohl der Laut keine Materie, sondern nur Bewegung ist, so können wir doch seine wesentlichen Bestimmungen nach der Analogie eines materiellen Stoffes unterscheiden:

1) Der specifischen Materie des Körpers selbst entspricht der eigenthümliche Lautstoff.

2) Dem specifischen Gewicht des Körpers entspricht ein bestimmtes Lautgewicht, wie jenes, der Qualität des Stoffes selbst inhärirend.

Der materielle Lautstoff und sein Gewicht sind die beiden*) substantiellen Elemente des Sprachlautes. Dazu kommen zwei accidentelle Elemente:

*) Man vermifst hier neben der Bestimmung des Stoffes die Form, welche auch in der That in des Verfs. Abhandlung: „System der Sprachlaute“ S. 8 aufgeführt wird, obwohl ihrer in seinen Vorlesungen niemals gedacht wurde. Ich habe diese Unterscheidung von Stoff und Form des Lautes bekämpft (Grammatik und Psychologie S. 352). Der Verf. aber schrieb mir, dafs ihm meine Einwendungen gegen dieselbe nicht stark genug schienen, um sie aufzugeben. Leider hat er hierüber nichts schriftlich aufgezeichnet. S.

3) Der räumlichen Ausdehnung, dem Volumen des Körpers entspricht die zeitliche Ausdehnung des Lautes, seine Quantität.

4) Der Ton ist zwar für den Körper, dessen Cohäsionsweise und inneres Gefüge er kundgiebt, substantiell. Für die Sprache dagegen ist die Höhe oder Tiefe des Tones gleichgültig; als Accent aber, auf dem gröfseren oder geringeren Nachdrucke der Stimme beruhend, ist der Ton accidentell.

Zweites Kapitel.

Unterschiede und Verhältnisse der Sprachlaute nach ihrer materiellen Substanz.

A. System der Sprachlaute. Arten und Gewicht derselben.

§. 114. Die substantiellen Elemente der Laute.

Der physiologische Proceſs der Hervorbringung der verschiedenen Sprachlaute gehört nicht sowohl in die Grammatik, als in die Physiologie. Wir haben die Laute zu betrachten, wie sie als Producte jenes Processes in der Sprache auftreten, als Elemente des Sprachstoffes, und sie nach ihren stofflichen Bestandtheilen zu unterscheiden. Indessen ist die Substanz des Lautes durch die Art und Weise seiner Hervorbringung bedingt und läſst sich nur durch diese bestimmen. Die allgemeinen physiologischen Grundbegriffe dürfen also auch hier nicht fehlen.

Die bei der Erzeugung der Sprachlaute thätigen Organe sind: die Lunge, der Kehlkopf, der Mund, die Nase. Sie liefern das formelle Eintheilungsprincip der Consonanten. Vergl. §§. 30 und 46. Die Elemente, welche die Substanz der Sprachlaute bilden, sind: Hauch, Stimme und Articulation (§. 30), durch deren eigenthümliche Mischung oder Combination das System der Laute entsteht.

Die Articulation ist entweder vollkommen, wenn die lautbildenden Organe mehr oder weniger fest, aber doch zum völligen Verschluſs des Mundes an einander gestemmt werden (*k*, *p*); oder unvollkommen, wenn sie einander nur genähert werden (*w*, *f*). In beiden Fällen ist sie für sich allein nicht hörbar; Hauch

und Stimme hingegen sind hörbar auch für sich allein und machen durch ihr Hinzutreten die Articulation zum Laut.

Die Stimme kann sowohl durch den Mundcanal, als auch bei dessen Verschliefsung durch die Nase geleitet werden (*m, n, ng*). Der Hauch geht in der Sprache nur durch den Mund; das Schnauben der Nase ist kein Element der Vernunftsprache.

Der Hauch ist zwiefach, Spiritus lenis und Spiritus asper. Die Griechen, welche den Hauch nur anlautend, nicht inlautend, hatten, drückten in der Schrift beide Arten desselben nur durch Zeichen über dem Vocal aus. Andere Völker bezeichnen den starken Hauch durch einen eigenen Buchstaben, den gelinden aber gar nicht. In der That aber geht jedem Vocal, der ohne vorangehenden Consonanten und ohne starken Hauch gesprochen wird, der Spiritus lenis voran, als das der Stimme gleichsam den Weg bahnende Ausstofsen der Luft. — Diese Hauche sind die unvollkommensten Sprachlaute, „der einfachste Ausdruck der Resonanz der Mundwände beim Ausathmen der Luft ohne Opposition der Mundtheile“ (J. Müller).

Der Hauch geht dem Vocal voran oder folgt ihm nach, kann aber nicht in die Substanz des Vocals selbst eindringen. Hauch und Stimme sind völlig unvereinbar. Sobald die Stimme laut wird, hört der Hauch auf*). Man spreche z. B. *ha*.

Von den Consonanten werden einige ihrer Natur nach durch die ihren Stoff durchdringende Stimme (durch Intonation) hörbar: Stimmlaute; andere hingegen durch den Hauch, welcher in die Substanz der Consonanten eindringt: Hauchlaute; noch andere endlich durch den Hauch, welcher der consonantischen Articulation nachfolgt: Mutae. Demnach sind hinsichtlich ihrer stofflichen Natur drei Gattungen von Consonanten zu unterscheiden:

1) Hauchlaute oder Spiranten sind nur bei unvollkommener Articulation möglich; denn sie entstehen, indem der Hauch während der Articulation selbst durch den Mund geht, was nur bei blofser Annäherung der Organe geschehen kann (*f, ß, ch, sch*).

2) Stimmlaute entstehen sowohl bei unvollkommener Arti-

*) Denn der Hauch wird vernehmbar durch die Resonanz der Mundwände bei schlaffen Stimmbändern; Stimme ist das Tönen der gespannten Stimmbänder. Anders in des Verfs. System der Sprachlaute S. 19. Der Verf. hatte eine unrichtige Ansicht von der Spannung der Stimmbänder, welche ich im vorliegenden Werke überall stillschweigend mit der möglich kleinsten Abänderung verbessert habe. S.

culation: die sogenannten Halbvocale *w*, gelindes *s*, *j* (deutsches und französisches), als auch bei vollkommener Articulation: Liquidae, nasales *m*, *n*; orales *l*, *r* (S. 121).

3) Consonanten, bei vollkommener Articulation mit nachfolgendem Hauche gebildet, sind die Mutae, stumme oder starre Consonanten, so *t*, *k* mit dem lenis; *p'*, *t'*, *k'* (*φ*, *ϑ*, *χ*) mit dem Asper. Nach dem Grade der Intensität des Lautstoffes unterscheiden sie sich als weiche (*b*, *b'*) und harte (*p*, *p'*).

Da die Stimm- und Hauchlaute so gebildet werden, dafs die Stimme oder der Hauch durch den offenen Mund- oder Nasencanal geht und die lautbildenden Organe ihre Stellung während der Hervorbringung der Laute nicht ändern: so sind diese Laute dauernd oder stetig. Das *h* und die Spiranten, die Vocale und die Halbvocale und Liquidae sind demnach Continuae. Die Mutae hingegen beruhen darauf, dafs der völlig verschlossene Luftcanal plötzlich geöffnet wird. Die Lautbildung fällt also hier zusammen mit der Aufhebung der Articulation. Darum kann der Laut der Mutae nicht continuirlich sein, sondern nur ein augenblickliches Hervorbrechen oder Explodiren. Sie sind Explosivae. Bei der Benennung der explosiven Consonanten tritt der Vocal hinter den Consonanten: *be*, *ka* u. s. w.; bei den continuirlichen steht der Vocal voran: *ef*, *el* (ausgenommen *vau*, *we*).

Man kann auch ohne Stimme sprechen, sodafs der Hauch das alleinige hörbar machende Element ist. Dann entsteht die leise Sprache, das Flüstern, vox clandestina. An die Stelle der Stimme tritt dann der Spiritus lenis. Die Vocale entstehen, indem man bei der jedem Vocale eigenthümlichen Mundstellung statt der Stimme den Spiritus lenis vernehmen läfst; die Halbvocale, indem der Lenis entweder in ihren Stoff eindringt, so dafs sie sich den Spiranten nähern, oder nachfolgend zu ihnen hinzutritt, wodurch sie in die verwandten Mediae (*b*, *g*) übergehen.

§. 115. System der Vocale.

Ueber die Gestalt der Mundhöhle bei der Articulation der einzelnen Vocale s. §. 31; über die Tonleiter, welche die fünf Vocale bilden, §. 30; und anderes über die Natur der einzelnen Vocale §. 31.

Obwohl *e* und *o* physiologisch nur Neben- oder Zwischen-

vocale und auch historisch späteren Ursprungs sind als die Urvocale *a, i, u*, so sind doch alle fünf reine Vocale. Trübe oder Mischvocale sind *ä, ö, ü*, entstanden aus der Verschmelzung des *i* mit *a, o, u*. Bei diesen Mischvocalen ist die Lippenöffnung genau wie bei *a, o, u*, die Gaumenöffnung dagegen wie bei *i*. Folglich zeigt *ü* die gröfstmögliche Verengung der Mundhöhle; es ist dünner und spitzer selbst als *i*, welches die mittlere Weite der Lippenöffnung hat, während *ü* in beiden Oeffnungen die geringste Weite zeigt. Mit Einschlufs dieser Mischvocale ist die aufsteigende Tonleiter der Vocale *u, o, a, ö, ä, ü, e, i* (s. des Verfs. System der Sprachlaute S. 36). — Die Mischvocale sind aber keine Diphthonge und können sowohl lang, als kurz sein. — In Hinsicht ihres Charakters für die Empfindung kann noch bemerkt werden, dafs sie in Folge der Trübung des grelleren reinen Grundlautes etwas Mildes, Weiches, Süfses haben (daher Quintilian XII. 10. §. 27 das griechische *v* jucundissimum findet); ähnlich wie die halben Töne in der Musik und die Mittel- oder Mischfarben (Violett, Lila, Orange) in der Malerei.

Die Zwischenvocale *e* und *o* stehen dem *a* näher, als *i* und *u* und sind vocalischer als diese. Wir können demnach *a, e, o* liquide oder flüssige Vocale, *i* und *u* hingegen starre oder consonantische Vocale nennen.

Die flüssigen Vocale lassen mancherlei Nüancirungen zu. Die wichtigsten darunter sind folgende:

a, dem *o* angenähert, im Englischen (*all, hall*), im Skandinavischen (*å*) und in niederdeutschen Mundarten.

o, dem *a* angenähert, im Französischen, wenn es vor *r* gedehnt wird; z. B. *ort, corps*; dagegen reines *o* in *eau, porter*, u. s. w.

e hat eine schwankende Natur, und vornehmlich einen dreifachen Laut:

1) *é* geschlossen, der reine E-Laut, dem *i* näher stehend; z. B. *See, sehen, gehen.*
2) *è* offen, dem *a* sich zuneigend, unmittelbar an *ä* grenzend, und nur eine andere Schriftform für dieses; z. B. *leben, schwer, treten.*
3) schwachlautend oder stumm, in den tonlosen Endungen; z. B. *Liebe, haben.*

Nasalirung der Vocale entsteht im Französischen und Portugiesischen, in den slavischen Sprachen und im Sanskrit, indem man beim Aussprechen des Vocals den freien Ausweg der

Stimme durch den Mund durch Annäherung der Hinterzunge an den Gaumen hemmt und die Stimme durch die Nase tönen läfst. Diese nasalirten Vocale dürfen nicht verwechselt werden mit dem Gaumennasal (*ng*) in ἐγγυς, ἄγγελος, *Engel, lang, singen.*

§. 116. Vocalsystem des Deutschen, Lateinischen und Griechischen.

Das Vocalsystem ist nicht überall vollkommen ausgebildet. Aelteren Sprachformationen fehlen die Nebenvocale *e* und *o* und vollends die trüben Vocale *ä, ö, ü*. Dadurch hat das *a* ein grofses Uebergewicht. So im Sanskrit. Hier ist nur langes *e* und *o*, welches aus *ai* und *au* entstanden ist. In anderen Sprachen hingegen herrschen die Nebenvocale vor.

Im Gothischen (s. Grimm, Grammatik I. S. 33) giebt es, wie im Sanskrit, nur drei einfache Vocale *a, i, u*. Nur langes *e* und *o* ist vorhanden. Jedoch beginnt schon der Uebergang der Grundvocale *i, u* in *e, o*, indem nämlich jene vor *h* und *r* durch Vorschiebung eines *a* in *ai* und *au* gebrochen werden, welche in diesem Falle nicht Diphthonge, sondern gebrochene oder geschwächte kurze Vocale sind; z. B. *saihvan, fauho, bairan*, partic. *bauran* (für *sihvan, fuho, biran, buran* = ahd. *sehan* sehen, *foha* Fuchs, *peran* tragen, *poran*. — Im Althochdeutschen sind die fünf reinen Vocale vollständig vorhanden. Die trüben *ä, ö, ü* beginnen zu entstehen, sind aber erst im Mittelhochdeutschen vollständig entwickelt. Das Neudeutsche besitzt alle einfachen Vocale kurz und lang.

Im Lateinischen sind die trüben Vocale *ae* und *oe* nur lang, und *ü* fehlt ganz. Das System der einfachen Vocale ist im Ganzen alterthümlicher geblieben als im Griechischen und ist durch Festhalten der volleren Vocale klangreicher als der deutsche Vocalismus. Das ursprüngliche *u* ist zwar in manchen Wörtern späterhin geschwächt worden zu *o* (z. B. *adolescens, epistola*) oder zu *i* (z. B. *lubet, libet; maxumus, optumus, existumo, artifex* später mit *i*) *); allein in manchen Fällen war diese Schwächung nur vorübergehend, und das ursprüngliche *u* trat später wieder ein (z. B. *parvos, volt, voltus, volnus* bei Plautus; später wieder *parvus* u. s. w.

Die griechische Sprache hat *a, e, i, o*, lang und kurz, das

*) Der Wechsel von kurzem *u* und *i* läfst auf eine Neigung des ersteren zum *ü* schliefsen. Quintil. I, 4, 8 medius est quidam *u* et *i* litterae sonus; non enim sic *optimum* dicimus, ut *opimum*. A. d. V.

u aber nur lang in diphthongischer Gestalt *ov*. Das ursprüngliche kurze *u* ist frühzeitig, theils geschwächt worden zu *o*, theils in den trüben Vocal *y* übergegangen; vergl. *lupus*, *λύκος*; *Romulus*: *Ῥώμολος*; *Numa*: *Νομᾶς*. Die Trübung des *u* in *v* erklärt sich aus einer Abneigung der Griechen gegen den tiefen, dumpfen U-Laut, und einer Vorliebe für den hohen I-Laut, die sich auch sonst vielfach zeigt und in der neugriechischen Aussprache zu einer völligen Desorganisirung des alten Lautsystems ausgeartet ist, so dafs *η*, *ει*, *οι* wie *i* ausgesprochen werden. Dieselbe Neigung zeigt sich im Französischen, wo latein. *u* zu *ü* geworden ist, und der lange U-Laut durch *ou* ausgedrückt wird. Will man den neugriechischen Itacismus auf die Aussprache des Altgriechischen anwenden, so ist das nicht viel besser, als wenn man die Aussprache des Lateinischen nach dem Französischen regeln wollte. Nur die Hinneigung zum *i* ist auch schon im Altgriechischen offenbar. Im äolischen Dialekt hatte das *v* in sehr vielen Wörtern den Laut *u*, weshalb auch selbst im Fall der Kürze die Schreibung *ov* daneben bestand; z. B. *οὔδωρ* für *ὕδωρ*. So auch in einzelnen Wörtern im dorischen Dialekt. S. die Ausleger zum Gregor. Corinth. de dialectis ed. Schaefer p. 388. Schneider, Latein. Gramm. I. p. 40. Reisig, Vorlesungen über latein. Sprachwiss., herausg. v. Haase, p. 58. Grimm, Geschichte d. deutschen Spr. S. 281. Wörter wie *ἄγκυλος* = *angulus*, *πύξος* = *buxus*, *κλύω* = *cluo* oder *clueo*, *δύο* = *duo*, *φύγη* = *fuga*, *ἐνδύω* = *induo* u. v. a. hatten gewifs in der hellenischen Grundsprache und wahrscheinlich noch im äolischen Dialekt den U-Laut, wie im Lateinischen. — Die trüben Vocale *ä*, *ö* fehlen im Griechischen. Das *η*, welches wir gewöhnlich *ä* sprechen, würde, wenn diese Aussprache sicher wäre, höchstens nur das lange *ä* repräsentiren. Es mag allerdings, da es etymologisch weit häufiger aus *α*, als aus *ε* oder *εε* entspringt, in jenen Fällen unserm *ä* ähnlich gelautet haben, nur ohne Zweifel mit einer, ursprünglich nur schwachen, Hinneigung zum *i*. Dies beweisen Naturwörter wie *οἰῶν βληχή* (Odyss. M. 266), *βληχᾶσθαι*; bei den Komikern wird das Blöken der Schafe durch *βή* ausgedrückt; die Ziegen heifsen *μηκάδες αἶγες* u. dgl. m. Erst in nachchristlicher Zeit ist *η* in *ι* ausgeartet. Noch Dionys. Halic. unterscheidet genau den Laut von *η* und *ι* *), und

*) De compositione verborum c. 14 wird bei Aufzählung der langen Vocale das

bei Persius und Juvenal finden wir die Buchstaben-Namen *beta* und *theta*, nicht *bita*, *thita*. Auch Sextus Empiricus, circa 200 p. Chr., schreibt dem ε und η dieselbe δύναμις, Qualität, Laut, zu *). — So ist der griechische Vocalismus zwar weniger alterthümlich als der lateinische, dafür aber geschmeidiger, beweglicher, wie wir weiterhin sehen werden. Mehr über den Vocalismus in sprachvergleichender Hinsicht bei Grimm, Gesch. der deutschen Spr. S. 274 ff. —

§. 117. System der Consonanten.

Ueber den Consonantismus und dessen doppeltes Eintheilungsprincip s. §. 46. und näher über ihre Eintheilung nach ihrer stofflichen Natur §. 120. Wir geben also hier nur eine tabellarische Uebersicht des Consonanten-Systems, welches sich aus der Combinirung des formellen und materiellen Eintheilungsprincips ergiebt.

	Lippen-,	Zahn-,	Gaumenlaute.
A. Continuae.			
I. Hauchlaute oder Spiranten, auch Sibilanten: unvollkommene Articulation, vom Hauche durchdrungen	*f*	scharf *s* (ß, ç)	*ch* *sch.*
II. Stimmlaute oder intonirte Consonanten:			
1) Halbvocale: unvollkommene Articulation, durchdrungen von der Stimme	*w*	gelind *s* franz. *j.*	*j*
2) Liquidae: vollkommene Articulation, durchdrungen von der Stimme, welche			
a) durch den Mund geleitet wird: orales	—		
b) durch die Nase: nasales	*m*		
B. Explosivae.			
III. Stumme oder starre Laute, Mutae: vollkommene Articulation mit nachfolgendem Hauch:			

η dem α zunächst gestellt; dann folgt ω, dann υ und zuletzt ι. Die dortige Beschreibung der Aussprache des η stimmt recht gut zu unserm ä. A. d. V.

*) Adv. Grammat. I. 5. (p. 241 ed. Fabric.): καὶ συσταλὲν μὲν τὸ η γίνεται ε, ἐκταθὲν δὲ τὸ ε γίνεται η. A. d. V.

	Lippen-,	Zahn-,	Gaumenlaute.
1) mit dem Spiritus lenis:			
a) weiche (mediae)	*b*	*d*	*g*
b) harte (tenues)	*p*	*t*	*k*
2) mit dem Spiritus asper: aspiratae, gehauchte Laute:			
a) weiche	*bh*	*dh*	*gh*
b) harte	*ph* (*φ*)	*th* (*ϑ*)	*kh* (*χ*).

Das *h**) als formloser elementarischer Lautstoff kann natürlich in dem obigen System keine Stelle finden.

Alle oben aufgeführten Consonanten sind reine oder einfache. Das System derselben aber ist in keiner der alten oder neueren europäischen Sprachen vollständig entwickelt; am vollständigsten ist es im Sanskrit.

§. 118. Bemerkungen über das Lautsystem verschiedener Sprachen. Die Spiranten.

Die Spiranten: *f*, ß, *ch*, und die Halbvocale: *w*, weiches *s* und *j*. Die deutsche Sprache besitzt diese Laute vollständig, jedoch nicht in allen geschichtlichen Epochen und Dialekten. Namentlich fehlt dem Gothischen das *ch*; nur hatte ohne Zweifel das gothische *h* in manchen Fällen den Laut des *ch*. Dieses entwickelt sich im Althochdeutschen theils aus *h*, theils aus *k*; z. B. *lachen*, goth. *hlahjan*, ahd. *hlahhan*; *Licht*, goth. *liuhath*, ahd. *lioht*, *lieht*; *Wicht*, goth. *vaihts*, ahd. *wiht*, Geschöpf, Wesen; — dagegen *ich*, goth. *ik*; *brechen*, goth. *brîkan*; *Zeichen*, goth. *têkan*; *suchen*, goth. *sôkjan*. In ersterem Falle ist es also seiner Entstehung nach ein verhärteter, organisch gestalteter Hauch; im letzteren Falle ursprünglich ein aspiriftes *k* (*kh*), das aber in den Spiranten übergegangen ist. Im Niederdeutschen findet sich wohl jenes aus *h* entstandene *ch*: *Lucht* oder *Lecht* = *Licht*; *licht* = *leicht*; aber *k* bleibt: *breken*, *ik*, *söken*. Die englische Sprache hat kein *ch*. Das aus *h* hervorgegangene wird durch *gh* bezeichnet, aber entweder gar nicht gesprochen: *light* = *leicht* und *Licht*, *night*; oder wie *f*: *laugh* = *lachen*. *k* bleibt in der Regel: *break*. — Das deutsche *ch* hat nach *a*, *o*, *u* einen mehr gutturalen, nach *e*, *i*, *ä*, *ö*, *ü* und nach Consonanten einen mehr palatalen Laut. Als Anlaut steht *ch* im Hochdeutschen nie, nur in oberdeutschen Dialekten statt des *k*: *chint* = *Kind*.

*) Spiritus asper sowohl wie lenis.

Das *j* findet sich, als Consonant vom *i* unterschieden, in allen deutschen Sprachepochen und Dialekten, schon im Gothischen.

Für die Lippenspirans haben wir das doppelte Zeichen *f* und *v*, nach willkürlicher orthographischer Bestimmung. Im Althochdeutschen steht *f*, wo es aus gothischem *p* entstanden ist: *grîfan*, goth. *greipan*; *helfen*, goth. *hilpan*; *v* hingegen tritt an die Stelle des gothischen *f*: *varan*, fahren, goth. *farjan*; *vilo*, viel, goth. *filu*; *vôgal*, Vogel, goth. *fugls*. — Indem aber das Zeichen *v* für die Spirans eintrat, war für den schon im Gothischen vorhandenen Halbvocal *w* ein eigenes Zeichen nöthig, welches aus zwei *v* oder *uu* zusammengesetzt wurde. Die englische Sprache hat einen doppelten W-Laut: 1) den durch *v* ausgedrückten unseres *w*, entsprechend dem lateinischen und romanischen *v*, in *veil* = *velum*, *very* = *verum*; und im Inlaut nicht selten aus deutschem *b* erweicht: *give*, *geben*; *have*, *haben*; 2) den fast noch vocalischen Laut des *w* in *will*, *wind*, *wit*.

Ueber das *s* soll später gesprochen werden.

Der griechischen Sprache fehlen die Spiranten *f* und *ch* und die Halbvocale *w* und *j*; das *h* hat sie nur im Anlaut. *φ* und *χ* sind Aspiratae. Das ursprüngliche *j* hat sich im Griechischen theils in *i* aufgelöst, theils in andere Consonanten verwandelt, wenn es nicht ganz unterdrückt worden ist. Vergl. Schleicher, Zur vergleichenden Sprachengeschichte 1848. S. 35 ff. — Das *w* drückten die Griechen später in lateinischen Wörtern durch *β* oder *ου* aus: *Σεβῆρος*, *Βάῤῥων* oder *Οὐάῤῥων*. Ursprünglich aber besaßen sie diesen Laut, das sogenannte äolische Digamma *F*; sein alter griechischer Name war *Fαῦ* = *Vau*. Es ist der letzte der 16 Buchstaben des ältesten griechischen Alphabets (des sogenannten kadmeischen) auf *T* folgend, an welche Stelle im neuen Alphabet das Y als Vocal eintrat. Das Digamma verschwand frühzeitig mit dem Laute *vau* selbst. Dieser verhärtete sich 1) in einigen, mehr dialektischen Fällen zu *β*; 2) löste er sich auf in den Vocal *υ*: *ναϝς*; *ναῦς* = *navis*; 3) ging er in den Spiritus asper über: *ἕσπερος* = *vesperus*; *ἑστία* = *vesta*; oder 4) verschwand ganz, d. i. wurde zum Spiritus lenis: *ἵς* = *vis*; *ἰδεῖν* = *videre*; *οἶκος* = *vicus*; *οἶνος* = *vinum*; *ὄϊς* (*ὄϝις*) = *ovis*. (Mehr Beispiele bei Ahrens, De dial. Aeolica p. 30. Grimm, Gesch. d. deutschen Spr. S. 296.

Die griechische Sprache zeigt also eine Abneigung gegen

Spiranten und Halbvocale, d. h. gegen die unvollkommene Articulation und strebt nach der vollkommenen, wodurch der Lautkörper der Sprache eine festere Gestalt und bestimmtere Gliederung gewinnt; ganz übereinstimmend mit dem plastischen Bildungstrieb der Griechen. Im Neugriechischen aber wird das *β* fast wie unser *w*, das *γ* häufig wie unser *j*, das *φ* wie *f*, das *χ* wie *ch* gesprochen.

Die lateinische Sprache besitzt von den Spiranten das *f*, jedoch fast nur anlautend, selten im Inlaut (Grimm, Gesch. d. deutschen Spr. S. 344; vergl. auch Curtius in der Zeitschr. f. vergl. Sprachforschung, II. S. 333), das *ch* aber gar nicht. Die Wörter *pulcher, brachium, inchoare* stehen ganz allein; und auch hier ist das *ch* die Aspirata *kh*. Denn die echt lateinische Aussprache des ersten Wortes ist *pulcer*; *brachium* = *βραχίων* scheint unter griechischem Einflusse entstanden; und *inchoare* scheint Versetzung aus *incohare*, wie alte Handschriften schreiben (s. Freunds Lexicon). Auch *h* ist nicht häufig und wurde selbst da, wo man es schrieb, wenig oder gar nicht ausgesprochen. Quintilian I. 5, 20 bemerkt, die Alten hätten *aedos* und *ircos* für *haedos*, *hircos* gesprochen. Ebenso ist es im Italiänischen und Französischen, wo selbst das sogenannte aspirirte *h* nur als Spiritus lenis gesprochen wird. Die spanische Sprache besitzt den Laut *ch*, in der alten Orthographie durch *x*, in der neueren durch *j* bezeichnet, mit noch etwas mehr gutturaler Aussprache als unser *ch*. Das *h* tritt aber im Lateinischen anlautend in die Stelle der Aspirata sanskr. *gh*, griech. *χ*. Selten ist dies der Fall im Inlaut, wo *g* dafür einzutreten pflegt (wie *b* für *f* = *φ*); vergl. Curtius a. a. O.

Die lateinische Schrift unterscheidet zwar nicht zwischen *i* und *j*, *u* und *w*; dafs aber dennoch die beiden Halbvocale bestimmt ausgesprochen wurden, ersieht man daraus, dafs sie mit dem nachfolgenden Vocal eine Silbe bilden: *jubeo*, *juvenis*, *via*, *valeo*, dafs sie keinen Hiatus, dafs sie Position machen. Allerdings aber stehen sie den angrenzenden Vocalen sehr nahe und wechseln nicht selten mit ihnen: *jam, iam*; *părĭĕtĕ, flŭvĭorum*, bei Dichtern *părjĕtĕ, flŭvjōrum*; *silŭae* statt *silvae*. Das besondere Zeichen *J* findet sich schon auf römischen Inschriften der späteren Zeit, jedoch selten, und nicht blofs für *j*, sondern auch für das aus *ii* zusammengezogene lange *i* (Orelli, Inscription. 4265).

Die romanischen Sprachen haben den W-Laut sämmtlich durch *v* ausgedrückt; das *j* aber hat seinen ursprünglichen Laut verändert (wovon nachher) und findet sich als *j* nur in Verbindung mit *l* und *n*: *mouiller, baigner*; oder in unechten Diphthongen: *bien, rien, nation*, auch durch *y* ausgedrückt: *les yeux, payer*.

§. 119. Ueber das *s* als Spirant oder Sibilant und Halbvocal.

Das *s* ist ein Laut ganz eigenthümlicher Art*), theils mehr consonantisch, gleichsam ein verkörperter Hauch, theils der vocalischen Natur sich nähernd. Es findet sich in allen uns bekannten Sprachen. Wir haben vor allem den Sibilanten mit dem Laute unseres ß in *reißen* und dem Halbvocal *reisen* zu unterscheiden. Der erste steht als Hauchlaut in naher Verwandtschaft mit *h*; der letztere berührt sich als Stimmlaut mit der Liquida *r*. Beiderlei *s* finden sich sowohl im Deutschen, als im Griechischen und Lateinischen, aber in verschiedener Weise angewendet.

Die gothische Sprache unterscheidet das scharfe, sausende *s* von dem gelinden, summenden *z*. Das *s* erfährt im Inlaut bei zutretenden Endungen Schwächung in *z*, wodurch der Uebergang des *s* zum *r* vorbereitet wird, der im Gothischen noch nicht statthat (Grimm, Gesch. der deutschen Spr. S. 309). — Im Deutschen ist das *s* immer Halbvocal im Anlaut und Inlaut vor einem Vocal: *sagen, lesen, Linse*; Sibilant ist es nur im Auslaut: *Haus, Hals*, und in unmittelbarer Verbindung mit einem nachfolgenden Consonanten, d. h. *p* und *t*: *bist, Haspel, Stein*; wo es im Ober- und Mitteldeutschen in *sch* übergeht. Der Sibilant *s* wird aber im Deutschen auch durch ß bezeichnet, und kann dann auch als Inlaut vor einem Vocal stehen: *reifsen*; jedoch nie als Anlaut. Dieses ß ist, wo es historisch begründet ist, aus ahd. *z* entstanden, welchem ein älteres (goth.-niederd.) *t* zu Grunde liegt: *reißen*, altd. *rîzan*, goth. *vritan*, daher engl. *write*, niederd. *riten*; *schließen*, altd. *sliozan*, niederd. *sluten*, schwed. *sluta*. Das verdoppelte *ss* ist immer Sibilant (aufser in dialektischen Wörtern, wie *dusseln, quasseln*) und theils auch schon im Altdeutschen (*missen, küssen, Roß*: *Rosse*), theils (wie ß) aus altd. *z* oder *zz* hervorgegangen, also eigentlich ßß, und

*) Dies erkannten schon die Alten; Diomedes II. p. 417: s littera suae cujusdam potestatis est, ideoque apud Graecos μοναδικόν appellatur. A. d. V.

aus älterem *t* entwickelt: *hassen*, altd. *hazzen*, engl. *hate*; *Wasser*, altd. *wazar*, *wazzer*, goth. *vato*, niederd. und engl. *water*; *lassen*, altd. *lazan*, *lazen*, goth. *letan*, niederd. *laten*.

Das griechische *s* wurde, dem deutschen entgegengesetzt, im Anlaut durchaus scharf als Sibilant gesprochen, also συ = ßü, und war dem griechischen Ohre unangenehm; s. Dionys. Hal., De comp. verb. c. 14, p. 170. ed. Schaefer. Daher ging es nicht selten in den verwandten Spiritus asper über: σῦς, ὗς = lat. *sus*, ἅλς = *sal*, ἕξ = *sex*. „Sanskrit, Latein, deutsche, slavische und irische Sprache pflegen *s* zu setzen, wo zendische, persische, griechische und welsche *h*“ (Grimm, Gesch. d. deutschen Spr. S. 299, wo viele Beispiele dafür). — Das inlautende und (wie es scheint) auch das auslautende *s* war hingegen Halbvocal: *Μοῦσα*, von so gelindem Hauch, daſs es zwischen zwei Vocalen häufig ganz ausfiel, und in Folge dessen Contraction stattfand: τύπτεσαι — τύπτεαι — τύπτῃ oder -ει; ἐτύπτεσο — ἐτύπτεο — ἐτύπτου; γένος, gen. γένεσος — γένεος — γένους; μῦς, pl. μύσες — μύες. Der lakonische Dialekt stieſs das σ in der Mitte des Wortes zwischen zwei Vocalen regelmäſsig aus: μοῦσα, dor. μῶσα, lak. μῶα.

Wie im Griechischen ist auch im Lateinischen und den romanischen Sprachen und auch im Englischen das *s* im Anlaut Sibilant, im Inlaut Halvocal: *saison*, engl. *season*; *see*, *say*. Das anlautende *s* bleibt also in der Regel unangetastet, weil die Römer das *h* nicht lieben; also: *sex*, *septem*. Zwischen zwei Vocalen aber und auch im Auslaut geht der Halbvocal *s* häufig in *r* über: *Papisius* — *Papirius*; *Valesius* — *Valerius*; *Fusius* — *Furius*; *honos* — *honor*; *arbos* — *arbor*; *corpus*, gen. *corposis* — *corporis*; *foedus*, gen. pl. *foedesum* — *foederum*; *sum*, *eram*; *amasem* — *amarem* (Grimm, S. 315). Derselbe Wechsel des gelinden *s* mit *r* findet sich auch im Deutschen: *wesen*, *war* (ehemals *was*); *frieren*, altd. *friusan*, engl. *freeze*; *verlieren*, altd. *farliusan* (Wurzel *lus*, *los*); in *Frost*, *Verlust* muſste das *s* bleiben, weil es vor dem *t* Sibilant ist, der nicht mit *r* vertauscht wird; goth. *is*, ahd. *ir*, *er*, nhd. *er*; *mis*, *mir*; *mais* (*magis*), *mehr*; *ais* (lat. *aes*), *êr*, *Erz*; *auso* (lat. *auris*), *ôra*, *ôre*, *Ohr*. — Daſs im Lateinischen auch das auslautende *s* gelind gesprochen wurde, läſst sich aus dem Gebrauch in der älteren Poesie schlieſsen, dasselbe in den Endungen *is* und *us* vor einem folgenden Consonanten zu elidiren; z. B. bei Ennius: *volito vivu(s) per ora*

virûm; *Tum laterali' dolôr certissimi' nuntiu' mortis.* Eben daraus erklären sich auch Formen, wie *ain'* für *aisne*, *viden'* für *videsne.* Aehnlich ist das Verschwinden des inlautenden *s* im Französischen: *insula*, ital. *isola* — *île*; *masculus* — *mâle*; *asper* — *âpre*; *vespa* — *guêpe* (Grimm, S. 298). Vergl. über das *s* auch Benary, Consonanten-Verbindungen, in der Zeitschr. f. vergl. Sprachf. I, S. 70.

§. 120. Ueber *sch* und französisches *j*.

Eigenthümliche Nebenlaute des Gaumen-Sibilanten und -Halbvocals sind das *sch* und das franz. *j* oder *g* vor *e* und *i*, welche beide auch im Slavischen vorkommen. Ersteres ist eine Modification des *ch*, mehr durch Annäherung an das *s* als durch Mischung mit demselben; es liegt zwischen *ch* und *s* in der Mitte, und wird gebildet, indem die mittlere Zunge dem Gaumen platt genähert und dann, wie bei dem *s*, der Hauch durch die Zähne geleitet wird. Ganz ähnlich ist die Haltung der Organe beim franz. *j*, welches aber eine Modification des *Jot* ist, also durch die Stimme gebildet wird; denn *sch:* franz. *j* = ß: gelind *s* = *ch*: *jot.* Beide, *sch* und *j*, sind einfache Laute, obwohl das deutsche *sch* zum Theil aus einer Consonanten-Verbindung entstanden ist. Der etymologische Ursprung unseres *sch* ist nämlich ein doppelter: 1) Aus *sk* ist es entstanden, wo es vor einem Vocal oder *r*, und wo es als Auslaut steht; z. B. goth. *skip*, ahd. *scif*, mhd. *schif*, Schiff; ahd. *asca*, mhd. *asche*, Asche; ahd. *scrîban*, nhd. *schriben*, schreiben; goth. *fisks*, ahd. *fisc*, mhd. *visch*, Fisch; 2) Aus dem bloſsen *s* durch bloſse Lautveränderung, ohne etymologische Begründung, vor *l*, *m*, *n*, *w*; z. B. *Schlaf, schmeiſsen, schneiden, schwarz*; ahd. und mhd. *slâf, smîzan, snîdan, swarz.* Dieser Lautwandel entsteht also erst im Neuhochdeutschen, und zwar im oberdeutschen Dialekt, wo er auch das *s* vor *t* und *p* ergriffen hat, obwohl hier die Schrift noch das einfache *s* festhält; *stehen, spielen*, gespr. *schtehen, schpielen.* Die niederdeutsche Mundart hat diesen Proceſs nicht mitgemacht, sondern das altdeutsche und gothische *s* beibehalten; das aus *sk* entstandene *sch* lautet im Plattdeutschen getrennt *s-ch*: *S-chiff, Fis-ch*; das *s* vor *l*, *m*, *n*, *w* und vor *t*, *p* ist rein geblieben: *Slaap, smiten, swart, s-tehen, s-prechen.*

Im Französischen ist das *ch* meist aus dem lateinischen *c* vor *a* entstanden: *champ, chef, cheval, cher, bouche, coucher* (*collocare*); vor *e*, *i*, *o u* dagegen bleibt *c*: *sec* = *siccus*, *sèche*

= *sicca*, *sécher* = *siccare*. Vergl. Benary a. a. O. S. 49. Das *j* oder *g(e)* ist Erweichung des *g* und *jot*.

Das Griechische und Lateinische kennen beide Laute nicht; σχ und lateinisch *sch*, welches nur in entlehnten griechischen Wörtern vorkommt, sind gesondert zu sprechen. Die Vermuthung von Curtius (Bildung der Tempora und Modi, S. 102), dafs das σσ, wo es aus γι, κι, χι entstanden ist, wie in θᾶσσον aus τάχιον, πρᾶσσω aus πραγίω, φρίσσω aus φρικίω, unserm *sch* ähnlich gelautet habe, ist zweifelhaft. Vergl. Schleicher, Zur vergl. Sprachengeschichte, S. 162.

§. 121. Die Liquidae.

Sie sind ihrer wahren Natur nach Stimmlaute, wie die Halbvocale, aber vollkommner articulirt als diese. Sie können jedoch auch ohne Stimme durch den Hauch producirt werden. Bei *m* und *n* ist dies zwar im Auslaute, oder, wenn sie für sich allein gesprochen werden, nicht möglich; denn sie werden ja durch die Nase gebildet; der Hauch aber, als Element der Sprache, läfst sich nicht durch die Nase leiten. Wohl aber können *m* und *n* in Verbindung mit einem nachfolgenden Vocal als stumme Consonanten gesprochen werden; also neben *M-ann*, *n-ein*, mit Intonation des *m* und *n* für sich, auch *M̂ann*, *n̂ein*, so dafs unmittelbar nach der Articulation der Vocal ertönt (s. des Verfassers System der Sprachlaute S. 23). — Die Liquidae orales können auch ohne Stimme durch den Hauch producirt werden, sind aber dann dumpfer und schwächer.

Die drei nasalen Liquidae *m*, *n*, *ng* finden sich sämmtlich im Lateinischen, Griechischen und Deutschen. Für *ng* fehlt zwar ein besonderes Schriftzeichen; aber es ist ein eigenthümlicher Laut; nur weniger frei, indem er ausschliefslich vor Gaumenlauten steht (vergl. System der Sprachlaute S. 56), weswegen eben ein besonderes Zeichen für ihn unnöthig ist. Im Lateinischen und Deutschen dient dafür *n*. Die römischen Grammatiker nennen dieses *n* adulterinum, in *mancus*, *longus*, *inquam*, *anxius*, *Anchises*; wie *wanken*, *lang*, *sinken*, *Menge*. Vor *ch* bleibt jedoch im Deutschen der Zungennasal: *mancher*. Die griechische und gothische Schrift gebrauchen für den Gaumennasal die media γ, *g*: ἄγγελος, ἄγχι, *tuggô*, Zunge.

Im Französischen werden auslautendes *n* und *m* zum blofsen nasalen Nachhall mit palatalem Charakter. Aehnlich war im

Lateinischen nach Quinctilian I, 7, 26 das auslautende *m* eine nasale Modification des vorhergehenden Vocals, welcher dadurch seinen reinen Laut verloren hatte. Daher konnten die Endungen *am*, *um*, *em* mit einem nachfolgenden Vocale coalesciren. Es findet hier nicht Elision, sondern Synalöphe statt. In Zusammensetzungen fällt das *m* zwischen zwei Vocalen zuweilen ganz aus: *circuitus* für *circumitus*.

Die beiden Liquidae orales *l* und *r*; jenes die mildeste, weichste, lieblichste, dieses die rauheste, kräftigste, männlichste Liquida *). Das reine *r* erfordert eine bedeutende Energie der Organe. Kinder und schlaffe Mundarten lassen das *r* nur angedeutet. Einigen Sprachen, wie dem Chinesischen, den Kaffern- und polynesischen Sprachen, fehlt es ganz; in anderen wenigstens im Anfang der Wörter, wie im Mandschurischen, Mongolischen und Türkischen. Dagegen fehlt dem rauhen Armenischen und dem Zend das *l* (Grimm, S. 309).

Das *r* als Stimmlaut gesprochen, steht den Vocalen ganz nahe. Im Sanskrit giebt es einen eigenen R-Vocal. Wir haben *r* als Gaumenlaut aufgestellt, weil es gewöhnlich durch eine Vibration der mittleren oder hinteren Zunge gegen den Gaumen hervorgebracht wird; es kann jedoch auch mit der Vorderzunge mehr in der Gegend der oberen Zahnreihe gebildet werden (des Verfs. System der Sprachlaute, S. 55), und dann berührt es sich mit dem Halbvocal *s*. — Die Griechen bezeichnen das anlautende *r* mit dem Spiritus asper, womit gewifs nicht äufserliche Verbindung des *r* mit dem *h*, sondern der das *r* selbst durchdringende starke Hauch ausgedrückt werden soll (daselbst S. 54). Das ϱ war also, wie das σ, im Anlaut Hauchlaut; im In- und Auslaut dagegen Stimmlaut, daher ohne Spiritus. — Im Deutschen ist vor *r* oft ein *h* abgefallen, welches aber ein Wurzellaut war: *Rabe*, ahd. *hraban*, sanskr. *kârava*, *corvus*; *rein*, goth. *hrains*, ahd. *hreini*, wahrscheinlich verwandt mit χρίνειν, *cernere*.

§. 122. Die Mutae.

Deutsche Mundarten lassen die Tenuis und Media in einander fliefsen und *g* wird bald *j*, bald *k* oder *ch* **). Die Me-

*) Dion. Hal. c. 14. p. 170 (ed. Schaefer): ἡδύνει τὴν ἀκοὴν τὸ λ, καὶ ἔστι τῶν ἡμιφώνων γλυκύτατον· τραχύνει δὲ τὸ ϱ, καὶ ἔστι τῶν ὁμογενῶν γενναιότατον.

**) In gewissen Gegenden Deutschlands wird das *g*, z. B. in *sagen*, weder als

diae können nur in Verbindung mit einem nachfolgenden Stimmlaute (Vocal oder Liquida) ihre weiche Aussprache rein erhalten. Wenn sie auslauten, also isolirt, blofs mit nachfolgendem Spiritus gesprochen werden, so wird der Laut durch den Druck und die plötzliche Oeffnung der Organe unwillkürlich verhärtet; man vergleiche *ba* : *ab*; *da* : *Bad.* Ebenso hatten im Lateinischen nach Quintilian I, 7. 5 *ab*, *ad*, *ob* harten Auslaut; daher schwankt auch die Schreibung, namentlich bei *d*; und man findet *hâut*, *set*, *aput* u. s. w. Im Mittelhochdeutschen schrieb man: *halp*, *stap*, *walt*, *rat*, *wec*, *berc*; dagegen: *halbe*, *waldes*, *berges*. — Im Griechischen stehen die weichen Mutae überhaupt nicht im Auslaute.

Die Gaumen-Tenuis drückte die lateinische Schrift in der ältesten Zeit durch *K* aus, die Media, d. h. *g*, durch *C*, welches durch seine Stelle im Alphabet dem griechischen *Γ* entspricht (siehe Reisigs Vorlesungen, S. 59). Einige Namen, wie *Caius*, *Cnaeus*, wurden auch noch späterhin mit *C* geschrieben, obwohl mit *G* gesprochen (Quint. I, 7. 28). In manchen Fällen mochte der Laut zwischen *k* und *g* wirklich schwanken; daher diese später noch bisweilen wechseln: *vicesimus* und *vigesimus*; *sucus* und *sugo*; *digitus* und *dicare* (*indicare*); *negotium* für *necotium*. — Der Buchstabe *K* aber veraltete allmählich (aufser in einigen Eigennamen und dem Worte *Kalendae*) und das *C* rückte in dessen Stelle; für die Media wurde hierauf das neue Zeichen *G* gebildet, wahrscheinlich erst gegen die Zeit des zweiten punischen Krieges (s. Schneider, I, S. 231 ff. und 270 ff.).

Die weichen Laute *b*, *d*, *g* näherten sich im Griechischen dem Laute der weichen Aspiratae *bh*, *dh*, *gh*; sie wurden mit einem merklicheren Hauche gesprochen als die harten *π*, *τ*, *κ*; daher man sie als *μέσα*, Mediae, in die Mitte zwischen die Tenues, *ψιλά* und die Aspiratae, *δασέα*, stellte (Dionys. Hal. c. 14. p. 174). Die Neugriechen sprechen das *β* fast wie *w*; das *δ* fast wie *dh*; das *γ* vor *α* und *ο* wie *gh*, vor *αι*, *ε* und dem I-Laute unserm *j* ähnlich.

Die Aspiratae sind sowohl weich als hart: *bh*, *dh*, *gh* und *ph*, *th*, *kh*. Die weichen sind neben den harten nur im Sanskrit vollständig vorhanden; *dh* aber auch im Angelsächsischen

---

reines *g*, noch wie *j* oder *ch* gesprochen, sondern als ein palataler Halbvocal, der sich zu *ch* in *ach* verhält, wie unser *j* zu *ch* in *ich*. S.

neben *th*, beide durch besondere Schriftzeichen ausgedrückt (Grimm, Gramm. I, S. 252). Im Englischen sind beide schon zu Lispellauten herabgesunken, und werden beide *th* geschrieben. Das harte *th* existirt auch im Gothischen (das. S. 63), und Spuren davon bleiben dem Althochdeutschen (das. S. 161). In den späteren Epochen der deutschen Sprache aber verschwindet es und geht in die verwandte Tenuis und Media über. Die labialen und palatalen Aspiratae sind in den germanischen Sprachen zu keiner Zeit dem echten Laute nach rein vorhanden gewesen, wenn auch *ph* als Schriftzeichen im Althochdeutschen vorkommt (für *f* und *pf*). Unser neudeutsches *ph* und *th* in Wörtern wie *Epheu, Westphalen, Thal, werth* sind bloſs orthographische oder vielmehr pseudographische Zeichen für *f* und *t*. In *Epheu* ist das *ph* zwar etymologisch begründet; es heiſst ahd. *ebeheu* und sollte demnach eigentlich *Ep-heu* gesprochen werden; der Westphale aber heiſst ahd. *westfalo* und statt des *ph* steht im Mittelhochdeutschen überall bloſses *f*. Das *h* bei *t* ist nichts als ein versetztes Dehnungszeichen des Vocals: *Thal* für *Tahl*. Die neuhochdeutsche Sprache hat also keine echte Aspirata; und eben so die lateinische und die romanischen.

Im Griechischen hingegen ist die Reihe der harten Aspiratae vollständig entwickelt: φ, ϑ, χ. Die lateinische Sprache hat in etymologisch identischen Wörtern an der Stelle des griechischen φ: *f*, *p* oder *b*; z. B. φv-, *fu*-; $\varphi\eta\gamma\acute{o}\varsigma$, *fagus*; $\varphi o\acute{\iota}\nu\iota\xi$, *poenus*; $\nu\varepsilon\varphi\acute{\varepsilon}\lambda\eta$, *nebula*; $\acute{\alpha}\mu\varphi\omega$, *ambo*. Dem ϑ entspricht lateinisches *t*: $\grave{\varepsilon}\sigma\vartheta\acute{\eta}\varsigma$, *vestis*; $\Sigma\acute{\alpha}\chi\nu\nu\vartheta o\varsigma$, *Saguntus*. Dem χ entspricht *h* oder *c*, *g*: $\chi\acute{o}\rho\tau o\varsigma$, *hortus*; $\sigma\chi\acute{\iota}\zeta\omega$, *scindo*; $\acute{\alpha}\gamma\chi\omega$, *ango* (s. Schneider, Lat. Gramm. I, S. 198 ff.). Daſs φ, ϑ, χ im Altgriechischen echte Aspiratae sind, leidet keinen Zweifel. Vergl. Dionys. Hal. c. 14. p. 174 und Dionys. Thrax. Ersterer erklärt am Schlusse des Capitels die Aspiratae für die vorzüglichsten, kräftigsten Laute ($\kappa\rho\acute{\alpha}\tau\iota\sigma\tau\alpha$). Sie werden den übrigen Mutis in Hinsicht ihrer organischen Hervorbringung ganz gleichgestellt und nur durch den stärkeren, nachhallenden Hauch unterschieden *). Quintilian (XII, 10. §. 27 und I, 4. 14) unterscheidet den lateinischen Spiranten *f* von der griechischen Aspirata φ sehr be-

*) Daſs *p*, *t*, *k* mit nachhallendem Spiritus lenis gesprochen würden, begreife ich eben so wenig, wie daſs *ph* von *p* durch Spiritus asper unterschieden werde (s. Grammatik, Logik und Psychologie §. 121), oder wie ein solches *ph* jucundissima und dulcissima littera genannt werden könne. S.

stimmt *). Vergl. auch Priscian (Putsch p. 543 und I, 4. p. 17 Krehl): Non tam fixis labris est pronuntianda *f*, quomodo *ph*, atque hoc solum interest inter *f* et *ph* **). Auch in dem Festhalten der echten Aspiratae bewahrt die griechische Sprache ihren kräftigen, plastischen Charakter. Im Neugriechischen ist *θ* Spirant, wie das engl. *th*, und *φ* und *χ* lauten wie *f* und *ch*. Schon Sextus Empiricus (adv. Gr. I, 5. p. 238 Fabr.) rechnet *θ, φ, χ* unter die *ἡμίφωνα* (wie die Griechen alle Consonanten mit sonus continuus nannten), mit der Bemerkung, dafs Andere sie als *ἄφωνα* (mutae) betrachten. Sie mufsten also schon im 2. Jahrh. p. Chr. in die Natur der Spiranten übergegangen sein.

§. 123. Zusammengesetzte Consonanten oder consonantische Mischlaute.

Einfach sind alle Consonanten, deren Stoff aus einmaliger Articulation, hörbar gemacht durch Stimme oder Hauch, besteht. Zusammengesetzte oder Misch-Laute entstehen, analog den trüben oder Misch-Vocalen, wenn zwei einfache Consonanten zu einer Lauteinheit verschmelzen; sie sind also wohl zu scheiden von der Verbindung zweier in einer Silbe zusammentretenden Consonanten.

Eine Verschmelzung ist nicht möglich unter zwei Mutis, da jede Muta, um hörbar zu werden, ihren eigenen nachhallenden Spiritus fordert, der durch eine sich anschliefsende Muta nicht vertreten werden kann. Zwei zusammentretende Mutae bleiben also immer durch den zwischen ihnen liegenden Spiritus getrennt: *p'ta, k'ta, b'da.* — In eine engere Verbindung tritt die Muta mit nachfolgender Liquida, da sie als Stimmlaut unmittelbar in die Stelle des Spiritus treten kann: *pr*, *bl*, *kn*. Allein auch hier vernimmt man zwei Laute neben einander, weil die Liquida durch eine besondere Articulation entsteht und also nicht in den Lautstoff der Muta selbst eindringen kann. — Eine völlige Verschmelzung findet nur statt, wenn die Muta sich mit einem nachfolgenden Spiranten oder Halbvocal verbindet, weil diese bei der geringen Festigkeit und relativen Gestaltlosigkeit ihrer Substanz ihre Selbständigkeit völlig aufgeben und zum Ele-

*) Insoweit hat Quintilian ganz recht. Seine weiteren Bemerkungen jedoch über *f* und *φ* erinnern nur daran, dafs wir in ihm einen Rhetor vor uns haben. S.

**) Woraus hervorgeht, dafs mindestens zu Priscians Zeit das *φ* eine labiale Spirans war, unterschieden von *f* nur dadurch, dafs dieses nicht rein labial, sondern dentilabial ist. Ganz ebenso unterscheidet sich das heutige spanische *b* von unserem *w*. S.

ment der Muta werden können. Sie treten dann nicht blofs unmittelbar in die Stelle des der Muta nachhallenden Spiritus, sondern indem sie tiefer, als dieser, in den Lautstoff der Muta eindringen, wirken sie auflösend und zerstörend auf denselben ein und erzeugen mit ihm neue, eigenthümliche Laute.

Im Allgemeinen gehören diese Mischlaute nicht dem primären, organischen Sprachstande an, sondern sind in Folge blofs lautlicher Processe entstanden.

Es sind aber die Halbvocale und Spiranten aller drei Organe fähig, sich mit den Mutis zu mischen, und wir haben daher palatale, dentale und labiale Mischlaute.

§. 124. Die palatalen Mischlaute.

Die palatalen Mischlaute entstehen, ihrer lautlichen Substanz nach, durch Verschmelzung des palatalen Halbvocals *j* oder dessen Nebenlautes, des franz. *j*, mit *g*, und des palatalen Spiranten *sch* mit *k*. Diese beiden Mutae aber nähern sich in Folge dieser Mischung den dentalen, und der Mischlaut wird nicht sowohl durch *ksch*, *gj*, als durch *tsch*, *dj* annähernd bezeichnet. Man kann sie auch gequetschte oder mouillirte Consonanten nennen; denn sie stellen eine Erweichung der starren Gaumenlaute dar. Sie finden sich schon vollständig im Sanskrit. In dieser Beziehung ist das Lateinische und Griechische reiner und alterthümlicher geblieben. Auch das Deutsche hat jene Laute nicht. Dagegen sind die slavischen Sprachen, besonders das Polnische, reich an mannigfaltigen Nüancirungen dieser Laute und erhalten durch sie ihr eigenthümliches lautliches Gepräge. Aufserdem treten sie im Italiänischen und Spanischen hervor. Im Italiänischen entsteht der weiche Quetschlaut theils aus *g* mit nachfolgendem *i* oder *e*: *gielo* = *gelu*, *gente*, *girare*; theils aus *j*: *giacere*, *giovane*; theils aus *di*: *giorno* von *diurnum*. Im Spanischen giebt es nur den harten Laut. Auch die englische Sprache hat diese Laute, und zwar den harten nicht nur in romanischen Wörtern: *chamber*, sondern auch in deutschen: *choose* = ahd. *chiosan*, *kiesen*; *child* = *Kind*; den weichen dagegen wohl nur in romanischen Wörtern (vergl. den Verf. a. a. O. S. 66).

In den romanischen Sprachen wird der reine J-Laut auch mit *l* und *n* zu einem Mischlaut verschmolzen: mouillirte Laute in *taille*, *campagne*.

§. 125. Dentale Mischconsonanten.

Sie entstehen durch Assibilation, d. i. Verschmelzung des dentalen Sibilanten (*fs*) oder Halbvocals (gelindes *s*) mit den Mutis aller drei Organe: *pfs*, *tfs*, *kfs*; *bs*, *gs*, *ds*, von denen aber *bs* in keiner mir bekannten Sprache vorkommt.

Die griechische Sprache hat die Assibilation durch alle drei Organe durchgeführt: ψ, ξ, ζ. Dafs diese Laute echte Mischlaute sind, ist nicht zu bezweifeln *). Bemerkenswerth ist allerdings, dafs diese Mischlaute doch immer die prosodische Wirkung von zwei Consonanten behielten, indem sie Position machen. Alle drei finden sich nicht blofs inlautend, sondern auch als Anlaute, und ξ und ψ selbst im Auslaute. Die Schriftzeichen ξ und ψ gehören freilich zu den spätesten Buchstaben, mit denen angeblich Simonides im Zeitalter der Perserkriege das alte griechische Alphabet bereicherte. Dieses zugleich durch Hinzufügung von η und ω vervollständigte Alphabet hiefs das ionische, im Gegensatz des alten attischen. Früher drückte man jene Mischlaute durch φσ und χσ aus (vergl. *Lachs*, *Fuchs*). Das ζ war zwar noch nicht in dem ältesten kadmeischen, aber schon im alten attischen Alphabet, auf den ältesten Inschriften.

Der Laut des ψ und ξ war hart, nach dem ausdrücklichen Zeugnifs des Dionys. Hal., und ist es noch bei den Neugriechen. Etymologisch aber sind diese Laute nicht allein aus πσ, κσ, sondern auch βσ, φσ, γσ, χσ entstanden. Der Laut des ζ hingegen war nicht der unseres *z*, sondern weich = *df* (s. Dionys. Hal. l. c. p. 172 Sch.). Wegen seiner weichen Aussprache kommt es nie im Auslaut vor.

Auch seiner Entstehungsweise nach ist ζ ganz verschieden von ψ und ξ. Es entspringt nie aus δσ, τσ, θσ; sondern meist aus δj oder γj: σχίζω aus σχιδjω, στίξω aus στιγjω, μείζων, ion. μέζων aus μέγjων; Ζεύς aus Δjεύς. Als Mittelglied mufs das italiänische *gi* angenommen werden, welches dann erst in ζ überging. Auch aus blofsem *j* ist ζ entstanden: ζυγόν, lat. *jugum*, sanskr. *juga*. Vergl. Curtius, Bildung der Tempora und Modi S. 108 und Schleicher, Zur vergleichenden Sprachengeschichte.

*) Dionys. Halic. de c. v. cap. 14 (p. 166 Sch.) nennt sie διπλᾶ ἡμίφωνα, und bemerkt: διπλᾶ δὲ λέγουσιν αὐτὰ, ἤτοι διὰ τὸ σύνθετα εἶναι τὸ μεν ζ διὰ τοῦ σ καὶ δ, τὸ δὲ ξ διὰ τοῦ κ καὶ σ, τὸ δὲ ψ διὰ τοῦ π καὶ σ, συνεφθαρμένων (gemischt, verschmolzen) ἀλλήλοις καὶ ἰδίαν φωνὴν λαμβανόντων· ἢ διὰ τὸ χώραν ἐπέχειν δυοῖν γραμμάτων ἐν ταῖς συλλαβαῖς παραλαμβανόμενα. A. d. V.

S. 40 und 153. — In einigen Fällen steht ζ an der Stelle von σδ: Ἀθήναζε, θύραζε für Ἀδήνασδε, θύρασδε; βύθην, βυζόν confertim für βύσδην, βυσδόν (von βύω) und in Eigennamen. Dies ist durch eine Metathesis zu erklären. Dem dorischen Dialekt ist das umgekehrte Verfahren eigenthümlich, indem er für ξ, ψ, ζ: σκ, σπ, σδ spricht; s. Ahrens, De dial. Dorica §. 7, 5. 12, 6. Dafs aber ζ nicht etwa wie σδ gelautet habe, beweist Aristoteles, welcher (Metaph. XIV, 6) ξ, ψ, ζ als συμφωνίαι zusammenstellt (s. auch Plato, Cratylus p. 427). Wenn Dionys. (l. l. p. 166), wo er die Bestandtheile des ζ angiebt, das σ dem δ voranstellt (wie auch Sextus Empir. adv. Gr. I, 5. p. 239 Fabric.), so verleitete ihn wohl hierzu die Erinnerung an die dorische Aussprache und die Fälle, wo ζ aus σδ entstanden ist; denn er giebt die Aussprache des ζ deutlich als δσ an. Uebrigens ist das ζ schon früh zum Halbvocal s geworden. Schon Lucian (iudic. vocall. c. 9 ed. Reiz) und Eustath. (p. 217. 228) drücken das gelinde s vor μ und β durch ζ aus: ζβέσαι, Ζμύρνα, ζμικρός. Die Neugriechen sprechen es durchaus so aus und geben das deutsche z durch τζ wieder.

Die lateinische Sprache besitzt nur den assibilirten Gaumenlaut *x* = *kfs*, und nur aus- oder inlautend, meist durch den Zusammenfluſs eines stammhaften *c* oder *g* mit einem flexivischen *s* entstanden: *lux* (*luc-s*), *lex* (*leg-s*), *dixi* (*dic-si*), *rexi* (*reg-si*); bisweilen als Stammlaut: *ex*; dann wechselt es aber gewöhnlich mit *s* oder *ss*: *axis* — *assis*; *axamenta* — *assamenta*; *Sextius* — *Sestius*; *Exquiliae* — *Esquiliae*; *Ulysses* — *Ulixes*. — Im Französischen wird das lat. *x* vor einem Vocal zu weichem *gs*: *exemple*; vor einem Consonanten aber bleibt es hart: *exciter*, *expliquer*.

Das z ist durchaus unlateinisch. Auch *c* und *t* lauteten immer als reine Tenues. Erst im Mittelalter begann die Verderbung der altlateinischen Aussprache, und zwar zunächst mit *ci* und *ti* bei nachfolgendem Vocale. In diesem Falle wurden nämlich schon in der alten Zeit *ci* und *ti* ähnlich ausgesprochen, daher auch die Orthographie vieler Wörter schwankte: *conditio* und *condicio*, *nuntius* und *nuncius*; *Attius* und *Accius*. Hieraus folgt aber noch nicht, dafs schon die alten Römer hier den Z-Laut hören liefsen, sondern nur, dafs die Aussprache zwischen *t* und *k* schwankte. Durch Einwirkung des *i* nun, welches bei nachfolgendem Vocal sich dem *j* näherte, gingen *c* und *t* gleich-

mäſsig in *z* über, und diese Aussprache griff bei *c* noch weiter um sich. Die erste Spur der Aussprache des *tia* wie *zia* (z. B. *militia*) findet sich im Anfang des 7. Jahrh. bei Isidor, Origines I, 26. Vergl. Schneider I, S. 243. Diez, Gramm. der roman. Sprachen I, S. 196. — Diese assibilirende Aussprache hat dann einerseits dem gequetschten *c* im Italiänischen, andererseits der Aussprache des *c* als bloſsen Sibilanten im Französischen den Weg gebahnt. Denselben Laut hat im Französischen auch das *t* vor *i* mit einem Vocal: *nation, diplomatie.* Im Italiänischen wird dieses *t* zu *z* mit der harten Aussprache unseres *z*: *nazione, avarizia*; daneben aber hat diese Sprache auch ein weiches *z* = *ds*, welches besonders aus lateinischem *di* sich entwickelt: *mezzo* aus *medius, razzo* aus *radius.* Im Französischen und Englischen dagegen ist der Buchstabe *z* für gelindes *s* eingeführt worden.

Die deutsche Sprache hat nur den assibilirten Zungenlaut: *z* = *tſs*. Das *x* tritt erst im Neuhochdeutschen in wenigen Wörtern als Inlaut und Auslaut auf: *Axt*, altd. *ahhus, aches, akes*; *Hexe*, altd. *hazisa*; *Nixe*, altd. *nihhus, niches* u. s. w. Im Auslaut schreiben wir *chs*: *Dachs, Fuchs.* — Das *z* aber ist echt deutsch. Im Gothischen ist es zwar noch nicht; hier ist *z* ein gelindes *s*. Es entwickelt sich aber schon im Althochdeutschen durch Assibilirung statt Aspiration eines ursprünglichen *t*: *Zahn*, altd. *zand, zan*, goth. *tunthu*, niederd. *tän*; *zehn*, altd. *zehan*, goth. *taihun*, niederd. *tein*; *Zunge*, altd. *zunga*, goth. *tuggô*, niederd. *tunge*; *Holz*, altd. *holz*, angels., engl., niederd. *holt*; *Herz*, altd. *herza, herze*, goth. *hairto*, niederd. *hart.* Das aus *t* entstandene altdeutsche *z* ist jedoch nur im Anlaute und hinter *l, r, n* immer als *z* ausgesprochen worden, und auch im Neuhochdeutschen ein *z* geblieben; nach einem Vocal hat es in der Regel die Aussprache des einfachen Sibilanten *ſs*, nach kurzem Vocal *ss* geschrieben: *heizan, heiſsen*, goth. *haitan*; *giuzan, gieſsen*; *haz, Hass*; *wizan* oder *wizzan, wissen*; *wazar* oder *wazzar, Wasser*; im Auslaut durch *s* bezeichnet: *ûz, aus*; *daz*, goth. *thata, das*; *waz, was.*

§. 126. Labiale Mischconsonanten.

Die labialen Mischconsonanten entstehen durch die Verbindung der Mutae mit *f* oder *w*. Sie fehlen im Griechischen ganz,

da hier *f* und *w* fehlen; finden sich aber theilweise im Deutschen, im Lateinischen und in den slavischen Sprachen.

1) Die Verbindung der labialen Tenuis mit *f*, *pf*, hat sich, wo sie nicht als Naturlaut auftritt (*pfui!* vergl. φεῦ), im Mittel- und Neuhochdeutschen neben dem einfachen *f*, in Vertretung der echten Aspirate *ph* (φ), aus ursprünglichem φ entwickelt. Im Althochdeutschen steht gewöhnlich *ph* dafür: *Pfad*, altd. *phad*, *fad*, niederd. *pad*, engl. *path*; *Pfaffe*, altd. *phaffo*, niederd. *pape*, von lat. *papa*; *Pfeffer*, niederd. *peper*, von lat. *piper*; *Pflanze*, altd. *phlanza*, engl. *plant*, von lat. *planta*; auch in- und auslautend.

2) Die Verbindung des *w* mit der dentalen Tenuis und Media: *tw*, *dw*; im Sanskrit und in den slavischen Sprachen, auch im Gothischen und vereinzelt auch im Althochdeutschen: *twaljan*, *twalôn*, engl. *dwell*; *twer*, *twerh* = *zwerh* (quer), besonders aber in niederdeutschen Dialekten, da im Hochdeutschen in der Regel *tw* zu *zw* geworden ist, welches nicht mehr als Mischlaut gelten kann.

3) Die Verbindung des *w* mit *k*, der lateinischen und deutschen Sprache eigenthümlich: *q* oder *qu* zum Ersatz für die Aspirate χ. Vergl. Graff, Ueber den Buchstaben Q, in den Abhandlungen der Berliner Akad. der Wissensch. 1839. Dieser Mischlaut hat im Gothischen ein einfaches Zeichen (Grimm I, S. 72) und ist bisweilen in *k* übergegangen: goth. *queman*, *kommen*. Auch im Lateinischen wechselt es etymologisch und graphisch mit *c*: *quum*, *cum*; *loquor*, *locutus*; *relinquo*, *relictus* (s. Verf. a. a. O. S. 72). Einem Candidatus, der für den Sohn eines Koches galt, sagte Cicero: ego coque (= quoque) tibi favebo (Quint. VI, 3. §. 47; s. auch Quint. I, 7. 6).

Ueber die Charakterisirung der Sprachen nach den Verhältnissen ihres Lautsystems s. §. 101.

Hier nur noch ein Beispiel, wie beschränkt oder reducirt das Lautsystem in manchen Sprachen ist. Die Sprache der Sandwich-Inseln, zum polynesischen Stamm gehörig, hat aufser dem Hauch *h* nur 6 Consonanten: *w*; *l*, *m*, *n*; *p*, *k*; also keine Zungen-Mutae, keine Mediae und Aspiratae, kein *s* und *r*. Das *r* der verwandten Sprachen wird durch *l*, das *k* durch *t* vertreten. Eine solche Sprache, in der die Vocale und Liquidae fast ausschliefslich herrschen, ist wie eine weiche Fleischmasse ohne Knochen und Gelenke.

§. 127. Das Gewicht der Laute.

Es ist hier schliefslich noch vom relativen Gewicht der Laute zu reden, zuerst von dem der Vocale (s. Verf. a. a. O. S. 41). Der Stimmlaut ertönt vermöge seiner jedesmaligen Formung bei den einzelnen Vocalen in gröfserer oder geringerer Fülle und Breite, und darum haben die Vocale ein verschiedenes Gewicht. Dieses findet also seinen deutlichen numerischen Ausdruck durch die Weitengrade der beiden Mündungen des Mundcanals, deren Summe den Gesammtumfang des zum Vocal gestalteten Stimmlautes darstellt.

a hat den Stimmlaut in der gröfsten Fülle; die Summe der beiden Mündungsweiten beträgt 8 Grad. Ihm folgt das *u* mit 6 Grad, und diesem das *i* mit 4 Grad. Folglich ist *a* der schwerste, *i* der leichteste Vocal, *u* steht zwischen beiden. — Die beiden Nebenvocale *e* und *o* haben zwar dieselbe Summe der Mündungsweiten wie *u*, nämlich 6 Grad, sind aber dennoch leichter. Dies beruht darauf, dafs für die Fülle und also das Gewicht des Vocals vornehmlich die Weite der Gaumenmündung in Betracht kommt, welche die Stimme unmittelbar aus dem Kehlkopf empfängt, während die Lippenmündung sie nur austönen läfst. Die Gaumenmündung hat aber bei *u* 5, bei *o* nur 4, bei *e* gar nur 2 Grad Weite. Das *u* ist daher schwerer als *o*, dieses schwerer als *e*. Aus demselben Grunde ist auch das *u* nur wenig leichter als *a*; denn die zwei Weitengrade, welche *a* mehr hat als *u*, gehören der Lippenöffnung an, während die Gaumenöffnung von *u* und *a* sich wie 5 zu 3 verhält. — Das Gewicht der drei trüben Vocale ist wegen ihrer Gaumenöffnung geringer, als das der entsprechenden Grundvocale. — Die Folge der Vocale in Ansehung ihres Gewichts ist also vom schwersten zum leichtesten: *a*, *u*, *o*, *e*, *ä*, *i*, *ö*, *ü*. Dabei ist jedoch das *e* in seinem vollen Laute als *é* zu verstehen; denn das stumme *e* ist noch leichter als *i*.

Bei den Consonanten richtet sich das Gewicht nach dem Grade der Intensität oder der Dichtigkeit der Lautsubstanz (s. Verf. a. a. O. S. 73). Die leichtesten Laute sind, abgesehen vom reinen Spiritus oder *h*, welches selbst leichter als die Vocale ist, die Spiranten und Halbvocale; dann kommen die Liquidae, in folgender Weise vom leichteren zum schwereren fortschreitend: *r*, *l*, *n*, *m* (vergl. Benary, Ueber Consonanten-Verbindungen in Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. I, S. 62). Die schwersten Laute

sind die starren Consonanten in der Reihenfolge: Mediae, Tenues, Aspiratae. Letztere sind also die schwersten Laute; nur schlagen sie in ihrer Entartung zu Spiranten in die leichtesten um.

Ferner scheint es, dafs die homogenen Lippen- und Gaumenlaute (*k* und *p*, *g* und *b* etc.), welche einander die Wage halten, schwerer sind als die entsprechenden Zahnlaute (*p* und *k* schwerer als *t* etc.). Die Mischconsonanten betreffend, so sind die dentalen und labialen schwerer als die einfachen Grundlaute, die palatalen aber leichter, weil diese mit einer Auflösung des Grundlautes verbunden sind.

Vocale und Consonanten lassen sich dem Gewichte nach gar nicht mit einander vergleichen. Selbst die Annahme, dafs die Vocale überhaupt leichter seien als die Consonanten, ist bedenklich, da diejenigen Vocale, welche sich der consonantischen Natur nähern, *i* und *u*, die leichteren sind.

B. Lautverbindungen.

Die Lautverbindungen sind dreifach: vocalische, consonantische und sillabische.

§. 128. Vocalische Lautverbindungen.

Zu den vocalischen Lautverbindungen gehören die langen Vocale und die Diphthonge.

Der Vocal als absolut flüssiger, continuirlicher Stimmlaut ist seiner Natur nach oder an sich von unbegrenzter Dauer. In der articulirten Sprache aber erhält er ein bestimmtes Mafs. Da nun seine Bedeutung in der Vernunftsprache im Vergleich zum Consonantismus untergeordnet ist, so wird seine Dauer auf ein Minimum herabgesetzt. Daher ist jeder ursprüngliche Wurzelvocal kurz. Er wird aber im Fortgange der Sprachentwickelung häufig erweitert, theils aus rein phonetischen Gründen zur Herstellung eines Gleichgewichts der Laute oder eines Uebergewichts der Stammsilbe gegen die Affixe; theils auch auf etymologischem Wege, in Folge eines äufserlichen Zusammentretens der Laute bei verschiedenen Wortbildungs-Vorgängen, also ebenfalls bedeutungslos; theils auch gleichsam von innen heraus, dy-

namisch, zum Ausdruck grammatischer Unterschiede, wo die Lauterweiterung symbolisch bedeutsam ist. — Die Erweiterung des kurzen Vocals kann nur geschehen durch Hinzutreten eines neuen vocalischen Elementes. Dieses ist entweder dem ursprünglichen Vocal identisch oder nicht. Im ersteren Falle entstehen lange Vocale, im anderen Diphthonge.

§. 129. Lange Vocale.

Der lange Vocal ist der zweimal genommene kurze, aber als Continuum, nicht mit neuem Ansatz der Stimme und selbständigem Spiritus gesprochen. Nicht blofs die deutsche Orthographie drückt den langen Vocal zuweilen durch Verdoppelung aus, auch die lateinische thut es in der ältesten Zeit: *paacem, aceetum, moos* (Schneider I, p. 96 und Ritschl, Monumenta epigraphica trip. cap. III.). Das griechische ω ist sichtbar aus *oo* zusammengesetzt.

Der lange Vocal kann aber allerdings auch durch Verschmelzung (Contraction) zweier differenten Vocale entstehen. Dann ist aber der Vorgang so zu denken, dafs sich zuvor der eine Vocal dem anderen assimilirt und dann mit ihm in den langen Vocal verschmilzt: τιμάομεν — τιμόομεν — τιμῶμεν; αἰδόα — αἰδόο — αἰδῶ. — Andererseits bilden zwei gleiche kurze Vocale nicht immer den entsprechenden langen, sondern oft einen anderen langen Vocal oder Diphthong. So wird im Griechischen aus *oo* durch Contraction nicht ω, sondern *ου*, aus εε nicht η, sondern *ει*. Das hängt von den besonderen Contractionsgesetzen der einzelnen Sprachen ab und gehört dem Lautwandel an.

§. 130. Diphthonge.

Zum Begriffe des Diphthongs gehört einerseits Verflüfsung zweier differenten Vocale zu einem Laut-Continuum, andererseits aber auch Erhaltung des eigenthümlichen Lautes jeder der beiden verflüfsten Laute. Also sind die Mischvocale *ä, ö, ü* eben so wenig Diphthonge als die aus Contraction entstandenen *ου*, ω, ᾱ. Häufig aber geht der Diphthong in einen Mischlaut oder in einen einfachen langen Laut über, womit er aufhört Diphthong zu sein; so im Sanskrit *ai* in *ē*, *au* in *ō*. Der Diphthong ist eine vocalische, ungleichartige Lauteinheit.

Aber auch nicht jede Verbindung zweier kurzen Vocale

bildet einen echten Diphthong. Ordnen wir die Vocale nach ihrer Folge vom innersten und höchsten bis zum äufsersten und tiefsten: *i*, *e*, *a*, *o*, *u*, so zeigt sich, dafs nur die Bewegung von der Mitte zu den Enden dieser Reihe, oder die Verbindung eines flüssigen mit einem starren Vocal echte diphthongische Verflöfsung hervorbringt; *a*, *e*, *o* sind die Anlaute, *i* und *u* die Auslaute der echten Diphthonge. Die umgekehrte Richtung bringt keine völlige Verflöfsung hervor; es bleibt eine Hemmung der Stimme zwischen beiden Vocalen, oder das anlautende *i*, *u* verdichtet sich zum Halbvocal *j* und *v*, und statt des Diphthongs entsteht eine Silbe. Vergl. *ai*, *au* mit *ia*, *ua*.

Echte Diphthonge giebt es also nur sechs: *ai*, *au*; *ei*, *eu*; *oi*, *ou*. Die beiden ersten sind die ursprünglichsten, im Sanskrit die einzigen; die anderen entstehen später. — Unechte Diphthonge sind 1) alle anderen Vocalcombinationen aus kurzen Vocalen: *ea*, *eo*, *ua*, *ue*, *uo*, *iu*, *ui*, *ie*, *ia*, *io* (*ae* und *ao* nähern sich den echten Diphthongen); 2) die einsilbigen Verbindungen eines langen Vocals mit einem kurzen, der entweder vorangeht: ᾱ͡ω, auch triphthongisch ᾱοι, ᾱαι, oder nachfolgt: ωυ, ηυ. Ist der einem langen Vocal nachfolgende kurze ein ι, so entstehen im Griechischen die uneigentlichen Diphthonge ᾳ, ῃ, ῳ, wo der kurze Vocal zum leisen Nachhall hinabgedrückt ist, ursprünglich jedoch nicht ganz verschwand; vergl. τραγῳδός mit *tragoedus*. Späterhin freilich unterschied man ῳ und ω nicht mehr; daher *ode*, *rhapsodus* für ᾠδή, ῥαψῳδός.

In der Aussprache der Diphthonge kann entweder das erste oder das zweite Element überwiegen: *ái*, *aí*; *áu*, *aú*; im Gothischen von Grimm I, S. 43 unterschieden. Gewöhnlich überwiegt das erste Element; so im Griechischen in den mit *v* auslautenden Diphthongen αυ, ευ, ηυ, ωυ, s. Moschopulus, Opusc. p. 24. Choerobosc. in Bekkers Anecdota p. 1186. Dagegen in den Diphthongen ει, οι scheint ι das Uebergewicht gehabt zu haben (εἶδος, εἰς; οἶνος, οἶκος; cf. *vinum*, *vicus*). Daher denn später diese Diphthonge in einfaches *i* übergehen. Das αι war in der classischen Zeit gewifs echter Diphthong und zwar mit überwiegendem α. Die Gründe dafür sind gut entwickelt von G. Curtius (Jahrb. f. wiss. Krit. 1846. April no. 63 ff.). Allein schon zur Zeit der Ptolemäer wurde der Laut ä herrschend, der auch früher als dialektische Entartung bestanden haben mag. Vergl. Sext. Empir. adv. Gramm. I, 5. p. 241. Fabric. und Ma-

rius Victorinus (im 4. Jahrh. p. Chr.) I, p. 2460. Putsch. Die Neugriechen sprechen *αι* = *ä*, *ει* und *οι* = *i*, *αυ* = *av*, haben also gar keinen wirklichen Diphthong mehr.

Die griechische Sprache hat also die echten Diphthonge *αι*, *αυ*, *ει*, *ευ*, *οι* (*ου* aber ist bloſs langer Vocal). Von den unechten Diphthongen hat der attische Dialekt nur *υι* und *ηυ* (im Augment: *ηὔλουν* von *αὐλέω*).

Die deutsche Sprache hat jetzt nur vier echte Diphthonge: *ai*, *ei*, *au*, *eu* (*äu*). Es fehlen also *oi*, *ou*; und *ai*, *ei* werden nicht hinlänglich geschieden; *eu* lautet fast *oi*, und *au* nicht rein, wie im Italiänischen, sondern mehr wie *ou*. Unechte Diphthonge giebt es im Deutschen gar nicht, auſser in den Dialekten; *ie* ist jetzt kein Diphthong, sondern Schriftzeichen für *ī*: *lieb*, altd. *lieb*, *liup*; *Lied*, altd. *liet*, *liod*; hingegen *Glied*, altd. *ge-lid*, *lid*, daher *Augenlied*; *liegen*, altd. *ligan*. — Das Gothische hatte nur drei echte Diphthonge: *ai*, *au*, *ei*; kein *eu*; dafür aber den unechten Diphthong *iu*, der im Neuhochdeutschen theils in *ie*, theils in *eu* übergegangen ist: *liubs*, *lieb*; *niun*, *neun*. Im Althochdeutschen wird die Zahl der echten Diphthonge noch mehr beschränkt, indem *ai* in *ei* übergeht. Es bleiben also nur *au* (später *ou*) und *ei*. Daneben aber entsteht eine Fülle unechter Diphthongen, nach dialektischen Verschiedenheiten schwankend; *oa*, *ua*, *uo* (für goth. *ô*: goth. *gôd*, ahd. *guot*, *guat*), *iu*, *eo*, *io*, *ia* (für goth. *iu*). Im Mittelhochdeutschen befestigt sich *ou* statt *au*, wie im Ionischen *ωυ* für *αυ*: *τωὐτο*, *θωῦμα*; eine Verdunkelung des *a* durch assimilirende Einwirkung des *u*. Die mittelhochdeutschen echten Diphthonge sind also: *ei*, *ou*; daneben die unechten: *uo*, *ie*, *iu*. *uo* wird im Neuhochdeutschen *ū*: *guot*, *gut* (oberd. *guet*); *ie* wird *ī* (*ie*); *iu* wird *eu*: *niuwe*, *neu*; *ou* wird in der Schrift wieder *au*: *boum*, *baum*; und in wenigen Wörtern tritt *ai* wieder auf, obwohl mehr bloſs graphisch, nicht organisch begründet: *Waise*, altd. *weise*; *weise*, altd. *wîse*; aber auch *meinen*, altd. *meinen*, und *mein*, altd. *mîn*. — Rein phonetisch angesehen hat sich also die deutsche Sprache in ihrem diphthongischen System geläutert. Organisch betrachtet aber hat dabei viel Willkür obgewaltet, und es sind etymologische Verhältnisse dadurch verdunkelt worden (Verf., Lehrbuch d. deutschen Sprache I, S. 317). So entspricht unser *au* bald altd. *û*: *Taube*, *Haus* = *túba*, *hûs*, bald altd. *ou*, *au*: *Haupt*, *Auge* = *haubit*, *houbet*, *auga*, *ouge*; unser *ei* bald altd. *ei*: *Zei-*

chen, *Theil* = *zeichan*, *teil*, bald altd. *i*: *steigen*, *Wein* = *stîgan*, *wîn*; *Weide* (pascuum) = *wëida*, *Weide* (salix) = *wîda*.

Die unechten Diphthonge erscheinen immer als eine spätere Afterbildung, wie im Romanischen, oder dialektische Entartung, auf eigenthümlicher Lautneigung einzelner Volksstämme beruhend, z. B. im Althochdeutschen, und auch im ionischen Dialekt, im Gegensatz gegen den reineren und alterthümlicheren Dorismus.

Die lateinische Sprache zeigt eine merkwürdige Abneigung gegen Diphthonge*). In der classischen Zeit finden sich *ae*, *oe*, *au*, *eu*. Die beiden ersten sind unecht, hervorgegangen aus *ai*, *oi*. Nach Benary ist latein. *ae* nie aus *a* + *e*, *oe* nie aus *o* + *e* etymologisch entstanden, sondern stets durch Vermittelung des *i* oder eines nachfolgenden *j*. Auf Inschriften findet sich noch *Aimilius*, *aiternus* (s. Schneider I, p. 51), *aidilis*, *aiquom*, *quairere*; die alten Dativformen *terrāi*, *aulāi*, entsprechend dem griech. *ᾳ*; *coetus* ist aus *coitus*, *coelum* aus *κοῖλον* erwachsen. In dem Uebergange von *ai*, *oi* in *ae*, *oe* liegt eine Schwächung der echt diphthongischen Aussprache. Anfangs sprach man sie ohne Zweifel diphthongisch (cf. Buttmann, Ausführliche griech. Sprachl. I, S. 23. Anm. 6); dann wurden trübe Mischlaute, *ä*, *ö*, daraus. Das *ae* sinkt mitunter zu bloſsem *ē* herab und wechselt damit: *saeculum* — *seculum*, *haeres* — *heres*, *caerimonia* — *cerimonia*. Auch das *oe* erhielt sich nur in sehr wenigen echt lateinischen Wörtern: *foedus*, *amoenus*, *coepi*. Gewöhnlich schwankt es in *ae* über: *proelium* — *praelium*, *coelum* — *caelum*; oder geht in *u* über: *moenus* — *munus*, *poena* — *punio* (Schneider I, p. 78). *oe* ist, wie Benary zuerst überzeugend nachgewiesen hat, nicht allein aus *o* + *i*, sondern auch aus *u* + *i* entstanden, daher es auch nicht selten in *u* zurückgeht; z. B. aus der Wurzel *pū* (reinigen) wird *pu* + *ina* = *poena*, *punire*; aus *mū* (ligare) wird *mu* + *inia* = *moenia*, *munire*. Die ältere Sprache hat oft *oi* oder *oe* für späteres *u*: *oinom*, *unum*; *oitilis*, *utilis*; *ploirume*, *plurime*; *oinvorsei*; *foideratei*, *comoinem* (cf. Ritschl l. l.). — Auch *au* ist in verhältnisſmäſsig wenigen Wörtern erhalten; in vielen schwankt es in *o* über:

*) A. Benary betrachtet in seinem Werke: Die römische Lautlehre, mit Recht als charakteristisch für das lateinische Lautsystem 1) die Abneigung gegen Diphthonge, 2) den geringen Umfang der Aspiration, 3) die Beschränkung consonantischer Verbindungen im An- und Inlaute. A. d. V.

aurum, orum; *auricula, oricula*; *caudex, codex*; *lautus, lotus*; *plautus, plotus*; *aula, olla*; *sraudes, sodes*. — *eu* haben nur sehr wenige lateinische Wörter: *ceu, neu, seu, heu, heus, neuter**). — *ei*, welches die ältere Sprache, in Stämmen und Endungen, häufig hat, ging in *ī* und theilweise in *ē* über: *heic, hīc*; *aureis, aurīs, aurēs*; *fontei, fonti* (Schneider p. 62). Nur durch Synizese entsteht in Versen zuweilen der Diphthong *ei*: *e͡i, de͡in, re͡i*. Das griechische *ει* wird in lateinischen Wörtern bald durch *ī*, bald durch *ē* ersetzt: *Dārius, Alexandrīa* und *Alexandrēa, Aenēas, Medēa, Nālus*. — Es zeigt sich also im Lateinischen ein mit der Zeit zunehmendes Streben nach Verwandelung der Diphthonge in einfache lange Vocale (vergl. Benary a. a. O.).

Noch weiter sind in der Tilgung der echten Diphthonge die romanischen Sprachen, besonders die französische gegangen. Sie hat gar keinen mehr: *ai, ei* = *ä*; *au* = *o*; *eu* = *ö*; *ou* = *u*. Dagegen hat sie unechte Diphthonge entwickelt: *oi* = *o͡a, ui, ie* und andere mit *i* beginnende. Die italiänische Sprache hat bei ihrer Vorliebe für vocalische Laute mehr Diphthonge beibehalten, jedoch auch vorzugsweise die unechten, mit *i* und *u* anlautenden *ia, ie, io, iu*; *ua, ue, ui, uo*, bei denen sämmtlich der zweite Vocal das Uebergewicht hat; seltener kommen die echten Diphthonge vor: *ai, au, eu*, und daneben die abgeschwächten: *ae, ao, eo*, sämmtlich mit Ueberwiegen des ersten Vocals: *láido, áura, Eŭropa, áere, Páolo, Eolò*.

§. 131. Consonantische Lautverbindungen. Gemination.

Hierher gehören nicht die Lautmischungen, sondern nur die Verbindung von zwei oder mehren identischen oder differenten Consonanten.

Die Verbindung zweier gleichen Consonanten, Verdoppelung oder Gemination, entspricht dem langen Vocal. Sie drückt nämlich ein längeres Verweilen der Aussprache auf dem consonantischen Laute, gleichsam eine Dehnung des Consonanten, aus. Sie kann nicht im An- und nicht im Auslaut stattfinden; nur zwischen zwei Vocalen, im Uebergang von einer Silbe zu einer folgenden, ist sie möglich. Sie besteht dann nicht in einem distincten Zweimalsprechen desselben Consonanten, wie in

*) *Neuter, neutiquam*, spr. *n'uter, n'utiquam*, daher bei den Komikern auch *nūtiquam*. A. d. V.

Zusammensetzungen: *auf-fallen, an-nehmen, ab-brennen*; sondern sie wird, wie der lange Vocal, in einer Lautcontinuität vom Schlusse der einen Silbe bis zum Anfang der folgenden festgehalten *). Sie hängt gewöhnlich mit der kürzeren Aussprache des vorangehenden Vocals zusammen; im Deutschen bezeichnet der Doppelconsonant immer Schärfung des vorangehenden Vocals und ist jetzt bloſses orthographisches Zeichen für die Schärfung des Vocals, auch im Auslaut, wo er in der altdeutschen Orthographie nicht angewendet wurde. Im Griechischen und Lateinischen können auch lange Vocale vor dem Doppelconsonant stehen: *θᾶσσον, μᾶλλον, γλῶσσα, ἆμμα*; *amāssem, essem* (von *edere*) **).

Im Deutschen können alle einfachen Consonanten verdoppelt werden, ausgenommen *w*, *j* und gelindes *s*, aber wohl die weichen Mutae *b*, *g*: *Ebbe*, *Egge*, und in Dialekten auch *d*: *Padde* †); *ch* wird in der Schrift nicht verdoppelt: *lachen*, *brechen* ††). Die griechische und lateinische Sprache geminiren vorzugsweise die Liquidae und *s* (für *σσ* tritt aber später *ττ* ein); selten die Mutae, meist nur in Folge einer Assimilation bei Zusammensetzungen: *appello*, *attingo*, *affero*. Allerdings haben

*) Des Verfassers Theorie von der Gemination kann nur für die Continuae richtig sein; wie sollten die Explosivae „längeres Verweilen der Aussprache, Dehnung, Continuität“ vertragen? Mir scheint, der Name Verdoppelung, Gemination bezeichne die hier vorliegende Thatsache unrichtig; es findet vielmehr eine Theilung des einen Consonanten statt, wovon die erste Hälfte zum vorangehenden, die zweite zum folgenden Vocal gezogen wird. Theilung der Continuae ist leicht zu begreifen. Aber auch die Explosivae sind theilbar, wie Lepsius, Das allgem. linguistische Alphabet, S. 27 bemerkt. Nur darin scheint mir Lepsius nicht recht zu haben, dafs „zur vollen Aussprache eines explosiven Buchstaben Schluſs und Oeffnung gehöre.“ Es gehört nur Oeffnung dazu, welche freilich Schluſs voraussetzt. Bloſser Schluſs aber ist Articulation ohne Hauch, also nur ein Element von den zweien, welche den wirklichen Hauch bilden, also ein halber Laut. Lepsius stellt (l. l. S. 44) die Mischconsonanten den Diphthongen parallel, wie auch wir gethan haben (Grammatik und Psychologie S. 354). Die Verdoppelung erwähnt er (das.), aber ohne sie zu definiren. Darum muſs ich zur Erklärung der Gemination als Consonantentheilung hinzufügen, dafs die Theilung bei den Continuae nothwendig mit Dehnung verbunden ist, die der Explosivae aber mit Verdoppelung um die Hälfte; denn der Schluſs, d. h. halbe Muta schlieſst sich an den vorangehenden, die Oeffnung, d. h. ganze Muta an den folgenden Vocal. In der Gemination der Mutae liegen also anderthalb Consonanten; z. B. $\iota\pi\pi o\varsigma = \iota + \frac{\pi}{2} + \pi + o\varsigma$. S.

**) Es ist aber überhaupt daran zu erinnern, dafs im Gegensatz zum Deutschen die romanischen Sprachen, und eben so wohl auch die lateinische und griechische den Vocal dehnen (positione). S.

†) Aber wir sprechen die Gemination nur sehr unvollkommen; wir schärfen nur den Vocal, und sprechen also meist *ă-fe*, *ĕ-be* statt *Affe*, *Ebbe*. S.

††) Aber auch in der Aussprache nicht; wir sagen *lă-chen*, *brĕ-chen*, wo auch kein etymologischer Grund zur Verdoppelung ist. S.

auch die Liquidae und die Sibilanten wegen der Continuität ihres Lautes vorzugsweise die Fähigkeit geminirt zu werden. Die Explosivae lassen keine Dauer des Lautes zu, und die Gemination kann bei ihnen nur ein längeres Verweilen der lautbildenden Organe in der Lage der Stemmung, durch welche der Laut gebildet wird, bedeuten; der Laut selbst ist immer nur ein momentaner; vergl. *bitten*, *locken* mit *wissen*, *wollen*. — Die Aspirata wird im Griechischen geminirt durch Vorsetzung der entsprechenden Tenuis: Σαπφω, Βακχος. Vergl. unser *tz*.*) — In der lateinischen Schrift wird in der älteren Zeit, bis etwa um 640 a. U. kein Consonant verdoppelt. Auf älteren Inschriften steht: *tabelarius*, *suma*, *jusit*, *redidi* (Ritschl l. l.).

Die Bedeutung und den Ursprung der Gemination betreffend, so ist sie theils Folge einer Assimilation, also aus zwei ursprünglich differenten Consonanten hervorgegangen; theils hat sie den Zweck, durch Verstärkung eines auslautenden einfachen Consonanten der Stammsilbe mehr Dauer und Gewicht zu geben, was in anderen Fällen durch Dehnung und Diphthongirung des Vocals bewirkt wird.

§. 132. Consonanten-Zusammensetzung.

Die Verbindung differenter Consonanten (analog dem Diphthong) findet theils im Anlaut, theils im Auslaut einer Stammsilbe, und demnach, bei deren Verbindung mit Suffixen, im Inlaut statt. Die Gesetze sind aber für diese drei Fälle verschieden.

I. Verbindung starrer Consonanten mit den Liquidis und dem Sibilanten *s* sind die häufigsten und innigsten. Die Halbvocale *j* und *w* eignen sich, theoretisch genommen, nicht weniger zu solchen Verbindungen; sie haben aber so wenig Selbständigkeit und feste Gestalt, dafs sie mit dem starren Consonanten in der Regel zu einfachen Mischlauten verschmelzen **). So auch das *s*, wenn es der Muta folgt. Dafs *ks*, *ps* inniger

*) Eben so im Sanskrit: *buddha*. Weil nämlich der erste Bestandtheil des geminirten Lautes nur ein halber Consonant ist, und ihm gerade der Hauch fehlt, so kann er nicht aspirirt sein. Unser *tz* aber ist nur Zeichen der Kürze des vorangehenden Vocals. S.

**) Dem Verf. ist entgangen, dafs *j* und *w* in den einsilbigen Sprachen wirklich Verbindungen mit den Mutis eingehen; und im Chinesischen sind diese Verbindungen die einzig vorhandenen, *kjan*, *kwan* u. s. w.; erscheinen auch dreifach *kjwan*. Sie schwanken aber in das Vocalische über und bilden unechte Diphthonge und Triphthonge, und man schreibt gewöhnlich *kian*, *kuan*, *kiuan*. S.

verbunden sind als *kl*, *pl* zeigt die Vergleichung von *οψ*, *ὀφθ*, *nix* mit *opl*, *vocl*, *nicr*.

1. Verbindungen der Mutae mit Liquidis. Im Anlaut muſs die Liquida der Muta folgen, im In- und Auslaut vorangehen. Denn die Liquida muſs sich unmittelbar dem Vocal anschlieſsen (*pla* oder *alp*), damit die Stimme ununterbrochen thätig sein kann: *b-la*, *t-ra* oder *al-p*, *ar-t*; die Muta zwischen Vocal und Liquida würde die Stimme unterbrechen, und also einen neuen Ansatz derselben veranlassen: *l-p-a*, *r-t-a*, *a-p-l*, *a-t-r*.

a) Anlautende Muta + Liquida:

mit *l*: im Griechischen, Deutschen und Lateinischen: *bl*, *pl*, *φλ* (*fl*), *gl*, *kl* (*cl*), *χλ*; aber nur im Griechischen *τλ*, *ϑλ*, nicht *dl*, welches nur im Slavischen;

mit *m*: nur im Griechischen, und auch hier nur *δμ*, *τμ*, *κμ* (*δμώς*, *τμῆσις*, *κμητός*);

mit *n*: griechisch, lateinisch, deutsch: *gn*, *kn*; griech. auch *χν* (*χνόος*, Schaum, Flaum); *gn* im Deutschen selten; im Lateinischen ist meist das *g* abgeworfen: *natus* statt *gnatus*; *notus* statt *gnotus*; aber noch *gnarus*. — *cn* findet sich im Lateinischen nur in *Cneius*, wo es eigentlich *Gnaeus* ist. — *n* mit Dentalen und Labialen nur im Griechischen: *δν* (*δνόφος*, Finsterniſs); *ϑν* (*ϑνήσκω*); nicht *τν*. — *πν* (*πνέω*), *φν* nur in *φνεί*, Naturlaut für das Schnauben der Nase. *βν* fehlt;

mit *r*: in allen drei Sprachen alle Mutae (statt *φρ* lateinisch und deutsch *fr*).

Die Verbindungen mit *r* und *l* sind also die häufigsten, mit *m* die seltensten, weil es eine festere Gestalt hat und der Muta nahe kommt. Im Griechischen verbindet sich *m* mit *n* nach Art einer Muta: *μνάω*; *μνᾶ*, lat. *mina*. Die griechische Sprache läſst überhaupt mehr Combinationen zu als die beiden anderen Sprachen.

b) Aus- und inlautende Liquida + Muta: *lb*, *rp*, *nk*, u. s. w. Im Griechischen nur im Inlaut, d. h. zwischen zwei Vocalen; hier schlieſst überhaupt nur dann eine Verbindung von Consonanten ein Wort, wenn der letzte *s* ist: *ἅλς*, *σαρξ* (aber nicht *σαρχ*), *σφιγξ*. Die lateinische Sprache duldet nur *nt*, *lt*, *rt* und *nc* (*sunt*, *vult*, *fert*, *nunc*); sonst auch nur solche mit auslautendem *s*: *urbs*, *calx*, *arx*, *lanx*. Die deutsche Sprache dage-

gen läfst fast alle möglichen Consonanten-Verbindungen im Auslaute zu.

2. Verbindungen mit dem Sibilanten *s*. Das *s* kann im An- und Auslaute der Muta vorangehen. Folgt es, so entstehen Mischlaute. Es verbindet sich auch mit Liquidis, denen es im Anlaute nur vorangehen, im Auslaute nur folgen kann, wie eine Muta.

1) Verbindungen des *s* mit Mutis:

a) Anlautend: *s* + Muta. In den drei Sprachen: *sp*, *st*, *sk* (deutsch *sch*). Diese drei Verbindungen lassen auch noch eine nachfolgende Liquida zu: *spl*: griech., lat., deutsch; *spr*: lat., deutsch (nicht griech.); *stl*: griech., selten lat., nicht deutsch; *str*: griech., lat., deutsch; *σκλ*, *σκν*: nur griech.; *skr*: lat. und deutsch (*schr*: *scribere*, altd. *scrîban*, *schreiben*), nicht griech. — *s* mit den weichen Mutis. Im Lateinischen und Deutschen gar nicht. Im Griechischen *σβ*, im Italiänischen auch *sd* und *sg* (*sdegno*, Unwille, Verdrufs; *sgraffiare*, kratzen, schraffiren). Hier geht der Sibilant *s* in den Halbvocal über. — *s* mit den Aspiraten im Griechischen: *σφ*, *σϑ*, *σχ*.

b. Auslautend: *α*) *s* + Muta; gar nicht im Griechischen; *st* im Lateinischen und Deutschen; *sk* im Deutschen, wo es *sch* geworden ist; *sp* nirgends. *β*) Muta + *s*. Im Griechischen *ψ*, *ξ*; aber nicht *ζ*. Im Lateinischen *x* und *bs* (welches nicht zum Mischlaut wird) = *trabs*. Im Deutschen *z*: *Schatz*, *Salz*, *schwarz*; *ps*: *Schnapps*; *ks*, *chs*: *stracks*, *Wachs*.

2) Verbindungen des *s* mit Liquidis:

a. Anlautend: *s* + Liquida. Im Lateinischen gar nicht; im Griechischen nur *σμ*: *σμάω*, schmieren; im Deutschen *sl*, *sm*, *sn*, zu *schl*, *schm*, *schn* geworden; aber nicht *sr* (dem *schr* liegt immer *skr* zu Grunde). Im Lateinischen und Deutschen auch *sw* (*schw*): *suavis*, *suesco*.

b. Auslautend: Liquida + *s*: *ls*, *ms*, *ns*, *rs*, im Deutschen sämmtlich; im Lateinischen nur *ns* und *rs*; im Griechischen nur *λς* und *νς* in den beiden Wörtern *ἅλς* und *Τίρυνς* (Stadt in Argolis). *ρς* nur alt und dialektisch in *περιηρς* (?) und *μακαρς* bei Alkman (p. 68, 77. Welcker) und *χέρς* statt *χείρ* bei Timokreon (Hephaest. p. 2); s. Düntzer, Declin. der indogerm. Sprachen S. 57.

II. Verbindungen zweier Mutae sind seltener und weniger eng. Es verbindet sich nur ein Lippen- oder Gaumenlaut mit

einem Zungenlaut, und dazu kommt im Griechischen, dafs sie beide homogen sein müssen, d. h. Media mit Media, Tenuis mit Tenuis, Aspirata mit Aspirata. Im Griechischen sind also nur sechs Verbindungen möglich: $\beta\delta$, $\gamma\delta$, $\pi\tau$, $\kappa\tau$, $\varphi\vartheta$, $\chi\vartheta$, welche an- und inlautend vorkommen; $\gamma\delta$ nur im Inlaut ($\ddot{o}\gamma\delta o o\varsigma$), ausgenommen in dem Homerischen $\gamma\delta o v\pi\epsilon\tilde{\iota}v$ ($\grave{\epsilon}\gamma\delta o\acute{v}\pi\eta\sigma\alpha v$, Il. XI, 45) für das spätere $\delta o v\pi\epsilon\tilde{\iota}v$, dumpf tönen. Dem Lateinischen sind alle diese Verbindungen im An- und Auslaute fremd; das Deutsche erlaubt sie im Auslaute, nicht im Anlaute: *liebt*, *klappt*, *denkt*, *behagt*; auch mit den Spiranten *f* und *ch*: *Gift*, *Macht*. Vor *d* jedoch nur *g*: *Magd*, *Jagd*.

Es zeigt sich also hier ein tiefgreifender Unterschied in der phonetischen Technik der drei Sprachen. Die griechische hat im Anlaut, die deutsche im Auslaut die gröfste Freiheit. Jene läfst nur homogene Laute zusammentreten, wogegen die deutsche Sprache weniger empfindlich ist*). Die lateinische Sprache duldet Verbindung der Mutae nur im Inlaute, und zwar in einfachen Wörtern nur die Verbindung homogener (*aptus*, *actum*) in Zusammensetzungen auch heterogener (*obtrudere*, *subtrahere*)**). Vergl. Benary, Ueber Consonanten-Verbindungen im Anlaut, in der Zeitschr. f. vergl. Sprachwiss. I, S. 51 ff.

Die Consonanten-Verbindung kann auch dreifach, und im Deutschen sogar vierfach sein: *wirbst*, *denkst*. Immer aber wird dann mindestens einer der verbundenen Laute eine Liquida oder *s* sein.

Die mannigfaltigsten und freiesten Consonanten-Verbindungen zeigen die slavischen Sprachen, besonders die polnische und böhmische, weniger die russische. Im Munde des gebornen Slaven aber wird diese Härte sehr gemildert, da sie bei der ungemeinen Biegsamkeit und Beweglichkeit ihrer Organe die zusammengesetzten Consonanten nicht sowohl neben und nach einander hören lassen, als zu einfachen Mischlauten in einander verflöfsen.

§. 133. Sillabische Lautverbindung.

Die Silbe ($\sigma v\lambda\lambda\alpha\beta\acute{\eta}$) ist, wie schon Aristoteles (Poetik. c. 20) definirte, Verbindung von Consonant und Vocal zu einem Lautganzen. Diese beiden fordern einander gegenseitig als Mo-

*) Ist *b* in *liebt*, *g* in *Jagd* wirklich Media? wohl nur graphisch. S.
**) Ist nicht vielleicht auch hier das *b* blofs graphisch? s. S. 278. S.

mente einer Einheit (Humboldt S. LXXXV). Es kann allerdings auch ein Vocal oder Diphthong für sich allein eine Silbe ausmachen. So könnte man definiren: Silbe ist jedes Wort oder Wortglied, das nur einen Stimmabsatz bildet.

Der bloſse Vocal bildet eine nackte Silbe; ist er mit einem Consonanten verbunden, so ist die Silbe bekleidet, und zwar offen, wenn der Consonant vorangeht: *ba, de*; geschlossen, wenn er folgt: *ab, im*; umschlossen, wenn der Vocal als Inlaut vorn und hinten consonantisch bekleidet ist: *bal, lab, cum.*

In mehrsilbigen Wörtern wird der auslautende einfache Consonant der Stammsilbe regelmäſsig als Anlaut zu der vocalisch beginnenden Endung gezogen: *a-mo, Lie-be, ἐ-χει, sa-gen.* — Zwei oder mehre auslautende Consonanten der Stammsilbe werden im Deutschen so getheilt, daſs nur der letzte als Anlaut zur Endung gezogen wird: *seg-nen, Men-schen, Wes-pe, Jung-rig.* Im Griechischen und Lateinischen hingegen schlieſst man lieber die erste Silbe vocalisch und zieht alle Consonanten-Verbindungen, welche im Anlaute gestattet sind, zu der zweiten Silbe; also: *ἔρ-γον, ar-bor, sal-cis*; aber *ἀ-κμή, δε-σμός, ἀ-μνός, a-sper, po-sco, re-gnum.* Ja diese Neigung erstreckt sich sogar auf Consonanten-Verbindungen, die im Anlaute des Wortes nicht vorkommen: *φά-τνη, δη-γμός, ἐ-σθλός, ἐ-χθρός*; im Latein. nach der Lehre der ältesten latein. Grammatiker auch *o-mnis, a-ctus, ca-ptus, a-gmen.* Es hängt dies mit dem allgemeinen Streben des Lateinischen und Griechischen nach vocalischem Auslaut der Silben und Wörter zusammen, dagegen namentlich das Griechische die Häufung der Consonanten im Anlaut nicht scheut, während die deutsche Sprache umgekehrt lieber den Auslaut mit Consonanten erschwert.

Ueber die gröſsere oder geringere Ursprünglichkeit der Silbenform s. §. 47. Es ist eine weder historisch, noch physiologisch begründete Annahme, daſs jede Silbe ursprünglich hat vocalisch schlieſsen müssen. Im Gegentheil eignen sich die Liquidae und Spiranten vorzüglich zum Auslaut, und *al, ar, an, im, ar, ur*, welche sämmtlich Verbalwurzeln sind, scheinen ursprünglicher und natürlicher als *la, ra, mi*; denn die eigenthümliche Natur dieser Laute kommt nur, wenn sie auslauten, zu ihrem vollen Rechte. Allerdings aber giebt es Sprachen, welche

vermöge besonderer Lauteigenheit nur offene Silben haben, wie die hinterasiatischen Sprachen.

§. 134. Silbe und Wort.

Die Silbe als solche ist nur Element des Sprachkörpers, ein für sich bedeutungsloser Sprachtheil, rein phonetisch. Zum Wort wird eine Silbe oder ein Silbenverein, sofern er bedeutsames Zeichen einer Vorstellung ist. Damit tritt der blofs phonetische Lautverein auf die intellectuelle Seite der Sprache hinüber. Die Sprache scheidet das selbständige bedeutsame Wort als eine geschlossene Einheit in der Regel auch äufserlich, phonetisch, durch eigenthümliche beschränkende Bestimmungen hinsichtlich seiner Lautform von der unselbständigen Silbe. Diese Bestimmungen betreffen besonders das Wort-Ende, welches in der Regel nicht dieselben Auslaute, ohne Unterschied zuläfst, wie das Silben-Ende. Hier unterscheiden sich die verschiedenen Sprachen.

Vocale aller Art lassen alle Sprachen im Wort-Auslaut zu. Im Deutschen können auch alle Consonanten ein Wort schliefsen (s. §. 132), ausgenommen Halbvocale, welche auch die Silbe nicht schliefsen dürfen. — Im Lateinischen stehen im Wortauslaut die Liquidae und *s*; die beiden weichen Mutae *b*, *d* und die beiden harten *t*, *c* finden sich nur in wenigen meist einsilbigen Wörtern, abgesehen vom *t* der Verbalendung: *ab*, *ad*, *at*, *lac*, *caput*. Das Streben der Sprache geht dahin, den starren End-Consonanten abzuwerfen. Daher hat der Ablativ im Singular seinen Charakter-Buchstaben *d* (Sanskrit *t*) abgeworfen. Auf den ältesten Inschriften der Columna rostrata und dem Senat. Cons. de Bacchanalibus enden noch alle Ablative mit *d*: *praedad*, *in altod*, *marid*, *senatud*; s. Bopp, Vergl. Gramm. S. 213. — Im Griechischen werden nur ς (nebst ξ, ψ) und die beiden Liquidae ρ, ν am Ende des Wortes geduldet; und das κ nur in den einsilbigen Wörtern ἐκ, οὐκ. — Die italiänische Sprache duldet im Allgemeinen nur vocalische Wort-Auslaute, mit Ausnahme einiger wenigen einsilbigen Wörter, die mit den Liquiden *l*, *n*, *r* enden: *il*, *con*, *per*, und der erlaubten Verkürzung solcher mehrsilbigen Wörter, vor deren Endvocal eine Liquida steht: *amar*, *veder*, *val*, *buon*, *uom*. So auch im Französischen, wo alle Endconsonanten aufser *l* und *r* stumm sind, *n* und *m* aber blofse Nasalirung werden.

Diese Lautgesetze sind sehr wichtig zur Erklärung vieler etymologischen Erscheinungen und eine wesentliche Grundlage für die Erforschung der in den verschiedenen Sprachen verschieden gestalteten, obwohl wesentlich identischen Wortformen. Nach den in jeder Sprache herrschenden eigenthümlichen Gesetzen über die Lautverbindungen und das Wort-Ende haben nämlich die Wörter und grammatischen Formen mancherlei Abänderungen erlitten, wodurch die ursprüngliche organische Lautform des Wortes oft bedeutend entstellt wurde. Charakteristische und bedeutsame Buchstaben fallen ab oder werden mit anderen vertauscht, welche der Lauteigenthümlichkeit der Sprache gemäfser sind. Aus diesen Lautgesetzen erklärt es sich z. B., dafs im Lateinischen und Deutschen die 3. Pers. Sing. auf *t*, im Griechischen auf *ει* endet: *legit*, *lieset*, *λέγει*; dafs die 3. Pers. Plur. lat. auf *nt*, griech. auf *ουσι* (aus *οντι*) endet. Schon im Sanskrit üben die Lautgesetze grofse Macht über die organischen Formen aus. Zwei Consonanten z. B. werden am Ende des Wortes nicht geduldet, sondern der letzte wird abgeworfen. Daher fehlt allen Stämmen, die mit Consonanten schliefsen, das Nominativzeichen *s*.

Durch diese Lautgesetze erhält aber jede Sprache in ihrer äufserlichen Gestalt und Erscheinung einen so stark ausgeprägten eigenthümlichen Typus, dafs man es jedem Lautverein, auch abgesehen von seiner Bedeutsamkeit, sogleich anhört und ansieht, ob er in dieser oder jener Sprache ein Wort sein kann oder nicht. Darin zeigt sich die innere Harmonie aller Elemente einer Sprache, die Einheit ihres Bildungsprincips.

C. Laut-Abänderung.

§. 135. Definition und Eintheilung.

Wir verstehen unter Laut-Abänderung jede Veränderung, welche sowohl einzelne Laute nach ihrer Qualität oder Quantität oder Stellung, als auch ganze Silben und Wörter in dem geschichtlichen Leben der Sprache erleiden; oder kürzer: alle Veränderungen des Lautstoffes der Wörter, sofern sie nicht bedeutsam sind für den Begriff. Ist letzteres der Fall, so ist die

Laut-Veränderung nicht bloſs phonetisch, sondern organisch, und gehört als bedeutsame Wort- oder Formbildung der intellectuellen Seite der Sprache an.

Die rein phonetische, bloſs den Sprachkörper angehende Abänderung kann nach ihrem Vorkommen in drei verschiedenen Sphären oder Umkreisen des Sprachlebens dreifach unterschieden werden. Sie ist nämlich: 1) geschichtlich, wenn sie verschiedenen Entwickelungsstufen oder Epochen eines Sprachstammes oder einer einzelnen Sprache angehört; also bei der Vergleichung einer älteren Sprach-Niedersetzung mit einer oder mehren jüngeren sich ergiebt; z. B. *πούς*, *pes*, *fôtus*, *vuoz*, *Fuſs*; 2) mundartlich, wenn das Wort in verschiedenen gleichzeitig neben einander bestehenden Dialekten verschiedene Lautformen zeigt, z. B. dor. *χώρα*, ion. *χούρη*, att. *κόρη*; 3) schriftmäſsig, wenn das Wort in der herrschenden Schriftsprache gleichzeitig zwei oder mehre schwankende Lautformen hat, z. B. *nackend* und *nackt*, *Trotz* und *Trutz*, *Athem* und *Odem*, *Born* und *Brunn*.

Diese drei Unterschiede sind wissenschaftlich nicht wesentlich, wenn auch praktisch wichtig. Die Mundarten verhalten sich gewöhnlich zugleich als geschichtlich unterschiedene Niedersetzungen; und auch die schriftmäſsige Abänderung besteht in der Regel in dem Nebeneinanderbestehen einer älteren und einer neueren Form.

Der wesentliche Gesichtspunkt ist also unter allen Umständen der historische. Es fragt sich immer, welche Lautform ist die ältere, dem ursprünglichen Organismus näher stehende; und in welchem Verhältniſs stehen zu ihr die später entwickelten, stufenweise davon abweichenden Formen. Man vergegenwärtige sich hier, was oben §. 91 über die Desorganisirung der Sprachen gesagt ist.

Es giebt nun drei Hauptformen der Lautabänderung: 1) Lautwandel oder -wechsel, d. i. Vertauschung eines Lautes mit einem anderen; 2) Hinzufügung, Wegwerfung, Umstellung von Lauten (die sogenannten grammatischen Figuren); 3) Zusammenziehung (Contraction, Krasis, Synalöphe u. s. w.).

1. Lautwandel oder Lautwechsel.

Der Lautwechsel geschieht in dreifacher Weise: a) ohne bemerkbare Einwirkung anderer Laute oder überhaupt phonetischer Elemente des Wortes, die hier wenigstens nicht den ursprünglichen, wesentlichen Grund des Lautwandels enthalten, wenn sie auch accessorisch modificirenden Einfluſs auf die besondere Weise desselben üben; b) durch den Einfluſs benachbarter Laute oder Silben bewirkt; α) Einfluſs der Lautmaterie: Assimilation, Dissimilation, Umlaut; β) Einfluſs des Lautgewichts: Compensationsgesetz; c) durch den Einfluſs des Accents.

a) Lautwandel ohne Einfluſs benachbarter Laute.

§. 136. Wechsel der Vocale unter sich*).

Die Richtung des Vocalwechsels geht im Allgemeinen regelmäſsig von den Urvocalen *a, i, u* zu den Nebenvocalen *e, o*; *a* kann auch in *i, u* übergehen, diese nicht umgekehrt in *a*. Der einförmige Vocalismus des Sanskrit entfaltet sich auf diese Weise namentlich im Griechischen zu einer gröſseren Mannigfaltigkeit, wodurch die Sprache nicht nur an Wollaut gewinnt, sondern auch manche begriffliche Unterschiede, namentlich grammatische Formen schärfer zu unterscheiden vermag (z. B. *ποδός, πόδες, πόδας* alle = skr. *padas*; u. Curtius, Sprachvergl. S. 34—45). Das sanskrit. *ă* differenzirt sich im Griechischen in *ă, ε, o*; im Lateinischen geht es auch in *i* oder *u* über. Das sanskritische *ā* wird griechisch *ā, η, ω*. Dem entsprechend wird sanskr. *ē* (= *ă* + *i*) und *āi* (= *ā* + *i*), griech. *αι, ει, οι*, latein. *e*; z. B. *ēmi*, ich gehe, *εἶμι, εθ*; *rai* (nom. *rās*), lat. *rēs*; sanskr. *ō* (= *ă* + *u*) und *au* (= *ā* + *u*) wird griech. *αυ, ευ, ου*. Ferner sanskr. *u* wird griech. *o, υ*, lat. *o, i*, z. B. sanskr. *tup*, griech. *τυπ*; sanskr. *swadu*, süfs, griech. *ἡδύ*. Vieles hierher Gehörige ist schon oben bei der Betrachtung des Lautsystems der einzelnen Sprachen gesagt.

§. 137. Vocale, wechselnd mit Consonanten.

Die Vocale *i* und *u* grenzen unmittelbar an die Halbvocale *j* und *w*, und verdichten sich daher häufig zu diesen Consonan-

*) Ueber den etymologischen Wandel der Vocale in dem indogermanischen Sprachstamme s. Bopps Vergl. Gramm.; Pott, Etymologische Forschungen I.; Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache, Vocalismus S. 274. A. d. V.

ten, oder umgekehrt: diese lösen sich in jene auf: ahd. *io*, mhd. *ie*, nhd. *je;* lat. *ajebam*, *aibam;* *ajo*, *ais;* *jam*, *iam*, *quoniam* (= *quum jam*), *etiam* (= *et jam*); — goth. *havi*, ahd. *hewi*, mhd. *höu* (gen. *höwes*), *Heu;* ahd. *vrôwa*, mhd. *vrouwe* oder *vrou*, *Frau;* — εὐαγγέλιον, neugr. *evangelion*, αὐτός, neugr. *avtos*.

Aufserdem ist bemerkenswerth die nahe Affinität des *u* zum *l*, welche sich besonders im Lateinischen und in den romanischen Sprachen zeigt, und zwar in doppelter Weise: 1) löst sich ursprüngliches *l* in *u* auf, jedoch nur, wenn vor *l* ein Vocal steht, der dann mit dem *u* einen Diphthong oder langen Vocal bildet: lat. *collum*, franz. *col — cou; mollis*, *mol — mou; talpa*, *taupe; falco*, *faucon; cheval*, pl. *chevaux; al* wird *au*, *el* wird *du*; 2) ein dem *l* vorangehender Vocal wird in *u* verwandelt: ἕλκος, latein. *ulcus; scalpo — sculpo; vitulus*, σιτελός; *mulgeo*, *melken*, ἀμέλγειν.

Das lateinische *l* geht im Italiänischen, wenn es zwischen einer Muta und einem Vocal steht, in *i* über: *planus — piano; placere — piacere; plenus — pieno; blank*, franz. *blanc*, ital. *bianco; clarus — chiaro; clamare — chiamare; claudere*, *cludere — chiudere*. Im Spanischen wird aus *li* die gutturale Spirans *j* (= *ch*): *melior — mejor; allium — ajo*.

§. 138 Consonanten unter sich wechselnd.

Nur verwandte Consonanten können mit einander wechseln. Die Consonanten sind aber nach zwei Richtungen, die einander durchkreuzen, mit einander verwandt: sie sind homorgan und homogen.

1. Uebergänge homogener Consonanten:

a) Halbvocale, Spiranten und *h*. — *w* und *h*: *vesper*, ἑσπερος; mhd. *ruowe*, *Ruhe*; — *w* und *j*: goth. *saian*, ahd. *sâwan*, mhd. *saejen*, *säen*; — *j* und *h*: mhd. *bluejen*, *blühen*; *maejen*, *mähen*. Merkwürdiger Wechsel von *w* und *s* in *sinister*, ahd. *winistar*, mhd. *winster* (link). — *f* und *ch* wechseln nicht selten: hochd. *after*, niederd. *achter*; *Klafter*, *Lachter*; *Neffe* und *Nichte* (dialekt. *Niftel*); *Luft*, *Lucht*; *sanft* (engl. *soft*) und *sacht*; *lichten* (*levare*), engl. *lift*; *kriechen*, landschaftlich *kriefen*, *kraufen*; goth. *auhns* (verwandt mit latein. *ignis*, sanskr. *agni*) *Ofen*; χολή, *Galle*, *fel*. — Die Spiranten gehen häufig in den Spiritus über: *hoch*, *höher*; *nach*, *nah*, *nächst*; — lateinisch *f* wird spanisch *h*: *faba*, *haba*; *fabulari*, *hablar*; *filius*, *hijo*; *filum*, *hilo* (Diez I, S. 184). Ist vielleicht das lateinische *hilum* in *nihilum* nur Ne-

benform von *filum*? — Ueber den Wandel des *s* in *h* und *r* s. oben §. 119.

b) Liquidae — *l* und *r*: sanskr. *ruk*, lat. *lux*, *luceo*; λείριον, *lilium*; παῦρος, *paulus*; *vermis*, ἕλμυνς; litth. *karwa* (Kuh), goth. *kalbô* (juvenca); *peregrinus*, ital. *pelegrino*, franz. *pélerin*, *Pilger*; *prunum*, *Pflaume*; *Kirche*, schweiz. *Chilche*; — umgekehrt geht auch latein. *l* in *r* über: *luscinia*, *lusciniola*, ital. *rossignuolo*, franz. *rossignol*; *capitulum*, *chapitre*; *apostolus*, *apôtre*. Besonders ist das Portugiesische dem *l* abgeneigt und verwandelt es gewöhnlich in *r* (Diez S. 240); — *m* und *n* selten im Anlaut: *mespilum*, ital. *nespola*, altd. *nespil*, *Mispel*; griech. μίν und νίν; μή, latein. *ne*; häufig in Endungen: sanskr. *am*, latein. *um*, griech. *ον*; und besonders im Deutschen: Dat. Plur. goth. *fiskam*, ahd. *viscum*, *vm*, *on*, *eh*, *Fischen*; 1. Plur. goth. *lisam*, ahd. *lesames*, wir *lesen*; — *l* und *n* (welche zugleich homorganisch sind): goth. *himins*, *himil*, *Himmel*; ahd. *chlobilouh* (von *chlobo*, *Kloben*, *chliuban*, *klieben*, spalten) *Knoblauch*; νίμφη, *lympha*; πνεύμων, ion. πλεύμων, latein. *pulmo*; ἦνθον, βέντιστος dor. statt ἦλθον, βέλτιστος; *asinus*, goth. *asilus*, ahd. *esil*; *Kind*, ags. *cild*, engl. *child*.

c) Mediae, seltener Wechsel: *Hügel* und *Hübel* (dial.); γῆ, äol. und dor. δᾶ; βλέφαρον, äol. und dor. γλέφαρον (Kühners Ausführl. griech. Gramm. I, S. 42); γλυκύς, *dulcis*, mit Metathesis.

d) Tenues: πεντε, *quinque*; *linquo*, λείπω; *quis*, τις; κοῖος, ποῖος; *equus*, ἵππος; λύκος, *lupus*; *sequor*, ἕπω; *voco*, ϝεπῶ (εἶπον, ἔπος); *vox*, ὄψ; ταώς, *pavo*; *Knüppel* und *Knüttel*; *Kufs*, schwed. *Puſs*; *interpretari* = *inter-precari*; *postulo* = *posculo* und *posco*; *pristinus* = *priscinus*; *Accius* und *Attius*; *conditio* und *condicio*.

e) Aspiratae und Spiranten: θήρ, äol. φήρ, *fera*; θλᾶν, θλίβειν, äol. φλᾶν, φλίβειν; θύρα, *fores*; θυμός, *fumus*; goth. *thliuhan*, *fliehen*.

2. Uebergänge homorganer Consonanten.

a) Continuae und Explosivae desselben Organs — *w* (*v*) und *b*: *volo*, βούλομαι; *vivo*, βιόω; lat. *vervex*, mlat. *berbix*, ital. *berbice*, franz. *brebis*; ahd. *sualawa*, mhd. *swalwe*, *Schwalbe*; ahd. *garawan*, *gerben*; *varawa*, mhd. *varwe*, *Farbe*; — *j* und *g*: altd. *jetan*, *jäten*, *gäten*; altd. *gah*, *jäh*; niederd. *jagen*, *gaſſen*; — *h*, χ und *g*: sanskr. *hima* (Reif, Kälte), *hiems*, χεῖμα, χειμών; sanskr. *hansa*, *anser*, χήν, *Gans*; sanskr. *hanu* (Kinnbacken),

γένυς, *gena*, *Kinn*; sanskr. *vah* (fahren, ziehen), *veho*, ἔχω, ὀχέω, ὄχος, *Wagen*, *Ochs*; χόρτος, *hortus*; χάδω (χανδάνω), *hando* (*prehendo*); *ziehen*, *zog* (mhd. *zôch*), *gedeihen*, *gedieȝen*; *stahen*, *schlagen* (Verf., Lehrb. d. deutsch. Sprache S. 322); — *d*, *t* in *s* übergehend, besonders im Griechischen, bisweilen auch im Lateinischen: *α*) dentale Muta in *s* ohne äufseren Grund: äol. τύ, gemein-gr. σύ; τήμερον, σήμερον; äol. und dor. Ποτειδᾶν, ἕπετον, gemein-gr. Ποσειδῶν, ἕπεσον; altlat. *pultare*, später *pulsare*; ῥόδον, *rosa*, *Rose*; *β*) vor einem anderen T-Laut: ἀνύτω, ἄνυτθῆναι — ἀνυσθῆναι; ἐρείδω, ἐρεισθῆναι; πείθω, πεισθῆναι; *claudo*, *claustrum*; *caedo*, *caestus*; *comĕdo*, *comestus*; *tondeo*, *tonstrix*; *γ*) vor *m*: ἀνύτω, ἤνυτμαι — ἤνυσμαι; πείθω, πέπεισμαι; dor. ὀδμή, gemein-gr. ὀσμή; episch ἴδμεν, ἴσμεν; *δ*) vor *i*: *medius*, μέσος; πλοῦτος — πλούσιος. Dieser Uebergang gehört besonders dem ionischen und attischen Dialekt an und entspricht dem Uebergang von römischem *ti* in *zi*, *si*. Vergl. noch δίδωσι, τύπτουσι, φύσις, θανάσιμος mit δίδοται, τύπτονται, φύτωρ, θάνατος. Der dorische Dialekt hielt das ursprüngliche τ fest: φάτις, φατί, τίθητι, δίδωτι. Die ursprüngliche Endung der 3. Sing. ist τι; daher ἐστί, wo das τ durch den vorangehenden Consonanten geschützt war; äol., dor. τύπτο-ντι, τύπτονσι — τύπτουσι; dor. γεροντία, γερουσία. — Dagegen wird umgekehrt σσ im Neuattischen ττ. — *l* und *d*: δάκρυ, altd. *zahar*, *Zähre*, *lacrima*; *meditari*, μελετᾶν; Ὀδυσσεύς, *Ulysses*; *lingua*, altlat. *dingua*; *sella*, altlat. *sedda*, *sedeo*; *odor*, *oleo*, urspr. *odeo*, ὄζω; goth. *silubr*, ahd. *silapar*, *Silber*, litth. *sidabras*; *Galmei* (Metall) aus griech. καδμία; — *m*, *b*, *p*: sanskr. *mṛi*, *mori*, *mortuus*, βροτός (ἀμβροσία, unsterblich machende Götterspeise); μόλυβδος, *plumbum*, *Blei*; *marmor*, franz. *marbre*, engl. *marble*; *Hummel*, franz. *houblon* (Pott I, S. 113); ὕπνος, *somnus* (f. *sopnus*, *sopire* einschläfern, *sopor*, Schneider p. 315), sanskr. *swap*, altd. *suepan*, *sweben*, *schlafen*; *scamnum* für *scabnum*, *scabellum*; goth. *stibna*, *Stimme*. — Der starre Consonant ist in der Regel der ursprüngliche Laut, welcher sich in die Liquida erweicht.

b) Lautübergänge unter den homorganen Mutis ist so häufig, dafs es dafür keiner Beispiele bedarf. Bei der Vergleichung der griechischen und deutschen Dialekte zeigt sich, dafs die Aspirata mehr attisch und oberdeutsch, die Tenuis äolisch, lateinisch, niederdeutsch ist; auch der Ionismus setzt die Tenuis *κ*, *π* für *χ*, *φ* (Kühner I, S. 42).

Wichtig aber ist der geschichtliche Lautwandel dieser homorganen Consonanten, der einen regelmäfsigen Stufengang oder Kreislauf von einer Articulationsstufe zur anderen darstellt nach dem von Jacob Grimm (Gramm. I, S. 581) entdeckten Gesetze der Lautverschiebung, wonach das Griechische, Lateinische, Sanskrit eine Lautstufe einnimmt, das Gothische nebst dem Altsächsischen, Angelsächsischen, den skandinavischen Sprachen und dem Niederdeutschen die zweite, das Althochdeutsche die dritte Lautstufe. Nach diesen drei Stufen ist nun jede der neun Mutae gleichmäfsig von ihrer Stelle gerückt nach der in der natürlichen Entwickelung des Lautsystems begründeten Folge; d. h. die Media jedes der drei Organe geht über in die Tenuis, diese in die Aspirata und diese wieder in die Media, womit der Kreislauf vollendet ist (s. Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache S. 393); also:

1. Stufe (griech., latein.)	2. Stufe (goth.)	3. Stufe (althd.)
Media	Tenuis	Aspirata
Tenuis	Aspirata	Media
Aspirata	Media	Tenuis.

Die dritte Lautstufe erstreckt sich nicht über das Althochdeutsche hinaus. Das Mittel- und Neuhochdeutsche bleibt in diesen Lautverhältnissen im Allgemeinen auf dem Standpunkt des Althochdeutschen stehen, nur mit zunehmender Neigung zur Erweichung der harten Laute, also zurückschwankend in das Gothische und Niederdeutsche.

Dieser Proceſs der Lautverschiebung ist jedoch nicht durch alle Stufen rein und regelmäfsig durchgeführt, sondern erleidet verschiedene Störungen. Denn erstlich fehlen die echten Aspiratae zum Theil schon auf der zweiten Lautstufe, im Gothischen, Angelsächsischen, Skandinavischen, wo sich nur *th* findet; sie fehlen aber gänzlich auf der dritten Stufe, im Althochdeutschen. Die regelmäfsige Lautverschiebung beruht aber auf dem Vorhandensein wirklicher Aspiratae; wo Spiranten für dieselben eintreten, hat sie ein Ende. Aus dem Spiranten kann sich keine Media mehr entwickeln; denn in jenem ist das starre Element bereits ganz aufgelöst und nicht wieder herzustellen. Daher entwickelt sich aus goth. *f* in der Regel kein ahd. *b*; aus goth. *h* kein ahd. *g*; wohl aber geht goth. *th*, als echte Aspirata, in ahd. *d* über. (Vergl. Rudolf v. Raumer: Die Aspiration und die Lautverschiebung 1837, wo das Lautverschiebungs-

gesetz physiologisch erklärt wird). Im Althochdeutschen treten statt der Aspiratae die Spiranten *f*, *ch*, *z* ein. — Eine zweite Störung entsteht auf der dritten Lautstufe aus dem dialektischen Schwanken zwischen der harten und weichen Muta. *p* und *b*, *d* und *t*, auch *k* und *g* sind im Oberdeutschen von jeher, wie noch jetzt, nicht bestimmt genug geschieden (Vergl. Graff, Althochd. Sprachschatz, Vorrede zum 3., 4., 5. Bde.).

Wir lassen jetzt Beispiele folgen:

1.	2. goth.	3. althd.	4. neuhd.
b	*p*	*f* (*ph*, *pf*)	*pf*, *f*
(*pondus*) *)	*pund*	*phunt*, *funt*	*Pfund*
(*pavo*)	angs. *pawa*	*phao*	*Pfau*
κάνναβις	altn. *hanpr*	*hanaf*	*Hanf.*
	engl. *hemp*		
p	*f*	*v*, *b*	*f*, *v*, *b*
s. *padas*, *pes*, *ποῦς*	*fôtus*	*vuoz*	*Fufs*
piscis	*fisks*	*visc*	*Fisch*
s. *pitri*, *πατήρ*, *pater*	*fadrs*	*vatar*	*Vater*
s. *upari*, *ὑπέρ*, *super*	*ufar*	*ubar*	*über*
aper	angs. *eofor*	*ebar*	*Eber.*
φ, *f*	*b*	*p*	*b*
s. *bhu*; *φυ*, *fu*	angs. *beon*	*pim*	*bin*
φηγός, *fagus*	altn. *beyki*	*puocha*	*Buche*
frango, *ῥαγ*	*brikan*	*prehhan*	*brechen*
s. *bhratri*, *frater*	*brothar*	*pruodar*	*Bruder*
γράφειν	*graban*	*krapan*	*graben.*
d	*t*	*z*	*z*, *ß*, *s*
s. *dantas*, *dens*	*tunthus*	*zand*, *zan*	*Zahn*
dingua (*lingua*)	*tungo*	*zunka*	*Zunge*
δαμᾶν, *domare*	*tamjam*	*zeman*	*zähmen*
δάκρυ	*tagr*	*zahar*	*Zähre*
ἡδυ, s. *swadu*	*suti*	*suozi*	*süß*
ἕδος, *sedes*	*sitan*	*sizzan*	*sitzen.*

*) Für den Anlaut läfst sich der Uebergang von einem *b* erster Stufe in goth. *p* nicht belegen. Die wenigen im Gothischen mit *p* beginnenden Wörter zeigen auch im Griechischen, Lateinischen *p* und verrathen sich dadurch als entlehnte Fremdwörter, welche dem Gesetze des Lautwandels nicht folgen. A. d. V.

1.	2. goth.	3. althd.	4. neuhd.
t	*th*	*d*	*d*
tu	*thu*	*du*	*du*
s. *tan*, *tendo*, τείνειν	*thanjan*	*denan*	*dehnen*
s. *tri*, τρεῖς, *tres*	*threis*	*drî*	*drei*
ratio	*rathjo*	*redja*	*Rede*
iterum	*withra*	*widar*	*wider*
	thiuda (Volk; *Theoderich*)	*diot*, *diet*; *diutisk*	*deutisch*, *deutsch* (nicht *teutsch*).
ϑ	*d*	*t*	*t*, *d*
ϑυγάτηρ	*dauhtar*	*tohtar*	*Tochter*
ϑύρα (*fores*)	*daur*	*tor*	*Thor*
ϑαῤῥεῖν	*ga-dauran*	*turran*	*dürfen*
s. *madhu*, μέϑυ	angs. *medo*	*metu*	*Meth*
ἔϑος	angs. *sido*	*situ*	*Sitte*.
g	*k*	*ch*	*k*, *ch*
γένυς, *gena*	altn. *kinn*	*chinni*	*Kinn*
γόνυ, *genu*	altn. *knê*	*chnio*	*Knie*
s. *gô*	altn. *ku*	*chua*	*Kuh*
gelidus, *gelu*	*kalds*	*chalt*	*kalt*
ἐγώ, *ego*	*ik*	*ih*	*ich*
ἀγρός, *ager*	*akrs*	*achar*	*Acker*
jugum	*juk*	*joh*	*Joch*.
k (*c*)	*h*, *g* (statt χ)	*h* (statt *g*)	*h*
caput	*haubith*	*houpit*	*Haupt*
καρδία, *cord*(*is*)	*hairto*	*herza*	*Herz*
κάλαμος, *calamus*		*halam*	*Halm*
pecus	*faihu*	*vihо*	*Vieh*
decem, δέκα	*taihun*	*zehan*	*Zehn*.
χ, *h*	*g*	*k* (*g*)	*g*
χήν, s. *hansa*	*gans*	*kans*	*Gans*
χέω, χυτός	*giutan*	*kiozan*	*giefsen*
χόρτος, *hortus*	*gards*	*karto*	*Garten*
hostis	*gasts*	*kast*	*Gast*
ἔχειν	*aigan* (haben)	*eikan*	*eigen*
λείχειν, *lingo*, s. *lih*	*laigon*	*lekon*	*lecken*.

Dieses Gesetz der Lautverschiebung ist von dem gröfsten Einfluſs auf etymologische Wortforschung. Es giebt ein sicheres Kriterium zum Erkennen der ursprünglichen Verwandtschaft und zur Unterscheidung derselben von bloſs zufälliger Lautähnlichkeit, so wie von späterer Entlehnung. Z. B. *πολύς* und *πλέος*, lat. *plūs*, *plenus*, *po-pulus* (reduplicirt) ist urverwandt mit goth. *filu*, *viel*, *fulls*, *voll* und *Volk*, altn. *folk*, litth. *pulkas*, slav. *pulk*. Dagegen latein. *vulgus* = griech. *ὄχλος* ist mit *Volk* nicht verwandt. Das deutsche *Pöbel* ist nicht ursprünglich deutsch, sondern entlehnt vom latein. *populus*, franz. *peuple*. *Frucht* (= *fructus*) ist entlehnt; dagegen sind verwandt *φέρειν*, *ferre*, goth. *bairan*, ahd. *peran*.

b) Lautwandel unter dem Einfluſs benachbarter Laute.

Wir betrachten zuerst den durch die materielle Qualität des Lautes bewirkten Wandel. Er zeigt sich als Assimilation und Dissimilation.

§. 139. Assimilation der Consonanten.

Assimilation ist im Allgemeinen Folge der in der Sprache, sowohl in ihrem phonetischen als logischen Theile, sehr verbreiteten Anziehungskraft oder des Princips der Attraction (s. Pott, Etym. Forsch. II, S. 6). Sie ist Angleichung: *illustris*, *irridere*, und Anähnlichung: *imbuere*, *ἐμβάλλω*. Sie ist ferner entweder regressiv, wie in den gegebenen Beispielen, oder progressiv, wie in *ἄρσην* — *ἄῤῥην*, altd. *sterno*, *sterne*, *Stern*, gewöhnlich *sterro*, *sterre*; *quippe* = *quî-pte* (Pott II, S. 51); *πρόσω*, *πόρσω*, *πόῤῥω* = *porro*; *θαρσεῖν* — *θαῤῥεῖν*. Sie ist endlich consonantisch, wie in allen diesen Beispielen, oder vocalisch, wie in *nihil* aus *ne-hilum*. In der Regel ist die Assimilation regressiv. Die Sprache eilt vorwärts und anticipirt in dem vorangehenden Laute schon den folgenden. Die progressive Assimilation ist mehr als Ausnahme anzusehen (Verf., Lehrb. d. deutschen Sprache S. 336 ff.).

Bei zunehmender Vergeistigung der Sprache und Zurücktreten des sinnlichen Elements wird die Herrschaft des Assimilationsgesetzes beschränkt. So im Neuhochdeutschen im Verhältniſs zum Lateinischen, Griechischen oder gar Sanskrit. Andererseits jedoch wird in den Sprachen secundärer Formation, welche das Gefühl der etymologischen Bedeutung der Laute

verloren haben, der Assimilation theils in der Aussprache, theils auch in der Schrift ein noch freierer Spielraum gegeben, sei es aus natürlichem Wohllautsgefühl, wie im Italiänischen, oder behufs der bequemeren und rascheren Aussprache, wie im Französischen und Englischen.

Wir werden hier nur die vorzüglichsten Erscheinungen der Assimilation im Griechischen und Lateinischen vorführen. Zuerst die consonantische Assimilation und zwar die regressive:

A. Angleichung; sehr allgemein verbreitet im Griechischen, Lateinischen und in den romanischen Sprachen, besonders unter dem Einfluſs der Liquidae und des *s*. Im Griechischen und Lateinischen assimilirt sich die Liquida eine vorangehende Liquida. So geht *n* in jede andere Liquida über, welche folgt. Nur ἐν vor ρ bleibt gern unverändert: ἔνρυθμος, aber ἐλλείπω. Man bemerke noch *corolla* aus *coronula* und *puella* (*puerla*) *libellus* (*liberlus*) *cultellus* (*culterlus*). — Im Griechischen assimilirt sich *m* die vorangehende Labiale: γράμμα, γέγραμμαι etc. So in einzelnen Fällen auch im Lateinischen: *summus* aus *sup-(ĕ)mus*; *summotus* für *submotus*. Hier wirkt auch zuweilen *l* assimilirend auf *d*: *sella* aus *sedla*, *lapillus* aus *lapidlus*; und das *r* auf eine labiale und dentale Muta: *surripio* für *subripio*, *parricida* aus *patricida*. — Im Griechischen assimilirt sich σ das ν von συν und πάλιν: σύσσιτοι, παλίσσυτος; auſser wenn dem σ noch ein Consonant folgt, dann pflegt das ν auszufallen: σύσκηνοι, παλίστροπτος. Im Lateinischen geht auch die dentale Muta vor *s* in *s* über: *cedo*, *cessi*; *quatio*, *quassi*; *pot-sum*, *possum*. Die Supin-Endung *tum* verwandelt sich, wenn die Wurzel auf *t* oder *d* endet, in *sum*; der Wurzel-Dental aber wird abgeworfen, wenn der Wurzel-Vocal lang ist; *caed-tum*, *caed-sum*, *caesum*; *laesum*; *lusum* (§. 147); er assimilirt sich dagegen dem *s* nach kurzem Vocal: *missum* für *mitsum* aus *mittum*; *fossum*, *fissum* *scissum*. — In einzelnen Fällen wird auch *b*, *r*, *m* vor *s* assimilirt: *jussi*, *gessi*, *pressi**). — Assimilation einer Muta durch eine Muta oder *f* findet sich nur im Lateinischen bei der Zusammensetzung von *ad*, *sub* und *ob*: *affinis*, *aggredi*, *accipio*, *appetere*, *attendo*; *suffragium*, *suggestus*, *suppono*, *succedo* (aber nicht vor *d* und *t*); *officio*, *occumbo*, *oppono*. Im Italiänischen sind viele Assi-

*) Beim Supinum dieser Verben ist, wie bei den vorher erwähnten, *tum* in *sum* übergegangen und darauf die Assimilation erfolgt. In *sumptum*, *promptum* und ähnlichen ist das *p* zum Schutz des *m* und *t* eingeschoben. S.

milationen dieser Art, auch in einfachen Wörtern, namentlich durch Einwirkung des *t*: *factus*, *fatto*; *dictus*, *detto**). Im Deutschen nur Einzelnes: *hatte* statt *habte*; *Hoffahrt* statt *Hochfahrt*.

B. Anähnlichung: a) homorgane, d. h. die Verwandlung des Consonanten in einen solchen, welcher demselben Organ angehört, wie der nachfolgende. So müssen *n* und *m* der nachfolgenden Muta homorgan sein: *συμφέρω*, *συνδέω* u. s. w. Hierbei wird aber das lateinische *f* nicht als labial, sondern als dental angesehen; daher *infans*, *confinium*, *confero*. Und nicht blofs bei Präpositionen: *clam*, *clandestinus*; *tam*, *tandem*; *eorundem*; *primus*, *princeps*; *num*, *nunc*; *tum*, *tunc*. — Im Deutschen gehört hierher: *empfangen*, *empfinden*, statt *entfangen*, *entfinden*, althd. *int-fahan*, *int-findan*, wo das *t* zunächst dem *f* homorgan, also *p* geworden ist, und dann das *n* sich dem *p* assimilirt hat. — Aus anderen Sprachen werde erwähnt: engl. *aunt* aus *amita*; italiän. *pronto* aus *promptus***); französ. *printemps* aus *primum tempus*.

b) Homogene Anähnlichung, d. h. Verwandlung eines Consonanten in einen anderen, welcher derselben Articulationsstufe mit dem folgenden angehört. Diese Anähnlichung ist im Griechischen Grundgesetz für alle Verbindung zweier Mutae: *τρίβω*, *τέτριπται*; *γράφω*, *γέγραπται*, *ἐγράφθην*, *γράβδην* u. s. w. Nur die Präposition *ἐκ* macht eine Ausnahme: *ἐκδοῦναι*, *ἐκθεῖναι*. Auch im Lateinischen zeigt sich dieses Gesetz: *scribo*, *scriptum*; *rego*, *rectum*. Man schrieb zwar *oblineo*, *subtilis*; in der Aussprache aber hatte ohne Zweifel in allen Partikel-Zusammensetzungen die Assimilation statt. — Die Spirante *s* verhärtet die vorangehende Media: *scripsi*, *lapsum*, *rexi*; *τρίψω*, *ψέξω*. Die Liquidae dagegen erweichen: *populus*, *publicus*, alt *poplicus*, dann *puplicus*; *quattuor*, *quadraginta*, *quadrupes*, *decus*, *dignus*; *seco*, *segmentum*; *salix*, *salignus*. Im Griechischen geht *κ* und *χ* vor *μ* in *γ* über: *διώκω*, *διωγμός*; *βρέχω*, *βέβρεγμαι*; jedoch nicht durchgängig: *ἀχμή*, *δραχμή* u. s. w.; *δ*, *τ*, *θ* werden vor *μ* zu *σ*: *ἀνύτω*, *ἤνυσμαι*; *ὁδμή*, *ὀσμή*. — Im Mittelhochdeutschen wirken die Liquidae progressiv assimilirend,

*) Besonders häufig findet sich der Procefs der Angleichung in den Töchtersprachen des Sanskrit. S.

**) Nach ausgefallenem *p*, welches die Aussprache beschwerte, ist *m* in *n* übergegangen. S.

indem nach ihnen, namentlich nach *l* und *n* das *t* gern in *d* gemildert wird; statt *walten, rûmte, winter, hortes*: *walden, rûmde, winder, hordes* (Wackernagel, Geschichte der deutschen Litteratur S. 126).

Hierher gehört auch die Einwirkung eines *i* oder *j* auf einen vorangehenden K- oder T-Laut. Das *i* oder *j*, indem es sich diese Mutae assimilirt, bewirkt vermöge seiner palatalen Natur die Quetschung oder Zischung derselben*); also Uebergang des latein. *c* und *t* in *z*, das τ in σ vor ι, Quetschung des *c* und *g* im Italiänischen und Entstehung des ζ aus *δj*, *γj*, und des σσ *τj* und häufiger aus *γj*, *κj*, *χj*. S. Schleicher, Zur vergleichenden Sprachengeschichte, wo dieser Assimilationsprocefs Zetacismus genannt, und sein Auftreten fast durch alle bekannten Sprachen der Erde verfolgt, auch physiologisch gründlich erklärt wird. Vergl. auch Höfer, Ueber die Entstehung von Zischlauten im Englischen, in der Zeitschr. für d. Wissensch. d. Spr. I, S. 346.

Die bisherigen Beispiele zeigen Assimilation innerhalb eines Wortes. Diese Assimilation erstreckt sich aber in der Aussprache und bei manchen Völkern selbst in der Schrift auch über die Grenzlaute der Wörter in zusammenhängender Rede. Dies ist besonders im Sanskrit der Fall, welches sich gegen die leisesten Widersprüche zusammenstofsender Buchstaben empfindlich zeigt und jeden Endconsonanten eines Wortes nach dem Anfangslaute des folgenden modificirt. Die Wörter werden hier als Satzglieder aufs innigste verschlungen gedacht und daher auch in der Schrift nicht getrennt. — Im Griechischen gehört hierher die Einwirkung des Spiritus asper auf eine vorangehende Tenuis: *οὐχ ὁσίως, ἀφ' οὗ, ἀνθ' ὧν*, gerade wie in Zusammensetzungen *ἐφήμερος*; auch auf zwei Consonanten wirkend *νύχθ' ὅλην* statt *νύκτα ὅλην*. In der Aussprache aber erstreckte sich die Assimilation noch weiter. Man findet auf Inschriften: *τὸμ βωμόν, ἐμ πυρί, σὺγ καρπῷ, τὸλ λόγον* (Buttmann S. 91, Anm. 4). Im Neugriechischen spricht man *τὸν πατέρα* = *tom batéra*.

§ 140. Assimilation der Vocale.

Die vocalische Assimilation ist von der consonantischen dadurch verschieden, dafs sie in der Regel, nicht wie diese, die

*) Folglich wäre in dieser Erscheinung eine homorgane und homogene Anähnlichung zu sehen. S.

Folge unmittelbarer Berührung zweier Laute ist, sondern daſs der Vocal der nachfolgenden Silbe auf den der vorangehenden über den trennenden Consonanten hinweg wirkt. Als eine durch unmittelbare Berührung bewirkte Assimilation könnten wir die Schwächung der Diphthonge *ai, au* im Deutschen zu *ei, ou*, und der Diphthonge *ai, oi* im Lateinischen zu *ae, oe* ansehen. Jenes ist regressive Assimilation: das *i* und *u* verwandeln das vorangehende *a* in das ihnen näher liegende *e, o*; dieses ist progressive Assimilation, welche durch das Uebergewicht des ersten Vocals, *a, o*, über den zweiten, *i*, zu erklären ist. Das *e* liegt sowohl dem *a*, als dem *o* organisch näher als das *i*. — Die regelmäſsige, von einer Silbe in die vorangehende zurückwirkende vocalische Assimilation ist:

1) Angleichung: *nihil* aus *ne hilum, nisi* = *ne si, tibi* statt *tubi, soboles* statt *sub-oles*; *bubus* neben *bobus*. Im Lateinischen übt besonders das *i* assimilirenden Einfluſs auf einen vorhergehenden Vocal, namentlich auf das durch ein *l* von ihm getrennte *u*: *exsul, exsilium*; *consul, consilium*; *famulus, familia*; *facul(tas), facilis*; *simul, simulo, similis* (vergl. Freund, Latein. Wörterbuch unter *assimulo*). — Im Althochdeutschen von *bittar* (*bitter*): *bittaran* amarum, *bitteres* amari, *bittirî* amaritudo, *bittorô* amarae, *bitturu* amara. S. Grimm I, S. 117. Verf., Lehrbuch S. 340.

2) Anähnlichung, d. h. trübende Einmischung eines Vocallautes in den Vocal der vorangehenden Silbe. Hierdurch entsteht im Deutschen der Umlaut *ä, ö, ü*, indem wurzelhaftes *a, o, u* durch das *i* der Endung getrübt wird. Diese Wirkung bleibt in der Regel, auch wenn später das *i* in *e* abgeschwächt wird oder ganz abfällt. So erhält der Umlaut scheinbar die flexivische Bedeutung der Endung, durch welche er veranlaſst war, und vertritt heute dieselbe, obwohl er ursprünglich rein phonetischer Natur ist: *Vater, Väter*; *dachte, dächte*; altdeutsch aber endete das Praet. Ind. auf *ta*, das Praet. Conj. auf *ti*, und dieses *i*, nicht der Umlaut, war Zeichen des Conjunctivs. Die gothische Sprache kennt den Umlaut noch nicht, s. §. 116. Hier noch einige Beispiele: ahd. *anti* (*enti*) *Ende*; *hant, handi, hendi Hände*; *vallu falle, vellis, vellit, fällst, fällt*; — ahd. *trâki, träge*; *dunni, dünn*; *mûs*, pl. *miuse, Mäuse*; *brût*, pl. *briute, Bräute*; *gruoni, gruene, grün*; *mohti, möchte*; *scôni, schoene, schön*.

In anderen Sprachen, z. B. im Lateinischen, herrscht diese

Umlautung nur scheinbar; denn in Fällen wie *barba*: *imberbis*, *annus*: *perennis*, *aptus*: *ineptiae* findet Schwächung des *a* statt ohne Einfluſs des *i*, also Lautwandel ohne Einwirkung eines benachbarten Lautes; denn man sagt auch *ineptus*, *discerpo* von *carpo*, *refello* von *fallo*, *iners* von *ars*. So sind auch im Französischen *raison* aus *ratio*, *maison* aus *mansio*, *palais* aus *palatium*, *commentaire* aus *commentarius*, *gloire* aus *gloria* nicht durch Assimilation entstanden, sondern durch die Neigung der französischen Sprache überhaupt, den reinen Vocal durch Einmischung eines *i* zu trüben oder zu diphthongiren, um der Haupt- oder Tonsilbe in einem mehrsilbigen Worte oder der einsilbigen Wortform mehr Körper zu geben, auch wo kein *i* in der Endung nachfolgt: *amare*, *aimer*; *fames*, *faim*; *granum*, *grain*; *sanus*, *sain*; *pes*, *pied*; *bene*, *bien*.

Auch das *u* bewirkt Umlaut, im Zend, wo das *a* durch nachfolgendes *i* zu *ai*, durch folgendes *u* zu *au* wird. Im Germanischen ist Einwirkung des *u* nur im Altnordischen durchgedrungen; in anderen germanischen Sprachen nur in einzelnen Fällen.

Merkwürdig ist noch der progressive Umlaut in dem tatarisch-finnischen Sprachstamme. Nach dem eigenthümlichen Gesetze der Vocal-Harmonie in diesen Sprachen wird ein *a*, *o*, *u* der Endung, wenn der Stammvocal *i* oder *e* ist, in *ä*, *ö*, *ü* verwandelt.

§. 141. Dissimilation.

Der Name Dissimilation ist, wenn wir nicht irren, von Pott (Etym. Forschungen II, S. 65) eingeführt. Sie besteht in der Vermeidung eines übelklingenden Gleichlautes durch Verwandlung homogener Laute in heterogene, homorganer in heterorgane. Im Griechischen z. B. dürfen nicht zwei auf einander folgende Silben mit Aspiraten anfangen; die erste Aspirate wird dann in die ihr homorgane Tenuis verwandelt: τρέφω für θρέφω (Wurzel θραφ); aber ἔθρεψα, θρεπτός; ἐτάφην von θάπτω (Wurzel θαφ); τριχός, nom. θρίξ; τέθνηκα, πεφίληκα; ταχύς, θᾶσσον *). Der Dissimilationstrieb der griechischen Sprache geht aber noch weiter. Lobeck (Paralipomena Gramm. graecae, Pars I. Dissert. prima p. 18) macht die treffende und in

*) Ausnahmen s. bei Krüger, Griech. Sprachlehre I, S. 27. A. d. V.

ihrer Anwendung fruchtbare Bemerkung, daſs die Griechen nicht leicht dieselben zwei Consonanten in zwei auf einander folgenden Silben auftreten lassen. Sie haben kein einfaches Wort, welches dem lateinischen *scisco*, *proprius* analog wäre. — Ein Beispiel progressiver Dissimilation liefert die lateinische Sprache in der Adjectiv-Endung *alis*, e oder *aris*, e. Ist ein *l* am Ende des Stammes, so hat die Endung *r*; daher *singularis*, aber *pluralis*; *ruralis*, *muralis*, *hiemalis*, *annalis*, *regalis*, *feminalis*, *pectoralis*; aber *solaris*, *vallaris*, *ocularis*, *capillaris*, *talaris* u. s. w. (Pott l. c. S. 96). — Ein zweimaliges *l* vermeidet auch die deutsche Sprache in *Knoblauch* statt *chlobilouch*; *Knäuel* statt *Kleuel*, altd. *chliuua*, latein. *globus*. Eben so vermeidet sie ein zweimaliges *r*: *turtur*, *Turteltaube*, engl. *turtle*; *Maulbeere*, altd. *murberi* (von latein. *morus*), *mulberi*; *purpura*, engl. *purple*; *flagrare*, franz. *flairer*; *marmor*, franz. *marbre*, engl. *marble*; *peregrinus*, ital. *pellegrino*, franz. *pélerin*, *Pilger*.

§. 142. Gleichgewicht der Silben.

Wir kommen jetzt zu dem von dem Lautgewicht und der Quantität abhängigen Lautwandel. Hier giebt sich ein feineres, ideelleres Wohllautsgefühl kund, als in der Assimilation und Dissimilation; hier wird ein Gleichgewicht der phonetischen Elemente des Wortes bezweckt, also Ebenmaſs.

Demnach ist die hier hervortretende Veränderung des Lautes entweder Verstärkung oder Schwächung desselben, nach dem Compensationsgesetze. Dieses findet aber in den verschiedenen Sprachen verschiedene Anwendung, nur die Regel läſst sich im Einzelnen nicht immer genau bestimmen. — Das Princip oder die Tendenz dieser Laut-Veränderung ist entweder rein phonetisch, sodaſs bloſs ein Gleichgewicht der Silben bezweckt wird; oder es ist intellectuell, und geht dahin, der bedeutsamsten Silbe auch ein lautliches Uebergewicht zu geben, und wirkt also symbolisch, ohne jedoch speciell eine bestimmte sprachliche Form anzudeuten.

§. 143. Lautverstärkung.

Hierher gehören vor allem die im Sanskrit häufig eintretenden Vocal-Steigerungen, welche die indischen Grammatiker Guna (d. h. unter anderm: Tugend) und Wriddhi (Wachsthum oder Vermehrung) nennen. Curtius hat dafür nicht unpassend die

deutsche Benennung Zulaut vorgeschlagen. Diese Steigerung besteht in einer Diphthongirung oder Dehnung des kurzen Wurzelvocals; Guna ist die Vorschiebung eines *ă*, Wriddhi eines *ā*. Durch Guna wird aus *i* oder *u*, dem *ă* vorgesetzt wird, *ē* oder *ō*; durch Wriddhi aus *ā* + *i*: *ai*, aus *ā* + *u*: *au*. Ganz analoge Erscheinungen finden sich nun aber auch im Griechischen und Germanischen. Diese Lautverstärkung ist in sofern bedeutsam, als sie die Wurzelsilbe im Gleichgewicht mit der Endung zu stellen oder auch ihr ein Uebergewicht zu geben sucht, also symbolisch für die Worteinheit ist (vrgl. Humboldt S. CLX ff., bes. S. CLXIV). — Z. B. skr. Wurzel *i* (gehen), durch Guna *ēmi*, ich gehe, εἶμι; dagegen *imas* (wir gehen), ἴμεν ohne Guna, weil hier die Endung schwerer wird und dadurch die Erweiterung des Wurzelvocals verhindert, dahingegen eine leichtere Endung die Gunirung der Wurzelsilbe hervorlockt. Es zeigt sich also, dafs hier das reine phonetische Princip überwiegt; denn nach dem intellectuellen müfste gerade bei gröfserem Gewicht der Endung die Wurzelsilbe um so mehr die Neigung zur Verstärkung haben, um die schwerere Endung zu überwinden*). Noch einige Beispiele: dem sansk. *budh*, wissen, *bōdhāmi*, *abudham* entspricht ganz die griechische Abwandlung von φυγ, φεύγω, ἔφυγον, und nur in der Anwendung davon verschieden ist goth. Wurzel *bug* (*bugum*, wir bogen), *baug*, ich bog; sanskr. *vid*, *vēdmi*, ich weifs, griech. ἰδ, ἴδμεν, οἶδα, εἰδέναι, goth. *vit*, *vitum*, wir wissen, *vait*, ich weifs. Ebenso ist Zulaut in λιπ (ἔλιπον), λείπω, λέλοιπα; πιθ, πείθω, πέποιθα. Andere Lautverstärkungen im Griechischen sind dem Guna ähnlich, ohne formell ganz damit zusammen zu fallen.

Wie weit im Deutschen die dem Guna analogen Laut-Verstärkungen reichen, und wo die Laut-Verstärkung aufhört

*) Diese Neigung müfste aber gerade auch nach dem rein phonetischen Princip vorhanden sein; denn sie ist eben das Princip selbst. Die oben berührten Thatsachen nöthigen dazu, des Verfassers und Humboldts Theorie vom Guna umzugestalten. Denn wenn bei leichten Endungen Zulaut der Wurzel eintritt, bei schwereren Endungen wegfällt, so wird dadurch ebensowohl das Gleichgewicht zwischen Wurzel- und Endungssilbe absichtlich gestört, als auch die Worteinheit gefährdet, indem die schwere Endung sich der leichten Wurzel gegenüber selbständig zu machen strebt. Auch findet die Schwächung des durch Guna oder sonst verstärkten Stammes nur in Bopps zweiter Haupt-Conjugation statt. Man mufs aber nicht von einem Gleichgewicht der Silben reden, sondern von einer proportionalen Gewichtsvertheilung. Man setze, um den einfachsten Fall zu wählen, das Gewicht eines zweisilbigen Wortes = 8, das der ersten oder Stammsilbe = 5, das der Endsilbe = 3, so mufs, wenn die Endung zu 5 anwächst, der Stamm zu 3 herabgesetzt werden. S.

ein rein phonetischer Proceſs zu sein und zum etymologisch oder grammatisch bedeutsamen Ablaut wird, ist schwer zu bestimmen. Bopp, der die Erscheinungen des Ablautes selbst gleichfalls als bloſs phonetische Vorgänge ansieht, scheint mir zu weit zu gehen. Genau genommen können wir die Laut-Verstärkung nur dann als rein phonetischen Vorgang ansehen, wenn sich mit ihr keine etymologische oder grammatische Begriffsveränderung verbindet, wenn sie also z. B. innerhalb eines und desselben Tempus eintritt: *εἶμι, ἴμεν; φημί, φαμέν; weiſs, wissen*, goth. *baug — bog, bugum*, wir bogen. Tritt sie in verschiedenen Tempusformen ein, so erscheint sie schon als bedeutsamer Bildungsvorgang, sofern sie die Bildung verschiedener Stämme aus der reinen Wurzel für verschiedene Tempora bezweckt: *φυγ — ἔφυγον, φεύγω; λιπ — ἔλιπον, λείπω, λέλοιπα*. Diese Art der Laut-Verstärkung gehört also in die Wortbildungslehre.

In der lateinischen Sprache findet sich die rein phonetische Laut-Verstärkung nicht. Die Dehnung oder Steigerung des Wurzelvocals erscheint hier immer zugleich bedeutsam: *dīco*, Stamm *dīc* (*δειχ*), Wurzel *dĭc* (*dĭcare*); *lūdo*, Stamm *lūd*, Wurzel *lud*; *caedo*, Stamm *caēd*, Wurzel *cad*, vergl. *fallen, fällen*. Hier bleibt die Verstärkung sogar durch die ganze Flexion. In anderen Fällen steht sie zugleich in wesentlichem Zusammenhange mit der Flexion: *lĕgo — lēgi, vĭdeo — vīdi; facio — feci*.

§. 144. Lautschwächung.

Dagegen ist die Lautschwächung aus rein phonetischem Princip vorzugsweise dem Lateinischen eigenthümlich. Hier wird in der Regel der Stammvocal in einen leichteren verwandelt, wenn das Wort durch Composition oder Reduplication vorn einen Zuwachs erhält. So wird *ă* zu *ĭ* in offenen Silben: *facio, efficio; placeo, displiceo; jacio, objicio; ago, abigo; amicus, inimicus; tango, tetigi*; zu *e* in geschlossenen Silben: *annus, perennis; barba, imberbis; fallo, refello; castus, incestus; carpo, decerpo; facio, efficio, effectum*. Dieser Gegensatz von *e* und *i* oder geschlossener und offener Silbe zeigt sich auch in *flumen, fluminis; judex, judicis* u. s. w. — Ausnahmen: *abactum, exactum*; ferner *tango, contingo*; *pango, compingo*, da die lateinische Sprache die Verbindung *eng* nicht liebt. Völlig unverändert bleibt *a* in *comparo, reparo, subtraho, permaneo* u. s. w. Vor *l* geht

a in *u* über, wie auch *e*: *calco*, *conculco*; *salsus*, *insulsus*; *pello*, *pepuli*.

ĕ geht in *ĭ* über: *lego*, *diligo*, *colligo* (aber *dilectum*, *collectum*, s. soeben); *emo*, *perimo*; *teneo*, *abstineo*; *rego*, *corrigo*; *sedeo*, *insideo* u. s. w. Das *i* ist hier leichter als *e* und zugleich der ursprünglichere Vocal; wie im Deutschen: *Berg*, *Gebirge*; *Feld*, *Gefilde* u. s. w. — Vor *r* bleibt jedoch das *e* immer unverändert: *dissero*, *obtero*, *infero*, *congero*, *comperio* u. s. w., auch *abnĕgo*, *obĕdo*.

ae geht über in *ī*! *quaero*, *inquiro*; *aestimo*, *existimo*; *aequus*, *iniquus*; *laedo*, *collīdo*; *caedo*, *cecīdi*. Ausnahmen: *haereo*, *adhaereo*.

au geht bisweilen über in *ū*: *causa*, *excūso*; *claudo*, *includo*; *defrudo* neben späterem *defraudo*.

ō geht in *ŭ* über: *notus* (eigentl. *gnotus*), *cognitus*.

ū in *ĕ*: *juro*, *dejero*, *pejero*. Dies sind einzeln stehende Fälle.

Die Schwächung findet jedoch nicht statt, wenn das zweite Glied der Zusammensetzung einsilbig ist: *impar* u. s. w. — *iners*, *sollers* von *ars* und *expers* von *pars* sind Ausnahmen. Ferner findet der Lautwandel nur bei echter Composition Anwendung; daher z. B. nicht bei *per* sehr: *perfacilis*, aber *difficilis*; *peraeque*; gewöhnlich auch nicht nach *post*, *ante*, *circum*, welche Partikeln mit dem Verbum nicht zur vollen Begriffseinheit verschmelzen: *posthabere*, *antehabere*, *circumagere*; so auch *satisfacio*, *tepefacio* u. s. w. Vergl. Pott I, p. 64 ff. und Düntzer, Lehre v. d. latein. Wortbildung und Compos. S. 160.

Das Princip dieses Lautwandels ist zunächst rein phonetisch (die durch Anhäufung wachsende Form soll erleichtert werden); es ist aber auch von allgemeiner symbolischer Bedeutung. Der Begriff des Stammwortes wird durch die vortretende Partikel modificirt, beschränkt; die Partikel, als das bestimmende Element erhält ein Uebergewicht der Bedeutung; man vergleiche *scandere* mit *adscendere*, *escendere*, *descendere*; *facere* mit *efficere*, *con-*, *per-*, *afficere*. Diesem inneren Verhältnifs entspricht die Schwächung des Wurzelvocals. Im Deutschen spricht sich das Gefühl dieses Verhältnisses durch Tonschwächung aus: *absteigen*, *aufsteigen*; *vor-*, *durch-*, *nachmachen*. Zugleich wird durch diese Abänderung eine vollkommenere Verschmelzung der Glieder bewirkt, indem das Stammwort seine Selbständigkeit

auch äufserlich fühlbar aufgiebt, da es eine Gestalt annimmt, die von der Zusammensetzung abhängig ist.

c) Lautwandel unter dem Einfluſs des Accents.

§. 145.

Diese Erscheinung zeigt sich vorzugsweise in solchen Sprachen, wo im Fortgange des Sprachlebens der Accent als das geistigere Element allmählich ein Uebergewicht über den körperlichen Lautstoff nach dessen quantitativer und qualitativer Natur erlangt, und dadurch störend in die organischen Lautverhältnisse eingreift. Dies ist, um von den Sprachen secundärer Formation abzusehen, namentlich im Deutschen der Fall. Hier ist der Ton durchaus stabil; er behauptet bei allen Veränderungen des Wortes seine Stelle auf der Stammsilbe oder der bedeutsamsten Silbe des Wortes. Im Griechischen und Lateinischen ist er beweglich; er verändert seine Stelle je nach der Zahl oder Quantität der Silben eines Wortes. Die Quantität ist hier im Allgemeinen unwandelbar; der Accent muſs sich ihr fügen. Im Deutschen hingegen herrscht umgekehrt der Accent über die Lautverhältnisse und verändert die Laute der betonten und der tonlosen Silben.

In den betonten Wurzelsilben hat der Accent die kurzen Vocale in längere verwandelt: *tăgă Tage*, *vătar Vater*, *gĕban geben*, *lĭgan liegen*, *gibit giebt*, *vŏgal Vogel*, *ŭbil übel*; oder es ist Verdoppelung des nachfolgenden Consonanten eingetreten: *hămar Hammer*, *wetar Wetter*, *himil Himmel*, *Sumar Sommer*. Zuweilen finden sich beiderlei Weisen neben einander: *Vater*, niederd. *Vatter*; *Gevatter*, *Vetter*; *nehmen*, *nimm*, *genommen*; *kommen*, *kam*, *kamen*.

In den nicht wurzelhaften, tonlosen Silben sind die Vocale abgeschwächt und sogar völlig verflüchtigt.

Vorbereitet wird diese Zerstörung der tonlosen Vocale schon im Althochdeutschen durch ein unsicheres Schwanken dieser Vocale. So findet sich unsere heutige Vorsilbe *ge* bald *ka*, bald *ki*, bald *ke* geschrieben; *ent: ant*, *int*, *unt*; *Abend: abant*, *abunt*, *abent*; *gegen: gagan*, *gagin*, *gegin*; bis dann schon das Mittelhochdeutsche sich in allen solchen Fällen für das *e* entscheidet. Oft schreitet die Schwächung bis zur Auswerfung des Vocals fort: *durah*, *duruh*, *durih*, *durch*; *silubar*, *silabar*, *Silber*; *gilid*,

gelid, *Glied*; *welih*, *solih*, *welch*, *solch* (Verf., Lehrb. d. deutschen Sprache I, S. 347).

2. Hinzufügung, Wegwerfung, Umstellung von Lauten.

Diese Abänderungsweisen kommen theils historisch, d. h. in den Verhältnissen stammverwandter Sprachen unter einander oder den verschiedenen Perioden einer Sprache vor; theils etymologisch oder grammatisch, innerhalb einer Sprache, in Wortbildungen und Flexionen. Im letzteren Falle pflegt man sie grammatische Figuren zu nennen; und unterscheidet die des Ueberflusses und die des Mangels. Vergl. Pott II, S. 125 ff. und für die deutsche Sprache des Verfs., Lehrb. S. 351 ff.

§. 146. Hinzufügung.

In Folge der Auflösung des organischen Sprachstandes entsteht auch die Hinzufügung unbedeutsamer Laute aus euphonischen Rücksichten. Sie ist:

1) Anfügung eines Anlautes, Prosthesis oder Prothesis: ἀμέλγειν = *mulgere*, *melken* (α hat hier vielleicht die Bedeutung von ἀπό, Pott II, S. 127); ὀφρύ, sanskr. *bhrū*, *Braue*; ὀδούς, sanskr. *dantas*, *dens*, *Zahn*; ἐθέλω, θέλω; *établir*, d. i. *establir*, *stabilire*; *état*, *status*; *esprit*, *spiritus*; *estomac*, *stomachus*, *étain*, *stamnum*; — Vorsetzung von Consonanten: angels. *meltan*, engl. *melt* (vergl. *mild*), altd. *smeltan*, *schmelzen*; *tego*, *decken*, στέγω. Die Vorsetzung des *s* ist meist bedeutsam zur Bildung secundärer Wurzeln.

2) Anfügung eines Auslautes, Paragōge, Epithesis: eines *ν* in der 3. Pers. im Griechischen ἐστίν, ἔλεγεν, τέτυφεν, λέγουσιν und im Dat. Plur. παῖσιν, λέουσιν (Krüger, Griechische Sprachlehre S. 31 irrt), — eines *d*, *t*, im Deutschen: *jemand*, *niemand* aus *ie-man*, *nie-man*; *Saft*, altd. *saf*; *Hüfte*, altd. *huf*; *Obst*, altd. *opaz*, *obez*; *einst*, aus dem Genitiv *eins*; *mittelst* aus *mittels*.

3) Einschaltung eines Inlautes, Epenthesis: latein. *mina*, μνᾶ; *Aesculapius*, Ἀσκλήπιος; *Alcumena*, Ἀλκμήνη. Im Althochdeutschen wird zwischen *lf*, *lp*, *lh*, *lw*, *rg*, *rh*, *rp*, *rf*, *rm*, *rw*, welche stets beide zum Stamm gehören, ein Vocal eingeschoben: althd. *werah*, ἔργον, *Werk*; *farah* oder *furuh*, *porcus*; *aram*, *arm*; *wurum*, *vermis*, *Wurm* u. s. w. und ebenso im Oskischen. Siehe

Kirchhoff, Vocaleinfügung im Oskischen, in der Zeitschrift für vergl. Sprachforsch. 1851. Heft 1, S. 36 ff.). Besonders aber treten Consonanten als euphonische Vermittler zwischen zwei heterogene Consonanten; im Lateinischen *p* zwischen *m* und *t* oder *s*: *promptus, emptus, sumpsi, sumptum*; *s* nach *ab, ob* vor *c, q, t*: *absque, obscondo, abstergo*; — franz. *dompter, domitare*; λάμβδα; auch zwischen zwei Liquidae: ἀνδρός (aus ἀνέρος, ἀνρός); μεσημβρία; franz. *gendre, gener*; *tendre, tener*; *nombre, numerus*; *combler, cumulare*; *chambre, camera*; — *Sumpf*, althd. *sunft, sumft*; *kämpfen*, altd. *chamfan*: *Kun-s-t*; *Gun-s-t*; *Vernun-f-t*; *Ankun-f-t*; *eigen-t-lich*, *namen-t-lich* u. s. w. — Auch zwischen zwei Vocale zur Silbentrennung: altd. *ma-h-an*, mhd. *mae-j-en*, angels. *ma-w-an, mähen*; *E-h-e*, altd. *ea, ewa*, mhd. *ê*.

§. 147. Wegwerfung.

Wegwerfung entspringt selten aus dem Streben nach Wohllaut, sondern meist aus dem nach Verkürzung der Lautform. Sie kommt daher vorzugsweise in späteren Sprachformationen vor:

1) Im Anlaut — Aphäresis; eines Vocals: *sum* aus *esum*, altgriech. ἐσμι; *extraneus*, ital. *estraneo*, franz. *é(s)tranger*, engl. *stranger*; *excommunicare, exquisitus*: ital. *scomunicare, squisito*; — eines Conson.: s. *sthaurin, sthōrin*, goth. *stiur, Stier*, ταῦρος, *taurus*, altn. *thior*, schwed. *tjur*; goth. *snaiv, Schnee, nix* (*niv-is*), νίφω; altd. *krao, grau*, lat. *ravus*; *kratzen, radere*; goth. *hlahhan, hneigan, hrains, hveits* = *lachen, neigen, rein, weifs*; lat. *gnatus, natus*; *gnotus, notus*; *lac* wahrscheinlich für *glac*, griech. γάλα(κτ); χλαῖνα, λαῖνα, *laena, lana*; *historia*, ital. *storia*, engl. *story*.

2) Im Auslaut — Apokope; eines Consonanten: ἐγώ statt ἐγών (sanskr. *aham*); τοῦτο für τοῦτον; νύ neben νύν; πρόσθε, ἔμπροσθε bei den Attikern für πρόσθεν; und bei Dichtern auch ὄπισθε, πάροιθε u. s. w. für ὄπισθεν, πάροιθεν. Hier ist das *ν* ursprünglich; οὕτω für οὕτως (Kühner, Griech. Gramm. S. 40 irrt). Alle auslautende Mutae werden im Griechischen apokopirt: πᾶν statt παντ; σῶμα statt σῶματ; λέων statt λέοντ(ς); lat. *cor* statt *cord*; *lac* statt *lact*; das *τ* der 3. Pers. ἔτυπτε(τ), ἔτυπτον(τ); so auch im Deutschen: althd. *lesant*, mhd. *lesent*, sie *lesen*; im Lateinischen das *d* des Abl. Sing. *mari, senatu* für *marid, senatud*; im Deutschen das Nominativzeichen *s*: *fisks*,

Fisch; *mahts*, *Macht*; das *r*: *thar*, *da*; — eines Vocals; nicht leicht im Griechischen; im Lateinischen *dic*, *duc*, *fer*; im Deutschen sehr häufig: *hano*, *Hahn*; *imu*, *iru*; *imo*, *iro*; *ime*, *ire*; *ihm*, *ihr*; — ganzer Endsilben: goth. *handus*, *Hand*; *heriro*, *herro*, *herre*, *Herr*; *amicus*, franz. *ami*; *formica*, *fourmi*.

3) Im Inlaut; a) eines Vocals vor einem Vocal: Elision; beim Zusammenstofs zweier Vocale in Zusammensetzungen wird der erste elidirt: *ne-ullus*, *nullus*; *ne-unquam*, *nunquam*; *iste-hic*, *istic*; *ante-ea*, *antea*; deutsch: *bi-ango*, *bange*; *be-innen*, *binnen*; *hie-aufsen*, *haufsen*; *ni-ein*, *nein*. Am häufigsten ist die Elision als grammatische Figur zwischen zwei in der Rede zusammentretenden Wörtern, im Griechischen und Deutschen: τοῦτ' ἔστι, *Lieb' und Treue* (nicht im Lateinischen, wo statt der eigentlichen Elision eine Synalöphe eintritt). Diese Art der Elision ist zwar eigentlich eine vocalische Apokope. Da sie aber durch einen nachfolgenden Vocal veranlafst ist, so nimmt sie den Charakter einer inneren Laut-Auswerfung an, und die Wörter, zwischen denen elidirt ist, verbinden sich zu einer Lauteinheit. — b) Auswerfung eines Vocals zwischen zwei Consonanten: Synkope, häufig in der griechischen, lateinischen und deutschen Wortbildung und -Biegung; besonders fällt *e* aus zwischen Muta und Liquida: πατήρ, πατρός; *patris*; *libri*; *gröfsere*, *gröfsre*; *zitteren*, *zittern*; *tadelen*, *tadeln*; *höret*, *hört*. Im Deutschen auch zwischen Muta und *s* oder *t*: *lebest*, *lebet*, *lebst*, *lebt*; und in Verschmelzungen zweier Wörter: *sprach's*, *ist's*, *der's*. Im Lateinischen auch *i* und *u*, seltener *a* und *o*, zwischen Liquida und Muta: *valide*, *valde*; *tegimen*, *tegmen*; *hercule*, *hercle*; *periculum*, *periclum*; *saeculum*, *saeclum*; zwischen zwei Liquidae: *balineum*, *balneum*. Im Deutschen tritt ferner die Synkope häufig ein in Folge geschichtlicher Verkürzung der Lautform unter dem Einflusse des Accents: *durah*, *durch* (s. §. 145). — c) Ausfall eines Consonanten oder einer ganzen Silbe: Ekthlipsis; zwischen zwei Vocalen, welche dann zusammengezogen werden, im Lateinischen besonders *h*: *mihi*, *mī*; *nihil*, *nīl*; *prehendere*, *prendere*, franz. *prendre*; *dehibeo*, *debeo*; *praehibeo*, *praebeo*; und *v*: *audii*; *delerunt*; *amasti*; *retroversum*, *retrorsum*; *providens*, *prudens*; *ne volo*, *nōlo*; *mavelle*, *malle*; deutsch: *niwiht*, *niht*, *nicht*; *gitragidi*, *Getraide*; im Griechischen σ zwischen zwei Vocalen in Flexionsformen: γένος, γένεσος, γένεος; τύπτεσαι, τίπτεαι. Zwischen Vocal und Consonant: im Griechischen fällt zwischen einem Vo-

cal und σ die linguale Muta und das ν regelmäſsig aus; σώμασι für σώματσι; ᾄδω, ᾆσω, πέπεισαι, δαίμοσι, Ἕλλησι. Ausnahmen: πέφανσαι und die von Verben auf αίνω abgeleiteten Substantiva auf σις: ἀπόφανσις u. s. w. Auch ντ fällt vor σ aus, und dann wird in der Regel der vorhergehende Vocal gedehnt oder diphthongirt: πᾶσι für πάντσι; τιθεῖσι für τιθέντσι; λέουσι für λεοντσι. Im Lateinischen fällt *d, t* zwischen einem Vocal und *s* aus, und der Vocal wird gedehnt: *mīsi, cāsum, plausum, caesum* (S. 310), *rīsi, līs* für *līts, lapīs* für *lapĭds*; *g* und *c* fallen häufig aus, besonders vor einer Liquida: *ago, agmen, examen*; *jugum, jumentum*; *luceo, lumen*; *fruges, frumentum*; *hoc die, hodie*; ebenso *s*: *aes, aeneus*; *Casmena, Camena*; *is, idem*; *jus, judex*; *videsne*; *viden'*; *visne, vin'* (vergleiche franz. *ê*); *v*: *bos* für *bovs*; *motus* für *movtus*; *jutum* für *juvtum*; ganze Silben: *accessisti, accesti*; *venenum, veneficus*; deutsch: *weralt, werolt, werlt, Welt*; *zum, zur, ans, ins*; und sogar *im, am, vom.* Zwischen zwei Consonanten: im Lateinischen fallen *c, g* häufig aus zwischen *r* oder *l* und *t* oder *s*: *parco, parsi*; *mulsi, indultum, sartum, tortum, farctum* und *fartum, arctus* und *artus*; zwischen Liquidis: *fulgeo, fulmen*; *quercus, quernus*; *arceo, arma*; *d* und *t* falllen aus zwischen *n* oder *r* oder *l* und *s*: *ardeo, arsi*; *sensi*; *ars, gens* für *arts, gents*; ganze Silben: *surgo* für *surrigo, vendo* für *venumdo.*

§. 148. Umstellung: Metathesis.

Im Griechischen: καρτερός und κρατερός; θάρσος, θράσος; καρδίη, καρδία; πέρθω, ἔπραθον; δέρκω, ἔδρακον; latein. *Trasimenus* und *Tarsimenus*; *sterno, stravi*; *ferveo, fretum*; deutsch: *Born, Bronn, Brunnen*; *brennen*, niederd. *bernen*, daher *Bernstein*; ahd. *hros*, mhd. *ors*, angs. *hors, Roſs*; *Topf*, niederd. *Pott*; *kitzeln*, engl. *tickle.* — *pro*, πρό, span. *por*, franz. *pour*, goth. *faur, vor, für*; νεῦρον, *nervus*; γλυκύς, *dulcis*; ὄχλος, *vulgus*; ψύω, *spuo*; κρίνω, *cerno*; Περσεφόνη, *Proserpina* (Schneider p. 511); σκέπω, σκέπτω, σκοπέω, *speco, specto, spicio*; *temperare*, franz. *tremper, vervex*, ital. *berbice*, franz. *brebis*; franz. *fromage* von *forma*; *mutilus*, ital. *moltone* (gewöhnlich *montone*), prov. *molto, moutó*, franz. *mouton.*

Die angelsächsische, überhaupt niederdeutsche Sprache stellt gern den in den verwandten Sprachen auf *r* folgenden Vocal dem *r* voran: goth. *rinnan, rinnen*, angels. *irnan*; *brinnan, bren-*

nen, angels. *birnan*, engl. *burn*; goth. *gras*, ags. *gärs*; ahd. *frisc*, *frisch*, ags. *fersc*; ahd. *brestan*, ags. *berstan*, nhd. *bersten*, mhd. *bresten*; angels. *thridda*, engl. *third* (Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache S. 330). Umgekehrt stellt der Slave gern die Liquida vor den Vocal: *Gold*, *zlato*; *Halm*, *slama*; *kalt*, *chlad*; *Milch*, *mleko*, *Volk*, *pluk*; *Bart*, *brada*; *Furt*, *brod*; *Birke*, *breza*. Das Russische schiebt zwischen Muta und Liquida einen Vocal: *zoloto* Gold, *moloko* Milch, *boroda* Bart, *bereza* Birke; ähnlich althd. *halam Halm*, *miluh Milch*, *piricha Birke*.

3. Zusammenziehung.

Zusammenziehung ist die Verbindung oder Verschmelzung zweier oder mehrer Vocale, welche verschiedenen Silben angehören, zu einem Vocal oder Diphthong. Ihre Tendenz ist ursprünglich euphonisch, Vermeidung des Hiatus; im späteren Sprachleben aber besonders Verkürzung. Von allen Laut-Processen ist sie am wenigsten zerstörend für den Sprachorganismus, weil die zusammengezogenen Vocale wenigstens virtualiter bewahrt werden. Sie zeugt also, wo sie vorherrscht, wie im Griechischen, für das lebendig erhaltene Gefühl der organischen Sprachgestaltung.

§. 149. Unvollkommene Zusammenziehung: Synizese und Synalöphe.

Findet sie blofs für das Ohr oder in der Aussprache statt, nicht in der Schrift, so heifst sie Synizesis, auch Synalöphe, welches Wort jedoch auch für Krasis gebraucht wird. Am besten nennt man Synizesis die Verbindung zweier Vocale in der Aussprache zu einem diphthongischen Laute, Synalöphe die Verschmelzung zweier Vocale zu einem, nicht nothwendig langen, Mischlaute. Beide sind nur als temporäre Freiheit der rhythmischen Sprache und für den jedesmaligen einzelnen Fall gültig.

Die Synizese kommt vor: a) innerhalb eines Wortes: *θεός*, *στηθέα*, *ἡμέας*, *γνωσέαι*, *Πηληιάδεω*, *πόλεως*; *beatus* (Plautus), *quia*, *omnia* (Virgil), *prius*, *alveo* (Virgil), *Aequinios*, *Veronensium* (Catull), *deinde*, *cui*, *puellam* (vergl. Schneider, p. 89); b) zwischen zwei Wörtern: *μὴ ὄν*; *ἢ οὔ*; *ἐπεὶ οὔ*, *μὴ ἄλλοι*.

Die Synalöphe ist im Lateinischen das herrschende Mittel zur Hebung des Hiatus im Verse. Nach dem ausdrückli-

chen Zeugniſs der Alten (Schneider p. 132) fand bei dem vor dem Anfangsvocal eines folgenden Wortes stehenden Endvocal nicht Elision, sondern Synalöphe statt; und ebenso beim auslautenden *m*. Vergl. Cic. Orator 23. Quintilian IX, 4. 36. 40. Priscian I, 7. p. 37 (Krehl). Man sprach also: *hi summo in fluctu pendent*; nicht *summ' in*; *multu(m) ille et terris iactatus et alto*; *verum haec*; ganz wie noch in der heutigen italiänischen Poesie. — Die Synalöphe war übrigens in der römischen Volkssprache begründet; und die ältesten Dichter, deren Sprache volksthümlicher ist, haben sie am meisten. Die classischen Dichter erst schränken ihren Gebrauch ein. Sie ist bei Horaz weniger häufig, als bei Virgil (besonders in den Episteln und am wenigsten in der Ars poetica); und bei Ovid kommt im Durchschnitt kaum eine Synalöphe auf 7 Verse.

§. 150. Vollkommene Zusammenziehung: Contraction und Krasis.

Vollkommene Zusammenziehung, welche auch durch die Schrift bezeichnet wird, findet statt: a) innerhalb eines Wortes: Contraction, *συναίρεσις*, im Griechischen systematisch ausgebildet in Declination und Conjugation. Im Lateinischen ist sie selten und meist so, daſs die uncontrahirte Form jenseit der wirklichen Sprache liegt: *tibīcen* aus *tibiicen*, *grātīs* aus *gratiis*, *filī* aus *filie*; aber *norunt* und *noverunt*, *audībant* und *audiebant* existiren neben einander. In anderen Fällen löst die spätere Sprache eine frühere Contraction wieder auf: *Tullii* statt *Tullī*; *ingenii* statt *ingenī*; vergl. Schneider p. 117. — b) Zwischen zwei getrennten Wörtern: Krasis, nur im Griechischen, nicht bloſs in Versen, offenbar eine in der flüchtigen Volkssprache herrschende Verschmelzungsweise, daher sie die Komiker vorzugsweise anwenden, die Tragiker in melischen Partieen vermeiden: *τὸ ὄνομα*, *τοὔνομα*; *τἀγαθὰ*, *ταὐτό*, *ὦνθρωπε*; *ἐγὼ οἶδα*, *ἐγᾦδα*; *καὶ ἔπειτα*, *κἄπειτα*. Die Krasis bildet, wie die Contraction, immer einen langen Laut, wodurch sie sich von der Elision und der lateinischen Synalöphe unterscheidet.

Es muſs noch bemerkt werden, daſs bei der Contraction und Krasis neben dem phonetischen Princip auch das begriffliche Verhältniſs die Natur des neu entstehenden langen Vocals bestimmt. Durch das Prävaliren der Casus-Endung wird z. B. der Nom. Plur. *ἁπλόα*, *λεοντέαι* nicht *ἁπλῶ*, *λεοντῇ*, wie es nach dem phonetischen Gesetze sollte, sondern *ἁπλᾶ*, *λεονταῖ*. Ebenso

sagt man in der Krasis att. ἀνήρ, statt ion., dor. ὠνήρ; κἶσος = καὶ ἴσος; κεἰς = καὶ εἰς u. s. w., weil das zweite Wort der Bedeutung nach überwiegt. — Ferner wird durch eine Art grammatischer Attraction, d. i. durch die Anziehung, welche eine entsprechende oder nahe verwandte grammatische Form auf die zu contrahirende ausübt, der Acc. Plur. immer gleich dem Nom. Plur. gebildet; aus ἱππότεω, oder ursprünglich ἱππότεαο (von ἱππότης) wird att. ἱππότου durch den Einfluſs des Genitivs der 2. Declination.

Drittes Kapitel.

Accidentelle Elemente oder Eigenschaften der Sprachlaute.

§. 151. Quantität.

Die Quantität, als extensive Dauer des Lautes, kommt vorzugsweise den Vocalen zu (siehe §§. 128—130). Der kurze Vocal verhält sich zum langen oder zum Diphthongen, wie 1 zu 2.

Dieses verschiedene Maſs der Vocale geht auf die Silbe über und bestimmt die Silbendauer oder das Silbenmaſs. Die Länge ist in der Regel das Product einer äuſserlichen Lautverbindung und findet sich darum häufig in der Endung, indem der Endvocal des Stammes mit dem der Endung verschmilzt: λόγου, λόγῳ, *modī*, *modō*, *viae* u. s. w. Das Lautmaſs hat also ursprünglich keine begriffliche Bedeutung.

Welchen Einfluſs haben nun die Consonanten auf die Quantität der Silbe? — Die Consonanten, namentlich die explosiven, sind momentan; sie geben daher dem Vocal keinen merklichen Zuwachs an Dauer, zumal wenn sie vorangehen: *ba* ist nicht länger als *a*. Der Consonant nimmt hier nur die Stelle des Spiritus ein, der ohnehin zur Aussprache des Vocals nothwendig ist. Folgt er hingegen nach, z. B. *ab*, so erhält der Vocal allerdings einen Zuwachs an Dauer*). Wenn aber zwei oder

*) Sollte dem wohl so sein? Mir scheint, daſs jedem Vocal, einzeln ausgesprochen, der Spiritus lenis nicht nur vorangehe, sondern auch eben so sehr folge; *a* ist, genau genommen, immer *'a'*; also auch *ba* immer *ba'* und *ab* immer *'ab*; folglich haben auch diese drei Silben gleiche Dauer. S.

mehr Consonanten hinter einem kurzen Vocal zusammentreten, so entsteht eine merkliche Hemmung, ein Aufenthalt der Aussprache, mögen jene verschieden sein oder identisch.

Darauf beruht das Gesetz der Position, d. i. der Silbenlänge bei kurzem Vocal durch Wirkung eines nachfolgenden mehrfachen Consonanten. Dieses Gesetz findet sich um so strenger beobachtet, je feiner das Gefühl für die materiellen, quantitativen Lautverhältnisse ist; daher besonders im Griechischen, weniger streng in der älteren lateinischen Prosodie; z. B. bei Plautus und Terenz; gar nicht in Sprachen, deren organische Lautverhältnisse durch den vorherrschenden Ton zerstört sind, wie im Deutschen.

Durch die Position wird der voranstehende kurze Vocal nicht lang; nur die Silbe gewinnt an Dauer.

Unbedingt fest steht, dafs geminirte Consonanten Position machen. Von zwei differenten Consonanten aber macht muta cum liquida in der Regel keine Position, weil die Liquida, als Halbvocal, einerseits der vorangehenden Muta sich unmittelbar anschliefst ohne dazwischentretenden Hauch, andererseits dem nachfolgenden Vocal homogen ist, so dafs beim Aussprechen der Liquida und des Vocals das Stimmorgan gleichmäfsig thätig bleibt: *πατρός* ist nicht länger als *πάτος*; *πέπλον* als *πέπον*. Doch kommt dabei auch die mehr oder weniger vocalische Natur der Liquida und die gröfsere oder geringere Verbindungsfähigkeit derselben mit der Muta je nach ihrer besonderen Art in Betracht. Namentlich machen im Griechischen die Mediae mit *l*, *m*, *n* allerdings Position: *βῑβλος*, *εὔῡδμος*, *πέπλεγμαι*. Liquida cum muta hingegen macht immer Position, weil in dieser Stellung die Liquida als ein selbständiger consonantischer Laut gefühlt wird. *ψ*, *ξ*, *ξ* machen Position; denn in ihnen ist ein doppeltes consonantisches Element, dessen letztes, *σ*, nicht wie die Liquida dem nachfolgenden Vocal homogen ist: *τύψω*, *τάξις*. Vor allem aber machen zwei Mutae Position, da eine solche Consonanten-Verbindung wegen des dazwischen tretenden Hauches die stärkste Hemmung und Verzögerung der Aussprache bewirkt.

Es ist übrigens in diesen Positions-Gesetzen manches nach verschiedenen Zeiten, Dialekten, poetischen Gattungen und rhythmischen Formen schwankend und zum Theil willkürlich. So macht bekanntlich in der homerischen und überhaupt epischen

Poesie muta cum liquida in der Regel Position, in der attischen hingegen nicht. Die auf der Position beruhende Silben-Quantität ist nicht so wesentlich begründet, wie die auf der Dauer des Vocals beruhende. Daher ist auch eine Silbe, in welcher Vocallänge und Position zusammenkommen, darum prosodisch nicht länger, als wenn nur eins von beiden stattfände, πρᾶξις nicht länger als τάξις. Es mufste für die prosodische Gestaltung der Sprache das einfache Verhältnifs von 2 : 1 festgehalten werden. Auf das Willkürliche der Positionsgesetze scheint auch die griechische Benennung zu deuten: θέσις (Satzung, entgegen der φύσις). Vergl. Sext. Empir. adv. Gr. I, c. 6. Dem Principe nach aber beruht die Position allerdings auf einem natürlichen Grunde.

§. 152. Accent.

Der Ton ist in der Vernunftsprache nur accidentell. In den einsilbigen Sprachen zwar ist er allerdings noch ein substantielles Element des objectiven Wortes selbst und bedeutsam. Die Bedeutsamkeit der Vocale liegt hier nicht, wie in den höher entwickelten Sprachen, allein in ihrer formellen Differenz (*a*, *i*, *u* u. s. w.); sondern aufserdem auch in der Tonart, in welcher die Stimme den Vocal producirt. Ein und dieselbe Wurzel hat ganz verschiedene Bedeutungen, wird zu einem substantiell anderen Wort, je nachdem der Ton steigt oder sinkt oder gleichmäfsig austönt *). Auch in dieser Hinsicht zeigen die einsilbigen Sprachen den interjectionalen Charakter (Steinthal, Die Sprachwissenschaft W. v. Humboldts S. 132) **). — In den mehrsilbigen Sprachen besteht der Ton wesentlich nicht mehr in bestimmten Verhältnissen von Höhe und Tiefe, sondern in den Graden der Stärke und des Nachdruckes der Stimme bei Production der Sprachlaute ***). Mit der Verstärkung ist

*) Oder sinkt und steigt, und je nachdem dieses Steigen und Sinken der Stimme schroff und rauh oder sanft und allmählich geschieht. S.

**) Die verschiedenen Weisen, wie wir die Interjectionen *ah*, *oh*, *na* aussprechen, werden wohl die getreueste Vorstellung von der indochinesischen Betonungsweise geben. S.

***) Kürzlich haben Weil und Benlöw (Théorie générale de l'accentuation latine) den Beweis zu führen gesucht, dafs im Sanskrit und Griechischen, und bis auf einen gewissen Punkt auch noch im Lateinischen, also in der indogermanischen Ursprache, der Accent in der Verschiedenheit der Höhe des Tones bestand. Diese Thatsache würde von so bedeutendem Einfluss für die allgemeine Sprachengeschichte werden können, dafs wir wünschen müssen, das citirte sehr gründliche Werk fände eine gründliche Prüfung. Wenn übrigens der Accent bei den Griechen, wie bei uns, blofser

freilich auch Hebung des Tones verbunden, mit der Schwächung Senkung. Allein das Wesen des Accents liegt nicht in der musikalischen Höhe und Tiefe, sondern in der Stärke und Schwäche des Tones, im Nachdruck der Stimme, durch welchen der Sprechende seine Stimmung oder Empfindung offenbart. Der Accent ist also eine von dem Redenden dem Laute mitgetheilte Kraft, ein demselben eingehauchtes ideelles Element (Humboldt S. CLXXIV.).

Hieraus ergiebt sich nun auch das Urgesetz der Betonung. Ihr ursprüngliches Princip mufs durchaus die Bedeutsamkeit sein, die relative Wichtigkeit, welche die Elemente der Rede für den Redenden haben. Es ist Naturgesetz, dafs man in der Rede das bedeutsamere Element durch stärkere Betonung hervorhebt vor dem minder bedeutenden. Die Betonung beruht also ihrem Principe nach keinesweges auf bloſs phonetischen, physiologischen Gesetzen; wie die Quantität, ist auch keine bloſs musikalische oder rhythmisch verschönernde Zugabe der Sprache, sondern ein auf geistigem Principe ruhendes Element der Rede.

Wir müssen zwei wesentlich verschiedene Gattungen des Tones, die zwei verschiedenen Gebieten der Rede angehören, unterscheiden: grammatischen und rhetorischen Accent. Letzterer, der Redeton, hat den subjectivsten Charakter; er schwankt und steht ganz unter dem Einfluſs der subjectiven Freiheit und kann mitunter auf eine einzelne, grammatisch tonlose Silbe fallen, z. B. *er ist nicht érzogen, sondern vérzogen.*

Der grammatische Accent, der Sprachton, hängt von der ein- für allemal feststehenden logisch-grammatischen Bedeutung der Sprachelemente in ihrem Verhältnifs zu einander ab. Er hat daher eine objectivere, festere Natur. Das logische Verhältnifs der einzelnen Elemente der Rede ist für jeden Redenden dasselbe. Daher gehört die grammatische Betonung dem objectiven Bestande der Sprache selbst an.

Der grammatische Accent ist dreifach: Silben-, Wort-, Satzton. Der Satzton besteht in dem Hervorheben eines Satzgliedes vor dem anderen in zusammengesetzten Sätzen und

---

Nachdruck, Arsis, le frappé, gewesen sein sollte, so wäre der griechische Vers völlig unbegreiflich, unaussprechbar (S. 334). Lag aber der Accent in dem hohen Tone, so konnte im Verse ein schönes Ineinandergreifen von wechselnder Höhe und Tiefe und wechselndem Nachdruck statthaben. Durch solchen Accent mufste jedoch der Gesang ungemein beschränkt werden. S.

Perioden je nach dem logischen Verhältnifs dieser Satztheile. Der Wortton hebt im einfachen Satze das logisch wichtigere Wort hervor, z. B. das Prädicat über das Subject. Der Silbenton, vorzugsweise und im bestimmteren Sinne Accent genannt, zeichnet in mehrsilbigen Wörtern eine Silbe vor den übrigen aus, indem er sie mit besonderem Nachdruck hervorhebt. Nach dem Princip der Bedeutsamkeit, welches im Deutschen streng durchgeführt wird, mufs dies die Stammsilbe als Begriffssilbe sein.

Zugleich aber ist die Wirkung des Accents auch eine sinnliche. Indem nämlich eine Silbe eines Wortes vor den übrigen hervorgehoben wird, treten die Silben eines Wortes in ein dem Ohr vernehmbares Verhältnifs der Unterordnung zu einander, wodurch sie auch für die sinnliche Wahrnehmung zu einer Einheit verknüpft werden. Man vergleiche z. B. *Haus*, *Thür* und *Hausthür*; *Garten*, *Haus* und *Gartenhaus*. Jedes Wort kann, um als Einheit gefühlt zu werden, nur einen Haupt-Accent haben. Wohl aber kann es in längeren, zusammengesetzten Wörtern Neben-Accente geben.

Wenn wir nun folgendes Grundgesetz des Silbentons aufstellen: die bedeutsame Stamm- und Begriffssilbe wird durch den Ton über die Nebensilbe hervorgehoben, so erfordert die Thatsache, dafs Stammsprachen, wie die griechische und lateinische, sich von diesem Princip so sehr entfernen konnten, eine nähere Erörterung.

Das erste Hauptgesetz für die griechische und lateinische Betonung ist, wie im Deutschen, ein etymologisches, nämlich dafs der Accent auf die bedeutsamste Silbe des Wortes gelegt werde (Göttling, Allgemeine Lehre vom Accent der griechischen Sprache S. 14). Dies ist im einfachen Worte die Wurzelsilbe: *γράφω*, *légo*, *γράμμα*; in zusammengesetzten Wörtern das bestimmende Glied der Zusammensetzung: *ἐπίγραμμα*, *cólligo*; vergl. *Schriften*, *Inschriften*.

Dieses Gesetz aber erleidet in den alten Sprachen bedeutende Beschränkungen, welche auf den quantitativen Silbenverhältnissen beruhen und aus dem Streben nach rhythmischem Ebenmafs der Silben entspringen. Erstlich darf der Ton nicht über die antepenultima hinausrücken, weil eine betonte Silbe nicht mehr als zwei nachfolgende tonlose beherrschen und mit ihnen

im Gleichgewicht stehen kann. Wie in den Quantitätsverhältnissen eine lange Silbe den Werth von zwei kurzen hat, so besteht auch für den Ton das einfache Zahlenverhältnifs von 1:2. Kann daher der Accent wegen der gröfseren Silbenzahl nicht auf der bedeutsamsten Silbe bleiben, so wird er derselben möglichst nahe gelegt: *ἐπίγραμμα, ἐπιγράμματα, ἐπιγραμμάτων* statt *ἐπίγραμματων*. Dies gilt auch für das Deutsche. In vielsilbigen Wörtern aber treten Nebenaccente auf, hier und dort, jedoch mit dem Unterschiede, dafs der Hauptaccent im Deutschen sich immer nach der Bedeutung richtet, im Griechischen nach dem rhythmischen Verhältnifs abgeändert wird; z. B. *Ínschrĭftenkúnde, ἐπίγραμμᾰτιον*.

Eine weitere Bestimmung ist, dafs auch hier eine lange Silbe den Werth und die Wirkung von zwei kurzen hat; die griechische Sprache aber respectirt nur die ultima, nicht die penultima: *ἄνθρωπος* wie *πόλεμος*; aber *ἀνθρώπου*; die lateinische umgekehrt respectirt nur die lange penultima, nicht lange ultima: *dicimus, dicāmus, misĕrō*. Der Grieche nämlich eilte mehr auf die Schlufssilbe hin und liefs diese in ihrer vollen Quantität rein austönen. Der Römer liefs die Schlufssilben gleichgültiger fallen, indem er bei langsamerer, gravitätischer Aussprache die vorderen Silben des Wortes fester hielt und daher das Mafs der penultima deutlicher fühlte, als das der ultima. Für den Griechen verlor also die penultima, für den Römer die ultima an ihrem quantitativen Werthe und wurde in Beziehung auf den Accent zur irrationalen Länge. Die Endungen *αι, οι*, welche den Accent auf die drittletzte Silbe treten liefsen (aufser im Optativ), müssen für das Ohr des Griechen nicht den vollen Werth echter Längen gehabt haben, obwohl sie prosodisch für Längen galten.

Das lateinische Betonungsgesetz ist durch das Obige erschöpft. Bei den Griechen aber traten noch andere Veranlassungen zur Abweichung von dem Grundsatz der Tonlegung nach der Bedeutsamkeit derselben hinzu; nämlich 1) das Streben, verschiedene Bedeutungen oder Anwendungen eines Wortes durch den Accent zu unterscheiden; z. B. *Ἄξιός* als Nom. Propr. von *ἄξιος*; *μυρίοι* unzählige, von *μύριοι* zehntausend, vergl. *ungeheuer* und das *Ungeheuer*, *mifsfállen*, *Mifsfallen*. — 2) Viele Abweichungen sind nur scheinbar; denn es ist nicht der Nominativ, son-

dern der, oft schon verstümmelte, Wortstamm, welcher die Norm für den Accent abgiebt. Man sprach also τιμήεις, τιμῆεν, nicht τίμαεν, weil der Stamm mit einem Doppelconsonanten schlofs τιμηεντ, also die Schlufssilbe Positione lang war. Ebenso bei den Participien Praes. Act.: παιδεύων, παιδεῦον(τ); ὑπάρχων, ὑπάρχον(τ); ἐπιλέγον(τ). Merkwürdig sind in dieser Beziehung auch die dorischen Formen der 3. Pers. Plur. auf ον(τ): ἐλέγον, ἐτύπον, ἐφάσαν. (Mehr hierüber bei Curtius, Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnifs zur class. Philologie S. 15. 60. — 3) Ganz besonders zu merken ist das Streben nach Oxytonirung, welches in den jüngeren Dialekten eintritt: λιμήν, βωμός, σοφός, τιμή. Dem ältesten äolischen Dialekte, wie dem Lateinischen, ist diese Betonungsweise ganz fremd.

Höchst merkwürdig ist es aber, dafs nach den neuesten Untersuchungen über den sanskritischen Accent (O. Böthlingk, Ein erster Versuch über den Accent im Sanskrit*)) die sanskritische Betonung nicht nur überhaupt in mehren merkwürdigen Fällen mit der griechischen übereinstimmt, sondern namentlich auch in Hinsicht der Oxytonirung. Die einsilbigen Wörter werfen auch hier in den Casus obliqui mit Ausnahme des Accusativs den Accent auf die Casusendung; z. B. ποῦς, ποδός = *pat, padás*; ναῦς, νηός (νεώς) = *naus, návás*; aber νῆα = *návam*. Diese Betonungsweise gehört zu den dunkelsten Anomalieen; denn wollte man sagen, die Casus-Endung erhalte hier als bestimmendes Element ein abnormes Uebergewicht: so begreift man nicht, warum dies nur im Genitiv und Dativ, nicht auch im Accusativ geschieht. Die Sache erscheint durchaus als dialektische Entartung und findet sich gleichwohl schon im Sanskrit! Die Adjectiva auf *us*, griech. ύς, sind wie im Griechischen Oxytona: *swādús*, ἡδύς; *purús*, πολύς; *urús*, εὐρύς; *balús*, βαθύς. Auch die Endung *mas*, μος ist in beiden Sprachen vorzugsweise oxytonirt: *dhūmás*, θυμός; *gharmás* Sommer, θερμός (Curtius a. a. O. S. 22). — Hiernach scheint nun freilich die äolische und lateinische Barytonirung nicht ausschliefslich auf ein hohes Alter Anspruch zu haben. Es mufs vielmehr die Neigung zur Oxytonirung und dem Heraustreten aus dem organischen Betonungsgesetz nach der Verzweigung des ganzen

*) Aufrecht, De acc. comp. und Bopp, Accentuationssystem sind von dem Verf. noch nicht benutzt worden. S.

Sprachstammes gleichmäfsig im Sanskrit und im ionisch-attischen Stamm der Hellenen eingetreten sein; die Römer aber und der äolische Stamm der Hellenen widerstanden dieser nur in dem sinnlichen Lautgefühl, nicht in der geistigen Bedeutsamkeit gegründeten Tonlegung.

Uebrigens trifft die oxytonirende Betonungsweise im Allgemeinen nur die Nomina und zweisilbigen Partikeln, welche letzteren auch schon im Aeolischen oxytonirt waren, wie ἐπί, αὐτάρ (Göttling S. 29); in die wahren Verbalformen dringt sie nicht ein.

§. 153. Quantität und Accent. Rhythmik.

Aus allem Bemerkten erhellt zur Genüge, dafs Quantität und Accent zwei ganz verschiedene Elemente der Sprache sind, die nichts mit einander gemein haben, und wenn sie auch bestimmend und bedingend gegenseitig auf einander wirken, doch sehr wohl neben einander bestehen können, ohne einander zu beeinträchtigen, wie dies im Griechischen wirklich der Fall ist. Dehnung und nachdrückliche Betonung einer Silbe, Extension und Intension, ist zweierlei. In πόλεμος, θάνατος, *amo*, *lego*, *domus*, *modus* spreche man den ersten Vocal betont und dennoch kurz; ἄνθρωπος spreche man ohne Verkürzung des ω, wie *Grófsvāter*, *Almōsen*, *ábläden*; und in *ménsās*, *ménsīs*, *mŏdīs*, *mŏdōs* betone man die erste Silbe, ohne die letzte zu kürzen.

Die Quantität ist ein sinnlicheres, materielleres Element, als der Accent. Bei zunehmender Vergeistigung, bei mehr musikalischem oder auch verständigem, als plastischem, materiellem Charakter der Sprache, verlieren daher die Quantitäts-Verhältnisse an Bedeutung, und der Accent gewinnt ein Uebergewicht (s. S. 214. 239. 319). Dies zeigt sich besonders in dem verschiedenen Princip der Rhythmisirung der Sprache, welche theils in den materiellen Quantitäts-Verhältnissen, theils in den ideelleren Ton-Verhältnissen liegt, also auf Silben- oder Tonmessung beruht. Im Lateinischen zeigt in der ältesten Rhythmik der Accent noch bedeutenden Einfluſs; die spätere wird grācisirend, und der Quantität wird auf künstliche Weise die unbeschränkte Herrschaft gegeben. Die deutsche Sprache hatte ehemals eine sehr bestimmte Vocal-Quantität. Diese wird aber später völlig zerstört durch unbedingte Herrschaft des Tones. Wir unterscheiden zwar noch

lange und kurze Vocale; allein nicht der ursprünglichen organischen Quantität gemäfs, sondern mehr unter dem Einflufs des Tones stehend; und für die Rhythmik ist der Unterschied ohne Bedeutung. Die consonantische Position bleibt völlig unberücksichtigt. Für die Rhythmisirung der Sprache war auch im Altdeutschen der Ton von jeher das regelnde Princip.

Die Griechen sowohl als die Römer in ihrer Kunstpoesie haben ihre Verse durchaus nach der Quantität gebaut, aber beim Lesen derselben zugleich den Accent hören lassen, weil es widernatürlich gewesen wäre und den natürlichen Organismus der Sprache zerstört hätte, wenn sie in Versen andere Accente gelegt hätten, als in der prosaischen Rede, nämlich als die dem Betonungssystem der Sprache angemessenen. Wie widernatürlich wäre es gewesen, statt

μῆνιν ἄειδε θεά, Πηληϊάδεω Ἀχιλῆος, zu sprechen:

μήνιν ἀείδε θεά, Πηλήϊαδεώ Ἀχιλήος;

oder Soph. Philoct. 28, wo Odysseus fragt:

ἄνωθεν ἢ κάτωθεν, οὐ γάρ ἐννοῶ,

die beiden entgegengesetzten Wörter als Properispomena zu sprechen, wodurch der Gegensatz, welcher in den Stammsilben liegt, ganz verdunkelt wird *).

Im Neugriechischen wird die Quantität nicht mehr beachtet und der Accent Regulativ des Rhythmus; *ἄνθρωπος*, *Μίλητος* gilt als Dactylus. Diese Aussprache des Griechischen fing schon im 5. Jahrh. p. Chr. allmählich an, und war zu Anfang des 8. Jahrh. völlig ausgebildet; denn die versus politici, d. i. volksmäfsige, nach populärer Aussprache geregelte Verse, bei Joh. Damascenus, Tzetzes u. A. werden nach dem Accent gemessen.

§. 154. Wohllaut der Sprache. Rhythmus und Reim.

Der Ursprache können wir ein Streben nach Wohllaut nicht zuschreiben; in ihr ist die Bedeutsamkeit jedes Lautes alleiniges Gesetz. Mit der Desorganisirung der Sprache tritt das euphonische Princip auf (s. §. 91), verschieden je nach der Lauteigenthümlichkeit der Völker. Es wird verdrängt durch die Herrschaft der Abstraction, wie im Neudeutschen und Englischen;

*) Ich sehe nur die Möglichkeit nicht ein, wie man Rhythmus und Accent hätte sollen vereinigen können (s. Anmerk.*** S. 328). Hat man etwa *ἀείδε, Πηλῃάδεω, οὐλομένην, μύρι Ἀχαιοῖς, ἔθηκεν* gesprochen? S.

andererseits findet es aber auch um so freieren Spielraum, je weniger die symbolische Bedeutung des Lautes gefühlt wird, wie in den romanischen Sprachen.

Von dem relativen Wohllaut der einzelnen Sprache, welcher auf dem individuellen Wohllautsgefühl der verschiedenen Nationen beruht, mufs man den absoluten Wohllaut unterscheiden und dafür bestimmte allgemein gültige, wissenschaftliche Kriterien suchen.

Der Wohllaut entsteht erstlich durch die Verhältnisse, die Mischung, die Verbindungsweise der Sprachlaute nach ihrer materiellen Substanz, Wohllaut im engeren Sinne oder Euphonie*); ferner aber durch die Verhältnisse der ideelleren accidentellen Elemente, Quantität und Accent: Eurhythmie, Wohlbewegung oder Ebenmafs der Sprache.

Wo, wie z. B. im Französischen, keine wahre Silbenquantität mehr besteht, und das Accentuationsgesetz nur ganz einförmig ist, kann ein Numerus der Rede im vollen Sinne des Wortes kaum stattfinden, zumal auch die Wortstellung so gebunden ist, dafs man sie nicht nach rhythmischen Rücksichten abändern kann. Der Numerus kann sich hier nur in der Wahl von Wörtern verschiedener Länge und deren Anordnung zeigen und in der darauf beruhenden sinnlich wahrnehmbaren Abrundung der Sätze. Die vollkommenste Eurhythmie zeigt die griechische Sprache, wo Quantität und Accent in vollkommenster Reinheit neben einander bestehen, der Accent in der mannigfaltigsten Weise nach rhythmischen Gesetzen geregelt wird, und der Formenreichthum die gröfste Freiheit der Wortstellung erlaubt. Im Deutschen liefse sich die Rede wohl noch numerös gestalten. Den meisten Schriftstellern und Rednern fehlt nur Sinn und Gefühl dafür. Die numeröseste Prosa ist offenbar die Göthesche. Im Deutschen kommen für die Eurhythmie nur die Tonverhältnisse in Betracht. Die betonte Silbe mufs mit einer oder zwei tonlosen oder nebentonigen wechseln. Die Häufung von betonten oder tonlosen Silben oder von Wörtern mit gleichem Rhythmus ist übellautend.

Die euphonische und eurhythmische Gestaltung der Sprache wird aber auch von dem Inhalte der Rede und der Gattung der Sprachdarstellung bedingt. Die prosaische Rede hat sich im

*) Man verwechsele nicht Wohllaut mit Weichlichkeit. A. d. V.

Allgemeinen auf die Vermeidung des Uebellautes zu beschränken. Nur die oratorische Prosa verlangt den Numerus. Die Poesie dagegen verlangt eine ideale, d. h. eine von der Idee der Schönheit durchdrungene Form.

Die poetische Sprachgestaltung erstreckt sich theils über die ideelleren Elemente der Sprache, Quantität und Accent; theils über den Lautstoff selbst. Im ersten Falle entsteht entweder der quantitative, plastische Rhythmus, oder der qualitative, accentuirende. Letzterer hat einen mehr innerlichen geistigen Charakter, entsprechend der verschiedenen Grundrichtung der modernen Poesie im Gegensatz zur antiken. Wird der Lautstoff selbst poetisch gestaltet, so geschieht es durch den Gleichklang, eine materielle Lautähnlichkeit. Der Gleichklang der Anfangsconsonanten nahe stehender Wörter giebt die Allitteration (Stabreim), wie in der ältesten germanischen, besonders skandinavischen Poesie; der blofs vocalische Gleichklang ist die Assonanz (besonders im Spanischen); ist er vocalisch und consonantisch zugleich, so entsteht der Reim.

Wie tief der Gleichklang in der Natur gegründet ist, zeigen Sprichwörter und volksthümliche Redensarten, wie: *Wind und Wetter, Nacht und Nebel, über Stock und Stein, gäng und gebe, Geld und Gut, Haus und Hof, Haut und Haar, mit Mann und Maus, in succum et sanguinem vertiren; Borgen macht Sorgen, Ehestand Wehestand, heute roth morgen todt, Lug und Trug, Sack und Pack, Gut und Blut, Dach und Fach, schalten und walten* u. s. w. Auch für rhetorische Zwecke werden solche Gleichklänge mit Glück angewandt, in ausgedehntester Weise bei den Arabern, z. B. bei Hariri, der uns durch die treffliche Rückertsche Nachbildung zugänglich gemacht ist. Die Häufung von Gleichklängen in der Prosa artet aber leicht in ein eitles Spiel aus und wird geschmacklos, wie bei Abraham à Santa Clara.

Je weniger sich mit dem Gleichklang anderweitige Regelung des Verses nach Ton und Silbenzahl verbindet, um so weniger kann er entbehrt werden. Französische reimlose Verse wären ungereimt. Im Neudeutschen ist der Reim dem Verse weniger wesentlich; wir können antike quantitirende Verse mit Glück nachbilden. Wo aber der Rhythmus rein quantitativ ist, wäre der Reim fehlerhaft. Gereimte Hexameter (Leoninische Verse) sind eine Ausgeburt späteren Ungeschmacks. Die Gleich-

klänge bei alten Dichtern, bei Aeschylus, Plautus, der besonders Allitteration liebt, sind kein wesentliches Ingrediens der poetischen Redeform, sondern eine rhetorische Figur, ein Wortspiel.

Am frühesten findet sich der Reim im Orient, namentlich bei den Arabern, auch in der hebräischen Poesie des Mittelalters. In Europa trat er nicht nur in die Poesie der neueren Sprachen ein, sondern auch in die neugriechische und lateinische, sobald die Verse nicht mehr nach dem Silbenmafs gebaut wurden (in den ältesten christlichen Hymnen): ein deutlicher Beweis, wie die accentuirende Rhythmik und der damit zusammenhängende Reim unter dem Einfluſs der gröſseren Innerlichkeit und Gemüthstiefe steht, welche durch das Christenthum als ein neues die Welt im Innersten ergreifendes und umgestaltendes Princip erzeugt und genährt wird.

Seine tiefste Bedeutung, wenn auch nicht immer den vollsten Klang, hat der Reim im Deutschen; indem er nämlich durchaus die betonte Silbe treffen muſs, diese aber im Deutschen zugleich die bedeutsame Stammsilbe ist, so ist der Reim die höchste Steigerung des Princips der Bedeutsamkeit. Wie die vorzüglichsten deutschen Dichter dies gefühlt haben, s. bei Poggel, Grundzüge einer Theorie des Reims, 1834.

Die weitere Betrachtung aller dieser Verhältnisse im Einzelnen gehört in die Rhetorik und Poetik.

Anhang zur Lautlehre.

Die Schriftlehre.

§. 155. Begriff, Entstehung und Verbreitung.

Schrift ist im Allgemeinen Darstellung der in der Sprache hörbar entwickelten Vorstellungen und Gedanken durch stehende sichtbare Zeichen für das Auge; verschieden von der Darstellung der bildenden Künste, welche unabhängig von der Sprache einen geistigen Inhalt in sinnlicher Gestalt veranschaulichen.

Die Schrift ist eine Erfindung des menschlichen Verstandes *). Das Bedürfniſs nach ihr tritt erst nach Vollendung der

*) Dieser Anhang ist im Januar 1849 ausgearbeitet, und hat der Verfasser nach dem Erscheinen meiner Abhandlung: Die Entwickelung der Schrift 1852, durch

organischen Spracherzeugung ein; dann aber unabweislich für ein jedes Volk, das nicht im rohen Naturzustande verharrt, sondern durch Fortbildung der Naturverhältnisse zur sittlichen und geistigen Freiheit, und durch daraus entspringende weitere geschichtliche Entwickelung sich zu höherer Cultur erhebt.

Das Bedürfniſs der Schrift tritt zuvörderst mehr in dem Gesammtleben eines Volkes, als in dem Leben der Einzelnen hervor. Sie dient ursprünglich öffentlichen, allgemeinen Zwekken in Staat, Geschichte, Religion; Inschriften an Denkmälern, Weih-Inschriften an Tempeln und Heiligthümern aller Art, Aufzeichnung von Regenten- und Priester-Reihen, Gesetze, Religionsurkunden sind die ältesten schriftlichen Monumente. — Selbst für diese öffentlichen Zwecke aber finden wir bei den Griechen die Schrift verhältniſsmäſsig spät angewendet. Manche Inschrift war schon im Alterthum untergeschoben oder wurde in frühere Zeit hinaufgerückt; z. B. die mit kadmeischen Buchstaben geschriebenen Epigramme, welche Herodot (V. 59 ff.) im Tempel des ismenischen Apollo in Theben fand, angeblich aus den nächsten Generationen nach Kadmus, rühren aus viel späterer, nachhomerischer Zeit her (s. Wolf, Prolegg. p. LV.). Lykurgs Gesetze waren noch nicht geschrieben; viel weniger denn die Gesetze des Minos, die der Miſsverstand späterer Zeiten sich geschrieben dachte (s. Clem. Alexandr. Strom. I, p. 309 u.; Pseudo-Platon Minos p. 320 c.). Die ersten geschriebenen Gesetze der Griechen, von denen wir wissen, sind die des Zaleucus bei den Epizephyrischen Locrern in Unteritalien (nach Euseb. Ol. 29. = 664 a. Chr.); dann Drakons Gesetze in Athen (Ol. 39) und die des Solon (Ol. 46 = 594) *βουστροφηδόν*, auf hölzernen Tafeln.

Die allgemeine Verbreitung der Kenntniſs der Schrift in einem Volke geschieht sehr allmählich, und erst wenn zugleich bequeme Schreibmaterialien vorhanden sind, wird die Schrift alltäglich und auch für Privatzwecke angewandt. Bei Homer wird sie nicht erwähnt; alles wird unmittelbar mündlich, per-

andauernde Krankheit abgehalten, nicht mehr Gelegenheit gehabt, auf denselben zurückzukommen. Ich verweise hier auf meine genannte Arbeit im Ganzen zur Ergänzung und Modification des oben Vorgetragenen. Der Verfasser hat mir mündlich und schriftlich seine Uebereinstimmung mit meinen Grundgedanken ausgesprochen, namentlich mit der inneren Schriftform und der Beschränkung des Satzes, daſs die Schrift eine Erfindung des Verstandes sei. S.

sönlich oder durch Boten abgemacht; schriftliche Mittheilung, Briefe kennt man noch nicht.

Auch der Gebrauch der Schrift für die Erzeugnisse dichterischer Thätigkeit gehört einer späteren Periode an. Für die Poesie bedarf es ursprünglich nicht der Schrift, die dem begeisterten Sänger mehr ein Hindernifs als ein Förderungsmittel sein würde. Selbst die höher gebildete Kunstpoesie ist in ihrem Ursprunge, wenn auch geschrieben, doch nicht auf Leser, sondern auf Hörer berechnet. Homer und Hesiodus oder die Dichter der unter diesen Namen begriffenen Werke müssen wir uns (nach den neuesten Untersuchungen) allerdings schreibend denken; aber nicht für Leser, sondern zur Fixirung ihrer Dichtungen und zum Memoriren für die Rhapsoden. Eben so die ältesten Dramen (Thespis in der Solonischen Zeit).

Für die prosaische Litteratur aber ist der geläufige Gebrauch und die verbreitete Kenntnifs der Schrift allerdings nothwendige Voraussetzung. Die älteste Gattung prosaischer Litteratur ist die Geschichtschreibung, die sich einerseits der epischen Poesie, andererseits der Aufzeichnung wichtiger geschichtlicher Thatsachen und Acta von Staatswegen unmittelbar anschliefst. Der Geschichtschreiber ist Schriftsteller und schreibt für Leser. Indessen hat wohl auch er in frühesten Zeiten sein Werk ganz oder theilweise dem versammelten Volke vorgelesen. Man denke an Herodots berühmte, vielfach bezweifelte, Vorlesung in Olympia.

§. 156. Wirkung der Schrift auf die Sprache.

Aber auch für die vollendete Ausbildung der Sprache an und für sich, abgesehen von ihrer litterarischen Anwendung, ist die Schrift ein wesentliches Erfordernifs. Erst mit der Schrift und durch dieselbe wird die Sprache zu einer gebildeten. Dieser rückwirkende Einfluss der Schrift auf die Sprache liegt besonders in folgenden Momenten:

1) Die Schrift vollendet erst die in der Aussprache oft unklare und verschwimmende Gliederung der Sprache, indem sie Worte und Laute scheidet und darstellt. Der Sprechende gewöhnt sich, dasselbe Lautzeichen durch denselben Laut und zwar in seiner ganzen Schärfe und Reinheit zu sprechen. In den blofs gesprochenen Sprachen und Mundarten entstehen trübe

und unreine Mischlaute, für welche die Schriftsprache kein Zeichen hat (§. 97).

2) Indem die Schrift das verhallende Wort fixirt, sichert sie zugleich die etymologische und grammatische Wortform. Die bloſs gesprochene Sprache ist in einem ununterbrochenen Flusse der Veränderung begriffen ohne irgend einen sicheren Halt. Die Schrift hemmt diesen Fluſs, ohne die weitere Entwickelung der Sprache völlig zu stören, welche nun ruhiger und besonnener ihren Gang geht. Die Schrift wehrt der Verwilderung. Zum Beweise kann die Vergleichung der hochdeutschen Schriftsprache mit den deutschen Volksdialekten dienen. Der Niederdeutsche hat gar keine Substantiv-Declination mehr, der Oberdeutsche nur wenig Ueberbleibsel derselben, und die Casusbegriffe werden in beiden Mundarten, besonders im Niederdeutschen, vielfach verwechselt und verwirrt, weil sie nur noch unklar im Sprachbewuſstsein liegen.

3) Das Bewuſstsein über die Natur der Sprache wird durch die Schrift wesentlich erhöht und damit der theoretischen Sprachbetrachtung der Weg gebahnt. Indem das Wort in der Schrift eine sichtbare Gestalt gewinnt, wird es möglich, dasselbe zum Object der Betrachtung zu machen.

Mehr über den Einfluſs der Schrift auf die Sprache bei Humboldt: Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau. Akad. Abhdlg. 1824.

So ist also die Schrift, wenn auch nicht ein nothwendiges Naturproduct des Menschen, doch für die höhere Vollendung, Reinheit und Bildung der Sprache und des menschlichen Geistes durch die Sprache allerdings nothwendig. Sie ist eine wesentliche Ergänzung der Sprache, der Schluſsstein des ganzen Sprachgebäudes. Darum muſs aber auch das besondere Schriftsystem mit der besonderen Sprache, welche dadurch dargestellt wird, in einem wesentlichen inneren Zusammenhang stehen. Die Art der Schrift hängt von der Beschaffenheit der Sprache, dem Grade ihrer Vollkommenheit, und noch ursprünglicher von der eigenthümlichen Sprachanlage der Nation ab. Es ist nicht zufällig, daſs die Chinesen nur eine Wort- oder Begriffsschrift, andere Völker Silbenschrift, andere endlich alphabetische Buchstabenschrift entwickelt haben. Auch eine von aufsen eingeführte Schrift muſs der Sprache erst accommodirt und danach

vielfach modificirt werden; wo dies nicht geschieht, da bleiben allerlei Divergenzen zwischen Laut und Buchstaben.

§. 157. Die Schriftarten.

Zunächst nur kurze Angabe der verschiedenen Schriftarten ohne näheres Eingehen auf die historisch entwickelten Schriftsysteme.

Die Schrift kann die in der Sprache entwickelten Vorstellungen entweder unabhängig von ihrer sprachlichen Lautform darstellen: ideographisch; oder durch Bezeichnung der Laut-Elemente, aus denen das Wort besteht, welches die Vorstellung in der Sprache darstellt: phonographisch. Auch die ideographische Darstellung der Gedanken ist Schrift, sofern sie die Entwickelung des Gedankens in der Sprache zur Voraussetzung und Grundlage hat und die Vorstellungen nur bezeichnet, wie sie in der Sprache als Wort Gestalt und Dasein gewonnen haben.

Diese beiden auf ganz verschiedenem Princip beruhenden Schriftarten unterscheiden sich nun aber mehrfach in sich. Die erstere ist 1) eigentliche, kyriologische Bilderschrift, d. i. unmittelbare Abbildung der vorzustellenden Gegenstände: figurative oder mimetische Schrift; 2) symbolische Bilderschrift, uneigentliche Anwendung der abgebildeten sinnlichen Gegenstände auf unsinnliche Begriffe oder Abstractionen; 3) Zeichenschrift, sematische, oder Chiffre-Schrift, ohne erkennbaren Zusammenhang des Zeichens mit dem Bezeichneten; also rein abstracte Begriffsschrift. Die phonographische Schrift ist entweder Silben- oder Buchstabenschrift. Die historisch gegebenen Schriften sind oft aus den genannten gemischt.

Die Bilderschrift ist natürlich älter als die Lautschrift. Sie giebt ein Bild der Vorstellung, eine sichtbare Gedankendarstellung neben der hörbaren, als eine eigene Sprache für das Auge. Sie lenkt also den Geist vielmehr von der Sprache ab auf einen anderen Weg des Gedankenausdrucks, statt die Bildung der Sprache zu vollenden. Sie ist darum auch mehr oder weniger unabhängig von der besonderen Sprache, und kann nach Uebereinkunft von allen Nationen verstanden werden, wie unsere Kalenderzeichen, Zahlzeichen, mathematischen und astronomischen Charaktere.

Ungeachtet der totalen und principiellen Verschiedenheit

beider Schriftarten ist gleichwohl die Buchstabenschrift grofsentheils aus Bilderschrift hervorgegangen, indem man Charaktere für Vorstellungen nach verändertem Princip als Lautzeichen beibehielt*).

Wir haben nun die wichtigsten vorhandenen Schriftsysteme nach jener Classification der Schriftarten im Allgemeinen zu ordnen und näher zu betrachten.

§. 158. Die ägyptische Bilderschrift.

Die alt-ägyptische Bilderschrift zeigt uns den allmählichen Fortgang von ideographischer zu phonographischer Bezeichnungsweise. Rein und ausschliefslich kyriologische Bilderschrift ist überhaupt nicht denkbar; sie würde in keiner Weise für die Darstellung des sprachlich entwickelten Gedankens genügen. Dazu mufs die Bilderschrift sofort tropisch werden, indem ein sinnlicher Gegenstand dient, eine ihn charakterisirende Eigenschaft oder Handlung in abstracto zu repräsentiren; z. B. das *Pferd* die *Schnelligkeit* oder das *Laufen*; der *Hund* die *Wachsamkeit*; der *Haase* die *Fruchtbarkeit* u. s. w. Dabei bleibt nun die Bedeutung des Bildes mehr oder weniger dunkel; das Bild ist mehrdeutig und geheimnifsvoll. Die symbolische Bilderschrift ist demnach Geheimschrift, nur den Eingeweihten zugänglich. Das Verständnifs der ägyptischen Hieroglyphen war ein Geheimbesitz der Priester (Diodor III, 3).

Man unterschied schon im Alterthum zwei ägyptische Schriftarten: 1) die heilige oder eigentlich hieroglyphische; 2) die Cursivschrift in zwei Unterarten: a) die hieratische oder Priesterschrift, b) die epistolographische oder vulgäre, demotische Schrift. Diese letzte Schreibart kommt erst in den Zeiten des Psammetich (Ende des 7. Jahrh. a. Chr., vergl. Brugsch, Grammaire démotique, p. 3) in Gebrauch. Alle drei Schriftarten finden sich bis zum 3. Jahrh. p. Chr. Seitdem herrscht die koptische Schrift, d. h. das griechische Alphabet, um sechs der demotischen Schrift entlehnte Charaktere vermehrt. Im 11. Jahrh. wird sie mit der koptischen Sprache von der arabischen Sprache und Schrift verdrängt.

*) Ueber diesen vom Verfasser nicht entwickelten Uebergang der Begriffsschrift in die Lautschrift s. meine Abhdlg. über die Entwickelung der Schrift. S.

Alle Arten der alt-ägyptischen Bilderschrift enthalten nun neben den figurativen und symbolischen auch phonographische Zeichen, deren Entdeckung das grofse Verdienst Champollions ist (Grammaire égyptienne). Das Bild einer Hand, ägypt. *tot*, steht mit phonetischer Geltung für *t*; der Adler, *achôm*, für *a*; beide Bilder zusammen geben also die Silbe *ta*. Dieses phonetische Element gelangt aber nicht zur alleinigen Herrschaft; auch wird nicht für jeden Laut ein bestimmtes Zeichen festgestellt, sondern derselbe Laut wird mannigfach dargestellt. — In der Cursivschrift werden die Bilder auf buchstabenähnliche Zeichen reducirt.

§. 159. Die chinesische Schrift.

Die chinesische Schrift ist eine reine, abstracte Zeichen- oder Begriffsschrift. Sie stellt die wurzelähnlichen einsilbigen Wörter, aus denen die ganze chinesische Sprache besteht, durch Charaktere dar, welche die Wörter nicht nach ihrem Lautstoff, sondern nach ihrer Bedeutung, also eigentlich die Begriffe bezeichnen, aber auch in keinem erkennbaren bildlichen und symbolischen Zusammenhang mit dem Begriffe stehen. Es sind willkürliche, abstracte Charaktere wie unsere Zahlzeichen. Ursprünglich aber liegen ihnen rohe Nachzeichnungen sinnlicher Objecte zu Grunde. Die grofse Menge von Begriffszeichen*) geht nämlich von circa 200 primitiven Zeichen aus, welche die Elementar-Symbole sind, woraus die übrigen Zeichen gebildet, und wonach dieselben classificirt und lexikalisch angeordnet werden; und diese Wurzelzeichen sind aus Bildern von Gegenständen entstanden.

Die chinesische Schrift ist also zugleich das System der chinesischen Begriffsentwickelung, und läfst uns tiefe Blicke thun in den Urzustand und die allmählich weitere Ausbildung des chinesischen Volkes (Abel-Rémusat, im Journal Asiatique II. p. 129). Aus den wenigen ursprünglichen Bildern entwickeln sich nun die complicirteren Zeichen für daraus abgeleitete oder

*) Das kaiserliche Wörterbuch enthält etwa 33000 Zeichen; es giebt jedoch viel mehr. Für die Zwecke der europäischen Philologie genügt ein Wörterbuch mit 15000 Zeichen, und wer chinesisch einigermafsen geläufig verstehen will, mufs 5000 Zeichen im Gedächtnisse haben, was weder übermäfsiges Talent, noch übermäfsige Anstrengung voraussetzt. S.

den Urbegriffen untergeordnete Begriffe durch charakteristische Zusätze. Dasselbe Zeichen für Metall z. B. bedeutet mit dem einen Zusatze Silber, mit dem anderen Eisen, Kupfer u. s. w.*).

§. 160. Lautschrift.

Die Silbe ist nur Lautelement des Sprachkörpers als solchen ohne begriffliche Bedeutung; also auch nicht durch ein Bild darstellbar. Mit der Silbenschrift also tritt das phonetische Princip auf. Sie läfst sich ohne grofse Unbequemlichkeit nur auf Sprachen mit sehr einfachen und also wenigen Silben anwenden.

Die Schrift der Japaner ist eine Silbenschrift, welcher die chinesischen Begriffszeichen zu Grunde liegen (s. §. 72). Schon im 8. Jahrhundert wurde eine Auswahl chinesischer Zeichen mit Abstraction von ihrer begrifflichen Bedeutung in abgekürzter Gestalt als Silbenzeichen zu einem Sillabar zusammengestellt, welches späterhin noch manche Veränderungen erfuhr. Wollen also die Japaner z. B. *arasuna* (d. i. Sand) schreiben, so drücken sie jede der vier Silben (*a* + *ra* + *su* + *na*) durch ein chinesisches Begriffszeichen aus, welches den entsprechenden Laut hat. Eine solche Silbenschrift war bei der grofsen Silbeneinfachheit der japanischen Sprache genügend, da die Zahl der verschiedenen japanischen Silben sehr eingeschränkt ist**). Das Hauptwerk über japanische Schrift, Sprache und Litteratur ist die Bibliotheca Japonica von Siebold und Hoffmann. Lugd. Bat. 1833—1841. gr. 4.

Die Sanskritschrift, das sogenannte *Dēwanāgarī*, d. i. Götterschrift, scheint ursprüngliche Lautschrift zu sein***). Sie unterscheidet Consonant und Vocal, und ist also einerseits rein alphabetisch. Andererseits aber ist sie zugleich sillabisch, indem sie die Silben als Elementar-Ganze behandelt. Daher inhärirt jedem Consonanten schon an und für sich der Grundvocal *a*, der, wenn er die Silben schliefst, gar nicht besonders

---

*) Diese Zusätze aber sind meist von phonetischem Werth; denn es ist in der That in der chinesischen Schrift ein sehr entschiedenes phonetisches Element, nur wenig und unregelmäfsig entwickelt. S.

**) Die japanische Schrift besteht aus 47 Zeichen, welche durch diakritische Punkte um etwas vermehrt werden. S.

***) und zwar semitischen Ursprungs, wie neuerdings Weber gezeigt hat (Zeitschr. d. d. morgenl. Ges. X, 3. S. 389). S.

ausgedrückt wird, und nur dann stillschweigend zurückgenommen wird, wenn ein anderer Vocal, der die Silbe schliefst, ausdrücklich bezeichnet wird. Daher wird ferner nicht streng das Princip befolgt, jeden einzelnen Laut in der Folge zu bezeichnen, wie er gesprochen wird; sondern z. B. der Vocal *i* wird dem Consonanten vorangestellt, welchem er in der Aussprache nachfolgt; oder der Consonant, statt ihm seinen Diphthongen folgen zu lassen, wird mit dessen aufgelösten Lauten umstellt. Diese Schrift geht also nicht eigentlich buchstabirend von Laut zu Laut, sondern sillabirend von einer Silbengruppe zur anderen über. — Im Tamulischen, einem neuen indischen Idiom*); wird der Consonant der Leib, der Vocal die Seele, und die Silbe „Seele und Leib" genannt; der Consonant allein auch der todte Buchstabe. — Die zahlreichen lebenden Idiome Indiens haben jedes seine besondere, wenn auch einander mehr oder weniger ähnliche Schrift**).

Das semitische Alphabet ist in seinem Entstehen ein Bilder-Alphabet. Die Buchstaben-Namen und Formen bezeichnen sinnliche Gegenstände, deren Benennung mit dem Laute anfängt, welchen das Zeichen darzustellen dient. Die Vocale werden noch sehr dürftig geschrieben.

Aus dem semitischen Alphabet ist durch Vermittlung der Phönicier zunächst das griechische hervorgegangen. Die Einführung der Buchstabenschrift bei den Griechen fällt in sehr frühe, mythische Zeit. Aeschylus (Prometh. 459 ff.) nennt den Prometheus, Andere den Cecrops, Orpheus, Linos, die Meisten den Kadmos (so Herod. V. 58), Einige den Palamedes (zur Zeit des trojanischen Krieges) als Erfinder. Diese widersprechenden Aussagen suchte man später zu vereinigen, indem man 15 bis 16 kadmeische Buchstaben annahm (*γράμματα Καδμήϊα* oder *Φοινικικά*), zu denen Palamedes die drei Aspiraten *φ*, *ϑ*, *χ* und das *ζ* hinzugefügt habe. — Durch eine phönicische Colonie mag das semitische Alphabet zunächst nach Böotien gebracht und dann, nachdem es bereits einige Aenderungen erfahren hatte, von

*) aber nicht indogermanischen Stammes, sondern der Urbevölkerung angehörig. S.

**) Sie sind alle blofs Töchterschriften einer und derselben Mutterschrift, von welcher auch das Dēvanāgarī stammt. Auch die Schriftzeichen der nicht indogermanischen Sprachen Vorder-Indiens und selbst der einsilbigen Sprachen Hinter-Indiens gehören zu dieser Familie. Nur das Annamitische hat sich die chinesische Zeichenschrift angepafst. S.

den Ioniern in Attika angenommen sein, mit den semitischen Namen der Buchstaben und in derselben Reihenfolge. Einige Zeichen aber, wie σαν, βαῖ, κόππα, entsprechend dem hebräischen *Ain*, *Waw*, *Koph*, gingen den Griechen entweder gleich anfangs, oder allmählich für den Gebrauch verloren; andere änderten ihre Bedeutung und mit dieser ihre Namen, wie das hebr. ה *he*, und ע *ain*, zwei Hauchlaute, welche in die Vocale ε und ο mit den Namen εἶ und οὖ verwandelt wurden. Dagegen kamen später neue Buchstaben hinzu; zuletzt um das Jahr 500 durch Simonides von Keos ξ, ψ, ω und η; und dieses zuerst von den Ioniern angenommene vollständige Alphabet von 24 Buchstaben (ἰωνικὰ γράμματα) wird in Athen erst im Jahre 403 a. Chr. unter dem Archon Eukleides von Staats wegen eingeführt. Näheres bei Bäumlein, Untersuchungen über die ursprüngliche Beschaffenheit und weitere Entwickelung des griechischen und über die Entstehung des gothischen Alphabets. 1833. Franz, Elementa Epigraphices Graecae 1840 im 3. Kap. der Einleitung. — In dieser Schrift, wie in allen später daraus entwickelten, bleibt der Unterschied von Consonant und Vocal und die sillabische Gliederung der Sprache unbezeichnet.

Aus dem griechischen Alphabet entstand entweder durch unmittelbare Uebertragung, die nach mythischer Tradition dem Evander zugeschrieben wird, oder wahrscheinlich durch Vermittlung des etruskischen Alphabets, welches nur eine Variation des griechischen ist, das lateinische, mit den bekannten Modificationen und mit Vertauschung der alten semitischen Buchstabennamen gegen einfachere, bloſs lautliche Benennungen. Die Etrusker sollen der Tradition nach die Schrift durch einen vertriebenen Korinthier Demaratos um 660 a. Chr. erhalten haben. Die Römer hatten vor dem Jahre 450 a. Chr. keine eigene Schrift. Dann aber verdrängte die römische Schrift auch die etruskische und wurde in ganz Italien herrschend.

Das griechische Alphabet einerseits und das lateinische andererseits sind nun die Grundlage für die Schriftsysteme aller anderen europäischen Sprachen (s. Grimm, Geschichte d. deutschen Sprache S. 155 ff.).

Die alten germanischen Völker hatten zwar schon in vorchristlicher Zeit ein Alphabet von 16 Buchstaben, die Runen, welche im skandinavischen Norden auch nach Einführung des Christenthums noch Jahrhunderte lang fortlebten. Sie sollen

vom alten Gott Odin stammen. Sie dienten in heidnischer Zeit zu Inschriften auf Monumenten (Runensteine) und zum Zaubergebrauch, aber nicht zu litterarischen Zwecken (Tacit. Germ. c. 2. 3. Annal. I. 88). Zwischen 1200—1449 werden sie in Büchern angewandt, aber auch noch zu Inschriften und dann durch die lateinische Schrift verdrängt. Merkwürdig ist, dafs in den Runennamen sich auch das akrophonische Princip der phonetischen Hieroglyphe findet*); obwohl die Zeichen selbst keine Bilder sinnlicher Gegenstände, sondern reine Lautzeichen sind, so werden sie doch mit Namen sinnlicher Gegenstände benannt, welche mit dem zu bezeichnenden Laut anfangen; z. B. das *f* heifst *fe* (Schaf), das *h* : *hagl* (Hagel), das *b* : *biarkan* (Birke).

Im 4. Jahrhundert bildete Ulfilas aus dem griechischen Alphabet mit theilweiser Benutzung des lateinischen und der Runen das gothische Alphabet von 25 Buchstaben, das jedoch keine weitere Verbreitung erlangte und mit dem Volk und der Sprache der Gothen selbst nach wenigen Jahrhunderten unterging.

Aus dem griechischen Alphabet bildete im 9. Jahrhundert Cyrill, der Apostel der Slaven, für die der griechischen Kirche anhängenden Slaven das Alphabet der altslavischen Kirchensprache, dessen sich noch heute die slavischen Völker in den Donauländern und die Russen mit unwesentlichen Umwandlungen bedienen. Neben diesem cyrillischen giebt es noch das glagolitische Alphabet (nach dem Namen eines Buchstabens *Glagola*), auch das hieronymitische genannt, weil man es nach unerweisbarer Annahme dem Hieronymus als Erfinder zuschrieb. Es giebt sich durch seine unbeholfeneren Schriftzüge als das ältere zu erkennen, und verhält sich zum Cyrillischen wie Uncialen zu Minuskelschrift. Cyrill hat es mit Benutzung des griechischen beinahe umgeschaffen. — Die zur römischen Kirche übergetretenen Slaven aber haben ihren Sprachen die lateinische Schrift angepafst, weichen aber in diesen Modificationen derselben von einander ab.

Die deutschen Völker der nachgothischen Periode, die Franken, Schwaben, Sachsen überkamen gleichfalls mit dem Christenthum die lateinische Schrift. Diese wurde von den Geist-

*) was sich aus der Allitteration der altdeutschen Poesie erklärt. Der Verf. hatte die neuesten Arbeiten über die Runen von Kirchhoff, Liliencron und Zacher nicht mehr benutzen können. S.

lichen, besonders in den Klöstern, eigenthümlich umgestaltet, gebrochen und geschnörkelt, woraus sich die gegenwärtige deutsche Druck- und Cursivschrift gebildet hat. Die romanischen Völker behielten die alterthümlichere Form. In Gallien sollen die Priester (Druiden) in ältester Zeit im Besitz der griechischen Schrift gewesen sein. Nach Cäsars Zeit wurde die lateinische Schrift dort allgemein verbreitet; so auch in Spanien und Britannien, wo man von einer früheren Schrift nichts weifs.

Es geht aus dem Bisherigen hervor, dafs die semitische oder phönicische Schrift die Mutter aller europäischen Schriftsysteme ist.

In Asien aber findet sich, aufser der indischen Schrift auf alten Denkmälern, noch eine andere Lautschrift, die Keilschrift, von welcher man mehrere Gattungen unterscheidet: die assyrische, auf Denkmälern in der Gegend des alten Ninive, die babylonische, beide noch nicht entziffert*); ferner drei verschiedene altpersische in den Trümmern des alten Persepolis, von denen eine alphabetisch und fast vollständig entziffert ist. Eine andere Gattung hält man für Silbenschrift; sie ist aber noch nicht entziffert.

§. 161. Orthographie.

Die Uebereinstimmung zwischen Aussprache und Schrift ist nur annäherungsweise möglich. Ein und derselbe Laut erleidet je nach seiner Stellung im Worte und seiner Verbindung mit anderen Lauten mancherlei Modificationen, denen kein Alphabet nachkommen kann.

Es giebt ein doppeltes Princip für die Orthographie: das phonetische und etymologische; keines darf einseitig verfolgt werden.

Die auffallendste Differenz zwischen Aussprache und Schrift tritt dadurch ein, dafs letztere fixirt ist, die Sprache aber sich unaufhörlich ändert. Diese Differenz mufs nun von Zeit zu Zeit immer wieder ausgeglichen werden. Für Stammsprachen, wie die deutsche, mufs das etymologische Princip, wo es mit dem phonetischen streitet, letzterem weichen. In secundären Sprachen dagegen, wie im Französischen und Englischen, ist die

*) In letzter Zeit hat man allerdings einen glücklichen Anfang dazu gemacht, und namentlich von Opperts Bemühungen läfst sich der beste Erfolg erwarten. S.

Desorganisation zu grofs, als dafs die Schrift blofs der Aussprache folgen könnte ohne Rücksicht auf die Etymologie. Es wäre nicht nur eine unbequeme, sondern das Sprachbewufstsein selbst verwirrende Orthographie, welche französisch durch *san* die Wörter *sang, sans, sens, sent, cent* schriebe (s. oben §. 94. 1).

Zweite Abtheilung.

Die intellectuelle Seite der Sprache.

§. 162.

Hierher gehören alle Sprach-Erscheinungen und Gesetze, welche den in der Sprache geäufserten Gedanken oder den geistigen Inhalt der Lautform angehen. Die Sprache erscheint hier nicht als Lautsystem, sondern als ein System von Begriffen und Denkbestimmungen.

Es giebt zwei sprachliche Lauteinheiten, welche als Ausdruck eines Geistigen auftreten: das Wort, als Zeichen eines Begriffes, und der Satz, als Ausdruck eines Gedankens. Hiernach zerfällt der intellectuelle Theil der Grammatik in die Lehre vom Worte und in die Lehre vom Satze. — Die Bedeutung der grammatischen Wortarten und Wortformen kann aber nur aus dem Begriff des Satzes entwickelt werden, und dieser mufs demnach schon in der Wortlehre aufgestellt werden (s. §. 112). Indessen hat das Wort doch aufser dieser grammatisch-syntaktischen Seite auch eine etymologisch-lexikalische; d. i. der Proceſs der Entstehung und Gestaltung des Wortes, d. h. die Wortbildung, und die materielle Bedeutung, der Inhalt des Wortes oder vielmehr die Entwickelung der ganzen Bedeutungsreihe aus dem ursprünglichen anschaulichen Sinne des Wortes. Von dieser Seite angesehen ist das Wort Element des Sprachstoffes, Sprachtheil; von jener Seite betrachtet ist es Element des Redeganzen, Redetheil, und unterliegt dem Proceſs der Wortbiegung (s. §. 53). Es ist aber nie zu vergessen, dafs durch den Proceſs der Wortbildung das Wort zugleich logisch begrenzt und zu einer bestimmten grammatischen Begriffsform gestaltet wird. Das Wort wird durch seine etymologische Gestaltung

zugleich grammatisch gestalteter Redetheil (das.). Auch der äufserliche Lautproceſs ist bei der Wortbildung und Wortbiegung nicht wesentlich verschieden; nur setzt letzterer in der Regel den ersteren voraus (das.).

Erstes Kapitel.

Wortlehre.

A. Wortbildung.

Die Hauptmomente der Wortbildung oder die Stadien des etymologischen Processes bezeichnen wir mit den Benennungen Wurzel, Stamm, Ableitung, Zusammensetzung (§. 53. 44—48. 62. 39).

§. 163. Wurzelvariation.

Der erste organische Bildungsproceſs, welchem die Wurzel unterworfen ist, noch vor der Bildung von Wortstämmen, ist die Variation der Wurzel, lautliche und zugleich begriffliche Abänderung der Wurzel, durch welche sie nicht aufhört Wurzel zu sein. Diese organische Wurzelvariation muſs als formative oder begriffliche sorgfältig unterschieden werden von dem bloſs historisch-phonetischen Lautwandel. Wir finden nämlich nicht selten die Erscheinung, daſs zwei oder mehre schwesterlich verwandte Wurzeln von wenig abweichender Lautform und synonymer Bedeutung entweder in einer Sprache oder auch in Sprachen eines Stammes neben einander bestehen. Sie stehen einander entweder völlig parallel als collaterale Wurzeln, oder die eine erscheint primär, die andere secundär.

Die Variation geschieht nun theils durch bloſse Abänderung eines oder mehrer Laute, z. B. *γλαφ*, *γραφ*, *grab* (parallele Wurzeln); *γλαφ*, *γλυφ*; *scalp*, *sculp* (die Form mit *a* ist primär, die mit *u* (*v*) ist secundär); — theils durch Lautzusätze: *trank* aus *trak* (niederd. *trecken* ziehen), latein. *trah*, also in sich ziehen; *sprak*, *sprach* von *brak*, *prah*, *brechen*; *spranc*, *sprang*, Erweiterung von *sprak*, auf- oder hervorbrechen, auseinanderfahren *). Die meisten Wurzeln von gröſserem Lautumfange sind

*) Ich war immer überzeugt, daſs diese Wurzel-Variation von Humboldt im §. 10 unter dem Namen „analogische Bezeichnung der Begriffe“ gemeint sei, und

als solche secundäre Wurzeln zu betrachten, wenn auch die zu Grunde liegende Urwurzel in der Sprache nicht mehr nachzuweisen ist.

Zweck der Wurzelvariation ist Modification oder Temperirung des Grundbegriffs der primären Wurzel, also Beschränkung des Wurzel-Inhaltes, nicht aber der Begriffsform derselben. Dadurch unterscheidet sich dieser Vorgang sehr bestimmt von der Stammbildung. *τυπ-τυπτ*, *φα-φαιν*, *βα-βαιν* sind Stammbildungen; denn hier wird durch den Lautzusatz nicht der Inhalt der Wurzel modificirt, sondern das formelle, etymologisch-grammatische Gebiet derselben beschränkt. Betrachten wir jetzt die Mittel, durch welche die Wurzel zum Stamme fortgebildet wird.

§. 164. Stammbildung durch Veränderung des Wurzelvocals.

1) Ablautung, d. i. Wechsel der Hauptvocale *a*, *i*, *u*, welche beiden letzteren denn auch zu *e*, *o* geschwächt werden, was vorzüglich im Griechischen geschieht. In dieser Sprache aber ist der Ablaut überhaupt ein weniger tief eingreifendes Bildungsmittel, nicht sowohl ein constituirendes Element der Wortform, als ein dieselbe begleitender, accessorischer Lautwechsel, mehr das lautliche Colorit der Sprache angehend, als geistig bedeutsam. Im Lateinischen zeigt sich der Ablaut wohl gar nicht. Im Deutschen ist er durchgreifend und das ursprünglichste Mittel der Stammbildung, selbst für grammatische Formen eines und desselben Wortes: Wurzel *brach*; Stämme *brich* (geschwächt *brechen*), *Bruch* (geschw. *gebrochen*); *λέγω*, *λόγος*; *ἔ-βαλ-ον*, *βολ-ή*, *βέλ-ος*; lateinisch *pello*, *pepuli*; *vello*, *vulsi* (wohl unter dem Einflusse des *l*). Die älteste Wortbiegung hat noch den Charakter der Wortbildung; die verschiedene Beziehungsform wurde ursprünglich als eine verschiedene Begriffsform aufgefaßt und durch einen eigenthümlichen Stamm dargestellt mit Veränderung des Wurzelvocals. Vgl. Grimm, Grammatik und

---

daſs dieser Proceſs es ist, welchem die semitischen Sprachen zu allermeist ihre dreiconsonantigen Wurzeln zu verdanken haben. Ich bemerke noch, daſs *scalp* selbst schon mit *γλαφ* zusammenhängt, also *sculpo* schon eine tertiäre Wurzel ist. Vergl. die Zusammenstellung der Wurzeln *scalp*, *γλαφ*, *glab*, *sculp*, *γλυφ*, *glūb*, *γραφ*, *grab*, lat. *scrof-a*, *scrob-s*, ahd. *scarf* (scharf), *σκαριφᾶσθαι* schröpfen, kerben, altn. *krabbi* (cancer), lat. *scab*, *κοπ*, *σκάφ-ος* u. a. bei Pott, Etymol. Forsch. I. S. 140. Und sollte man nun nicht noch weiter gehen dürfen und sanskr. *lup*, *rumpere*, *rauben*, *rapere*, *ἁρπάζειν*, *λεπ* (abschälen) hierherziehen? Vergl. meine: Grammatik und Psychologie S. 381. S.

Gesch. d. d. Sprache S. 293. 842 ff.; mein Lehrbuch I. S. 370 ff. und oben §. 143.

2) Trübung des Wurzelvocals, *a* und *i* zu *e*, *u* zu *o*. Diese ist in allen griechischen, lateinischen und deutschen Stämmen anzunehmen, welche *ĕ* oder *ŏ* zum Stammvocal haben, also *ten-e-o*, *ten-d-o*, Wurzel *tan*; *λέγω*, *lego*, Wurzel *lig* (oder *lag*); *rego*, Wurzel *rig*; *recht*, *richten*; *στέλλω*, *σταλ*; *φθέρο* (*φθείρω*), *ἐφθάρην*; *volo*, Wurzel *vul* (*vult*); *colo*, Wurzel *cul*; *flofs*, Wurzel *Flufs*; *bergen*, Stamm *birg* neben *barg*.

3) Verstärkung des Wurzelvocals; geschieht *α*) durch Dehnung des kurzen Vocals: *λήθω*, dor. *λᾱθω*, Wurzel *λαθ*; *τήκω* (*ἐτάκην*), *σήπω* (*ἐσάπην*), *τρῑ́βω*, *θλῑ́βω* (*ἐτρῑ́βην*, *ἐθλῑ́βην*); *făcio*, *fēci*; *capio*, *cēpi*; *ago*, *ēgi*; *fŏdio*, *fōdi*; *fŭgio*, *fūgi*; *ĕdo*, *ēdi*; *lĕgo*, *lēgi*. Wo im Lateinischen diese Verlängerung im Präsens auftritt, ist sie stehend durch die ganze Flexion: *dīco* neben *dĭcare*, *indĭcare*; *fīdo* neben *perfĭdus*, *fĭdes*, wie griech. *βούλομαι*, *δείκνυμι*. Im Neudeutschen sind die organischen Quantitäts-Verhältnisse durch den überwiegenden Accent der Stammsilbe zerstört, und fast alle ursprünglich kurzen Stammvocale unorganisch gedehnt. — *β*) Durch Diphthongirung oder Zulaut (Guna): *φεύγω* (*ἔφυγον*), *κεύθω*, *τεύχω*, *λείπω* (*ἔλιπον*), *πείθω*, erstarrt in *δείκνυμι*. In diesen Fällen ist ein zugefügter Vorlaut; ein Nachlaut ist in: *χαρ* — *χαίρω*, *φαν* — *φαίνω*, *τεν* (urspr. *ταν*) — *τείνω*, *ἀρ* — *αἴρω*. Diese Formen sind, wie Curtius (Die Bildung der Tempora S. 87 ff.) nachweist, durch Umspringen eines ursprünglich der Wurzel nachgeschobenen, ableitenden *ι* (sanskr. *ja*) entstanden, also aus *χαρ-ι-ω*, *φαν-ι-ω*, welches *ι* in der vocalisch auslautenden Wurzel deutlich an seiner Stelle sich zeigt: *δα* — *δαίω*, *να* — *ναίω*, *κα* — *καίω*, *κλα* — *κλαίω* (ursprünglich *καϝ*, *κλαϝ*, daher im Futr. *καύσω*, *κλαύσω*). — Im Lateinischen findet die Diphthongirung nicht statt, und das ableitende *i* bleibt an seiner Stelle in den Verben der 3. Conjugation auf *io*: *specio*, *morior*, *capio*, *facio*, *jacio*. Im Deutschen ist Guna oder Vorlaut häufig: *beifsen*, *Fleifs* (*befliſſen*), *greifen*, *gleiten*, *gedeihen* (*dick*, *dicht*), *reiten* etc.; und so auch in der Form von *iu* = *ευ*, welches später *ie* wird und heute blofs langes *i* ist: altd. *vliuzan*, *giuzan*, *sciuzan*, neud. *fliefsen*, *giefsen*, *schiefsen*. Eigenthümlich deutsch ist *uo*, später *ū*, aus dem wurzelhaften *a*: *graben*, *gruop*, *grub*; *schlagen*, *sluoc*, *schlug*; *wachsen*, *wuohs*,

wuchs. Dieses *uo* läfst sich nicht unmittelbar aus *a* entwickeln; es ist Auflösung des an gleicher Stelle sich zeigenden goth. *ô*, welches man aus *au* entstanden denken kann. — Man rechnet diesen Vocalwechsel im Deutschen gewöhnlich zum Ablaut. Er mufs aber theoretisch davon unterschieden werden.

§. 165. Stammbildung durch consonantische Verstärkung der Wurzel.

1) Verdoppelung des auslautenden Consonanten; im Deutschen sehr häufig: *schallen*, alt *scellan*, Wurzel *scal*; *schwellen*, *suellan*, Wurzel *sual*; *schwimmen*, *sinnen*, *wirren*; — häufig in Folge assimilirender Verbindung eines ableitenden *j* mit dem auslautenden Consonanten der Wurzel: *stellen*, *stellan* aus altd. *stal-j-an*; *nennen*, goth. *namnjan*, altd. *nemnan*, dann *nennan*; — oft aber erst im Neudeutschen durch Einwirkung des Tons: *bitten*, mittelhd. *biten*; *kommen*, ahd. *queman*, mhd. *komen*; — lat. *pello*, *cello*, *tollo*, *fallo*, *curro*, *verro*, *mitto*; — im Griechischen λλ, dialektisch auch ρρ und νν: σπέρρω, σπείρω; κτέννω, κτείνω (woraus erhellt, dafs diese consonantische Verstärkung im Grunde jener vocalischen gleichgeltend ist); und σσ (böotisch und neuattisch zu ττ verdumpft). Dieses λλ und σσ entspringt, wie Curtius überzeugend nachweist, aus der Verbindung eines auslautenden starren Zungen- oder Gaumenlautes mit nachfolgendem, ursprünglich ableitenden *i* (sanskr. *ja*, *j*); aus τj: λίσσομαι (λίτομαι), ἐρέσσω (ἐρετμός), πλάσσω (πλατύς); aus θj: κορύσσω (κεκορυθμένος); aus κ, χ, γ mit *j*: λεύσσω (λευκός), φρίσσω (πέφρικα), βήσσω (βήξ, βῆχός), πτύσσω (πτυχή), πράσσω (πέπραγα), τάσσω (ταγός). Aus δj, auch aus γj, wird gewöhnlich ζ statt σσ: ἕζομαι (ἕδος, *sedes*), ὅζω (ὀδωδα, *odor*), φράζω (πέφραδόν), σχίζω (*scindo*) — κράζω (κέκραγα), στάζω (σταγών), στίζω (στίγμα).

2) Anfügung eines der Wurzel fremden starren Consonanten, im Griechischen häufig eines τ: τίκτω (τεκ), πέκτω kämmen, Nebenform von πείκω, πέκω; nach β: βλάπτω (βλάβη), κρύπτω (ἔκρυβον); nach π: κλέπτω, κόπτω, τύπτω, κάμπτω; nach φ: βάπτω, ῥάπτω, θάπτω; — latein. *pecto*, *flecto*, *necto*, *plecto*; — im Deutschen ist diese Bildung nicht mehr erkennbar; *flechten*, *schlicht*; aber *schlagen* — *schlachten*, *tragen* — *trachten* u. dgl. ist Ableitung.

3) Anfügung oder Einschiebung eines Nasals (vergl. Curtius, Bild. d. Temp. S. 53 ff.):

a) Nasalirung im Inlaut, fehlt im Griechischen, häufig im Lateinischen *tango* (älter *tago*), *pango*, *frango*, *fingo*, *pingo*, *stringo*, *linquo* (Wurzel *liq* = λιπ, λείπω), *vinco*, *findo*, *scindo*, *fundo*, *tundo*, *cumbo*, *rumpo*; — im Deutschen: *denken*, *bringen*, *hangen* (altd. *hâhen*), *fangen*, (*fahen*), *sinken* (altd. *sîgen*, *seigen*, (fallen), Wurzel *sig*.

b) Im Auslaut: α) nach Vocalen: aus γα, τα wird γαν, ταν, γεν, τεν (cf. γέγαα, τατός, τάσις mit γέγονα, τόνος, γένω, τείνω). Jüngeren Ursprungs: πίνω, τίνω, φθίνω, φθάνω, δύνω (cf. ἔπιον, τίω, ἔφθιτο, φθάμενος, δύω) κρίνω u. s. w. In βαίνω, φαίνω verbindet sich die Nasalirung mit der Diphthongirung; so auch in τείνω (Wurzel *ta*, *tan*, *ten*). Im Deutschen: *ga*, *gan*, *gang* (altd. *gangan*) gehen (*gegangen*); *sta*, *stan*, *stand* (*standan*) neben *stân* stehen. Das *g* und *d* ist hier paragogisch, vergl. latein. *tendo* von *ten*, *tan*. β) Nach Consonanten: im Griechischen nur κάμνω, τέμνω, δάκνω; lateinisch *sterno*, *cerno*, *sperno*.

c) Hinzufügung ganzer Silben, nur im Griechischen: α) νε, να: ἰκνέομαι, κυνέω, πιτνέω, δαμνάω, κιρνάω u. s. w. β) αν, wobei gewöhnlich der Wurzelvocal noch überdies nasalirt wird: λαμβάνω, ἀνδάνω, μανθάνω, λανθάνω, τυγχάνω, λαγχάνω von λαβ, ἀδ, μαθ, λαθ, τυχ, λαχ; ausgenommen ἱκάνω, κιχάνω, wo die Dehnung des Stammvocals die Nasalirung ersetzt, und αἰσθάνομαι, αὐξάνω, οἰδάνω, βλαστάνω, δαρθάνω, wo die Stammsilbe bereits anderweitig stark belastet ist. Wechsel dieser Nasalirung mit Diphthongirung oder Dehnung in τυγχάνω — τεύχω, πυνθάνομαι — πεύθομαι, φυγγάνω — φεύγω, λανθάνω — λήθω, ἀνδάνω — ἥδομαι.

4) Reduplication: γίγνομαι statt γιγένομαι, πίπτω statt πιπέτω, μίμνω statt μιμένω, τίθημι, δίδωμι; *gigno*, *sisto* (ἵστημι statt σίστημι), *bibo*; wo die Reduplication erstarrt ist, wie auch in μιμέομαι, τιτράω, λιλαίομαι, τιταίνω, βιβάζω und besonders onomatopoetisch in Schallwörtern: λαλαγέω, καχλάζω, ἐλελίζω, ἀλαλάζω, βαμβαίνω, μορμύρω u. s. w.

Dies sind die wichtigsten Formen der Stammbildung, abgesehen von einzeln stehenden Fällen, wie μίσγω (von μιγ, μίγνυμι), *misceo*; ἴσχω von ἔχω, ἔσθω (homerisch für ἐσθίω von ἔδω, ἔδομαι, *edo*), wo ein σ verstärkend eintritt, und andern der Art. — Man mufs sich hüten, jede auf den ersten Blick ein-

fach scheinende Stammform für die Wurzel selbst zu nehmen; *φαν*, *χριν* sind schon erweitert aus *φα*, *χρι*, *tremo* aus *tre*, wie *terreo*, *terror*, *τρέω* beweisen. — Man muſs die abgeleiteten Stämme von den ursprünglichen unterscheiden. *φιλέ(ω)*, *τιμά(ω)*, *λόγο(ς)*, *fructu(s)* sind nur Stämme im Gegensatze zu den an sie tretenden beweglichen Flexionsendungen. In *ἔπος*, *opus*, *corpus* ist das ganze Wort Stamm: *ἔπεσ-ος*, *ἔπεος*; *corpos-is*, *corporis*; *opes-is*, *operis*.

§. 166. Der Bindevocal.

Die grammatische Differenzirung der Wörter als Redetheile ist durch die Stammbildung zwar angebahnt aber noch keineswegs vollendet. Zwar sind einzelne Stämme ausschlieſslich Verbal-, andere Nominal-Stämme, viele aber liegen in gleicher Form sowohl dem Verbum, als dem Nomen zu Grunde. — Alle Wörter nun, in denen die grammatische Formbezeichnung unmittelbar, d. i. ohne dazwischen tretendes Ableitungsmittel, an den reinen Stamm gefügt wird, nennen wir reine Stammwörter.

Das formbezeichnende Element läſst sich aber, besonders wenn es consonantisch ist und der Stamm gleichfalls consonantisch endet, nicht immer unmittelbar an den Stamm fügen. Der Auslaut der Stämme würde in Folge einer solchen unmittelbaren Anfügung vielfach verändert werden müssen, und der Stamm selbst dadurch wandelbar und unkenntlich werden. Dagegen strebt der Stamm sich zu sichern. Daher bedient sich die Sprache in den meisten Fällen eines zwischen Stamm und Endung tretenden vermittelnden Vocals, welcher ursprünglich weder etymologische noch grammatische, sondern rein phonetische Bedeutung hat. Dieser Bindevocal ist an sich immer kurz und vermöge seiner bloſs euphonischen Natur sehr wandelbar. Er begründet keine Ableitung und hebt die Einfachheit des Stammes nicht auf. — Nachdem aber der Bindevocal sich einmal gebildet hatte, wurde er allmählich als ein integrirender Theil der grammatischen Endung angesehen. Daher griff er weiter um sich und drang auch da ein, wo ihn das unmittelbare Bedürfniſs nicht erforderte (s. Curtius, Bild. d. Temp. S. 39 ff.). Es ist eine wichtige und oft schwierige Aufgabe der Etymologie, den Bindevocal von ableitenden Vocalen und somit die Stammform von der Ableitung genau zu unterscheiden.

Wir betrachten nun zunächst die etymologische Entstehung

der Stamm-Verba und der im ersten Stadium abgeleiteten und sodann der Nomina aus den Stämmen.

§. 167. Die Stamm-Verba.

Reine Stammwörter, deren Stamm sich unmittelbar ohne Bindevocal mit den Personal-Suffixen verbindet, sind im Griechischen die Verba auf *μι*, in denen zugleich die Personal-Endungen in ihrer ursprünglichsten Gestalt erhalten sind. Mit Ausnahme von *εἰμί* (ursprünglich *ἐσμί* Wurzel *ες* = *as*, sanskr. *asmi*) liegen ihnen sämmtlich vocalisch auslautende Stämme zu Grunde: *εἶμι* (Wurzel *i*, *ἴμεν*). In *τίθημι*, *δίδωμι*, *ἵστημι* tritt aufser der Dehnung des Wurzelvocals in einzelnen Formen noch die Reduplication des Stammes ein. — Im Lateinischen haben sich wenige Spuren dieser bindevocal-losen Conjugation erhalten, namentlich *sum* (*es-u-m*, wo der Bindevocal *u* ist; aber *es*, *es-t*, *es-tis*), ferner einzelne Formen der Verba *edo*, *volo*, *fero* (*fer-s*, *fer-t*), *eo* (*i-s*, *i-t*, *i-mus*). — Im Deutschen gehören hierher einige Formen anomaler Verba, namentlich von *sein*, die von den Stämmen *bi* (= *φυ*, *fu*) und *is* (= *as*, *es*) gebildeten: *bi-n*, altd. *pi-m*, *bi-st*; *i-st*; und von dem Stamm *si* = *is*: *sî-n*, *sî-t*, *si-nt*; von *gehen* und *stehen*, altd. *gân*, *stân*: *gâ-m* (*gâ-n*), *gâ-s* (*gâ-st*), *gâ-t*, *gâ-mes* (*gâ-n*), *gâ-t*, *gâ-nt*; ebenso: *stâm* (*stân*), *stâs* (*stâst*), *stât*; bei *thun* ist die reine Stammform nur scheinbar; im Altdeutschen ist es ein mit *o* abgeleitetes Verbum: *tu-on*, *tu-os*, *tu-ot* u. s. w.

Stammverba, welche den Bindevocal zu Hülfe nehmen, sind im Griechischen alle zweisilbigen (auch manche dreisilbige, wo schon der Stamm zweisilbig ist) Verba barytona, nicht blofs die mit consonantisch auslautendem Stamm, wie *λέγω*, *βάλλω*, *τύπτω*, sondern auch die zweisilbigen Verba pura, wie *τίω*, *λύω*, *δράω*; denn auch diese sind gröfstentheils der herrschenden Analogie gefolgt, obwohl der auslautende Vocal des Stammes den Bindevocal nicht erforderte; man hätte *λυμι*, *λυσι*, *λυτι* flectiren können. Im Lateinischen gehören hierher alle einfachen Verba der sogenannten 3. Conjugation, und im Deutschen alle starken oder ablautenden Verba, wie *lese*, *spreche*, *finde*. Der Bindevocal ist im Sanskrit *a*, im Griechischen *ε*, *ο*, im Lateinischen *i*, *u*, im Altdeutschen *i* und *a* oder *u*, im Neudeutschen *e*. Im Griechischen steht *ο* vor *μ*, *ν* und im Lateinischen *u* vor *n*: *τύπτ-ο-μεν*, *τύπτ-ε-τε*, *ἔ-τυπτ-ο-ν*; *leg-i-mus*, *leg-i-tis*, *leg-u-nt*.

§. 168. Erstes Stadium der Ableitung oder die Mittelform.

Ueberall wo zwischen den Stamm und die Endung ein Laut-Element tritt, das nicht als bloſs euphonischer Bindelaut gelten kann, findet streng genommen Ableitung statt. Tritt aber das Ableitungsmittel an den noch nicht zum Worte fortgebildeten Stamm, und hat es so geringe Selbständigkeit, daſs seine ableitende Kraft und Bedeutung gewöhnlich gar nicht gefühlt wird: so entsteht eine Art der Ableitung, welche wir die Mittelform nennen können, weil sie den Uebergang bildet zwischen der Stammbildung und der deutlich erkennbaren Ableitung, welche, der Zusammensetzung näher stehend, neue Wörter nicht unmittelbar von Stämmen, sondern von bereits gestalteten Stammwörtern bildet, so daſs die Ableitung in der bestehenden Sprache klar zu Tage liegt.

Im Griechischen gehören zu den Mittelformen die mehrsilbigen, d. i. mehr als zweisilbigen, Verba pura, mögen sie contractionsfähig sein oder nicht, auf *άω*, *έω*, *όω*, *ύω*, z. B. *τιμάω*, *ὁράω*, *φιλέω*, *ποιέω*, *ζητέω*, *μισθόω*, *μεθύω*, *κωλύω*. Das Ableitungsmittel sind hier die kurzen Vocale *α*, *ε*, *ο*, *υ*. Die Verba dieser Art sind übrigens etymologisch nicht alle von gleicher Natur. Bei einigen derselben ist namentlich das ε und *α* nur stammbildendes Element, wie in *ἱκ-νέ-ομαι*, *κυ-νέ-ω*, *δαμ-νά-ω*, *κιρ-νά-ω* (nach §. 165. 3) c.); bei anderen findet im Gegentheil deutliche Ableitung von Stammwörtern statt, denen jene Vocale *α*, *ο* angehören; z. B. *ἑστιάω* bewirthen von *ἑστία* Heerd; *πτερόω* beflügeln von *πτερόν*; *δηλόω* von *δῆλος*; *τιμάω* kann von *τιμή* abgeleitet sein; *τελέω* von *τέλος*, *κοσμέω* von *κόσμος* (*ο* in *ε* geschwächt wie in *τέλος*, *τέλε-ος* für *τέλεϑ-ος*); *ἀδικέω* von *ἄδικος*. Dies sind also echte Denominativa. In vielen Fällen aber ist der Vocal wirklich behufs der Verbalbildung unmittelbar an den Stamm tretendes Ableitungsmittel.

Im Lateinischen gehören zu diesen Mittelformen alle Verba der 1., 2. und 4. Conjugation, mit Ausnahme derer mit zweisilbigem Infinitiv, deren Stamm selbst vocalisch auslautet, wie *dă-re*, *stā-re*, *flē-re*. Bei *dare* tritt die Endung unmittelbar an den Stamm, daher ist das *a* kurz; bei den übrigen ist der Wurzelvocal mit dem Bindevocal contrahirt. Die ableitenden Vocale *a*, *e*, *i* sind an sich kurz, wie im Griechischen, werden aber lang durch die Verschmelzung mit dem Bindevocal, welcher hier ohne Bedürfniſs eintritt.

Die Ableitung dieser Verba verräth sich durch das Beharren des jedesmaligen Ableitungsvocals in der ganzen Flexion, während der bloſse Bindevocal wandelbar ist und durchgängig kurz bleibt. Vergl. *lego, legis* u. s. w. *legunt*; aber *docĕo, docēs, docĕt, docēmus* u. s. w. Wo der Ableitungsvocal kurz bleibt, geschieht es entweder, weil er neben dem Bindevocal steht, ohne mit ihm contrahirt zu sein, wie in *doc-ĕ-o* *), oder weil kein Bindevocal da ist, wie in *doc-e-t*, oder weil der Endconsonant *t* keinen langen Vocal vor sich duldet, sodaſs allerdings ideal ein *docēt* vorauszusetzen wäre, welches man unorganisch, durch rein phonetischen Einfluſs, in *docĕt* verwandelt hätte. Eben so verhält es sich mit *aud-ĭ-o, aud-ĭt, amăt*; *amō* aber ist aus *am-ă-o* contrahirt.

Im Griechischen zeigt sich hier regelmäſsige Contraction: vergl. *φιλῶ, doceo*; *φιλεῖς, docēs*; *φιλεῖ, docet*; *φιλοῦμεν, docēmus*; *φιλεῖτε, docētis*; *φιλοῦσι, docent.*

Im Gothischen und Althochdeutschen ist diese Verbalbildung noch deutlich erkennbar. Hier sind nämlich nur die ablautenden Verba unmittelbar von der Wurzel oder dem reinen Stamm ausgehende Primitiva (starke Verba); alle nicht ablautenden, schwachen, sind abgeleitet durch die Vocale *i* (vor Vocalen *j*), *o* und *e* (goth. *ai*). Auch hier sind die Ableitungsvocale ursprünglich kurz; *e* und *o* verschmelzen aber, wie im Lateinischen, mit dem Bindevocal und erscheinen daher als *ê, ô*. Daher enden im Althochdeutschen nur die starken Verba im Infinitiv auf *ăn (prehhan, lesan, graban)*, die schwachen, je nach dem Ableitungsvocal, auf *jan* (für *ian*): *nerjan*, goth. *nasjan* nähren; goth. *branjan*, altd. *brennan* brennen, transitiv; auf *ôn*: *salpôn* salben, *machôn* machen; oder auf *ên*: *habên, wachên*, wie latein. *habēre*. — Die einzige im Neudeutschen erhaltene Spur dieser Ableitung zeigt sich in den von ablautenden Verben gebildeten schwach-biegenden Causativen und Faktitiven, wo die Umlautung des Vocals der Stammsilbe durch Wirkung des ableitenden *i* der Endung entstanden ist: *fallen, fällen*, eigentlich *valjan*; *schwimmen*, Wurzel *schwamm*, *schwemmen* (für *swamjan, swemjan*); *trinken, trank, tränken*, goth. *tragkjan*, altd. *trankjan, trenkjan, trenchan*; *liegen, lag, legen*, goth. *lagjan*, altd. *legjan*;

*) *o* ist nämlich bloſs Bindevocal, und das Zeichen der ersten Person, *mi*, ist abgefallen; den Formen *doceo*, *τύπτω* liegen *doceomi*, *τύπτωμι* zu Grunde.
A. d. V.

sitzen, *saſs*, *setzen*, goth. *satjan*, altd. *sazjan*, *sezzan*. Das ableitende *i* hat also hier in dem Umlaute eine Spur zurückgelassen; der Umlaut ist nur scheinbar Wortbildungsmittel; die ableitende Kraft liegt in dem ausgefallenen *i*.

Die Bedeutung nun aber dieser Verbal-Ableitung besteht im Allgemeinen darin, daſs, während die reinen Stammverba den Verbalbegriff unmittelbarer, als bloſs subjectiven Vorgang oder auf die Sphäre des Subjects beschränkte Thätigkeit darstellen, also Intransitiva sind; jene Ableitung hingegen dem Verbalbegriff eine Beziehung nach aufsen hin über die Sphäre des Subjects hinaus ertheilt; sie leitet den Begriff hinüber auf ein Object, oder bewirkt überhaupt eine Erweiterung, eine Ausdehnung desselben, sei es nach aufsen oder auch nach innen. Im Deutschen namentlich sind die meisten primitiven, starken Verba Intransitiva, und die Transitiva haben in der Regel die schwache, abgeleitete Form. Auch im Griechischen und Lateinischen verhält es sich so. Man vergleiche z. B. *legare* mit *legere*, *monere* mit *meminisse*, *docere* mit *discere*, *terreo* mit *tremere* (vergl. Düntzer, Latein. Wortbildung S. 129 ff.). Besonders deutlich ist die factitive Bedeutung in der 4. Conj.; z. B. *finire*, *sopire*, *saepire*, *vestire*, *punire*, *partiri*.

Freilich aber ist das Princip keinesweges consequent durchgeführt. Es giebt auch Intransitiva auf *ire*, wie *venire*, *sitire*; und besonders drückt das ableitende *e* häufig einen dauernden Zustand, oder einen durch eine Thätigkeit bewirkten Zustand aus: *dolere*, *tenere*, *tacere*, *jacēre* als Folge des *jacĕre*, *sedere*, entgegengesetzt dem factitiven *sedāre*. Das *a* bildet fast nur Transitiva, meist von Nominibus, wie *curare*, *cavare*, *umbrare*, *firmare*. — Im Griechischen ist ein bestimmter Unterschied der Verba auf *αω*, *οω*, *εω* nicht fest ausgebildet. Der Ableitungsvocal ist überhaupt ursprünglich *α*, welches sich nur in *ο*, *ε* gespalten hat*); im Sanskrit enden diese Bildungen sämmtlich auf *ājâmi* **). Doch

*) Dieselbe Spaltung hat der Bindevocal erfahren, welcher ursprünglich *α* ist. Dieses *α* ist vor Nasalen *ο*, sonst *ε* geworden: *τύπτ-ο-μεν*, *τύπτ-ε-τε*. A. d. V.

**) Bopp, Vergleichende Grammatik §. 504 leitet die Verba auf *αω* und *εω* von den Sanskritformen auf *ajâmi* ab, wo *aj* das ableitende Suffix ist und den Bindevocal *a* hinter sich nimmt. Im Griechischen sei das *j* von *aja* ausgefallen und die beiden *a* hätten sich darauf zu *ᾱ* oder *η* verbunden; daher *φιλ-ή-σω* und äol. *φίλ-η-μι*. Durch den Zusatz des Bindevocals *ω*, *ο* sei *η* zu *ε* verkürzt; also *φιλέω*, *φιλέομεν*. Im Lateinischen, Althochdeutschen und Prâkrit wäre das letzte *a* von *aja* abgefallen, darauf *j* zu *i* geworden, und *a* + *i* zu *ē* zusammengezogen worden. Nach Curtius aber, Bild. d. Tempp. S. 120 sind jene Verba, besonders die auf *αω*

ist *οω* mehr transitiv und causativ, *έω* öfter intransitiv, und bezeichnet die Dauer (vergl. z. B. *πολεμέω* ich führe Krieg, *πολεμόω* ich verfeinde); *αω* steht zwischen beiden in der Mitte. *αω* schliefst sich meist an Nomina auf *α*, *η* an; *οω* meist an Nomina der zweiten Declination; *έω* dagegen ist völlig indifferent.

§. 169. Bildung primitiver Nomina.

So wie die Verba charakterisirt werden durch Anhängung der Personal-Endungen, so das Nomen durch Anfügung der Genus- und Casus-Endungen an den Stamm. Den reinen Nominalstamm ohne solche Endung stellt der Vocativ dar; er stellt nämlich den Nominalbegriff für sich hin aufser Zusammenhang mit anderen Redegliedern, und entbehrt daher der Casus-Zeichen, welche einen solchen Zusammenhang andeuten. In den wirklichen Sprachen jedoch fällt Vocativ und Stammform nicht immer zusammen. Daher müssen wir bei der Nominal-Bildung nicht den Vocativ, sondern den Nominativ zu Grunde legen.

Hier tritt nun vor der Unterscheidung der drei Genera vor allem der Unterschied des Lebendigen und des Leblosen hervor; nur werden nach phantastischer Anschauungsweise des sinnlichen Naturmenschen oft leblose Gegenstände als belebte dargestellt. Dann erst wird das Lebendige in männlich und weiblich geschieden.

Der sprachliche Charakter der als lebendig dargestellten Gegenstände ist ein an den Nominalstamm gefügtes *s*, der der leblosen *t* (S. 123. 118), beide verwandt mit demonstrativen Fürwörtern (Bopp a. a. O. S. 157). Durch die Hinweisung wird der im Stamm noch flüssige Wurzel-Inhalt gleichsam zum Stehen gebracht, fixirt als ein räumlich Daseiendes und dadurch substantialisirt. Der Wurzelinhalt empfängt dadurch seine formelle Bestimmung als Merkmalsbenennung eines Gegenstandes. Diese Endlaute haben also wesentlich dieselbe Bedeutung wie der Artikel der neueren Sprachen, welcher ebenfalls mit dem Demonstrativum zusammenhängt.

Das neutrale *t* hat sich nur in wenigen Fällen erhalten: *id*,

---

und *οω*, nicht wesentlich verschieden von Verben wie *μεθύω*, *βασιλεύω*, welche aus dem Nominalstamm ohne Zusatz durch unmittelbares Antreten der Personalendungen gebildet sind. Das *α* und *ο* jener Verba gehöre dem Nominalstamme an. Des Verfassers Ansicht scheint also eine mittlere zu sein, indem der Zwischenvocal *α*, *ε*, *ο* weder dem Nomen zugeschrieben, noch eigentlich auf Sanskrit *aja* zurückgeführt, aber doch als besonderes Ableitungsmittel angesehen wird. S.

illud, istud, quid, quod, aliud; im Oskischen lautete die Neutral-Endung *od*; das gothische starke Adjectiv *blind-s, blind-a, blind-ata*; das Pronomen *is, si, ita* (er, sie, es), *sa, so, thata*; im Althochdeutschen ist es zu *z* geworden: *plintaz, blindes*; *iz, ez, es*; *daz, das*. Im Griechischen kommt dieses *t* gar nicht vor; *τὸ* für *τοτ* = sanskr. *tat*.

In der Regel ist an die Stelle des *t* ein *m* oder *n* getreten, welches ursprünglich ein Accusativ-Charakter ist, in Folge einer begrifflichen Verwandtschaft zwischen dem passiven Object und dem unthätigen leblosen Neutrum. Das *t* hat etwas Stumpfes, Unlebendiges; das *m* drückt den Mangel eines positiven Geschlechts, oder das negative Geschlecht aus. In vielen Fällen aber, und in den deutschen Substantiven durchaus und von jeher, wird das Neutrum nur negativer Weise durch den völligen Mangel eines Genus-Suffixes charakterisirt.

Aber auch das *s* als Nominativ-Charakter der belebten Gegenstände ist vielfach verloren gegangen. Namentlich haben es die meisten Feminina im Griechischen und Lateinischen nach einem Vocal abgeworfen; und hier tritt nun der formale Unterschied der Masculina und Feminina ein. Das Femininum liebt vocalischen Auslaut und lange Vocale in den Endungen. Dies zeigt sich besonders in den Adjectiven dreier Endungen, sanskr. *as, ā, am*; griech. *ος, α (η), ον*. Aber auch die Masculina verlieren oft ihr *s*. Im Deutschen zeigt nur die gothische Sprache noch das *s* im Nominativ masculiner und femininer Substantiva mit consonantisch auslautenden Stämmen. Die Adjectiva und Pronomina haben es im Masculinum erhalten. Das Althochdeutsche hat es in den Substantiven gar nicht; und in den Adjectiven und Fürwörtern ist es *r* geworden: goth. *gôd-s, gôd-a, gôd-ata*, ahd. *guotêr, guotu, guotaz, guter, gute, gutes*.

§. 170. Völlig reine Stammwörter.

Völlig reine Stammwörter sind streng genommen die einsilbigen Nomina, welche den reinen Nominal-Charakter ohne dazwischen tretenden Vocal unmittelbar an den Stamm fügen. Dergleichen Nomina sind im Griechischen und Lateinischen nur in der 3. Declination. Hierher gehören im Griechischen:

1) mit vocalisch auslautendem Stamme: *κί-ς* (m. gen. *κι-ός*), *βοῦς* (eigentlich *βοϝ-ς*), *γραῦς* (*γρᾱ-ός*), *ναῦς*, *δρῦς*, *θώς* (Schakal);

2) mit consonantisch auslautendem Stamme; labial: φλέψ (φλεβ-ς), γύψ (γυπ-ς); dental: ποῦς (ποδ-ς), παῖς (παιδ-ς), πᾶς (παντ-ς), κλείς (κλειδ-ς), φως (φωτ-ς Mann); palatal: φλόξ (γ), θρίξ (χ), βήξ (χ), αἴξ (γ), σφήξ (κ), λύγξ (λυγκ-ς), νύξ (νυκτ-ς); mit Liquiden; ἅλ-ς, ῥίς (ῥίν-ς). Andere Nomina auf ν bleiben ohne Nominal-Charakter, wie φρήν, χήν. Ebenso die auf ρ auslautenden Stämme, θῆρ, χείρ, ψάρ, φώρ. — Neutra, negativ charakterisirt durch mangelndes Suffix, mit vocalischem Auslaut sind nicht vorhanden; mit consonantischem Auslaut: πῦρ, πᾶν (παντ); οὖς (gen. ωτ-ός), dor. ὦς, steht nicht für ὠτ-ς, sondern für ὦτ. Das stammhafte τ ist ς geworden; so auch φῶς (φωτ-ός) zusammengezogen aus φάος, und σταῖς (σταιτ-ός). Wenn man nicht annehmen will, dafs hier der Nominal-Charakter ς unorganischer Weise hinzugetreten ist, vor welchem dann τ ausfallen mufste. In ὁ μῦς ist das ς stammhaft und der Nominal-Charakter fehlt; der gen. μυ-ός steht für μυσ-ος = *muris*.

Im Lateinischen; mit vocalisch auslautendem Stamme nur *vis* (Stamm *vi*, wenn nämlich das *r* des Plural *vi-r-es* blofs euphonisch ist); *sus* und *grus*; — mit consonantisch auslautendem Stamme; labial: *urb-s*, *stirp-s*, *dap-s*, *scob-s*, *scrob-s*, *op-s*; dental: *pons*, *fons*, *dens*, *ars*, *pes*, *glans*, *vas* (für *pont-s* u. s. w., *vad-s*); palatal: *lex*, *rex*, *grex*, *dux*, *pax*, *lux*, *nux*, *nox* (für *noct-s*), *trux*; Halbvocale: *bo-s* (für *bov-s*), *nix* (*niv-s*); in *mus*, *ros*, *flos*, *ăs* (*assis*), ist das *s* stammhaft und der Nominativ-Charakter fehlt; bei langem Vocal geht *s* in den obliquen Casus in *r* über; bei kurzem Vocal wird es verdoppelt; Liquidae, ohne Nominativ-Charakter: *sōl*, *sāl*, *lăr* (nom. *lār*), *pār*; *Pān*, *splēn*, *fūr*, *vīr*. — Neutra, ohne Suffix: *ŏs*, *ōs*, *jūs*, aber *vās*, *vāsis*, plur. *vasa*, *fĕl*, *mĕl*, *vēr*. Häufig findet sich diese reine Stammform des Nomens in dem zweiten Gliede zusammengesetzter Wörter im Lateinischen: *re-dux*, *ex-lex*, *aedi-fex* (für *fax*, Stamm *fac*), *arti-fex*, *aru-spex* (Stamm *spic*), *ju-dex* (Stamm *dic*), *prae-ses* (für *sids*); *tibi-cen* (für *can*), *con-sul*.

§. 171. Nominale Mittelform.

Die durch hinzutretenden Vocal gebildeten Nomina stehen als nominale Mittelform, entsprechend den Verben auf ἄω, ἐω, *io* u. s. w., zwischen den reinen Stammwörtern und den eigentlichen Ableitungen, haben jedoch noch weniger als jene Verba

den Charakter der Ableitung und werden gewöhnlich als mit Vocalen bekleidete Stämme angesehen.

Der zu dem Stamm hinzutretende Vocal kann ursprünglich nur einer der drei Grundvocale sein *a, i, u*; durch Schwächung derselben aber tritt in den späteren Sprach-Epochen auch *e, o* ein; besonders geht *a* in *o* und *u, ā* in *ē, i* in *e* über.

1) Am nächsten stehen den reinen Stammwörtern die Formen auf *i*, welches namentlich im Lateinischen mehr den Charakter eines bloſsen Bindevocals hat. In diesen I-Stämmen tritt im Lateinischen oft *e* ein, und im Griechischen *ν*, in den Cass. obliq. *ε*.

Im Griechischen; Masculina und Feminina der 3. Declination auf ις, Gen. ιος, εως; im gemeinen Griechischen behauptet sich ι nur im Accusativ und Vocativ; z. B. πόλις, πόλιν, πόλι; μάντις, φύσις (εως); πῆχυς (εως). Neutra auf ι giebt es nicht, auſser etwa ὅσσι (= sanskr. *akschi*), wovon der Dual ὄσσε übrig; wohl aber auf ν: ἄστυ, εος. Ferner Adjectiva wie ταχύς, εῖα, ύ (Gen. ταχέ-ος), γλυκύς u. s. w.

Im Lateinischen; Masculina und Feminina der 3. Declination auf *is* und *ēs*, die im Genitiv um keine Silbe wachsen, wie *civis*, *aedēs*. Die auf *is* sind theils Masculina, theils Feminina; die auf *ēs* sämmtlich Feminina, daher der lange Vocal; auch im Sanskrit ist *ī* Suffix weiblicher Stämme. Manche Wörter schwanken zwischen *is* und *es*, wie: *aedis*, *apis*, *canis*, *felis*, *vulpes*, *fames*. Der stammbildende Vocal, *ĕ* nicht minder als *ĭ*, verschwindet in den Cass. obliq. vor dem Vocal der Biegungssilbe und in der Regel selbst vor dem Bindevocol; also Gen.: *civ-is*, *aed-is*, ganz wie *niv-is*, *reg-is*, Acc. *ci-vem*, *aed-em*, wie *reg-em* u. s. w. *). Nur in wenigen Wörtern behauptet sich ausnahmsweise das *i* im Accusativ: *sitim*, *navim*, *tussim* u. s. w.

Vergleicht man *piscis* mit goth. *fisks*, *navis* mit ναῦς, so zeigt sich die Unwesentlichkeit dieses *i*, und es erscheint als ein schon im Nominativ eingetretener Bindelaut (vergl. Weissenborn S. 30). Auch wechseln nicht selten die zweisilbigen Formen

*) Der Verfasser hat demnach so abgetheilt: Nominativ *civ-i-s* (*i* stammbildend, *s* Nominativ-Zeichen), Genitiv *civ-is* (ohne stammbildendes *i*; *is* Genitiv-Zeichen), *civ-e-m* (*e* Bindevocal, *m* Accusativ-Zeichen). Bopp dagegen (Vergl. Gramm. §. 151) sieht bloſses *m* als Accusativ-Zeichen an, vor welchem das stammbildende *i* zu *e* geworden sei, und theilt demnach ab: *cive-m*; und ebenso (das. §. 186) sei bloſses *s* Genitiv-Zeichen; also *civi-s*, vom Nominativ nicht unterschieden. S.

auf *is* oder *es* mit einsilbigen Stammformen, wie *ops* und *opis*, *scobs* und *scobis*, *trabs* und *trabes*, *stips* und *stipes*. — Die lateinischen Wörter dieser Classen behalten unorganisch das Nominativ-*s* auch im Vocativ bei.

Die Neutra haben statt *i* kurzes *e*, lassen aber das *i* vor den Endungen des Pluralis eintreten: *mar-ĕ*, *mar-is*, *mar-i-a*.

Hierher gehören Adjectiv-Stämme wie *brevis*, *dulcis*, *levis*.

2) Die A-Stämme sind doppelter Art: theils hat sich das ursprüngliche *a* erhalten oder ist in *ē* übergegangen; theils aber ist es im Griechischen *o*, im Lateinischen *u* geworden. Die erstere Art zerfällt wieder, je nachdem das *a* lang oder kurz ist.

a) Zu den Wörtern mit ursprünglich kurzem *a* gehören nur Masculina, im Lateinischen die der 1. Declination, wie *scriba*, *scurra*, *ad-vena*, *in-cola*, *agri-cola* u. s. w., welche das Nominativ-*s* verloren haben, indem sie der Analogie der Feminina dieser Declination folgten (Bopp, Vergl. Gramm. S. 137). Im Griechischen gehören hierher die Masculina der 1. Declination auf *ᾱς*, *ης*, wie *Βορέας*, *Ἑρμέας*, contrahirt *Ἑρμῆς*. Diese haben das ς erhalten, aber das *α* unorganisch gedehnt. Pott jedoch (Etym. Forsch. II, S. 339 f.) erklärt diesen langen Vocal aus einer Contraction. Die Wörter dieser Form sind übrigens, wie es scheint, sämmtlich sowohl im Lateinischen, wie im Griechischen wirkliche Ableitungen des zweiten Stadiums, von Verbal- oder Nominal-Stämmen. In den meisten ist auch diese Ableitung noch erkennbar, namentlich in den griechischen auf *της*, wie *κρίτης*, *ποιήτης*, *πολίτης* u. s. w., wo die ganze Silbe *τη* das Ableitungs-Suffix ist. Im Vocativ tritt mit Abwerfung des Nominativ-*s* der kurze Bildungsvocal *ᾰ* in der Regel wieder ein; hier zeigt sich also die reine Stammform, wie *πολῖτα* (aber *νεανίᾱ* wie alle auf *ᾱς*).

b) Das *ā*, *ē* gebührt ursprünglich nur den Femininis. Hierher gehören die Feminina der 1. Declination im Griechischen und Lateinischen. Sie werfen das Nominativ-*s* ab, und das *ā* ist im Lateinischen durchgängig verkürzt, im Griechischen theilweise erhalten, als *ᾱ* oder *η*: *χώρᾱ*, *σκιᾱ́*; *δίκη*, *τιμή*; aber *σφῦρᾰ́* (Hammer), *ῥίζᾰ́*. Der Vocativ bleibt hier dem Nominativ gleich. — Dagegen hat die lateinische Sprache in der 5. Declination, die nur eine alterthümlichere Nebenform der ersten ist, den ursprünglich langen Vocal in der Form *ē* bewahrt und daneben

sogar das Nominativ-*s*: *di-ē-s*, *fid-ē-s* (Bopp a. a. O. S. 141). Auch der Vocativ behält das *s* bei. Einige Wörter schwanken zwischen der 1. und 5. Declination, wie *canities* und *canitia*; *planities* und *planitia*; *materies* und *materia*.

Der Uebergang des *a* (welches im Sanskrit, Zend und Litthauischen erhalten ist) in griech. *o*, lat. *u*, ist eingetreten in den Wörtern der 2. Declination auf *ος*, *ον*, *us*, *um*. Die auf *ος*, *us* sind regelmäfsig Masculina (im Sanskrit ist *as* immer männlich), ausnahmsweise Feminina wie *ἡ νῆσος*, *ἡ τάφρος*, *fagus*, *alnus*. — Der Vocativ ist organisch ohne *s*, verkürzt aber *o*, *u* zu *ĕ*, und lautet bei den Neutris wie im Nominativ. — Hierher gehören auch die Adjectiva auf *us*, *ă*, *um*; *ος*, *ᾱ* (*η*), *ον*. Das lateinische Femininum hat also den Vocal gekürzt, das griechische nicht. Einige Substantiva haben dieselbe Motion: *θεός*, *θεά*; *deus*, *dea*; *δοῦλος*, *δούλη*. Dagegen unterscheiden einige griechische Adjectiva das Femininum nicht: *βάρβαρος*, *ον*; *ἥσυχος*, *ον*.

Es erhellt aus dem Bisherigen, dafs der Geschlechtsunterschied ursprünglich nicht durch die qualitative Verschiedenheit des Vocals bezeichnet wurde, da das *o*, *u* ursprünglich auch *a* war. Nur die Länge des *a* bezeichnete das Femininum. Die Spaltung des *a* in *a* und *o* oder *u* macht aber die Unterscheidung der Genera deutlicher (Curtius, Sprachvergleichung S. 34 f.).

3) Zu den U-Stämmen gehören die Wörter der lateinischen 4. Declination; Masculina und ausnahmsweise Feminina auf *ŭs*: *currus*, *gradus*, *manus*. Es sind grofsentheils wirkliche Ableitungen; so die Verbalia auf *tus*: *motus*, *ductus*. Neutra auf *ŭ*: *cornu*, *genu*. Der Vocativ ist wie der Nominativ. Dieses stammbildende ursprüngliche *u* ist viel beharrlicher als das aus ursprünglichem *a* entstandene der 2. Declination. Es wird nirgends von dem Vocal der Flexionsendung verdrängt; sondern absorbirt seinerseits im Gen. Sing. und Nom. Acc. Pl. den Flexionsvocal: *fructûs* statt *fructuis*, *fructues*. Die ganze Declination ist nur eine contrahirte Nebenform der dritten. Im Dativ und Ablativ Pluralis wurde später das *u* geschwächt; aus dem älteren *fructubus* wurde *fructibus*; in einigen Wörtern ist das *u* erhalten: *acubus*, *lacubus* u. s. w.

Im Griechischen gehören hierher die Wörter der 3. Decli-

nation auf ὖς, welche das *v* in den Cass. obliq. festhalten, als ὁ ἰχθύς, Gen. ἰχθύος, Voc. ἰχθύ *).

4) Im Griechischen giebt es einige Nomina, deren Stamm durch ω gebildet ist; es sind vorzugsweise Feminina, welche das Nominativ-*s* in der Regel nicht annehmen: ἡ ἠχώ, Gen. ἠχό-ος mit Verkürzung des ω, contrahirt ἠχοῦς; ἡ πειθώ; Σαπφώ u. s. w. **). Ausnahmsweise jedoch haben sie auch das ς: ἡ αἰδώς. Dieser Form schliefsen sich einige Masculina an, die das ω auch in den Cass. obliq. festhalten und daher nicht contrahirt werden: ἥρως, ἥρωος; πάτρως, *patruus*, μήτρως.

§. 172. Consonantisch auslautende Mittelformen.

Es werden aber auch durch consonantisch auslautende Silben nominale Mittelformen gebildet. Sie haben schon in höherem Grade als die durch den bloſsen Vocal gebildeten Stämme den Charakter der Ableitung: κόρυς, Gen. κόρ-υθ-ος; ὄρνῖς, Gen. ὄρν-ῖθ-ος, *miles*, Gen. *mil-it-is*. Viele Bildungen solcher Art sind wirklich Ableitungen des zweiten Stadiums. Wenn aber diese Nominalformen nicht von bereits fertig gebildeten Wörtern ausgehen und auf solche als ihre etymologische Grundlage zurückdeuten, sondern die stammbildende Silbe sich unmittelbar einem für sich unverständlichen, wurzelhaften Element anschlieſst, wie in den gegebenen Beispielen, sodaſs der Bildungsproceſs in der Sprache nicht mehr als Ableitung erkannt wird: dann müssen wir sie auch zu den Stämmen der Mittelform rechnen.

Der Stamm ist in den Bildungen dieser Art meist nur in den Cass. obliq. rein vorhanden, da er im Nominativ theils durch das *s*, theils durch Veränderungen des Vocals der Bildungssilbe unkenntlich wird. In einigen Fällen jedoch zeigt auch der Nominativ den reinen, vollständigen Stamm, der in den Cass. obliq. durch Laut-Abänderung oder -Wegwerfung entstellt ist. Die Form nun, in welcher der Nominalstamm vor den Endungen der Cass. obliq. auftritt, die also die Grundlage der Flexion ausmacht, nennen wir das Thema. Dieses kann mithin der Stamm selbst sein, kann aber auch davon abweichen, während der Nominativ den Stamm zeigt. Bei Adjectiven dieser Art müssen

*) ἡ ὀφρῦς, -ύος gehört eigentlich nicht hierher; denn in diesem Worte ist *v* Wurzellaut; ὀ-φρυ = sanskr. *bhru*, *Braue*. A. d. V.

**) Diese Wörter sollen nach Curtius bloſs abgestumpfte *v*-Stämme sein, wie sich denn ἀηδώ und ἀηδών neben einander findet(?). A. d. V.

wir das Neutrum zu Grunde legen, weil es den Stamm reiner zeigt, frei von den Verstärkungen und Zusätzen der Masculin- und Feminin-Formen.

§. 173. Stämme mit auslautendem *s*.

1) Die Neutra der 3. Declination auf *us*, ος (sanskr. *as*). Der Nominativ zeigt den reinen Stamm. Vor den Endungen der Cass. obliq. wird die Bildungssilbe im Lateinischen geschwächt zu *ŏr*: *corp-us*, *corp-or-is* (für *corp-us-is*); oder zu *ĕr*: *gen-us*, *gen-er-is*. Im Griechischen wird ο zu ε und das ς fällt aus: *γέν-ος*. *γέν-ε-ος*, contrahirt *γέν-ους*.

2) Adjectiva: im Lateinischen wohl allein *vet-ŭs*, *vet-er-is*; im Griechischen die Adjectiva auf ης, ες (vergl. Curtius, Sprachvergleichung S. 18): *σαφής*, *σαφές*. Zur Unterscheidung vom Neutrum ist im Nominativ der Vocal verlängert, der in den Cass. obliq. wieder kurz wird: *σαφ-έ-ος* (für *σαφ-ές-ος*), contrahirt *σαφοῦς*.

3) Substantiva masculina und feminina; im Griechischen einige Substantiva auf ης, εος = ους, die sich ganz den angeführten Adjectiven anschliefsen: *ἡ τριήρης* (eigentlich auch ein adjectivisches Wort und zwar eine deutliche Ableitung oder vielmehr Zusammensetzung); im Lateinischen einige einzeln stehende Substantiva: *Ven-ŭs*, *tell-ūs*, *Cer-ēs*, *cin-is* und *pulv-is* (wenn hier nicht etwa das *r* ursprünglich ist, welches im Nominativ nur dem Nominativ-*s* gewichen ist?); ferner *honōs*, *labōs*, *arbōs*, deren *s* später auch im Nominativ zu *r* erweicht wurde.

§. 174. Stämme mit auslautender Liquida.

Im Griechischen kommt *ν* und *ρ*, im Lateinischen auch *l*, in beiden Sprachen kein *m* vor. — Die Neutra zeigen im Nominativ den reinen Stamm ohne Declinations-Suffix und haben im Griechischen durchgängig kurzen Vocal. Die positive Geschlechtsform wird im Griechischen entweder durch das Nominativ-*s* charakterisirt, vor welchem die Liquida ausfällt, oder gewöhnlicher durch Verlängerung des Vocals der Bildungssilbe; im Lateinischen geschieht weder das eine, noch das andere, und werden somit die neutrale und die positive Geschlechtsform unorganisch vermischt.

1) Auslautendes *l*; *ăl*: ursprünglich *ăl*, *animăl*, Gen. *animăl-is* (eigentlich eine Adjectiv-Bildung mit dem Ableitungs-

Suffix *ālis*; also für *animāle*). — *il*: Masc. *pugĭl, mugĭl*; Adjectiv *vigĭl*.

2) Auslautendes *n*; *ăn*; griechische Adjectiva: Neutr. *μέλᾰν, τάλᾰν*; Masc. *μέλᾱς, τάλᾱς*, mit Ausstoſsung des *ν* und Verlängerung des Vocals; in den Cass. obliq. zeigt sich wieder der reine Stamm *μέλᾰν-ος*; — *ān*: Masc. *παιάν*, Gen. *παιᾶνος*; — *ĕn*: Neutr. *ἄῤῥεν*, Masc. und Fem. *ἄῤῥην*; Subst. Masc. *λιμήν*, Gen. *λιμέν-ος*; — *ēn*: *Ἕλλην*; — *in*: latein. im Nominativ zu *en* geschwächt: *pecten*; besonders in der Form *men*, Gen. *minis*, als Ableitungs-Suffix des zweiten Stadiums in Verbalien wie *fulmen, lumen, flumen, semen, tegmen*, auch *nomen* (von *novisse*), *carmen, flamen*. *Sanguis* hat ausnahmsweise das Nominativ-*s* angenommen und davor das *n* ausgeworfen, steht also für *sanguin-s*; — *īn*: *ἡ ἀκτίς*, später auch *ἀκτίν* für *ἀκτίν-ς*; Gen. *ἀκτῖνος*; — *ŏn*: griech. Adjectiva *πέπον*, Masc. und Fem. *πέπων*, Gen. *πέπονος*; Subst. Masc. *ὁ ἄξων, δαίμων*; Fem. *ἡ ἀηδών, εἰκών*. Im Lateinischen wird das *n* im Nominativ abgeworfen, und das *o* in den Cass. obliq. regelmäſsig zu *i* geschwächt: *homo, ordo, margo*, aber *Macĕdo, -ōnis*; *-ōn*: *ὁ χειμών, -ῶνος, λείμών*; *ἡ μήκων*; *leo, latro, carbo*. Hieran schlieſsen sich unter den Ableitungen des zweiten Stadiums die Feminina Verbalia auf *io* (eigentlich *ion*) an: *actio, ratio* u. s. w.

3) Auslautendes *r*; *ăr*: *τὸ ἔαρ, νέκταρ; jŭbar, Caesar*; — *ār*: *calcăr*, Gen. *calcāris*; — *ĕr*: *ὁ ἀήρ*, Gen. *ἀέρος*; *anser, uber* (Adject. und dann Subst.); in vielen hierher gehörenden Wörtern wird das *e* in den Cass. obliq. ausgestoſsen: *πατήρ*, Gen. *πατρός*; *pater, patris*; — *ēr*: *κρατήρ*; dieser Suffix *ηρ* oder vielmehr *τηρ* ist eigentlich Ableitungssilbe für Verbalia; — *ŏr*: *aequor, marmor, memor*; *ῥῆτωρ* (Suffix *τορ* für Verbalia); — *ōr*: latein. im Nominativ zu *ŏr* verkürzt, *amŏr, -ōris, liquor*. Dieser Form schlieſst sich das Ableitungs-Suffix *tor* und *sor* (*lector, cursor*) an; — *ŭr*, latein. Neutra theils mit Erhaltung des *u* in den Cass. obliq.: *sulfur, murmur* (eigentlich nur der reduplicirte Stamm ohne Suffix), theils mit Schwächung des *ŭ* zu *ŏ*: *ebur, -oris, femur, robur, iecur*: die Masculina erhalten das *u*: *augur, Ligur, turtur* (reduplicirter Stamm), und das Adj. *satŭr*.

§. 175. Stämme mit auslautender Muta.

Im Griechischen werfen die hierher gehörenden Neutra, welche sämmtlich einen dentalen Auslaut haben, denselben im

Nominativ in der Regel ab. Ausnahmsweise setzen sie an die Stelle des *τ*: *σ* oder *ρ*. Im Lateinischen giebt es nur zwei hierher zu ziehende Neutra: *caput* und *halec*. Die Adjectiva einer Endung behalten unorganisch auch im Neutrum das Nominativ-*s* bei: *caelebs, felix* u. s. w. Alle Masculina und Feminina dieser Art haben in beiden Sprachen regelmäſsig das Nominativ-*s*, mit welchem die auslautende Muta verschmilzt, wenn sie nicht ausfällt.

a) Auslautender Lippenlaut (im Griechischen mit *s* zu *ψ* verschmolzen): *ib*, latein. Adjectiv *caelebs*, Gen. *caelibis*; — *ῠβ*: *ὁ χάλυψ, -ῠβος*; — *ᾰπ*; *ἡ λαῖλαψ*; — *ῐp*: latein. Subst. masc. und fem. *adeps*, *-ĭpis* (*ceps* in den Adjectiven *princeps*, *particeps* ist reiner Stamm); — *ŏp* und *ōp* nur in Zusammensetzungen als Stamm: *Αἰθίοψ, -πος*, *Κύκλωψ, -ωπος*; — *ῐφ* nur in *κατήλιψ, -ῐφος*, das obere Geschoſs des Hauses, angeblich von einem dorischen Worte *ἤλιψ*, Schuh, Sohle, Sockel.

b) Auslautender Zahnlaut, Substantiva neutra: im Lateininischen nur *caput, -itis*, mit Schwächung des *u* zu *i*. Griechisch: *ᾰτ*, regelmäſsig ohne *τ* im Nominativ: *σῶμα, -τος, θᾶῦμα, στόμα, ἅρμα*, meist Verbal-Ableitungen durch das Affix *ματ*: *πρᾶγμα, δρᾶμα, τάγμα* u. s. w.; ausnahmsweise wird *τ* ersetzt durch *ρ*: *ἤπαρ, -ατος, φρέαρ, οὖθαρ* (althd. *ûtar, Euter*) und in dem anomalen *ὕδωρ*, oder durch *ς*: *πέρας, τέρας*. In einigen Wörtern dieser Art wird das *τ* vor der Casusendung ausgestoſsen und es tritt Contraction ein, wie in *κέρας* (*κέρᾱτος, κέρως; κέρατι, κέρᾳ*), *γέρας, γῆρας, κρέας*. Das *ς* ist also hier wie bei den Neutris auf *ος* kein Nominativ-*ς*, sondern durch Erweichung des *τ* entstanden. Ganz anomal sind *γόνυ, δόρυ*: *γόνατ-ος, δόρατ-ος*, wo zwei verschiedene Stämme gemischt sind. — *ῐτ*: *μέλι, μέλιτ-ος*.

Substantiva, masc. und fem., und Adjectiva. Die einfache dentale Muta fällt im Nominativ vor dem *s* aus, und die Quantität des Vocals bleibt dessenungeachtet in der Regel unverändert, sowohl im Lateinischen als im Griechischen: *ăd*: *λαμπάς, Pallas*; — *ēd*: *herēs, mercēs*; — *ĭd*: *ἐλπίς, lapis, cassis, cuspis*. Die Wörter vom Stamme *sĭd* (*sedes*) haben im Nominativ *sĕs*: *praeses, ĭdis*; — *īd*: *κρηπίς, -ῖδος*; *ōd*: *custos*; — *ŭd*, nur griech. *ῠδ*: *χλαμύς*; *ūd*: *palūs, incūs*; — *ăt*: *anas, -ătis*; *āt* in dem Ableitungs-Suffix *tāt*: *pietas, libertas, veritas, aestas*; — *ĕt*: *segĕs, tegĕs*; in einigen Wörtern wird hier nach einem Vo-

cal das kurze *e* des Nominativ zu *ē*: *abies, -ĕtis, ariēs, pariēs*; — *ēt*: ἐσθής, -ῆτος, *quiēs*; — *ĭt*: χάρις; im Lateinischen wird das *i* zu *e* geschwächt: *milĕs, hospes, divĕs*; — *īt*: *Samnīs, -ītis*; — *ŏt*: *compos* (eigentlich Partikel *con* mit dem reinen Stamme *pot*); — *ōt*: ἔρως, *nepōs*; — *ūt*: *sălūs*; meist Ableitungen durch *tūt*: *virtus, senectus, servitus* u. s. w.; — *īϑ*: ὄρνῖς; — *ŭϑ*: κόρυς.

Im Griechischen giebt es auch Stämme auf *ντ*, *νϑ* (aber nicht *νδ*). Nasal und Muta fallen im Nominativ nach *α* und *ε* aus, wofür aber diese kurzen Vocale gedehnt oder diphthongirt werden: *αντ*: ἰμάς, -άντος; — *εντ*, Ableitungs-Suffix der Adjectiva auf *εις, εσσα, εν*: χαρίεις, -ίεντος; — *οντ* bewahrt den Nasal, bleibt ohne Nominativ-ς, verlängert aber dafür das *o*: γέρων, -οντος, λέων, ἑκών (ἑκοῦσα), ἑκόν, woran sich die Participia auf *ων, ουσα, ον* schliefsen; — *ινϑ* nur in ἔλμινς, -ινθος, welches ausnahmsweise das *ν* vor dem ς behält.

c) Auslautender Gaumenlaut. Nur ein Neutrum, und zwar im Lateinischen: *halec, -ēcis*, welches jedoch auch in der Form *halex* (d. h. mit Nominativ-*s*) als Masc. und Fem. gebraucht wird. In den Adjectiven dieser Art bleibt das Nominativ-*s* unorganisch auch dem Neutrum *audax* für *audac*.

Das Suffix *ag* fehlt; — *ĕg*: *Lelex, -ĕgis*; *aquilex*; — *ig*: nur *remex, ĭgis*; — *ŭg*: nur *conjux*, wo aber *jug* reiner Stamm ist; — *ŭγ*: πτέρυξ, -υγος; — *ăκ*: πίναξ; dieser Form schliefst sich das Suffix *ακτ* an: ἄναξ, ακτος; — *āx, ūc*: ϑώρᾱξ, *fornax* und die Adjectiva mit dem Ableitungs-Suffix *ac*: *audax, ferax, fugax, capax* u. s. w.; — *ĕx*: ἀλώπηξ, -εκος; — *ēc*: *vervex, -ēcis*; so auch *halex*; — *ĭc*: nur lateinisch, theils mit unverändertem *i*: *calix, salix*, theils wird im Nominativ *i* zu *e*: *judex, artifex* u. s. w., welche Wörter aber gar nicht das Suffix *ic* haben, sondern Composita sind; — *īx, īc*: φοῖνιξ, *radix, cervix*; — *ŏc*: *Cappadox*; in *praecox* ist *coc* einfacher Stamm; — *ōc*: *velox, ferox*; — *ŭc*: *redux, tradux* (*dux* aber ist einfacher Stamm); — *ūc, ūx*: κῆρυξ oder κήρῡξ, -ῡκος, *Pollux*.

§. 176. Die deutschen Stammwörter.

Wir haben die Bildung der griechischen und lateinischen Nominalstämme durch alle Formen vergleichend zusammenstellen können. Die Bildungs-Elemente sind hier vollständig erhalten und deutlich zu unterscheiden. Um die wahren Verhält-

nisse der deutschen Nominalstämme zu erkennen, müssen wir auf das Gothische zurückgehen.

Reine Stammwörter scheinen zu sein alle einsilbigen Substantiva der starken Declination, die als Masculina oder Feminina im Gothischen durch ein Nominativ-*s* charakterisirt werden, während das Neutrum ohne Suffix bleibt: Masc. *fisk-s*, *dag-s*, *balg-s*, *gast-s*; Fem. *anst-s* Gunst, *vaurt-s* Wurzel, *dêth-s* That; Neutr. *vaurd* Wort, *leik* Leib, *svein* Schwein. Diese Formen sehen ganz aus wie im Griechischen und Lateinischen die reinen Stammwörter: θρίξ, αἴξ, *urbs*, *pons*, πύρ, *mel* u. s. w. Betrachten wir aber die Declination jener deutschen Wörter, so zeigt sich ein wesentlicher Unterschied. Die griechischen und lateinischen Nomina dieser Art fügen nämlich die Casus-Endungen durchaus auf gleiche Weise an den Stamm, entweder unmittelbar oder mittelst der nämlichen Bindevocale. Die gothischen hingegen zeigen namentlich im Plural verschiedene Vocale; z. B. von *dags* lautet der Plural: Nom. *dagôs*, Dat. *dagam*, Acc. *dagans*; von *gasts* hingegen: Nom. *gasteis*, Dat. *gastim*, Acc. *gastins*. Hieraus läfst sich schliefsen, dafs zwischen diesen Wortstämmen ein ursprünglicher Form-Unterschied besteht, der nur im Singular schon im Gothischen verwischt ist. Es mufs in der germanischen Stammsprache ein verschiedener Vocal, theils *a*, theils *i*, den Nominalstamm bekleidet haben, welcher in der gothischen Sprache ausgeworfen wurde; also *dagas* für *dags*, *gastis* (= *hostis*) für *gasts*. S. Grimm, Gesch. der deutschen Spr. S. 911 ff.

Demnach hätte gerade das Germanische, obwohl es den Anschein hat, die meisten reinen Nominalstämme zu besitzen, deren in Wahrheit gar keine, sondern nur mit einem vocalischen Auslaut bekleidete Stämme. Diese Vocale bilden freilich noch keine Ableitung. Grimm nennt sie Declinations-Vocale; sie entsprechen äufserlich dem stammbildenden *a*, *i*, *u* der griech. und latein. Stämme.

1) A-Stämme: Masc. *dagas*, *fiskas*, *skalkas*, goth. synkopirt: *dags*, *fisks*, *skalks*, Nom. Plur. *dagôs* u. s. w.; — Fem. *giba*, *bida* (petitio), *tharba* (penuria), Nom. Plur. *gibôs*; diese haben also das *a* beibehalten, auch in den Cass. obliq. als *a* oder *ô*, aber das Nominativ-*s* abgeworfen; — Neutr. *vaúrd*, *leik*, *svein*, Nom. Plur. *vaurda*; die organische Form des Nom. Sing. wäre hier *vaurda* oder sogar *vaurdam* (= *verbum*). Diese Stämme

entsprechen also den sanskr. auf *as*, *â*, *am*, latein. *us*, *a*, *um*, griech. *oç*, *α*, *ov*.

2) I-Stämme. Auch das Femininum behält hier das Nominativ-*s*, lautet also wie das Masculinum, hat aber im Gen. und Dat. Sing. vollere, diphthongische Endungen, welche nach Grimm ursprünglich auch dem Masculinum gebührten: Masc. *balgis*, *gastis*, *gardis*, goth. synkopirt: *balgs*, *gasts*, *gards* (domus), Nom. Plur. *balgeis*; Fem. *anstis*, *dêdis*, *vaurtis*, goth. synkopirt: *ansts*, *dêths*, *vaurts*, Nom. Plur. *ansteis*; — Gen. Masc. *gastis*, Fem. *dêdais*; Dat. Masc. *gasta*, Fem. *dêdai*. — Neutra dieser Form sind, wie im Griechischen, nicht vorhanden. Diese I-Stämme entsprechen den lateinischen und griechischen Masculinen und Femininen auf *is*, wie *πόλις*, *πόσις*, *hostis*, *civis* u. s. w.

3) U-Stämme. Diese sind im Gothischen nicht synkopirt. Das Masculinum und Femininum endet im Nominativ auf *us*, das Neutrum auf *u*; z. B. Masc. *sunus* (Sohn), *fôtus* (Fuſs), *vulthus* (gloria), Nom. Plur. *sunjus*; Fem. *handus* (Hand), *vrithus* (Heerde), Nom. Plur. *handjus*; Neutr. *faihu* (Vieh), *witu* (Holz). — Diese Stämme entsprechen den latein. der 4. Declination auf *us* und *u*, den griech. auf *vç*.

Im Althochdeutschen bleibt dem Masculinum und Neutrum der U-Form noch das *u*: *sunu*, *vihu*; im Plural aber geht diese U-Form in die I-Form über und im Mittelhochdeutschen geht sie ganz unter, indem sie sich im Masculinum und Femininum mit der I-Form, im Neutrum mit der A-Form vermischt. — Auch in der A- und I-Form fällt schon im Althochdeutschen das Nominativ-*s* ab, also *tac*, *visc*; *palc*, *gast* u. s. w. Nur im Plural tritt der Declinationsvocal hervor: Nom. *tagâ*, *gestî*; Gen. *tagô*, *gestjô*; Dat. *tagom*, *gestim*.

Im Mittel- und Neuhochdeutschen tritt in beiden Formen in den Endungen überall *e* ein, und die I-Declination ist bloſs durch den Umlaut unterscheidbar: *Tage*; *Gäste*.

§. 177. Primitive Adjectiv-Stämme im Deutschen.

Die nicht abgeleiteten Adjectiva zeigen ursprünglich dieselben Unterschiede der Stammform wie die Substantiva (von denen sie jedoch in der weiteren Flexion wesentlich abweichen). Auch sie zerfallen in A-, I- und U-Stämme, entsprechend den latein. auf *us*, *a*, *um*, griech. *oç*, *α*, *ov*; den latein. auf *is*, *e*;

und den griech. auf *vς, εια, -v*, nur daſs in dieser letzteren Form im Deutschen das Femininum dem Masculinum gleich ist. Dieser ursprüngliche Unterschied der Adjectivstämme ist aber schon im Gothischen gröſstentheils verdunkelt. Die I-Stämme sind bis auf wenige Spuren ausgestorben, die U-Form nur in wenigen Wörtern vorhanden, und auch in diesen nur im Nominativ deutlich erkennbar; die Cass. obliq. gehen in die A-Form über mit hinzugefügtem ableitenden *i*. In diese mit *i* gebildete Mittelform (worüber der folgende §. 178) ist die mit *i* bekleidete Stammform ganz untergegangen (Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache S. 918). Wir haben also nur noch die A- und die U-Formen bei den gothischen Adjectiven zu unterscheiden. Im Althochdeutschen erlischt auch die U-Form und es bleibt die A-Form für alle Adjectiva.

Ist nun aber der Unterschied der Bildungs-Vocale bei den Adjectiven früher und in höherem Grade verdunkelt, als bei den Substantiven, so haben doch die grammatischen Genus-Charaktere in dem Adjectiv in seiner starken Form vom Gothischen bis zum Neuhochdeutschen herab fest gehaftet, während das Substantivum sie abgeworfen hat. Die A-Form hat im Gothischen Masc. *-s*, Fem. *-a*; Neutr. *-ata*, ist also im Neutrum ursprünglicher als das Griechische, Lateinische und selbst das Sanskrit; im Althochdeutschen Masc. *-êr*, Fem. *-u*, Neutr. *-az*, wobei die Wiederherstellung des Stammvocals *a* in der Form *ê* vor dem Masc. Suffix zu beachten; im Mittelhochdeutschen Masc. *-er*, Fem. *-iu*, Neutr. *-ez*, nhd. *-er*, *-e*, *-es*. Diese Nominativ-Charaktere behält unorganischer Weise auch der Vocativ, schon im Gothischen bei. Beispiele:

A-Form.

	Masc.	Fem.	Neutr.
urspr. organ. Form	*blindas, gôdas*	*blinda, gôda*	*blindat(a), gôdat(a)*
goth. synkop.	*blinds, gôds*	*blinda, gôda*	*blindata, gôdata*
althd.	*plintêr, guotêr*	*plintu, guotu*	*plintaz, guotaz*
mittelhd.	*blinder, guoter*	*blindiu, guotiu*	*blindez, guotez*
neuhd.	*blinder, guter*	*blinde, gute*	*blindes, gutes.*

U-Form.

	Masc. und Fem.	Neutr.
goth.	*hardus, filus* (vergl. griech. πολύς, πολύ).	*hardu, filu.*

Im Althochdeutschen ist *viel* in der Form *filu* als Adverbium und indeclinables Adjectiv erstarrt; mhd. *vil*. *hart*, wie andere

hierher gehörige, geht in die Form der I-Ableitungen über und wird zu *harti*, mhd. *herte*.

Die bisher aufgestellten Nomina müssen ungeachtet der vocalischen Bekleidung des Stammes als die reinen, einfachen Stammwörter des Germanischen gelten.

§. 178. Nomina der Mittelform. Ableitung durch *i*.

Die vocalisch gebildeten Nomina der Mittelform sind zwiefacher Art. Erstlich werden durch ein zwischen den Stamm und den Declinationsvocal eingeschaltetes *i* (*j*) Nomina gebildet. Sie begründen keine wesentlich eigenthümliche Flexion, sondern nur Nebenformen der reinen A-Form. Die Declination bleibt die starke. Im Gothischen wird dieses *i* durch alle Casus vor der Endung festgehalten. Im Althochdeutschen bleibt es nur im Nom. Sing.; im Mittelhochdeutschen zu *e* geschwächt; z. B. Masc. goth. *harjis* statt *hari-s*, in der vollen organischen Form *hari-as* (Vocativ regelmäfsig *hari*); das ahd. *hari*, *Heer*, ist Neutrum geworden. Ist die Stammsilbe lang oder mit zwei Consonanten auslautend, so verwandelt sich *ji* in *ei*: goth. *hairdeis* statt *hairdi-s*, ursprünglich *hairdi-as*; ahd. *hirti*; Genitiv mit Auswerfung des *i*: *hirt-es*; mhd. *hirte*, Gen. *hirtes*, nhd. schwach *der Hirte, des Hirten*; so auch die meisten anderen Wörter dieser Bildung; nur *der Käse* declinirt noch stark: *des Käses*; — Feminina im Gothischen und Althochdeutschen sind doppelter Art; nämlich wenige Wörter haben noch die vollständige organische Form, wie *vrakja*, Verfolgung, Rache, ahd. *râhha* mit Unterdrückung des *i*; in einigen Fällen ist auch im Althochdeutschen das *i* erhalten als *j* oder *e*: *suntja* Sünde, *hizea* Hitze. Gewöhnlich aber ist das *a* sowohl im Gothischen wie im Althochdeutschen abgeworfen: goth. *bandi* Bande, *kunthi* Kunde statt *bandja*, *kunthja*; ahd. *chundî* Kunde, *heilî*, salus. Im Mittelhochdeutschen fallen alle Substantiva dieser Art mit der Auflösung des ahd. *a* und *i* in *e* mit den nicht abgeleiteten Stammformen zusammen. — Neutrum gothisch *kuni* Geschlecht, *arbi* Erbe (Gen. *kunj-is*) statt *kunj-a* oder *kunj-am*; ahd. *chunn-i*, *arp-i*, Genitiv und die übrigen Casus mit Auswerfung des *i*: *chunn-es*, *chunn-e*. Im Mittelhochdeutschen wird *i* im Nominativ *e* und läfst nur im Umlaut des Stammvocals eine Spur zurück: *künne*, *erbe*.

Adjectiva: goth. *mid-i-s*, *mid-j-a*, *mid-j-ata* (die vollständige Masculin-Form wäre *mid-j-as*); althochdeutsch sollte es lauten:

mit-j-êr, *mit-j-u*, *mit-j-az*; in der Regel aber hat hier der Ableitungsvocal sich nur in der unflectirten Form *mit-i* erhalten, analog dem Substantivum *hirti*, *chunni*, und fällt in der flectirten Form schon im Nominativ aus, also: *mittêr*, *mittu*, *mittaz* mit geminirtem *t* zum Ersatz für das unterdrückte *j*. Ebenso die Adjectiva *lâri*, *muodi*, *niuwi*, *nuzi*, *plôdi*, *scôni*, *gruoni*, *rîhhi*, welche im Mittelhochdeutschen auf *e* ausgehen und den Stammvocal umlauten: *laere*, *muede*, *niuwe*, *nütze*, *bloede*, *schoene*, *gruene*, *rîche*; Im Neuhochdeutschen fällt das *e* meist ab, und nur der Umlaut ist eine Spur der I-Ableitung: *leer*, *müde*, *neu*, *nütz*, *blöde*, *schön*, *grün*, *reich*.

Dieser I-Ableitung entsprechen im Griechischen und Lateinischen die Substantiva und Adjectiva auf *ιος*, *ια*, *ιον*; *ius*, *ia*, *ium*: *medius*, *media*, *medium* = goth. *midis*, *midjô*, *midiata*; *χώριος*, *ἴδιος* u. a. m. *filius*, *fluvius*, *genius*; *filia*, *hostia*, *venia*; *gaudium*, *odium*; *υἱός*, *λείριον*.

§. 179. Schwache Declination.

Als eine zweite Art der vocalischen Mittelformen erscheint nun die, welche der schwachen Declination zu Grunde liegt, also eine durchgreifend eigenthümliche Nominalform entwickelt. Auch diese schwache Form, die offenbar jünger ist, als die starke, kommt sowohl Adjectiven als Substantiven zu, und zwar in der älteren Sprache völlig übereinstimmend durch alle Casus; doch mit dem Unterschiede, dafs die Adjectiva der Regel nach sämmtlich beider Formen, der starken und der schwachen fähig sind, mit verschiedener grammatischer Anwendung der beiderlei Formen, die Substantiva hingegen ausschliefslich einer oder der anderen Form angehören.

Die ableitenden Vocale dieser schwachen Nominal-Form sind:

	Masc.	Fem.	Neutr.
goth.	*a*: *hana*,*)	*ô*: *tuggô*,	*ô*: *hairto*;
ahd.	*o*: *hano*,	*a*: *zunga*,	*a*: *herza*;**)
mhd.	*e*: *han*,***) *hase*,	*e*: *zunge*,	*e*: *herze*.

In ihrer Flexion schliefst sich diese schwache Form zu-

*) Also schon im Gothischen ohne Nominativ-*s*.

**) Daneben nur: *ouga*, *óra*.

***) Das *e* des Masculinum fällt häufig ab, noch häufiger im Neuhochdeutschen: *Hahn*, *Mensch*, *Herr*, *Ochs*, für: *mensche*, *herre*, *ochse*.

nächst der starken A-Form an. Es giebt aber auch eine nicht geringe Anzahl Feminina schwacher Flexion, welche sich der I-Form anschliefsen. Diese setzen im Gothischen an die Stelle des obigen *ô* den Diphthong *ei*; *managei*, Gen. *manageins*; im Althochdeutschen wird dieses *ei* zu *î*: *manakî* oder *manakîn*, mhd. *menege*, nhd. *Menge*.

Die schwache Adjectiv-Form lautet:

	Masc.	Fem.	Neutr.
goth.	*blinda, gôda,*	*blindô, gôdô,*	*blindô, gôdô;*
ahd.	*plinto, guoto,*	*plinta, guota,*	*plinta, guota;*

mhd. ohne Unterscheidung der Genera: *blinde, guote.*

Im Nominativ also unterscheidet sich die schwache Form von der starken durch den vocalischen Auslaut aller drei Geschlechter und den gänzlichen Mangel der Casus- und Genus-Charaktere. Das Eigenthümliche in der Flexion dieser schwachen Formen aber besteht in einem *n*, welches in allen Casus, aufser im Nom. Sing. und Dat. Plur. aller Geschlechter zu der Flexions-Endung hinzutritt; z. B.

dags: Gen. *dagis*, Dat. *daga*, Acc. *dag*, Pl. nom. *dagôs*;
hana: *hanins*, *hanin*, *hanan*, *hanans*.

Im Gothischen bleiben die Flexions-Endungen neben dem *n* ungekränkt; schon im Althochdeutschen aber lautet der Genitiv statt *hanins* blofs *hanin*; statt *tuggôns* blofs *zungun*; statt *hairtins* blofs *herzin*; und im Mittelhochdeutschen ist an die Stelle der verschiedenen Endungen für alle Casus des Singularis und Pluralis, mit alleiniger Ausnahme des Nom. Sing., und des Acc. Sing. des Neutrums, die gleichförmige Endung *en* eingetreten: *hase, zunge, herze: hasen, zungen, herzen* durch alle Casus.

Dieses *n* mufs ursprünglich dem stammbildenden Suffix selbst, also auch dem Nominativ angehört haben, war jedoch schon im Gothischen im Nominativ abgefallen. Die vollständigen organischen Formen wären demnach: Nom. Sing. *hanan*, *tuggôn*, *hairtôn*. Das Nominativ-*s*, welches ihnen Grimm (Gesch. d. deutschen Sprache S. 945) beilegt, hatten sie wohl nie. Eine Spur des ursprünglichen *n* im Nominativ zeigen noch die weiblichen schwachen Nomina auf *ei*, die im Althochdeutschen gröfstentheils den Nominativ auf *în* bilden; *manakîn* (Menge), *ôdhîn* (Öde), *sterchîn* (Stärke). Im Neuhochdeutschen haben manche

Masculina dieser Bildung im Nominativ ein *n* angenommen und sind dann in die starke Flexion übergetreten, wie *Bogen, Graben, Garten, Samen, Namen* u. s. w.

Die schwache Nominal-Form ist also eigentlich nicht durch bloſse Vocale, sondern durch das consonantische Suffix *an* oder *in* bewirkt. Die hierher gehörenden Substantiva aber scheinen sämmtlich einem weiteren Stadium der etymologischen Entwickelung anzugehören und der eigentlichen Ableitung näher zu stehen; nämlich nicht unmittelbar aus Stämmen, sondern auf der Grundlage bereits gebildeter Verba und Adjectiva entsprossen zu sein. Die griechische und lateinische Sprache haben nichts der deutschen schwachen Nominal-Form genau entsprechendes; man müſste denn die durch N-Suffixe gebildeten Nomina, wie *homo, nomen* u. s. w. hierher ziehen, die jedoch ganz der starken Declination treu bleiben, also keine eigenthümliche Form ausmachen, wenn sie auch in ihrem Ursprunge den deutschen schwachen Substantiven identisch sind: *homo, hominis* = goth. *guma, gumins*; *ratio, -onis* = goth. *rathjô, rathjôns*; *nomen, -inis* = goth. *namô, namins* (Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache S. 956). Daher haben die griechische und lateinische Sprache auch nicht die Doppelform des Adjectivs entwickelt, die eine charakteristische Eigenheit des Deutschen ist *).

Wie ist nun dies Bildungs-Suffix *-n* zu erklären? So wie der Nominativ-Charakter der starken Form *s* mit dem Demonstrativum und Artikel *sa* zusammenhängt; so scheint auch dieses *n* pronominalen Ursprungs zu sein, verwandt mit der Wurzel des Zahlwortes *ein*, goth. *ain, unus*, welches Bopp mit Recht aus dem sanskritischen Pronomen *ēnas* erklärt. Dieses *ein* hat aber hier nicht die numerische Bedeutung, sondern die unbestimmt individualisirende des Artikels *ein*.

Grimm (das. S. 960) führt das *n* auf das Pronomen *jener*, goth. *jains*, ahd. *enêr* zurück. Dieses *jains* ist ja aber offenbar erst von *ains* gebildet durch Anfügung des demonstrativen *i* (lat. *is, id*). Auch wäre bei Grimms Ableitung nur ein geringer begrifflicher Unterschied zwischen der starken und schwachen Form; letztere wäre nur schwächere Demonstration. Je-

*) Zwar haben auch die slavischen Adjectiva eine doppelte Form; aber Bildung und Bedeutung derselben sind von der der adjectivischen Doppelform im Deutschen verschieden. S.

denfalls aber sind *s* und *n* in einer Nominalform unvereinbar; und die organische schwache Form des Nominativs ist nicht mit Grimm *hanans*, *tuggôns*, sondern *hanan*, *tuggôn* anzusetzen.

Führen wir dagegen das *n* auf *ein* zurück, so erwächst uns ein bestimmter organischer Unterschied der starken und schwachen Form, und die Doppelform des Adjectivs wird vollkommen aufgeklärt. Das *s* der starken Form enthält die bestimmte Hinweisung auf ein concretes Object der Anschauung. Es bildet Anschauungsnamen, welche den Gegenstand seiner ganzen Beschaffenheit nach vor die Anschauung stellen, ohne dafs der ihnen ursprünglich zu Grunde liegende Merkmalsbegriff noch im Sprachbewufstsein liegt. Das *n* der schwachen Form hingegen fügt sich vorzugsweise an Verbal- und Adjectiv-Stämme, um ein Individuum nach dem in jenen Stämmen enthaltenen Merkmalsbegriff zu benennen. Es bildet Merkmalsnamen, welche den Gegenstand auf abstractere Weise nur nach einem einzelnen Merkmale bezeichnen, ohne die Anschauung seines ganzen Inhaltes zu geben *). Es substantivirt und individualisirt den allgemeinen Merkmalsbegriff, indem es aus der durch denselben bezeichneten Gattung ein Individuum heraushebt. Das schwache Substantiv hat daher etwas Adjectivisches. Dies liegt klar am Tage in Wörtern wie: mhd. *der bote*, *erbe*, *grabe*, *herre*, *kempfe*, *rise*, *same*, *schenke*, *recke*; *die gruobe*, *loube*, *lücke*, *rinne*, *slinge*, *spinne*, *valte*, *vliege*, *wëlle* u. s. w. Bei anderen Wörtern ist es schwerer nachzuweisen. Es können aber auch einzelne Nomina blofs äufserlich der einmal herrschend gewordenen Analogie sich angeschlossen haben, ohne dem inneren Principe nach ihr anzugehören.

Umgekehrt hat die schwache Adjectiv-Form etwas Substantivisches (Grimm, Grammatik IV. S. 512); denn sie stellt den Adjectiv-Begriff als individualisirt dar, sei es neben dem Substantiv, als ganz in dasselbe aufgegangene Bestimmung: *der gute Mann*; oder für sich allein, selbst als substantivischer Merkmalsnamen gebraucht: *der Gute*, *Reiche*, *Blinde*; mittelhd. auch *ein blinde*, *ein stumbe*; auch zum Substantiv erstarrend: *der Junge*, *ein Junge*.

*) So verhält es sich zwar mit allen Substantiven, und selbst Adjectiven und Verben (s. mein Buch, Grammatik und Psychol. §§. 99. 100). Aber davon hat der Volksgeist das Bewufstsein verloren; nur bei den Substantiven schwacher Form, d. h. neuerer Bildung, hatte es noch dasselbe.

Diese Entstehung und Bedeutung der schwachen Adjectiv-Form wird bestätigt durch den Gebrauch der englischen Sprache, das ganz flexionslose Adjectivum und Participium, wo es für sich allein als Merkmalsnamen individualisirt wird oder durch Rückbeziehung auf ein nicht wiederholtes Substantivum selbst substantivirt werden soll, mit *one*, *ones* zu begleiten; z. B. *a little one*, *the little one* (der, die Kleine), *the little ones* (die Kleinen); *I trust*, *that the development of Africa is to be essentially a Christian one* (eine christliche). *If not a dominant and commanding race*, *they are*, *at least*, *an affectionate*, *magnanimous and forgiving one* (*Uncle Tom's Cabin*).

Dagegen hat die starke Adjectiv-Form vermöge der demonstrativen Natur ihrer Endungen die Kraft der Attribution. Es ist nicht substantivisch individualisirt, sondern echt adjectivisch qualificirend und dadurch individualisirend. Es weist mit seiner Endung auf das zu bestimmende Substantiv hin und stellt den Merkmalsbegriff dar, als einen dem Individuum erst beizulegenden: *ein guter Mann*, d. i. ein Mann, welcher gut ist, ehemals auch: *der guter Mann*, wenn es heifsen sollte: *der Mann, welcher gut ist*, nicht der schon bekannte gute Mann, als Individuum. In diesem Falle wird die Attribution erst jetzt vollzogen. Bei der schwachen Form hingegen ist sie bereits vollzogen und der Adjectivbegriff schon an dem Substantivum, welchem er zukommt, individualisirt. (S. mein Lehrbuch I, S. 609. II, S. 464).

§. 180. Consonantisch gebildete Mittelformen.

Man vergleiche über dieselben Grimms deutsche Grammatik II, S. 97—386, wo aber die wirklichen Ableitungen des zweiten Stadiums mit denen der Mittelform zusammen behandelt sind. Beide Bildungen sind auch hier wie im Lateinischen und Griechischen nicht absolut zu trennen.

Nur beispielsweise mögen hier die besonders häufigen Nomina angeführt werden, welche durch syllabische Suffixe mit auslautender Liquida gebildet sind: *l*, *n*, *r*. Sie haben jetzt und schon im Mittelhochdeutschen die Endungen *el*, *en*, *er*. Im Althochdeutschen aber finden sich *al*, *il*, *ul*; *ar*, *ur*; *an*, selten *in*, *un*; z. B. *vogal*, *nagal*; *esil*, *himil*; *apful*, *snabul*; Feminina: *nadala*, *wahtala* oder *wahtula*; — *donar*, *hamar*; *cheisur*, *suehur* (Kaiser, Schwäher); Feminina: *dauhtar*, *suistar*, aber *adara*, *ve-*

dara (Ader, Feder); — *morgan, degan*; Neutra: *isan, lehan* (Eisen, Lehen).

So auch Adjectiva: *ital, upil* (eitel, übel); *heitar, sihhur*; *epan, eigan.*

Die angeführten Substantiva dieser Bildung folgen der starken Declination; andere aber mit den hinzugefügten Bildungsvocalen der schwachen Nomina decliniren schwach. Die Adjectiva sind auch in dieser Form beiderlei Bildung fähig.

Die gegebenen Beispiele gehören alle der Mittelform an. Dieselben Endungen aber dienen auch als Suffixa zur Bildung deutlich erkennbarer Ableitung des zweiten Stadiums; z. B. *Hebel, Deckel*; *Reiter, Schreiber*; *golden, leinen* u. s. w.

Die Bildung der Stämme und Stammwörter ist hier mit gröfserer Ausführlichkeit behandelt, weil dieser Gegenstand theils der dunkelste und schwierigste ist, theils die Grundlage zu allen weiteren etymologischen und grammatischen Bildungsvorgängen ausmacht.

§. 181. Eigentliche Ableitung.

Die eigentliche Ableitung unterscheidet sich von der Mittelform dadurch, dafs sie nicht unmittelbar von Stämmen, sondern von bereits gebildeten Wörtern ausgeht, und das abgeleitete Wort in lebendiger, fühlbarer Beziehung zu seinem Stammworte steht, auf welches es deutlich zurückweist. Sie bildet mittelst eines bedeutsamen, aber nicht als Wort für sich stehenden Affixes von einem Worte ein neues, indem entweder der Inhalt der Vorstellung modificirt, oder derselbe Inhalt unter eine andere Begriffs-Form gefafst wird. — Man hat diese Ableitungen Sprôfsformen genannt — eine nicht ganz geeignete Benennung; denn das Ableitungsmittel entsprieſst nicht dem Worte selbst, zu welchem es tritt, sondern wird als ein selbständiger Lautstoff von aufsen her angefügt, verwächst aber dann mit ihm zu einer organischen Einheit.

Bei erschöpfender Behandlung dieses Gegenstandes mufs genau im Einzelnen verfolgt werden: 1) welche Wörter abgeleitet werden und von welchen; 2) durch welche Mittel die Ableitung geschieht und welches der etymologische Ursprung und die Bedeutung der verschiedenen Ableitungs-Affixa ist. Hier nur einige Andeutungen.

Es werden abgeleitet: Verba von Verben (Inchoativa, In-

tensiva, Iterativa oder Frequentativa, Desiderativa, Deminutiva), Verba von Nomen, Nomina von Verben, Nomina von Nomen (Deminutiva, weibliche Geschlechtsnamen wie *Löwinn*, *leaena*, *λέαινα*, Gentilia, Patronymica; Abstracta von Concretis), Substantiva von Adjectiven, Adjectiva von Substantiven, Adjectiva von Verben.

Die Ableitungsmittel sind:

1) bloſse, d. h. für sich bedeutungslose Laute und Silben, die nicht aus selbständigen Wörtern entsprungen sind, sondern als symbolisch bedeutsam den Begriff des Stammwortes modificiren. Ihre ursprüngliche Gestalt mag im Laufe der Zeit vielfach verändert sein, und ihre natürliche Bedeutsamkeit ist daher meist dunkel und schwer zu erkennen. Sie fallen äuſserlich zum Theil zusammen mit den einfachen Ableitungsvocalen der Mittelform, z. B. *πτερόν, πτερόω; πῦρ, πυρόω; albus, albare.*

Dahin gehört das *σκ, sc* der Inchoativa, das *κ* der Frequentativa, im Deutschen *er, el*; *el* auch verkleinernd, latein. *il, ul*: *ventilo, ustulo*; die intensive Consonanten-Verstärkung in *schlagen, schlachten*; *plagen, placken*; *hören, horchen*; die griechischen Suffixa *ευ, αζ, ιζ, υζ, υν, αιν* in: *κολακεύω* von *κόλαξ, αἰτίζω* von *αἰτέω, ῥιπτάζω* von *ῥίπτω, στενάζω* von *στένω, ἑρπύζω* von *ἕρπω, αἰσχύνω* von *αἰσχρός, λευκαίνω* von *λευκός* u. s. w. — Auch die Nominal-Suffixe scheinen im Griechischen und Lateinischen meist ursprünglich lautlicher Art zu sein: *ευς, της, τηρ, τωρ, σις* (= *τις*), *σια, μος* (*βαθμός*); und die adjectivischen *κός, ιμος, ρος* (*οἰκτρός, φθονερός*). Die lateinischen *tio* (eigentlich *ti-on* aus zwei Suffixen zusammengezogen: *ti* = *τις, σις* und *ōn*), *τον, tas* (eigentlich *tat*, griech. *τητ*, dor. *τατ*, Nom. *της, τας*, worüber zu vergleichen Aufrecht, Zeitschr. für vergl. Sprachf. 1851 Heft 2. S. 159 und dagegen Benfey G. G. A. 1851. Dec. St. 197. S. 1969, wo es von sanskr. *tāti*, *Dehnung, Zustand*, mit gutem Grunde abgeleitet wird); die adjectivischen *eus, icus, alis* (eigentlich *ic-u-s, al-i-s*), *inus, osus, ĭlis, ax* (*ac-s*). Im Deutschen ist hier zu nennen: *el* (*Hebel, Schlägel*), *er, ung, chen, inn, ing*; das adjectivische *en* (*golden*), *ig* u. a. m. Ein aus einem einfachen Consonanten bestehendes Nominal-Suffix ist im Deutschen *t, d*: *Fluch-t, Mach-t, Gif-t, Gruf-t, Schrif-t, Fros-t, Bran-d, Jag-d*; mit epenthetischem *s* in *Kun-st, Gun-st.*

Die Bedeutung dieser Affixa war keineswegs von vorn herein eine scharf bestimmte und logisch genau geschiedene. Sie

dienten vielmehr ursprünglich überhaupt zur Ausprägung der Nomina verschiedenster Art und Bedeutung und wurden erst allmählich für bestimmter unterschiedene Nominalbegriffe fixirt. So bezeichnet z. B. die Endung τις (σις) ursprünglich keineswegs ausschliefslich die abstracte Handlung (vergl. z. B. μάντις, der Seher); της, τηρ und τορ, welche ursprünglich identisch sind, keineswegs immer die Person (wie in ποιητής, οἰκήτωρ) sondern auch Sachen und abstracte Begriffe, z. B. ζωστήρ, καλυπτήρ, κρατήρ, καμπτήρ (Biegung), ἐνδυτήρ (Anzug). Wäre die Sprache nach einem rein verständigen Plan angelegt, auf ein logisches Begriffssystem gegründet, so hätte sie mit weit weniger Suffixen ausreichen können. Die wesentlichen Nominalbegriffe, die aus dem Verbum abzuleiten sind, sind: die Handlung oder That in abstracto, die handelnde Person oder der Thäter, das Werkzeug der Thätigkeit, endlich das Gethane oder hervorgebrachte Product der Thätigkeit. Statt diese Kategorieen durch bestimmte Formen zu unterscheiden, zeigt sich vielmehr, dafs ein und dasselbe Suffix nach einer gesetzmäfsigen Entwickelungsfolge eine ganze Reihe von Bedeutungen, vom Concreten (der Person) zum Abstracten (der Handlung), durchläuft, sodafs ein und derselbe Nominalbegriff durch die verschiedensten Suffixe ausgedrückt wird und ein und dasselbe Suffix die verschiedensten Bedeutungen hat. (S. Curtius, Die Sprachvergleichung S. 18 und Denselben, De nominum Graecorum formatione). Vergl. z. B. das deutsche Suffix *el*: *der Weisel*; *Hebel*, *Schlüssel*; *Dünkel* (Person; Werkzeug; Abstractum); *ung*: *Nibelung, Amalung*; *Reibung*, *Sendung* (Thätigkeit); *Erfindung*, *Endung* (Sache); *Waldung*, *Holzung* u. s. w.

2) Syllabische Affixe von selbständigerer Bedeutung, die sich meist als ursprünglich selbständige Wörter nachweisen lassen, die ihre Selbständigkeit in der Sprache verloren haben und zum blofsen Wortbildungsmittel geworden sind. Sie sind meist von gröfserem Laut-Umfang, dringen weniger tief in die Elemente des Stammwortes ein, fügen sich vielmehr demselben blofs äufserlich an und lassen sich leichter von demselben ablösen. Die Ableitung durch solche Affixa ist ihrer ursprünglichen Natur nach Zusammensetzung (aus zwei Stämmen) und macht in der Sprache den Uebergang zu der eigentlichen Zusammensetzung, welche noch als solche in der bestehenden Sprache erkannt wird.

Die Affixe dieser Art sind theils Suffixe (Nachsilben), theils Präfixe (Vorsilben). Die letzteren haben den selbständigsten Charakter, und die mit Präfixen gebildeten Wörter grenzen unmittelbar an die mit wirklich selbständigen Partikeln zusammengesetzten, sodafs diese Art der Ableitung und die Partikel-Composition in einander übergehen. Nur für die gegenwärtige Sprache können sie geschieden werden, wenn man festhält, dafs bei der Ableitung ein selbständiger Wortstamm mit einem unselbständigen Element verbunden wird, bei der Zusammensetzung zwei in der Sprache selbständig vorhandene Wörter sich zu einem Worte verbinden.

Ableitungssuffixe dieser Art sind z. B. im Deutschen: die substantivischen *heit*, goth. *haidus*, altd. *diu heit*: Weise, Stand, Wesen, Zustand, Sein; *schaft*, ahd. *scaf*, ist der Substantiv-Stamm von *schaffen*, also Gestalt (engl. *shape*), Beschaffenheit, Bildung, Art und Weise; *thum*, goth. *dôm*, ahd. *tôm*, *tuom* (*der* und *daz*), ursprüngl. Gericht, Urtheil, Richter- und Herrschergewalt, Macht, Herrschaft und deren Gebiet; endlich die Würde und der Zustand einer Person überhaupt u. s. w.; und die adjectivischen: *bar*, Wurzel von *beran*, tragen, hervorbringen (jetzt als selbständiges Adjectivum nur noch in *bares Geld*); *lich* ist das ahd. Subst. *lîh*, Leib, Gestalt (daher *Leiche*, *gleich*) und drückt daher Gestalt oder Beschaffenheit aus; *sam*, ein Stamm, welcher Gemeinschaft, Verbundensein, Gleichheit bezeichnet; daher altd. und oberd. *sam* als Partikel für *wie*, goth. *samo*, engl. *the same*; daher *sammt*, *zusammen*, *sammeln*; ἅμα, *simul*, *similis* u. s. w.

Im Griechischen und Lateinischen finden wir keine so klaren Ableitungssuffixe. Bildungen wie die lateinischen mit *-fex*, *-spex*, *-dicus*, *-ficus* und die griechischen mit *-ειδής*, *-εργος*, *-φορός* u. dgl. m. müssen für Zusammensetzungen gelten, da sie zu deutlich selbständige Stämme sind. Sie entsprechen etwa unseren Adverbialbildungen auf *-weise* (schritt-, theilweise).

Ableitende Präfixe sind im Deutschen: *be*, *ge*, *ent*, *er*, *ver*, *zer*, *un*, *ur* u. s. w. sämmtlich präpositionaler oder adverbialischer Natur. (Näheres in meinem Lehrbuche und Wörterbuche der deutschen Sprache); im Lateinischen *dis* (= *zer*, welches im Gothischen ebenfalls *dis* lautet), *com* (*con*, *co* = *ge*), *re*, *in* (= *un*), *amb* (= ἀμφί, *um*); im Griechischen das α privativum (auch αν), das α collectivum (oder ἀθροιστικόν wie in ἄκοιτις Lagergenos-

sinn, ἀδελφός Bruder, von δελφύς Mutterleib), das α intensivum (ἄσκιος dicht beschattet, ἄβρομος sehr tönend, Kühner I, S. 430), δυς (der Bedeutung nach = *mis*, δυστυχεῖν).

Diese Wortbildung durch Präfixe hat völlig den Charakter der Zusammensetzung. Es erscheint als zufällig, ob das Präfix zugleich als selbständige Partikel gebraucht wird oder nicht; vergl. z. B. ἀτυχεῖν, δυστυχεῖν und εὐτυχεῖν; *referre*, *conferre* und *inferre*, *deferre*. — So sind zwischen den verschiedenen Stadien der Wortbildung nirgends scharfe Grenzen zu ziehen. Von der reinen Stammform zur Mittelform, von dieser zur Ableitung, endlich zur Zusammensetzung schreitet die Wortbildung durch unmerkliche Uebergänge und zweifelhafte Mittelstufen fort.

§. 182. Zusammensetzung.

Zusammensetzung, das letzte Stadium der Wortbildung, ist die Verbindung zweier oder mehrer in der Sprache selbständig bestehenden Wörter zu einer Wort- und Begriffseinheit. Sie ist der jüngste Bildungsvorgang der Sprache. Die Kraft der Stammbildung durch innere oder äußere Lautveränderung (Ablautung, Verstärkung), so wie der Ableitung durch bloße Laute erstirbt zuerst; die Ableitung durch Vor- und Nachsilben bleibt nur theilweise lebendig. Die Zusammensetzung erlischt nur mit dem inneren Leben der Sprache selbst, wenn die Sprache, wie die lateinische, zur conventionellen Cultursprache erstarrt. (Ueber latein. Composition schon Quint. I, 5, 70).

Jede wirkliche Zusammensetzung besteht aus zwei Gliedern, von denen das eine den Grundbegriff enthält, das andere den Nebenbegriff, durch welchen jener genauer bestimmt oder beschränkt wird. Die Glieder können in sich schon wieder zusammengesetzt sein: *Mittags-mahlzeit*. Das Grundwort nimmt in der Regel die letzte Stelle, das Bestimmungswort die erste Stelle ein*). Jenes enthält die Grundlage der ganzen Compo-

*) Im Griechischen findet auch die umgekehrte Stellung der Glieder statt; jedoch nur in solchen Nominal-Compositionen, deren Grundbegriff durch einen Verbalstamm ausgedrückt wird, z. B. δαισιδαίμων (d. i. δείσας τοὺς δαίμονας), φιλόλογος, φίλεργος, μισόπονος, δακέθυμος u. s. w. Vergl. *Taugenichts, Haberecht, Störefried* u. s. w. Unsere Bildungen dieser Art gehören mehr der Volkssprache an. A. d. V.

Diese Weise der Zusammensetzung ist nicht nur in der deutschen Schriftspra-

sition. Es bestimmt daher auch den Redetheil, welchem das zusammengesetzte Wort angehört; d. h. ist es ein Substantivum, Adjectivum u. s. w. so ist es auch das ganze Compositum. Andererseits aber ist das Bestimmungswort der Hauptbestandtheil, da durch dasselbe der allgemeine, gleichsam vorausgesetzte Begriff des Grundwortes die genauere Bedeutung erhält, welche eben der Zweck und das Resultat der Zusammensetzung ist. Daher hat auch im Deutschen, wo die Betonung sich nach der Bedeutsamkeit richtet, das Bestimmungswort regelmäfsig den Hauptton, vergl. *Ölbaum* und *Baumöl.*

Aus dieser geringeren Bedeutsamkeit und dem schwächeren Ton des Grundwortes erklärt sich die Erscheinung, dafs manche Grundwörter durch Abschwächung oder Verkürzung ihrer Lautform die Gestalt von Nachsilben angenommen haben und die Zusammensetzungen in Ableitungen übergehen: *Junker* aus *Jungherr*, *Jungfer* aus *Jungfrau*, *Nachbar* aus *Nahbauer* u. a. m. So sind die Suffixe *bar*, *haft*, *schaft*, *thum*, *heit* zu Bildungssilben herabgesunkene Grundwörter; und das Grundwort der Zusammensetzung entspricht mithin dem Suffix der Ableitung.

Innerlich werden die Glieder der Zusammensetzung durch die Einheit des Begriffes zusammengehalten. Aeufserlich wird diese Einheit ausgedrückt erstlich durch die Einheit des Accents und zweitens häufig, und zumal in den älteren Sprachperioden, durch einen zwischen beide Glieder tretenden Bindelaut, im Griechischen gewöhnlich *o*, seltener *ι* oder *ε*, im Lateinischen *i*, ausnahmsweise *o, u*, im Altdeutschen gewöhnlich *i*, später *e*; im Neuhochdeutschen fällt der Bindevocal gewöhnlich aus, oder es tritt ein *s* oder *en* zwischen die Glieder, welche eigentlich Biegungs-Endungen sind, dann aber auch da angewendet werden, wo sie als solche nicht statthaft sind; z. B. *ἡμεροδρόμος*, *μακρόχειρ*, *πυρίπνους*, *ἑλκεχίτων*, *carnifex*, *pedisequus*, *aeripes*, *altisonus*, *quadriennis*, *sacrosanctus*, *primogenitus*, *Graiugena*, *Troiugena*, *quadrupes*; *Bräut-i-gam*, *Nachtigall*, *Tagebuch*, *Mausefalle*, *Lieb-es-brief*, *Hülfsbuch*, *Höllenfahrt*, *Tintenfafs*; während in *Tageslicht*, *Herzensangst*, *Fürstenhut*, *Menschen-*

che, sondern auch schon im klassischen Sanskrit verloren, im Dialekt der Vedas allerdings noch vorhanden. Merkwürdig ist, dafs gerade diese Weise beinahe die einzige ist, welche die französische Sprache noch lebendig erhalten hat, wenn auch eigentlich wohl nur in der Volkssprache, z. B. *tire-botte*, *cache-nez.*

hand das *es*, *ns* u. s. w. noch wirkliche Flexionsendung ist. Der Bindevocal in den älteren Sprachen findet sich jedoch nur in den Nominalcompositionen, nicht in den Zusammensetzungen der Verba mit Partikeln.

Noch kräftiger wird die Zusammensetzung äufserlich dargestellt durch eine Veränderung, welche ein oder das andere Glied oder auch beide erleiden, wodurch sie die Gestalt der Selbständigkeit verlieren und als Elemente einer ganz neuen Bildung erscheinen. Dahin gehört was oben über die Schwächung der Stamm-Vocale in lateinischen Compositionen bemerkt wurde: *cadere*, *accidere*; *legere*, *colligere* u. s. w.; ferner der Abfall der grammatischen Endung des ersten Gliedes: *Grofsvater*, *κακοδαίμων*, *στρατηγός* u. s. w. In der Regel tritt das erste Glied, sei es Nomen oder Verbum, in seiner reinen Stammform auf, nur wo es nöthig oder üblich ist, mit dem Bindevocal, und nur das letzte Glied erhält die Endungen, welche die Gattung des Wortes charakterisiren *).

In vielen Zusammensetzungen ist sogar das letzte Glied in der Form, in welcher es in der Composition auftritt, gar kein selbständiges Wort, sondern nur ein Wortstamm, welcher erst behufs und kraft der Zusammensetzung selbst diese Wortform angenommen hat. So sagen wir z. B. nicht *Macher*, wohl aber *Schuhmacher*; eben so *vierfüfsig*, *einseitig*, *langnasig*; *umarmen*, *umringen* (nicht: *armen*, *ringen*). Dies ist besonders im Lateinischen und Griechischen der Fall: *γεω-γράφος*, *φιλ-ήκοος*, *φιλ-εργός*, *πυρ-φόρος*, *τριήρης* u. s. w., *honori-ficus*, *pedi-sequus*, *agri-cola*, *arti-fex*, *long-aevus*, *homi-cida*, während *γράφος*, *ήκοος* u. s. w. als besondere Wörter gar nicht existiren. Indem so jedes der beiden Glieder in der Gestalt, in welcher es hier auftritt, erst durch die Zusammensetzung hervorgebracht wird, ist diese ein Bildungsvorgang, durch welchen nicht blofs schon fertig vorhandene Wörter vereinigt, sondern wirklich neue Wörter geschaffen werden.

Wir müssen aber sowohl nach der inneren wie nach der lautlichen Natur der Composita echte oder eigentliche und unechte Zusammensetzung (*σύνθεσις* und *παράθεσις*) unterscheiden.

*) Diese Endung des zweiten Gliedes gehört nämlich dem Sinne nach nicht ihm, sondern der ganzen Zusammensetzung, wie sie auch lautlich verschieden ist von der, welche dem zweiten Gliede an sich zukommt: *πολύκομος* von *κόμη*, *multicomus* von *coma*. S.

Wir haben im Obigen nur von der echten gesprochen. Das Verhältniſs beider Glieder kann nun aber weniger innig, und der daraus hervorgehende Begriff weniger einfach sein. So können wir schon unter den echten Zusammensetzungen unterscheiden: a) Verschmelzung, wo die Begriffe der Glieder mehr oder weniger verändert werden und in dem des Ganzen untergehen, wie in *Augapfel, Seehund, Weinstock, Fingerhut, Handschuh, baumstark, seekrank* u. s. w., wo also die Zusammensetzung eine einfache Vorstellung bezeichnet, welche durch die bloſse Zusammenstellung der getrennten Glieder nicht ausgedrückt werden kann und durch eine Umschreibung mehr nur hinsichtlich der Bildungsweise und des Verhältnisses der Glieder zu einander erklärt, als ihrem Begriffe nach vollständig ausgedrückt oder ersetzt werden kann. Umgekehrt sogar können solche Zusammensetzungen oft mit einfachen Wörtern vertauscht werden, wie *Landmann* mit *Bauer*, *Findelkind* mit *Findling*, *Wartefrau* mit *Wärterinn* u. s. w.; b) Zusammenfügung, d. h. Zusammensetzungen, welche ohne wesentliche Veränderung ihrer Bedeutung in ein Satzverhältniſs aufgelöst werden können, weil ihr Begriff zwar als einer, aber nicht als einfacher gedacht wird, und ihre Glieder als selbständige Begriffe dem Bewuſstsein vorschweben, wie in *Vollmond, Neujahr, Rothwein, Königssohn, Tageslicht, lobenswerth, huldvoll* u. s. w. *καχοδαίμων, λευκό-ϊον, sacrosanctus.*

Unechte Zusammensetzung aber, oder Zusammenstellung, findet statt, wenn Wörter, die in einem unmittelbaren grammatischen Congruenz- oder Dependenz-Verhältnisse stehen und dieses Verhältniſs auch durch die gewöhnliche grammatische Form ausdrücken, in gewissen geläufigen, herkömmlichen Anwendungen und Bedeutungen zu einer Worteinheit zusammentreten; z. B. *Hohepriester, groſsthun, hochachten, dreizehn, keineswegs, gröſstentheils, nachdem* u. s. w., *προτοῦ* (vordem), *προϋργον* (*πρὸ ἔργου*; vergl. *vonnöthen, vorhanden*) und andere Copulativa wie *ususfructus, sartustectus* (Düntzer, S. 184)*), *permagnus, perfacilis* u. s. w. Diese unechte Zusammensetzung grenzt an die syntaktische Wortfügung.

*) Im Sanskrit giebt es eine regelmäſsige und häufig angewandte copulative Composition, in der z. B. *Vater und Mutter, rund und dick* zu einem Worte zusammengefügt werden: *mâtâpitrau*, welches grücisirt geben würde etwa *μητη-* oder *μητροπαίρε* im Dual, welcher Numerus sich auf das ganze Compositum bezieht. S.

Die Composition der Verba mit Partikeln ist zwar der Bedeutung nach echte Zusammensetzung, da daraus in der Regel ein neuer einfacher Begriff erwächst; der Form nach aber, namentlich im Griechischen, meist blofse παράθεσις, wie ἐκβαίνω, περι-ελαύνω u. s. w.; daher auch Augment und Reduplication zwischen Partikel und Verbum treten. — Im Deutschen ist diese Zusammensetzung theils echt und dann untrennbar, theils unecht und dann trennbar, z. B. *umgéhen* und *úmgehen*.

Von echten Zusammensetzungen lassen sich, da sie als einfache Wörter gefühlt werden, auch wieder Ableitungen durch Suffixe und Präfixe bilden.

Wir haben hier nur die Haupt-Unterschiede der Zusammensetzung aufgestellt. Die Special-Grammatiken müssen genauer eintheilen nach der Gattung der verbundenen Glieder und dem verschiedenen Beziehungsverhältnifs, in welchem sie zu einander stehen, und der aus der Zusammensetzung entspringenden Bedeutung. Die indischen Grammatiker haben ein vollständiges System der Composition entworfen, welches gröfstentheils auch auf andere Sprachen pafst, die nur nicht denselben Reichthum an verschiedenen Weisen der Composition, aber auch nicht dieselbe Mafslosigkeit und schwülstige Ueberladenheit haben. Die griechische Sprache hält bei gleich grofser Compositionsfähigkeit durchaus ein schönes Mafs. Ihre Zusammensetzungen sind einheitliche, organisch gegliederte Gebilde, während die sanskritischen oft den Charakter unorganischer Anhäufung haben.

§. 183. Genesis der Wortbedeutungen. — Lexikalische Verhältnisse.

Eine wesentliche Aufgabe für die wissenschaftliche Behandlung des Wortbildungs-Processes ist: die in Zusammenhang mit der Bildung der äufserlichen Wortgestalt fortschreitende Begriffsbildung aufzuzeigen.

Das allgemeinste Gesetz ist hier, dafs die Vorstellung mit jedem Stadium der Wortbildung immer schärfer bestimmt und damit immer enger begrenzt wird. Näher ins Einzelne gehende Gesetze für diesen Fortgang der Begriffsbildung lassen sich als allgemein gültige nicht aufstellen. Jede Sprache hat ihre eigenthümlichen Wortbildungs-Mittel und -Gesetze und damit zugleich eigenthümliche Gesetze der Begriffsbildung. Diese gehören also der Special-Grammatik an. Denn die Grammatik hat allerdings, da sie eine Darstellung der Sprachgesetze sein soll, die Gesetze

und Mittel der Wort- und Begriffsbildung zu betrachten, wenn auch nur im Allgemeinen. Sie hat das Formelle dieses Processes erschöpfend darzustellen; der auf diesem Wege und durch diese Mittel gebildete Sprachstoff im Einzelnen gehört dem Wörterbuch an.

Bei aller in der Sprache herrschenden Gesetzmäfsigkeit ist doch die Anwendung der Wortbildungsgesetze im Einzelnen unberechenbar. Die möglichen Bildungen von einer Wurzel oder einem Stamm sind darum nicht auch alle wirklich entwickelt und in der lebendigen Sprache vorhanden. Der eine Wortstamm hat sich zu einer reichen Wörterfamilie nach allen Seiten hin entfaltet, während ein anderer nur ein paar Sprossen getrieben hat, oder gar vereinzelt und ohne alle weitere Zeugung in der Sprache stehen geblieben ist.

So hat jeder Wortstamm und jedes Wort in der Sprache seine eigene Lebens- und Entwickelungsgeschichte. Und während die Grammatik aufzeigt, was möglicherweise nach den bestehenden Bildungsgesetzen entwickelt sein könnte, und die Norm für die Erklärung und das Verständnifs der vorhandenen Bildungen giebt, legt das Wörterbuch dar, was in der Sprache wirklich entwickelt vorliegt.

Hieraus ergiebt sich zur Genüge, dafs das wissenschaftliche Wörterbuch nothwendig etymologisch geordnet sein mufs. Es hat den Sprachstoff nicht blofs darzulegen, wie er factisch ist, sondern wie er geworden ist; es hat ihn nicht blofs als ein Aggregat zufälliger Einzelheiten nach einem blofs äufserlichen Princip anzuordnen, sondern nach den ihm selbst inwohnenden, in seiner Entstehung begründeten Zusammenhängen darzulegen.

Das vergleichende Wörterbuch eines ganzen Sprachstammes mufs den gesammten Wörtervorrath auf die möglichst einfachen Wurzeln zurückführen und von diesen ausgehen. Das Special-Wörterbuch der einzelnen Sprache mufs wenigstens von den in dieser Sprache nachweisbaren ursprünglichsten Wurzelformen oder Stämmen ausgehen und deren Entfaltung zu Ableitungen und Zusammensetzungen genetisch verfolgen.

So wie die Wortgestalt, so ist auch die Wortbedeutung nach ihrer genetischen Entwickelung zu verfolgen. Namentlich ist zu zeigen, wie die Bedeutung innerhalb einer und derselben Wortgestalt von concreter, sinnlicher Anschauung auf dem Wege der Metapher zu abstracten, geistigen Begriffen fortschreitet; wie fer-

ner in den Ableitungen und Zusammensetzungen der Begriff immer schärfer bestimmt und beschränkter wird.

Bei dieser Entwickelung der Wortbedeutung aber ist zugleich auf die synonymischen Verhältnisse verschiedener Wörter zu achten, welche theils mit der Etymologie zusammenhängen, theils auch durch den Sprachgebrauch, aber nicht zufällig, sich festgesetzt haben. Die gebildete Sprache duldet keinen Ueberfluſs und weiſs einen jeden durch äuſsere Umstände entstandenen zu ihrem Vortheil zu schärferer Begriffssonderung, feinerer Nuancirung des Ausdruckes zu verwenden.

B. Das Wort als Redetheil. Wortbiegung.

§. 184. Wörterbuch und Grammatik.

Das Wörterbuch hat es mit Wörtern, die Grammatik mit Worten zu thun. Der materielle Inhalt der Wörter geht die Grammatik im engeren Sinne nichts an. Nur die Wörter hat sie nach ihrer ganzen Bedeutung zu erklären, deren Inhalt rein formell ist, die nur grammatische Verhältnisse oder Beziehungen auszudrücken dienen: die Formwörter. Denn sie hat es nur mit der formellen Natur und den Verhältnissen der Stoffwörter zu thun, sofern dieselben Redeglieder sind.

I. System der grammatischen Wortarten.

§. 185. Satz und Gedanken; ihre Elemente.

Die Vernunftsprache fängt mit dem Satze an (S. 134 ff.). Daſs der Gedanken in seiner Ganzheit das Erste, Ursprünglichste ist, kann man auch daraus sehen, daſs man wohl mitunter ein einzelnes zu einem Gedanken passendes Wort sucht; nicht aber umgekehrt den Gedanken aus einzelnen Worten zusammensetzt, die man schon vorher als einzelne im Sinne hat. Wer vernünftig denkt und spricht, sucht und wählt die Worte zu dem Gedanken, nicht die Gedanken zu den Worten.

Die grammatisch differente Natur der Worte kann daher nicht vor und auſser dem Satze erklärt, sondern nur aus der Natur und dem Wesen des Satzes begriffen werden. — Der Satz aber ist ein ausgesprochener Gedanken. Die Natur und Structur des Satzes muſs also von der des Gedankens abhän-

gen. Der Gedanken nun ist eine in logischer Form entwickelte geistige Anschauung (§. 50). Seine nothwendigen Elemente sind Substanz und Accidens. Substanz ist der selbständige Gegenstand der Anschauung als der Inbegriff aller denselben constituirenden Merkmale; Accidens die besondere Bestimmung oder das Merkmal, welches in der jedesmaligen Aussage, als an dem Gegenstand wahrgenommen, von ihm ausgesagt wird.

Sofern das Accidens der Substanz beigelegt wird, heifst es auch Attribut; logisch-syntaktisch betrachtet aber, in ihrem Verhältnifs zum Satzganzen heifst der Ausdruck für die Substanz: das Subject, der Satz-Gegenstand; der für das Accidens: das Prädicat, das Ausgesagte.

Der so entstehende Satz hat die Form des Urtheils, ohne deshalb seinem Inhalte nach dem philosophischen Begriffe des Urtheils entsprechen zu müssen. Denn das logische Urtheil entspringt aus der Zerlegung eines Begriffes und die Verbindung von Subject und Prädicat ist darin eine wesentliche, nothwendige; es ist Ausdruck eines Allgemeinen; z. B. *Gott ist absoluter Geist.* Der Satz aber kann blofs aus der Zerlegung einer subjectiven, einzelnen Anschauung, eines Factischen entspringen; er kann einen Zustand aussagen, eine Handlung; etwas blofs Zufälliges, nichts Nothwendiges, welches wohl wirklich, aber nicht wahr im höheren Sinne des Wortes ist, z. B. *die Sonne scheint*; *es regnet*; *ich schreibe* (Hegel, Encyclopädie §. 167). — Ferner aber kann der Satz auch fragend, wünschend, befehlend sein, wo er denn auch formell von dem Urtheil unterschieden ist. Wir aber beschränken uns hier vorläufig auf den Erkenntnifs-Satz, welcher die Aussage einer Wahrnehmung oder eines Gedankens in der Form eines Urtheils enthält.

§. 186. Substantivum, Verbum und Adjectivum.

Den beiden Hauptbestandtheilen des Satzes entsprechen nun die beiden Hauptgattungen der Worte: Substantiva und Attributiva. Hierzu kommt als drittes Element die Copula, der Ausdruck der logischen Synthesis, der formellen Verknüpfung von Subject und Prädicat (§. 51).

Die einfachste Satzform ist diejenige, welche Subject und Prädicat in einer concreten Verbalform verschmolzen zeigt, wie φη-μί, φη-σί. Hier haben wir nur die beiden materiellen Bestandtheile des Satzes, das Attributivum φη und das Subject

μι, σι. Das formelle Element, die logische Synthesis, ist auch nur formell, durch die Verknüpfung der beiden materiellen Elemente ausgedrückt. Durch diese Verschmelzung der Elemente des Satzes in eine Worteinheit kehrt der Inhalt des Gedankens gewissermafsen in die einfache Form der in sich ungetheilten Anschauung zurück, wie sie in der Wurzel vorhanden war. Daher drückt diese Satzform den Gedanken in gröfster Unmittelbarkeit aus, die Anschauung oder den Vorgang, wie er sich dem wahrnehmenden Individuum unmittelbar darstellt und augenblicklich von ihm aufgefafst wird, als ein Geschehendes, Werdendes, Zeitliches. Das Verbum, welches nur durch diese Concretion des Attributs mit dem Subjecte charakterisirt wird, hat daher immer den Begriff des Werdens, des zeitlichen Seins oder Geschehens in sich. Das verbale Attribut erscheint immer als ein energisches, sich bewegendes, einen Zeitmoment ausfüllendes oder sich durch die Zeit hin erstreckendes.

Soll nun aber das Attribut zeitlos, als Beharrendes, als ruhende, bleibende Eigenschaft der Substanz aufgefafst werden, so mufs es von dieser getrennt, nicht mit dem Subject verschmolzen, sondern demselben selbständig gegenübergestellt werden, als Benennung der Eigenschaft. In dieser nominalen Gestalt wird das Attribut zum Adjectiv.

Der Unterschied des Verbums vom Adjectiv liegt nicht in einer ursprünglich verschiedenen Natur der Attribute, obwohl allerdings einige Attribute ihrer Natur nach nur zeitlich, vorübergehend, andere wesentlich und an sich beharrend, die Substanz als bleibende Elemente constituirend sind. Es kann aber auch ein und dasselbe Attribut sowohl zeitlich, verbal, als zeitlos, adjectivisch aufgefafst werden (vergl. *der Baum ist grün* und *der Baum grünt*; *die Frucht ist reif* und *die Frucht reift*; *der Mann ist wach* und *der Mann wacht*; woraus sich ergiebt, dafs das Moment des Zeitlichen, Energischen nicht in dem Attribut an sich liegt, sondern erst durch seine Verschmelzung mit dem Subject in der Verbalform erzeugt wird.

Die Bildung des Adjectivums ist das Werk einer weiter fortgeschrittenen Abstraction, als die Verbalform sie voraussetzt; denn das Attribut tritt nun der Substanz selbständig gegenüber, wird von ihr losgerissen aufgefafst. Das Adjectivum ist so gut ein Nennwort oder Nomen, wie das Substantivum. Es benennt das Attribut, wie dieses die Substanz oder den Gegenstand; es

ist ein Nomen attributivum wie dieses ein Nomen substantivum ist. Das Adjectivum steht also zwischen dem Substantivum und dem Verbum in der Mitte. Aristoteles rechnet es zum ῥῆμα, da es als Prädicat das Ausgesagte enthält; die späteren Grammatiker zum Nomen als ὄνομα ἐπίθετον. Es hat einerseits mit dem Verbum den attributiven Inhalt gemein, aber ohne dessen aussagende Kraft. Andererseits ist es wie das Substantivum ein benennendes Wort und steht demselben ganz nahe, sodafs beide Wortarten oft ihre Rollen mit einander tauschen. Wenn man zu dem Merkmalsbegriff, den das Adjectivum ausdrückt, die Bestimmung der Substantialität hinzufügt, so wird es zum Substantiv: *ein Armer, der Weise, ein Jüngling*; denn das Substantivum bezeichnet den Gegenstand auch nur nach irgend einem einzelnen Merkmale und viele Substantiva sind, wie früher bemerkt, offenbar von Adjectiven durch Ableitung gebildet. Aber auch wo dies nicht der Fall ist, und wir den attributiven Grundbegriff in dem Substantiv nicht mehr fühlen, geht dasselbe doch immer von einer in der Anschauung (der Wurzel) liegenden Merkmalsbestimmung aus, welche mit dem Charakter der Substantialität bekleidet ist. Umgekehrt kann auch das Substantivum zum reinen Attributivum werden, also die Natur des Adjectivums annehmen, indem der ihm inwohnende Merkmalsbegriff hervorgehoben und von der Substantialität abstrahirt wird; z. B. *Alexander war ein Held* = *heldenmüthig, tapfer.*

Da also dem Adjectivum das Moment der Substantialität fehlt, so sollte es auch äufserlich von dem Substantivum dadurch unterschieden sein, dafs es der Zeichen entbehrt, welche das Substantiv als Benennung der Substanz charakterisiren. Es ist daher philosophisch betrachtet ganz richtig, wenn die deutsche Sprache theilweise, nämlich bei prädicativer Anwendung, die englische Sprache durchaus, das Adjectivum als nackten Nominalstamm aufstellt: *gut, grofs, klein* u. s. w. ohne die an und für sich nur dem Substantiv zukommenden Endungen. Nur haben freilich diese Sprachen auch das Substantivum durch Abschleifung des Nominativ-Charakters zu der nackten Stammform zurückgeführt, und dadurch wiederum den formellen Unterschied beider Wortarten grofsentheils aufgehoben.

Die alten Sprachen, auch die gothische, bekleiden zwar das Adjectiv immer mit denselben Endungen, welche die Substantiva charakterisiren. Was aber an dem Substantiv Zeichen der

Substantialität ist, ist hier Zeichen der Attribution, der Abhängigkeit oder Anhängigkeit (Inhärenz) des Attributes im Verhältnifs zu der Substanz. Dieser Unterschied tritt darin deutlich hervor, dafs dem Substantiv nur eine, feste Form zukommt, das Adjectiv hingegen in seiner Form wandelbar ist und sich vermöge dieser Verschiedenheit seiner Form seinem jedesmaligen Substantiv accommodirt. Diese Formen gehören also nicht dem Adjectiv-Begriff seinem Inhalte nach an, sondern sind nur Zeichen seines formellen Verhältnisses zum Substantivum (Congruenzformen).

Das Attribut, welches in dem Adjectiv von seiner Substanz getrennt dargestellt ist, mufs nun aber, wenn es als Prädicat desselben im Satze auftreten soll, einem Subjecte ausdrücklich beigelegt, d. i. von demselben ausgesagt werden. Diese aussagende Kraft fehlt dem Adjectivum als solchen, und wenn sie, wie in dem Verbum, durch unmittelbare Concretion mit dem Subjecte ausgedrückt werden sollte, so würde das Adjectiv damit Verbum werden und den Begriff des ruhenden Attributes verlieren. Die Sprache bedarf also, um das Adjectiv als Prädicat einem Subjecte beizulegen, eines von demselben gesonderten Aussagewortes, eines selbständigen Ausdruckes für die Copula. Dies ist das Verbum *sein* (§. 51). Weil es blofs eine formale Function hat ohne attributiven Inhalt, so wird es Verbum abstractum genannt, während die anderen Verba als inhaltsvolle Stoffwörter Verba concreta heifsen.

Die Wurzeln, durch welche in den indoeuropäischen Sprachen das Verbum *sein* ausgedrückt wird, sind: sanskr. *as*, latein. und griech. *es*, deutsch *is* und *si*; 2) sanskr. *bhū*, griech. *φυ*, latein. *fu*, deutsch *pi*, *bi*; 3) im Deutschen noch *was*, goth. *visan*, altd. *wesan*, wesen, d. i. ursprünglich bleiben, wohnen (S. 123)*). — Auch in anderen Sprachstämmen pflegt der Begriff des reinen Seins aus einem concreten Verbum hervorzugehen. Das arabische *kāna* bedeutet eigentlich: stehen; das hebr. *hājā* reiht sich an *chajā*, leben; das türk. *dür* (ist) ist eins mit *dur*, stehen; das chinesische *wei* vereinigt die Bedeutungen machen und existiren. — Die romanischen Sprachen haben neben dem latein. abstracten *esse* (ital. *essere*, span. *ser*) zu *stare* ge-

*) Bopp, Vergl. Gramm. S. 737 stellt die Wurzel *as* zu *âs* sitzen. Allein *âs* ist, wie die Länge des Vocals zeigt, erst eine secundäre Wurzel. A. d. V.

griffen: ital. *stare*, span. *estar*, franz. *être* (d. i. *estre*); *je suis* = *sum*, aber *j'étais* = *stabam*, *été* = *status*, ital. *stato*.

Wenn aber auch das Sein in seiner reinen Abstraction aufgefafst wird, so drückt es doch eigentlich nie den reinen Begriff der Copula aus; denn in dem Sein liegt immer der Existenzbegriff und die von jedem Verbum unzertrennliche Zeitbestimmung, die der reinen Copula als solcher fremd ist (S. 141). Wie schwer es ist, zu der Abstraction zu gelangen, welche zur reinen Auffassung des logischen Begriffes der Copula in dem Verbum der Existenz gefordert wird, das zeigen die Sprachen, in denen diese Abstraction nicht vollkommen erreicht wird, unter denen selbst Sprachen des indogermanischen Stammes sich finden. In den slavischen Sprachen wird das Prädicat dem Subjecte unter gewissen Bedingungen nicht in der Nominativform, wie es die Natur des grammatischen Verhältnisses fordert, sondern im Instrumentalis (Ablativ von adverbialer Natur) beigegeben. Die Araber setzen das Prädicat stets in den Objects-Casus, der eigentlich adverbialer Casus ist. Das Prädicat wird also in diesen Fällen ein zum Verbum der reinen Existenz gefügtes Adverbium. Im Neudeutschen steht nach der Copula das unflectirte Adjectivum. Da nun im Neudeutschen das Adverbium seine charakteristische Endung verloren hat, so entsteht der Schein, als würde neben die Copula das Adverbium gesetzt. Das Altdeutsche aber, welches das Adverbium durch eine besondere Form vom Adjectivum bestimmt unterscheidet (z. B. *schöni* und *scôno*, *schoene* und *schône*), setzt auch neben *sein* immer die Adjectivform mit vollständigen Congruenz-Endungen, wie im Lateinischen und Griechischen.

§. 187. Arten des Substantivums.

Der Inhalt des Substantivums kann entweder ein an sich selbst Substantielles, ein objectiv selbständiger Gegenstand oder Stoff sein: Substantivum concretum; oder ein pur subjectiv Substantielles, ein blofs als selbständig gedachter Merkmalsbegriff sein, an und für sich und als solcher unter die Form der Substantialität gefafst: Substantivum abstractum, welches Eigenschaften, Zustände, Handlungen, Vorgänge u. s. w. bezeichnet, unter der logischen Form der Substantialität aufgefafst. — Der grammatische Unterschied der Substantiva concreta und abstracta beruht nicht auf dem Gegensatze des Sinnlichen und

Unsinnlichen, sondern darauf, ob die Substantialität real, d. i. als in der Wirklichkeit objectiv bestehend, oder blofs ideal als eine dem an sich Unselbständigen im Geist verliehene Begriffsform gesetzt wird. Auch die Benennung des Unsinnlichen oder Uebersinnlichen ist ein concretes Substantivum, wenn es als selbständige individuelle Substanz für sich, als wirklicher Gegenstand gedacht wird: *Gott*, *Geist*, *Seele*, *Zeit* u. s. w. Dagegen kann der Inhalt des abstracten Substantivums auch ein sinnlich Wahrnehmbares sein, z. B. *die Schönheit*, *Gröfse* u. s. w.; denn sein Wesen liegt darin, dafs es einen attributiven Begriff, sei er sinnlich oder unsinnlich, d. i. die der Substanz inhärirende Eigenschaft oder Thätigkeit u. s. w. als solche unter die Form der Substantialität fafst. Daher sind die wirklichen Abstracta immer von Adjectiven oder Verben abgeleitet. Sie sind auch in der Regel ohne Plural, weil die Eigenschaft oder Thätigkeit nicht individuell begrenzt ist, sondern immer eine bleibt, wenn sie auch an vielen Gegenständen erscheint.

Die concrete Substanz wird gefafst:

1) Als unbegrenzter Stoff, in sich gleichartige Materie, ohne individuelle Begrenzung, d. i. weder als ein geschlossenes Ganzes gedacht, noch in sich in Individuen geschieden: Substantivum materiale, z. B. *Wasser*, *Wein* u. s. w. Jedem Theile der Masse kommt hier die Benennung des Ganzen zu. Der Tropfen ist so gut Wasser, als das Meer.

2) Als begrenztes Ganzes oder Individuum, und zwar in dreifacher Weise:

a) Als Individuum in seiner empirischen Einzelheit ohne Rücksicht auf seine allgemeine Natur oder Gattung: Nomen substantivum proprium.

b) Als Exemplar und Repräsentant einer Gattung, also nach seiner allgemeinen Natur: Substantivum commune oder appellativum: *Mensch*, *Thier*, *Baum*. Hier wird jedes Ding einer Gattung, sofern es ihr angehört, wie der Gattungsbegriff selbst genannt.

c) Als eine Gesammtheit von Individuen einer Gattung zu einer Einheit zusammengefafst, also selbst als Individuum oder Ganzes mit bestimmter Begrenzung gedacht: Substantivum collectivum: *Volk*, *Heer*, *Wald*. Hier kommt nur dem als individuelle Einheit gedachten Ganzen, nicht den Theilen, woraus es besteht, die Benennung zu.

Wird das Collectivum ohne individuelle Begrenzung und die Masse der zusammengefafsten Individuen nicht in ihrer selbständigen Besonderheit (discret), sondern stoffartig ungesondert gedacht; so geht das Collectivum zurück in das Materiale: z. B. *Vieh*, *Gehölz*, *Waldung*; vergl. *ein grofses Volk* und *viel Volkes*; *ein schönes Gehölz* und *mit Gehölz bewachsen*. Das echte Collectivum hat einen Plural, das Materiale nicht.

Ueber das Verhältnifs der Nomina propria und communia ist zu erinnern, dafs das Substantivum in seiner Entstehung den allgemeinen Gattungsbegriff bezeichnen mufs, da die Bildung der Vorstellung immer mit einer Abstraction von der besonderen zufälligen Individualität der sinnlichen Wahrnehmung verbunden und der einzelne Gegenstand nach irgend einem Merkmale bezeichnet ist, vermöge dessen er unter eine Kategorie mit anderen Gegenständen seiner Art fällt; denn das Merkmal der Benennung gehört nicht dem Individuum, sondern der Gattung an. Die Nomina sind also ursprünglich Communia; selbst die Nomina propria sind es *), nur haben diese zur Benennung des Individuums in seiner Einzelheit den in ihnen liegenden allgemeinen Gattungsbegriff aufgegeben, sind gleichsam zum blofsen Kennzeichen für das Einzelwesen ausgehöhlt, ihres eigentlichen Inhaltes beraubt.

§. 188. Das Pronomen.

An die Substantiva reihen sich zunächst die Pronomina, d. h. die eigentlichen substantivischen Pronomina, nicht die adjectivischen Pronominalia, welche in anderer Hinsicht auch zu dieser Classe gehören, hier aber nicht in Betracht kommen.

Die Pronomina sind substantivische Formwörter (s. §. 40). Ihr ganzer Inhalt ist Form: die Form der Substantialität in ihrer abstracten Allgemeinheit, verbunden mit der formellen Bestimmung der grammatischen Person, welche nichts anderes ist, als der Ausdruck des Verhältnisses, in welchem das Subject zu der Rede steht, gleichsam der Rolle, welche es in der Rede spielt.

Die Unterschiede der grammatischen Person sind also keine substantiellen, dem Gegenstande an und für sich zukommenden; sondern nur formelle, auf dem Redeverhältnifs beruhende. — Der Grund ihrer Entstehung und ihre Nothwendigkeit für die

*) Wie ausführlich bewiesen ist von Pott, die Personennamen, insbesondere die Familiennamen. S.

Sprache liegt nicht in dem objectiven Inhalt der Rede, welchen Substantivum und Verbum oder Adjectivum erschöpfend darstellen, sondern in der subjectiven Form der Rede. Jede Sprachäufserung ist ursprünglich Mittheilung eines Gedankens durch ein redendes Individuum an ein angeredetes, und für diese in der Rede selbst auftretenden Individuen mufs ein aufser ihnen liegender angeschauter oder vorgestellter Gegenstand als ein Drittes charakterisirt werden.

Diese aus der subjectiven Form der Rede entspringenden Unterschiede kann das Substantiv nicht ausdrücken, da es die Substanz immer nach seiner objectiven Natur, ohne Rücksicht auf das Redeverhältnifs, bezeichnet. Es bedarf daher eigenthümlicher Formwörter, welche auch Substantiva, aber keine Nomina, sondern Pronomina substantiva sind, Stellvertreter der Nomina, die aber freilich mehr als bloſse Stellvertreter sind, da sie formale Bestimmungen darstellen, welche das Nomen als reines Stoffwort nicht ausdrücken kann.

Unter den Arten des Substantivs hat das Nomen proprium die nächste Analogie zu dem Pronomen. Beide bezeichnen das Individuum als solches. Statt meinen Namen zu nennen, sage ich: *ich*; statt des Namens der angeredeten Person: *du*. Kinder setzen daher, ehe sie den abstracten Pronominalbegriff gefafst haben, den Eigennamen an die Stelle des Pronomens. Der Unterschied liegt aber darin: das Nomen proprium bezeichnet die concrete Individualität; das Pronomen die abstracte Individualität. Mein Namen bezeichnet als bleibendes, festes Kennzeichen mich als dieses bestimmte Einzelwesen in concreto und kommt nur mir und keinem andern zu. *Ich* aber ist jeder, sobald er sich als Individuum erfafst und als solches redet; und eben derselbe heifst im nächsten Augenblicke *du* oder *er*, je nach der Rolle, die er in der Rede spielt. Das Pronomen ist die allgemeine abstracte Form der Individualität, alles concreten Inhaltes entledigt.

Ueber den Ursprung dieser Pronomina s. §. 39. 40 und sonst gelegentlich, besonders im §. 46. Ueber die Formen der persönlichen Pronomina ist noch zu vergleichen: Grimm, Gesch. d. deutschen Sprache S. 257 ff.

§. 189. Arten des Verbums. Subjectives und objectives Verbum.

Ueber den Unterschied der Verba concreta von dem Ver-

bum abstractum ist schon gesprochen (§. 181). Letzteres verhält sich zu ersterem ähnlich wie das Pronomen zum Nomen. So wie das Pronomen nur die Form der Substantialität ohne Inhalt, so stellt das Verbum abstractum nur die Form der Aussage dar, ohne den attributiven Inhalt des Ausgesagten. Innerhalb der Verba concreta sind nun weitere Unterschiede festzustellen.

Ursprünglich ist der verbale Vorgang auf das Subject beschränkt, ohne Beziehung nach aufsen: subjectives Verbum oder Intransitivum. Diese sind vorzugsweise einfache Stamm-Verba, im Deutschen grofsentheils ablautend, z. B. *gehen, sprechen, springen, schlafen, sitzen, lachen* u. s. w. Andere Verbalbegriffe hingegen gestatten oder fordern eine Beziehung auf einen Gegenstand aufser dem Subjecte: Diese begründen die objectiven Verba, welche meist später entwickelt sind, als die subjectiven, und daher nicht reine Stämme, sondern Ableitungen sind. Genauer nennt man Transitiva diejenigen objectiven Verba, die eine directe Beziehung oder Einwirkung auf ein Object als Ziel (im Accusativ) fordern; z. B. *schlagen, lieben* u. s. w. Hingegen fafst man diejenigen objectiven Verba, welche zur Ergänzung ihres Begriffes nur eine indirecte Beziehung auf einen Gegenstand (im Genitiv oder Dativ) zulassen, unter der Benennung Intransitiva mit den subjectiven Verben zusammen; z. B. *er spottet deiner; er hilft dem Armen; dankt dem Vater.* Ob der Gegenstand der Beziehung als indirectes oder directes Object dargestellt wird, hängt aber von der besonderen Anschauungsweise der einzelnen Sprache ab, so wie von der jedesmaligen Bildungsweise des Verbums; vergl. *er spottet deiner, er verspottet dich, irridet, cavillatur te; er hilft mir, er unterstützt mich; adjuvat me; auxiliatur, succurrit mihi; ich folge dir, sequor te; ich höre den Redenden, ἀκούω εἰπόντος.* Man thut daher besser alle Verba, die eine Beziehung auf einen Gegenstand aufser dem Subject in irgend einem Casus obliq. gestatten, als objective Verba zusammenzufassen, und dann speciellere Eintheilungen nach den verschiedenen Casus zu machen.

§. 190. Das Medium.

Eine Mittelgattung zwischen den transitiven und intransitiven oder objectiven und subjectiven Verben sind die Reflexiva, welche eine subjective, innerliche Thätigkeit, Regung,

oder einen Zustand des Subjects unter der Form einer auf das Subject zurückwirkenden Handlung darstellen, sodafs das Subject zugleich als Object, thätig und leidend, erscheint: *ich freue mich*, *wundere mich* u. s. w. Welche Verbalbegriffe die Sprache als reflexive darstellt, hängt wieder ganz von der besonderen Auffassungsweise ab; vergl. *ich freue mich*; *gaudeo*, *laetor*; *χαίρω*, *ἥδομαι*.

Die griechische Sprache drückt den Reflexions-Begriff durch eine eignene Verbalform, das Medium, aus: *αἰδέομαι*, ich schäme mich; *βουλεύω*, ich rathe, beschliefse, *βουλεύομαι* ich berathe mich, überlege; *χράομαι*, ich bediene mich, gebrauche u. s. w.; so auch die lateinische Sprache durch das Deponens. Die Deponentia nämlich sind ursprünglich als Reflexiva oder Verba media zu fassen; z. B. *utor*, *ich bediene mich*; *vereor*, *ich schäme mich* u. s. w., wenn auch in der Bedeutung dieser ursprüngliche Begriff nicht überall mehr erkennbar ist; z. B. *hortor*, *sequor*.

Die Medialform stimmt im Wesentlichen mit der Passivform zusammen. Das Medium ist aber eine eigenthümliche Art des Verbums, das Passivum nur eine Flexionsform der Verba transitiva, dem Activum gegenüber. Der Medial-Begriff ist aber der ursprüngliche, und das Passivum hat sich erst aus ihm entwickelt. Dies lehrt die Form. Die griechischen Medial-Endungen sind durchaus voller oder breiter als die des Activs. Aus *μι*, *σι*, *τι*, *nti* wird *μαι*, *σαι*, *ται*, *νται*. Bopp erklärt sie für Verstümmelungen aus *mami*, *sasi*, *tati*, sodafs das Pronomen in jeder Form doppelt enthalten wäre, als Subject und als Object (*ich — mich*, *du — dich*). Diese Ansicht widerlegt Curtius (Bildung d. Tempp. S. 31) mit guten Gründen. Die Erweiterung der Endung ist blofs lautlicher Natur; es findet Diphthongirung oder Zulaut (Guna) statt. Durch die Verstärkung des pronominalen Suffixes wird symbolisch ausgedrückt, dafs die Thätigkeit Rückbeziehung auf das Subject hat oder auf die Sphäre des Subjects beschränkt bleibt. — Dieses Mittel war unanwendbar für das Lateinische, welches die auslautenden Vocale der Personal-Endungen überall abgeworfen hat. Es hat das reflexive Pronomen *se*, auf alle Personen angewendet, als Medial-Suffix angefügt, wobei jedoch theils das *s* in *r* verwandelt, theils ein Bindevocal eingeschoben wird: *utor* ist *uto-s(e)*, *uteris* ist *utis-i-s(e)*, *utitur* ist *utit-u-s(e)* u. s. w. s. Curtius S. 38. — Ganz analog ist die Medial-Bildung im Litthauischen

(s. Bopp, Vergl. Gramm. S. 687) und im Isländischen, wo die Bildung des Passivs (d. i. ursprünglichen Reflexivs) durch Zusetzung von *st* zu allen Formen des Activs geschieht, welches *st* aus älterem *sc* und dieses aus *sic* (sich) entstanden ist. Die Anwendung des reflexiven Pronomens der 3. Person auf alle drei Personen findet sich auch in den slavischen Sprachen.

Es liegt übrigens in dem Medium keineswegs immer der reflexive Begriff im engeren Sinne, den wir durch den Accusativ des Pronomens ausdrücken, sondern nur überhaupt eine Rückbeziehung der Thätigkeit auf das Subject oder einen Vorgang innerhalb der Sphäre des Subjects; z. B. φράζομαι, ich spreche bei oder zu mir selbst, d. i. ich bedenke. Andererseits ist ein auf das Subject zurückgewendetes Transitivum darum noch kein wahres Reflexivum; z. B. *er lobt sich selbst*; *erkenne dich selbst.* Das Subject ist hier in der That einerseits thätig, andererseits leidendes Object, Gegenstand oder Ziel seiner eigenen Thätigkeit. Bei dem echten Reflexivum oder Medium hingegen ist die Bedeutung wesentlich subjectiv; der Vorgang nur eine innere Bewegung des Subjects; z. B. *ich beklage mich über erlittenes Unrecht*; und: *ich beklage mich selbst und keinen Andern*; *ich bediene mich einer Sache*: *ich bediene mich selbst.* - Vergl. mein Lehrbuch II, S. 114.

§. 191. Die Impersonalia.

Die Verba impersonalia würde man besser subjectlose Verba nennen. Es giebt nämlich zeitliche Vorgänge oder Erscheinungen, die ihrer Natur nach keinem Subjecte angehören, z. B. Naturerscheinungen, wie: *es regnet* u. s. w. Das *es* nimmt hier nur die vacante Stelle des Subjects ein, ohne einen wirklichen Gegenstand zu bezeichnen. Auch andere Vorgänge, welche in Wahrheit ein Subject haben, können so subjectlos aufgefafst und in der Form eines Impersonales aufgestellt werden; z. B. *es schlägt vier* (d. i. *die Uhr*); so besonders passivisch: *es wurde gespielt* u. s. w. Etwas bestimmter wird das Subject durch unser *man*, wodurch es wenigstens als ein persönliches bezeichnet wird.

Es giebt auch objective Impersonalia, durch welche ein körperlicher oder Gemüths-Zustand oder Vorgang in einer Person nicht als ein von dieser als dem Subjecte ausgehender, sondern

als ein subjectloser, die Person treffender, ergreifender dargestellt wird; z. B. *es friert mich, poenitet me.* Solche Fälle sind nicht zu verwechseln mit den deutschen Wendungen wie: *es ärgert, reut, verdriefst mich* u. s. w., wo das *es* ein wirkliches Subject vertritt oder doch vertreten kann: *die Sache, der Vorfall ärgert, reut mich.* Ehemals waren manche Verba dieser Art echte Impersonalia, die es jetzt nicht mehr sind; z. B. *mich wundert der Sache.*

Durch den subjectlosen Ausdruck entsteht die einfachste, unvollkommenste Art der Sätze: eine Form des Existentialsatzes, welche ein blofses Sein oder Werden, einen Vorgang ohne Subject darstellt.

§. 192. Bestimmwörter.

Substantiva und Pronomina als Subjectswörter, Verba und Adjectiva als Prädicatswörter sind die wesentlichen Bestandtheile des einfachen Satzes. Wir haben nun aber die bei Erweiterung des Satzes zu den Hauptbestandtheilen desselben hinzutretenden Nebenbestimmungen zu betrachten. Diese werden theils dem Subject, theils dem Prädicat, theils der Copula beigefügt, und sind theils materieller, theils formeller Natur. Materielle Bestimmungen können nur qualitativer Art sein: Eigenschaften oder Beschaffenheiten. Formelle Bestimmungen, die theils auf der sinnlichen Anschauung beruhen, theils Denkbestimmungen und Redeverhältnisse betreffen, sind: Quantität, Zahl, Ort, Zeit, Verhältnifs.

Betrachten wir nun zuerst die Bestimmwörter des Substantivs, Sie müssen als in der Natur des Substantivs begründet, aus den Elementen und accidentellen Bestimmungen der Substanz entwickelt und als nothwendig erkannt werden.

§. 193. Attributiva. Das Participium.

Die Substanz hat zuerst eigenthümliche innerliche Qualitäten oder Attribute, und das Substantiv daher qualitative Bestimmwörter, Adjectiva und Participien; also Stoffwörter. Sie können nur ein dem Subject beigelegtes Attribut sein und kommen dem Inhalte nach mit den Prädicatswörtern, Adjectivum und Verbum, überein. Der Unterschied liegt nur in der Verbindungsweise, indem das Attribut, sofern es Prädicat des Satzes ist, erst dem Subjecte beigelegt wird, und diese Beilegung den

wesentlichen Inhalt der Aussage ausmacht; z. B. *der Mensch ist vernünftig*; dagegen dasselbe Attribut als Bestimmwort des Subjects als eine demselben bereits beigelegte Eigenschaft unmittelbar mit demselben verbunden wird: *der vernünftige Mensch.* Das Adjectivum als Bestimmwort heifst vorzugsweise attributiv. — Eine formelle Unterscheidung dieser beiden Anwendungen als Prädicat oder Attribut im engeren Sinne haben die meisten Sprachen nicht. Nur die deutsche Sprache unterscheidet jetzt das prädicative Adjectivum vom attributiven, indem sie jenem keine Congruenz-Endungen giebt, seiner gröfseren Unabhängigkeit wegen als noch selbständig gedachter Merkmalsbegriff; dieses hingegen läfst sie mit dem Substantivum congruiren, da es ihm bereits einverleibt, als ein Element der substantivischen Vorstellung gedacht, deren Verhältnisse in sich aufnimmt (s. S. 395).

Nicht allein das Adjectiv, auch der Inhalt des Verbums, also ein energisches Attribut kann als Bestimmwort in unmittelbare Verbindung mit dem Substantivum treten. In dieser Anwendung erscheint das Verbum als Particip, welches den materiellen Inhalt des Verbums, aber nicht mehr die formelle Kraft der Copula in sich hat; z. B. *der Mensch denkt*; *ein denkender Mensch*: ein Verbal-Adjectiv ohne die aussagende Kraft des Verbums, doch im Uebrigen noch der verbalen Lebendigkeit theilhaft.

Dafs die verbale Kraft des energischen Attributes in dem Particip noch nicht erloschen ist, zeigt besonders die mit dem Verbum übereinkommende Rectionskraft des Particips, z. B. *ein seine Aeltern liebendes Kind.* Der Begriff des zeitlichen Werdens schwindet freilich oder wird geschwächt, wenn das Verbum als Particip die Adjectivform annimmt; die verbale Lebendigkeit erstarrt und wird zum beharrenden Adjectivbegriff. Man vergleiche: *sie reizt*, *sie ist reizend*, *eine reizende Frau*; *ein wohlwollender Mann*; *ein bindendes Versprechen.* Daher erstarren auch mitunter Participia völlig zu Adjectiven: *potens*, *prudens*, *sapiens*, *constans* u. s. w.

§. 194. Quantitativa und Numeralia.

Formelle Bestimmungsbegriffe des Subjects sind: Quantität, Ort, Redeverhältnifs. Sie betreffen nämlich theils die Anschauungsformen, d. h. die Quantität, sowohl die continuirliche

(Maſs) als die discrete (Zahl), und die Raumverhältnisse eines Gegenstandes zu anderen Gegenständen und zum Redenden; theils die Denkformen und logisch-syntaktischen Verhältnisse.

Die Quantität der Dinge bezeichnen die Adjectiva quantitativa, und zwar dienen für die discrete Quantität oder Zahl unterscheidbärer Einzelwesen die Zahlwörter oder Numeralia (die bestimmten: *zwei*, *hundert*; und die unbestimmten: *viele*, *einige*, *alle*), für die continuirliche Quantität oder Ausdehnung die Maſswörter: z. B. *viel Wasser*, *wenig Wein*, *etwas Brod* u. s. w. ursprünglich substantivisch: *viel Wassers*, *wenig Weins*. — Die bestimmten Zahlwörter unterscheiden sich auſserdem in zählende und davon abgeleitete ordnende, Ordinalia; jene die Anzahl der vorhandenen oder gedachten Gegenstände einer Art bezeichnend, diese einem Gegenstande eine bestimmte Stelle in einer Reihe gezählter Gegenstände anweisend.

§. 195. Demonstrativa. Ort und Redeverhältnisse.

Den Ort eines Gegenstandes im Verhältniſs zum Redenden drücken die Pronomina demonstrativa aus. Sie sind eigentlich nicht Vertreter des Subjects, sondern nur Bestimmwörter desselben. Sie sollten also auch nicht Pronomina heiſsen, eher Pronominalia oder Pronomina adjectiva, da sie wie die Urpronomina deutende Formwörter, und meist durch Ableitungen von diesen gebildet sind. *Dieser*, ahd. *deser* ist durch verstärkenden Zusatz aus dem ursprünglich einfachen Deutewort *der* erwachsen. Im Gothischen ist es noch nicht entwickelt (das Nähere bei Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 930 f.). *Jener*, goth. *jains*, ahd. *gener*, *ener* hängt mit dem sanskr. *ēnas*, dieser, zusammen, aus welchem wahrscheinlich zuerst das Zahlwort *ains*, *ein* entsprungen ist und dann durch Hinzufügung des demonstrativen *i*: *jains*, *jener*. — *hic*, Wurzel *hi*, wie es scheint, nur der verstärkte Deutelaut *i*, der dem *is* zu Grunde liegt, verbunden mit dem Suffix *ce* (*c*). Spuren dieses Demonstrativs, welches goth. *his*, althd. *hir* lauten muſste, finden sich in den deutschen Orts-Adverbien *hier*, *her*, *hin* (ursprünglich Casusformen jenes Pronomens) und in *heute*, altd. *hiutu*, abgekürzt aus *hiu-tagu* (= *hoc die*), *heuer*, altd. *hiure* aus *hiu-jaru*. *Iste* und *ille* sind deutlich Ableitungen von *is*, jenes durch das Suffix *te*, welches wahrscheinlich demonstrative Bedeutung hat, dieses

(für *is-le*) durch *le*, welches nach Potts sinnreicher Vermuthung ein Deminutiv-Suffix ist, „weil das räumlich Entfernte sich perspektivisch verkleinert.“ In beiden aber ist das Suffix mit dem Stamm völlig verwachsen und zu einer untrennbaren Form erstarrt, daher die Flexion sich an das Suffix anschliefst (anders als in *i-dem*). Das griechische ὅδε, mit sinnlicher deiktischer Bedeutung, ist von dem Urpronomen ὁ, ἡ, τὸ gebildet durch das Suffix δε (wie latein. *is-te*; *der da*). οὗτος, αὕτη, τοῦτο, abstracter, weniger auf den Ort des Gegenstandes im Raume, als auf die Stelle desselben in der Rede deutend, ist von dunkler Bildung. Es ist zusammengesetzt und das zweite Element ist τος, τη, το. Das erste Element ist vielleicht das andere Urpronomen ὁ, ἡ, und οὗτος wäre = ὅ-τος (vergl. Max Schmidt, De pronomine Gr. et Lat. p. 38). Woher aber die Diphthongirung? Bopps Annahme, οὗτος, αὕτη, τοῦτο sei entstanden aus ὁ-αὐτος, ἡ-αὐτη, το-αὐτο ist darum weniger wahrscheinlich, weil aus dem abstracteren Pronomen der Selbstheit, αὐ-τός sich nicht wieder ein sinnlicheres Demonstrativum entwickeln kann. ἐκεῖνος, κεῖνος (bei attischen Dichtern) ist nicht verwandt mit *jener*, sondern von einem eigenen Stamme εκ, κε; vergl. ἐκεῖ, latein. *ecce* und das Suffix *ce* in *hi-c*, *hic-ce*, *isti-c* u. s. w.

Die Bestimmwörter für Redeverhältnisse sind abstracterer Art und gehen in der Sprache nicht von eigenen Wurzeln aus, sondern sind von Ausdrücken für Anschauungsverhältnisse entlehnt oder gebildet. Sie werden Pronomina adjectiva genannt. Die Pronomina personalia und das substantivische Interrogativum gehören nicht hierher, da sie nicht als Bestimmwörter zum Subject hinzutreten, sondern dessen Stelle einnehmen (Pronomina substantiva). Die Pronomina possessiva aber, welche allerdings als Pronomina adjectiva zum Substantivum bestimmend hinzutreten, sind nichts anderes, als der adjectivisch gestaltete Genitiv der Personalia.

§. 196. Interrogativa, Relativa, Determinativa, Artikel und Correlativa.

Wirkliche Bestimmwörter für das Redeverhältnifs des Subjects sind die, welche es als in Frage gestellt (interrogativ) oder in Beziehung (relativ) oder als individuell bestimmt (determinativ) darstellen.

Das adjectivische Pronomen interrogativum stellt die nähere individuelle Bestimmung des Subjects in Frage. Es ist entweder identisch mit dem substantivischen Interrogativ: *qui, quis, τίς*; oder davon abgeleitet: *welcher* = *wê-licher*, d. i. wie beschaffener? also eigentlich = *qualis*.

Das Pronomen determinativum mit dem ihm entsprechenden relativum sind Correlativa: *der — welcher*. Beide stellen den Gegenstand der Rede nach einem eigenthümlichen Verhältnifs zu derselben dar, indem das Determinativum auf ihn hindeutet als auf den Gegenstand der Aussage, welcher in dem Relativsatze näher qualificirt wird; z. B. *der (derjenige) Mann ist der weiseste, welcher (der) zu den besten Zwecken die besten Mittel erwählt.* Das Relativum verbindet mit der Bestimmung des Redeverhältnisses zugleich die conjunctionale Kraft, indem es den Beziehungssatz mit dem Hauptsatz verknüpft. Das Determinativum sowohl, wie das Relativum können auch ohne Substantivum selbst substantivisch stehen, und das letztere steht sogar in der Regel so, da der Gegenstand der Beziehung, als schon genannt, nicht wiederholt zu werden braucht; doch sind sie ihrer Natur nach adjectivische Bestimmwörter. Beide sind nicht primitive Wörter in dieser Anwendung, sondern entlehnt: das Determinativum von dem sinnlich hinweisenden Demonstrativum, welches nun zur grammatischen Hindeutung verwendet wird; das Relativum in der Regel von dem Interrogativum, indem der Beziehungssatz gleichsam den Gegenstand in Frage stellt, auf welchen der bestimmende Hauptsatz hindeutet, um von ihm etwas auszusagen. Die Anwendung der Interrogativa als Relativa erklärt sich am leichtesten aus dem Uebergange eines indirecten, abhängigen Fragesatzes in einen Beziehungssatz. Vergl. *ich möchte wissen, welchen Mann du meinst*; *ich möchte den Mann wissen, welchen du meinst.* Noch deutlicher wird die Sache, wenn man den Relativsatz voranstellt. Das Determinativum antwortet dann auf das Relativum, wie bei einer wirklichen Frage das Demonstrativum auf das Interrogativum: *Welcher Mann hat es gethan? — dieser Mann soll bestraft werden. Welcher Mann* oder *wer es gethan hat, der soll* u. s. w. Aufserdem wird noch das Demonstrativum als Relativum verwendet, wenn auch mit kleiner Abänderung oder Verstärkung; so im Griechischen *ὅς, ἥ, ὅ*, aus dem Demonstrativ-

stamm ó gebildet*), und im Deutschen *der*, welches im Altdeutschen ausschliefslich gebraucht wird (s. mein Lehrbuch I, S. 539 ff.). Dann wird die Relation durch die wiederholte Hinweisung auf den Gegenstand ausgedrückt: *der Mann*, *der* (*da*) u. s. w.; *ich*, *der ich glaube* u. s. w. Eigenthümliche Wurzeln für das Determinativum und Relativum kann die Sprache nicht haben, weil sie nicht auf einer sinnlichen Anschauung oder Empfindung beruhen, sondern erst im Satzgefüge als logisch-syntaktische Beziehungsbegriffe entstehen.

Das Relativum ist nächst der Copula das wichtigste logisch-syntaktische Element der Sprache. So wie durch die Copula der einfache Satz, so wird durch das Relativum der zusammengesetzte Satz gestaltet, indem ein ganzer Satz als Bestandtheil eines anderen demselben an- oder eingefügt wird. Die syntaktische Vollendung der Sprache, die Bildung eines gröfseren Redeganzen ist ohne Relativum unmöglich; denn auch alle unterordnende Conjunctionen sind wesentlich Relativa, nämlich adverbiale Relativa, wie das Pronomen ein adjectivisches oder substantivisches Relativum ist. Vergl. die Schrift von Dr. Steinthal, De pronomine relativo.

Der Artikel ist das abstracteste Bestimmwort des Substantivs, ein Determinativum ohne correlative Kraft. Er drückt im Allgemeinen die dem Substantiv-Begriff inwohnende Selbständigkeit aus, von dem Substantiv abgesondert und aufserhalb desselben dargestellt, ist also ein Zeichen der Substantialität des Substantivums. Seine wesentliche Bedeutung macht also die substantivirende Kraft aus. So lange diese in der Substantiv-Endung selbst formell-kräftig ausgeprägt ist, wird das Bedürfnifs des Artikels weniger gefühlt. Er ist daher kein nothwendiger und wesentlicher Redetheil und entwickelt sich erst im Fortgange des Sprachlebens. Die älteste griechische Sprache, die homerische, kennt ihn noch nicht, und die gothische nur in wenigen Spuren. Im Neudeutschen und anderen neueren Sprachen wird er ein nothwendiges aushelfendes Formwort, da hier das Substantivum weder an sich als solches hinlänglich charakterisirt ist, noch durch eigene Formen seine verschiedenen Ver-

*) Nach Pott, Etym. Forsch. I, S. 113 und Bopp, Vergl. Gramm. §. 382 ist das griechische ὅς, ἥ auf den sanskritischen Relativstamm *ya*, Fem. *yā* zurückzuführen. Aber dieses *ya* ist nur eine Erweiterung des Demonstrativstammes *i* (siehe Pott, das. II, 162 und meine Abhdlg. De pronomine relativo p. 102). S.

hältnisse deutlich genug darstellt. Der Artikel ersetzt also die abgefallene oder geschwächte Flexion.

Diese äuſserliche Formbezeichnung ist jedoch nicht der einzige Zweck und Entstehungsgrund des Artikels. Dies zeigt die griechische Sprache, welche bei gleich kräftiger und deutlicher Flexion, wie die lateinische, gleichwohl den Artikel entwickelt hat, jedoch nur den bestimmten, da der unbestimmte durch das Substantivum ohne Artikel, oder auch durch das indefinite Pronomen *τις* ausgedrückt wird, welches nur das des Fragetons beraubte Interrogativum ist, indem die Unbestimmtheit des Individuums, nach welchem man fragt, als Unbestimmtheit überhaupt gefaſst wird (vergl. *wer ist da? — es ist wer da*, d. i. *irgend einer*, latein. *quis* für *aliquis*).

Nächst der allgemeinen substantivirenden Kraft nämlich haben beide Artikel zugleich individualisirende Kraft, d. h. die Fähigkeit, aus einer ganzen Gattung von Gegenständen einer Benennung ein Individuum herauszuheben; daher Nomina propria als solche keine Artikel brauchen. — Der bestimmte Artikel aber hat noch die definirende, bestimmende Kraft, indem er das aus der Gattung hervorgehobene Einzelwesen genau bezeichnet; welche Kraft dem unbestimmten Artikel fehlt. Vergl. *Brod, ein Brod, das Brod* und das latein. *panis*.

Endlich entstehen durch Verbindung der allgemeinen Bestimmungen der Qualität und Quantität mit den drei Redeverhältnissen Frage, Relation und Determination, die correlativen Pronominal-Adjectiva der Qualität und Quantität:

	Frage.	Relation.	Determination.
Qualität:	*ποῖος*	*οἷος*	*τοῖος* (*τοιόςδε, τοιοῦτος*)
	qualis, we-lich		*talis, so-lich*
Quantität:	*πόσος*	*ὅσος*	*τόσος*
	quantus		*tantus.*

Auch für die speciellere Bedeutung des Alters: *πηλίκος, ἡλίκος, τηλίκος*.

§. 197. Bestimmwörter des Attributes. — Adverbia.

Die Bestimmungsbegriffe des Attributes, sowohl des ruhenden (des Adjectivums), als des energischen (des Verbums), sind wie die des Subjects theils materiell, theils formell. Die ersteren sind qualitativer Art, betreffen die Beschaffenheit, die Art und Weise des Attributes. Sie sind theils concrete, theils ab-

stracte. Die concreten Bestimmwörter bezeichnen die Beschaffenheit oder Weise ihrem ganzen Inhalte nach. Sie sind Adverbia qualitativa und modi, von Adjectiven oder Substantiven, seltener von Verben abgeleitet. Indem das Adverbium auf das Attribut bezogen wird, wird dieses als zu qualificirende Substanz gedacht. Im Griechischen werden diese Adverbia abgeleitet durch ως; καλῶς; δόν (von Substantiven): βοτρυδόν, ἀγεληδόν; δην (von Verben): κρύβδην, σποράδην; im Lateinischen durch *ter*, *tus*, *tim*: *funditus*, *tractim*, *carptim*; im Deutschen ehemals durch *o*, *e* (mein Lehrbuch I, S. 559): von dem Adjectivum *scôni*, *schoene* kommt das Adverbium *scôno*, *schone* (daher unser *schon*, welches erst spät die Bedeutung *bereits* erhält); von *vasti*, *veste*, *fest*, das Adverbium *vasto*, *vaste* (daher unser *fast*). Jetzt, nach abgefallener Endung, lautet das Adverbium wie die Grundform des Adjectivs und wird nur zuweilen durch *lich* unterschieden: *höchlich*, *weislich*, *schwerlich*. — Die Qualitäts-Adverbia sind ihrem Ursprunge nach gröfstentheils Casusformen von Adjectiven oder Substantiven, theils Accusativa wie die lateinischen auf *im*, *am*, die griechischen auf *ον*, *ην*: theils Genitiva, wie die griech. auf *ας*: ἄτρεμας, ἥρεμας, latein. *aliās*; theils Ablativa wie die latein. auf *o*, *e* und die griech. auf ως (s. Düntzer, Declin. der indogerman. Sprachen S. 111 und mein Lehrbuch I, S. 803 ff.).

Die abstracten Bestimmwörter des Attributes deuten die Art und Weise nur an. Sie verhalten sich zu den concreten, wie das Pronomen zu dem Nomen, und man kann sie Adverbia pronominalia nennen, zumal da sie auch von Pronominen gebildet werden: ὡς, οὕτως, ὧδε, *ita* von *is*; auch *sic* hat pronominalen Ursprung; *so* ist der Modalis vom Demonstr. *sa der*.

An der Grenze der materiellen und formellen Bestimmwörter des Attributes stehen die Adverbia der Intensität; sie bezeichnen die Quantität der Qualität: *sehr*, *kaum*, *fast*, *höchst*, *ungemein*; und zur Vergleichung des Grades: *mehr*, *magis* (verschieden von *plus*), *weniger*, *am meisten*, *am wenigsten*.

Die abstracten Qualitäts-Adverbia sind ihrem Begriffe nach Formwörter (wenn auch die gradbestimmenden von Stoffwörtern entlehnt sind), weil sie keinen materiellen Inhalt haben; sie bestimmen die qualitative Natur des Attributes nur durch pronominale Andeutung oder durch Gradbestimmung der Qualität.

Die formellen Bestimmwörter des Attributes gehen gar nicht

dessen materiellen Inhalt an, sondern betreffen nur demselben äufserliche Bestimmungen oder Verhältnisse. Hier sind zu unterscheiden die Kategorieen: Quantität; Ort, Zeit; logisches Verhältnifs.

Bestimmungswörter der Quantität sind die Zahl-Adverbien. Der Begriff der Zahl aber, verbunden mit dem Attribut, kann die besondere Gestalt einer Wiederholung, einer Ordnung oder Reihenfolge oder einer Vervielfältigung haben. Die Zahladverbien sind daher: Iterativa: *semel, bis, ter* u. s w. *einmal, zweimal* u. s. w. *mehrmals, vielmals, oft, selten* u. s. w. Ordinalia: *erstens, zweitens; zuerst, zuletzt.* Multiplicativa: *einfach, doppelt, vielfältig.* Die Iterativa können eigentlich nur vor Verben stehen, da die Wiederholung in die Zeit fällt und nur das Verbum den Zeitbegriff in sich schliefst. Sie werden aber nicht selten multiplicativ gebraucht und dann auch vor Adjectiva gesetzt, da die Multiplicativa ein Mehrfaches als Simultanes, nicht als Successives darstellen; z. B. *ter quaterque beati; dreimal so grofs.*

Die Bestimmwörter des Ortes, der Zeit und der logischen Verhältnisse sind theils Adverbia, theils Präpositionen. Die Adverbia stellen durch sich selbst den jedesmaligen Bestimmungsbegriff vollständig und erschöpfend dar, wenn auch nur auf abstract andeutende Weise: *hier, heute, darum, dadurch* u. s. w. Die Bezeichnung der logischen Verhältnisse wird von anschaulichen Raumbestimmungen entlehnt. Die Adverbia für logische Verhältnisse gehen in beiordnende Conjunctionen über, da sie einen ganzen Satz in Beziehung zu einem andern setzen.

Die Pronominal-Adverbia aller Gattungen drücken neben ihrem sonstigen Inhalt zugleich die syntaktischen Redeverhältnisse aus, welche in den ihnen zu Grunde liegenden Pronominalstämmen enthalten sind. Sie stehen daher, wie diese Pronomina selbst, in dem Verhältnifs der Correlation. So wie nämlich durch die Verbindung der Redeverhältnisse: Frage, Relation und Demonstration, Determination mit dem allgemeinen adjectivischen Qualitäts- und Quantitätsbegriff correlative Pronominal-Adjectiva entstehen, so entstehen durch Verbindung derselben Redeverhältnisse mit der adverbialen Qualitäts-, Quantitäts- und Grad-, Orts- und Zeitbestimmung correlative Pronominal-Adverbien:

	Frage:	Relation:	Demonstration — der Frage entsprechend: Determination — der Relation entsprechend:
Qualität:	πῶς, *quî, wie* indir. ὅπως;	ὡς, *uti, wie*;	(τώς, Homer.) οὕτως, ὧδε, *so, sic, ita*;
Quantität u. Intensität	πόσον, *quam*; „	*quam*, ὅσον; *je, quo*, ὅσῳ, *quanto*;	*tam*, τόσον; *desto* *), *eo*, τόσῳ, τοσούτῳ, *tanto* (proportionale Adverbien);
Ort:	ποῦ, *ubi, wo*;	οὗ, *ubi, wo*;	(τόθι hom.)**) *ibi, da*;
	πόθεν, *unde, woher*;	ὅθεν, *unde, woher*;	(τόθεν poet.)†) *inde, daher*;
	ποῖ, *quo, wohin*;	(οἷ poet.) *quo, wohin*;	*dahin* ††) *eo, illuc*;
Zeit:	πότε, *quando, wann*;	ὅτε, *quum, wann*;	τότε, *tum, dann*.

Alle diese correlativen Adverbia sind theils adverbialische Ableitungen, theils Casusformen der entsprechenden Pronomina Adjectiva. Sie verbinden mit dem adverbialischen Inhalt conjunctionale Kraft und werden daher auch zu den Conjunctionen gerechnet: Conjunctional-Adverbia. Dies ist die Wirkung der in sie gelegten Relation, wie bei dem Pronomen relativum.

§. 198. Präpositionen.

Die Präpositionen bezeichnen eine formelle Bestimmung des Ortes, der Zeit und der logischen Verhältnisse, indem sie den Zustand oder das Handeln des Subjects in Beziehung zu einem andern Gegenstande setzen, so dafs sie also den Bestimmungsbegriff nicht, wie die Adverbia, für sich allein erschöpfend ausdrücken, sondern nur in Verbindung mit einem Gegenstandsworte, welches sie in Beziehung zu dem Thun des Subjectes setzen, und mit welchem verbunden sie einen reichhaltigen, concreten Adverbialbegriff ausmachen; vgl. *er ist drinnen, — in der Stube.* Sie sind also Exponenten des Verhältnisses, in welchem ein Subject vermöge seines Thuns oder Zustandes zu einem andern Gegenstande steht. Ursprünglich bezeichnen sie sämmtlich räumliche Verhältnisse und werden dann auf zeitliche, und endlich auf innere, geistige Verhältnisse der Herkunft, der wirkenden Ursache, des Grundes, des Mittels u. s. w. übertragen.

Es sind zu unterscheiden eigentliche oder echte Präpositio-

---

*) Entstanden aus *des diû* (Instrumentalis), eigentlich: *daher um so = inde eo.*

**) gewöhnlich ἔνθα, ἐνταῦθα.

†) gewöhnlich ἔνθεν, ἐντεῦθεν.

††) ἐκεῖ, ἐκεῖσε.

nen, wie *in, bei, auf, an* u. s. w. und uneigentliche oder Nominal-Präpositionen, von Substantiven oder Adjectiven abgeleitet, wie *wegen, laut, kraft, neben* (aus *in-eben*) *längs, nächst* u. s. w. Die eigentlichen Präpositionen sind allerdings primitive Wörter, sind jedoch in ihrer Entstehung nicht gleich der grammatischen Kraft nach Präpositionen gewesen, da das Bedürfniſs eines Exponenten des Verhältnisses erst in dem erweiterten Satz der vollständig ausgebildeten Rede eintritt. Ursprünglich sind sie Adverbien, ortbestimmende Formwörter, die dann aber ihre Selbständigkeit verloren, dafür aber die syntaktische Kraft der Beziehung auf einen Gegenstand erhalten haben. Sie sind energische Adverbien. Sie werden groſsentheils auch jetzt noch als Adverbien gebraucht, z. B. *vor, wie nach*; und besonders als trennbare Partikeln mit Verben zusammengesetzt. — Die selbständigen Adverbien für Raumverhältnisse sind dann durch Ableitung oder Zusammensetzung von diesen zu Präpositionen gewordenen Uradverbien gebildet: *innen* und *auſsen* von *in*, *aus*; *intra*, extra von *in*, *ex*; *vorn* von *vor*; *herauf, hinaus.*

Die Präpositionen regieren an und für sich nicht eigentlich bestimmte Casus, tragen überhaupt nicht eigentlich Rectionskraft in sich. Der Casus, welcher der Präposition folgt, ist zugleich durch das schon bei dem Verbum für sich in Frage stehende Orts- und Richtungsverhältniſs bedingt. Daher ist im Griechischen und auch in der älteren deutschen Sprache bei mehr adverbialischer Natur der Präposition der Casus fast ganz von dem jedesmaligen Verbalbegriff und von dem zu vermittelnden Verhältniſs abhängig; so daſs den meisten Präpositionen zwei, ja zum Theil alle drei abhängigen Casus folgen können. Allmählich aber wird das Verhältniſs starrer und fixer und bei der Mehrzahl der Präpositionen nur ein bestimmter Casus zulässig, wie bei den meisten lateinischen. Man kann eben sowohl sagen, die Präposition tritt zu dem Casus hinzu zur Ergänzung des selbständigen Casusbegriffs, als daſs der Casus von der Präposition abhänge. Die Casus für sich nämlich drücken nur die allgemeinsten Orts- und Richtungsverhältnisse aus, während die Präpositionen ein individuelles Raumverhältniſs bezeichnen.

§. 199. Bestimmwörter der Copula.

Die Denkform, unter welcher der urtheilende Verstand des Redenden das Attribut dem Subject beilegt oder die Weise der

logischen Verknüpfung von Subject und Prädicat, begreifen wir unter der Benennung der Modalität: Denk- und Redeweise. Diese ist dreifach nach den logischen Kategorieen: Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit. Die Wirklichkeit aber wird entweder bejaht oder verneint oder in Frage gestellt, die Möglichkeit vermuthend oder wünschend ausgedrückt, die Nothwendigkeit objectiv als erkannte oder subjectiv als geforderte ausgesprochen. — Die Bestimmwörter nun, welche diese verschiedenen Kategorieen zu bezeichnen dienen, nennen wir Adverbia der Modalität; z. B. *ja, nein, wahrlich, vielleicht, doch, wohl, durchaus* u. s. w.

Hiermit sind sowohl die Haupttheile als auch die erweiternden Nebenbestimmungen des einfachen Satzes, sofern sie durch eigenthümliche Wortarten dargestellt werden, vollständig erschöpft. Ja mit den correlativen Wörtern haben wir schon die Grenze des einfachen Satzes überschritten. Das verknüpfende, das innere Verhältniſs mehrer zu einem Gedanken-Ganzen zusammengefaſsten Sätze darstellende Element tritt aber auch für sich als selbständiges Formwort auf, als Conjunction.

§. 200. Die Conjunction.

Die Conjunction ist das zuletzt entwickelte abstracteste Formwort. Sie ist nicht ein Bestimmungswort irgend eines einzelnen Satztheils, sondern des ganzen Satzes. Wie die Präposition einzelne Theile eines einfachen Satzes in eine Beziehung zu einander setzend mit einander verknüpft, so behandelt die Conjunction ganze Sätze wie zu bestimmende und nach ihrem innern Verhältniſs zu verknüpfende einfache Substanzen, und verbindet dadurch mehre Sätze zu einem zusammengesetzten. Sie ist also ein Verhältniſswort der Sätze, Exponent des Satzverhältnisses.

Die Conjunctionen sind theils Nominal-Adverbien (*weil, dieweil = die Weile*), theils aus Pronomen oder Pronominal-Adverbien gebildet, also ursprünglich raum- und zeitbestimmende Adverbien, welche auf logische Beziehungen übertragen und mit der satzverknüpfenden Kraft versehen sind: wirkende Adverbia, nur durch ihre Wirkungssphäre von der Präposition verschieden.

Sie sind nach einem doppelten Gesichtspunkte einzutheilen: nach ihrer syntaktischen Kraft und nach ihrer logischen Bedeutung. In ersterer Hinsicht sind sie theils beiordnende (coordinirende) Bindewörter, welche die verknüpften Sätze

als syntaktisch-gleichen Ranges in dem Verhältnifs der Unabhängigkeit an einander knüpfen; z. B. *und*, *dann*, *oder*, *aber*, *also*, *denn* u. s. w.; theils unterordnende (subordinirende) Fügewörter, welche einen der verknüpften Sätze als unselbständigen Neben- oder Zwischensatz in dem Verhältnifs der Abhängigkeit dem andern an- oder einfügen, so dafs er als Theil im Gebiete des Hauptsatzes erscheint; z. B. *da*, *als*, *weil* u. s. w. Man vergleiche: *er kann nicht ausgehen*; *denn er ist krank* (beiordnend); *er kann nicht ausgehen*, *weil er krank ist* (unterordnend: Nebensatz); *er kann*, *weil er krank ist*, *nicht ausgehen* (Zwischensatz); *weil er krank ist*, *so kann er nicht ausgehen* (Vordersatz).

Nach dem logischen Verhältnifsbegriff, unter welchem die Conjunctionen die Sätze verbinden, zeigen sich drei Haupt-Unterschiede: copulative, adversative und Causalitäts-Verhältnisse; die Fügewörter drücken auch Orts- und Zeitverhältnisse aus. Die systematische Anordnung der Conjunctionen nach beiden Gesichtspunkten s. in meinem Lehrbuch I. S. 872 ff.

Die Conjunctionen unterscheiden sich von den relativen und correlativen Wörtern dadurch, dafs sie sich auf das Ganze eines Satzes beziehen, während letztere die Sätze nur mittelst Beziehung auf einen einzelnen Satztheil verknüpfen. Die beiordnenden Bindewörter haben aber die Kraft der Relation gar nicht, sondern ihre Beziehung findet nur in der Form der Hinweisung, Demonstration statt, wie in *denn*, *daher*. Hier fehlt die engere relative Fügung. Daher verschmelzen die Sätze nicht zu einer vollkommenen Einheit, sondern stehen einander selbständig gegenüber.

Die Präpositionen, Conjunctionen und adverbialen Formwörter nennt man auch Partikeln.

Was nun schliefslich die Reihenfolge der Redetheile bei Entstehung der Sprache betrifft, so ist zu bemerken, dafs alle Redetheile gleichzeitig neben einander entstehen und keiner eine genetische Priorität beanspruchen kann. Nur dies ist festzuhalten, dafs die sinnliche Anschauung überall früher war, als die verständige Abstraction. Alle Wortarten also, welche rein logische Bestimmungen oder syntaktische Verhältnisse bezeichnen, sind in dieser Anwendung und Bedeutung nicht primitiv, sondern entlehnt von Anschauungswörtern.

II. System der Flexionsbegriffe und der grammatischen Wortformen.

Das Wort soll hier betrachtet werden nach seiner Begrenzung durch die Beziehungsform, unter welcher es in den Zusammenhang der Rede eintritt. Es ist das System der grammatischen Wortformen für den Ausdruck der logischen Verhältnisse der Worte als Satzglieder darzustellen.

§. 201. Allgemeine Bedeutung und Umfang der Flexion.

Unter der Benennung Flexion oder Wortbiegung begreifen wir alle bedeutsamen Veränderungen der Wortform, welche mit dem bleibenden Inhalt und der bleibenden Begriffsform des Wortes irgend einen formellen Bestimmungs- oder Beziehungsbegriff verbinden. Indem der Ausdruck dieser Bestimmung mit der Grundform des Wortes zu einer Lauteinheit verbunden wird, entsteht eine grammatische Form. Würde die stehende Begriffsform des Wortes (die Wortart, der Redetheil) verändert, so fände nicht Wortbiegung, sondern Wortbildung statt.

Die Begriffe nun, welche durch Flexion ausgedrückt werden, sind theils Bestimmungen einzelner Vorstellungen an sich in Beziehung auf die Anschauung und Erkenntnifs des Redenden, z. B. Numerus, Tempus, Modus; theils drücken sie ein Verhältnifs einzelner Vorstellungen der Rede zu einander aus, sind also nicht blofs Bestimmungsbegriffe, sondern Verhältnifsbegriffe. So die Casus, die Vergleichungsgrade der Adjectiva und alle Congruenzformen.

Durch solche Bestimmungs- oder Verhältnifsbegriffe bestimmbar sind ihrer inneren Natur nach nur diejenigen Redetheile, welche den materiellen Inhalt der Rede ausmachen: Substantiva und substantivische Pronomina als deren Stellvertreter, Verba und Adjectiva. Nur diese sind daher biegsam oder flexibel. Alle Wörter, welche selbst keinen materiellen Inhalt haben oder doch wenigstens, wie die Pronomina, einen substantiellen Inhalt andeutend darstellen, sondern nur formelle Bestimmungswörter sind, müssen ihrer eigenen Natur nach inflexibel sein; denn sie fallen mit den Flexionsformen in eine Kategorie. Sie drücken selbst formelle Bestimmungen und Redeverhältnisse aus und können ihrerseits durch solche Begriffe nicht weiter bestimmt werden. Die Partikeln sind also nothwendig inflexibel. Dafs aber die

formellen Bestimmungswörter des Subjects (Zahlwörter, adjectivische Pronomina, Artikel) biegungsfähig sind, ist nicht in ihrer eigenen Natur gegründet (die Flexionsbegriffe gehören nicht ihnen selbst an), sondern in dem auf dem logischen Verhältnisse der Inhärenz beruhenden eigenthümlichen syntaktischen Gesetz der Congruenz. Solche Flexionsformen können wir secundäre nennen. — Wir werden zuerst die Flexionsbegriffe, dann die Flexionsformen (Wortformen) betrachten.

1. Flexionsbegriffe.

§. 202. Die Grundbegriffe der Flexion.

Wir haben die Bestimmungswörter der Hauptsatztheile nach den Kategorieen: Qualität, Intensität oder Grad, Quantität, Raum oder Ort, Zeit, Modalität, logisches oder ideelles Redeverhältnifs unterschieden. Dieselben Kategorieen müssen auch den Flexionen zu Grunde liegen. Neue Bestimmungsbegriffe treten hier nicht auf; nur eine verschiedene Weise der Ausprägung derselben Begriffe. Während sie dort selbständige Bestimmungswörter erzeugten, verknüpfen sie sich hier mit den zu bestimmenden Wörtern zur Worteinheit einer grammatischen Form. Diese innere Identität der Begriffe äufsert sich auch darin, dafs bei fortschreitender Analysis die Sprache die grammatischen Formen wieder auflöst und an die Stelle der Flexionsendung ein ihrem Begriff entsprechendes Formwort setzt, z. B. Präpositionen statt der Casus.

§. 203. Die Qualität. — Diminutiva. Geschlecht.

Die Qualität kann nach der gegebenen Begriffsbestimmung der Flexion überhaupt keine wahre Flexion begründen, da sie eine materielle Bestimmung ist, durch deren Aenderung die Substanz der Vorstellung selbst verändert wird, was nicht durch die Wortbiegung, sondern durch die Wortbildung geschieht. Wird also eine qualitative Bestimmung durch Formveränderung des Wortes ausgedrückt, so ist dies eine etymologische, keine grammatische Bildung. Dahin gehört die Diminutiv-Bildung, z. B. *Häuschen*, *Büchlein* u. s. w. Es findet hier nicht blofs quantitative Modification des Begriffs statt, sondern die Qualität des Gegenstandes wird verändert. Ein Häuschen ist eine besondere Art eines Hauses, von einem grofsen Hause qualitativ verschieden. In anderen Sprachen ist diese Modification mannigfacher,

z. B. ital. *libro, librone* (grofses Buch), *libraccio* (schlechtes Buch; lat. *homo, homuncio, homunculus* u. s. w. — Ferner die Bildung weiblicher Personen- oder Thiernamen: *Löwe, Löwinn; Königinn* u. s. w. Auch dies ist Ableitung, durch welche neue selbständige Wörter, nicht grammatische Formen entstehen.

Dieser letztere qualitative Bestimmungsbegriff aber, das Geschlecht, mufs hier näher erörtert werden, da er secundäre Flexion, vermöge der Congruenz begründet und am Substantivum zwar keine Flexion, aber doch gewisse demselben bleibend anhaftende Formunterschiede erzeugt. Das Sprachgeschlecht geht von dem natürlichen Geschlecht aus. Dieses kommt nur selbständigen Wesen eigenthümlich zu und zwar als eine substantielle Qualität. Mann, Frau; Knabe, Mädchen; Löwe, Löwinn sind qualitativ verschieden, und sind daher durch verschiedene Benennungen bleibend unterschieden. Das natürliche Geschlecht ist zwiefach und kommt als positives nur lebendigen Geschöpfen zu; alles Leblose ist natürlich geschlechtslos und hat mithin nur ein negatives (neutrales) Geschlecht. Wenn diese natürlichen Geschlechts-Unterschiede in der Sprache nicht formell ausgedrückt werden durch lautliche Charaktere, sondern nur in einzelnen Fällen durch ganz verschiedene Wörter, wie *Mann, Frau; taurus, vacca*, so verhält sich die Sprache indifferent gegen den Geschlechts-Unterschied und ist, grammatisch betrachtet, geschlechtlos. Natürlich kann kein Volk den sexualen Unterschied verkennen; erkennt es ihn aber nicht sprachlich an mittelst Ausprägung verschiedener Wortformen, so ist er grammatisch nicht vorhanden. Durch grundverschiedene Benennungen für die verschiedenen Geschlechter einer Gattung zeigt die Sprache, dafs sie jedes Geschlecht selbst für sich als Gattung auffasse. Erst durch gewisse Formunterschiede an den Substantiven wird das natürliche Geschlecht, sexus, zum Sprachgeschlecht, genus.

Die Sprachen nun, welche den Unterschied des Genus aufgefafst haben*), sind nicht bei den in der Natur gegebenen Unterschieden stehen geblieben; sie haben phantasievoll die in

*) Solche Sprachen sind nur die des indogermanischen und semitischen Stammes und das Aegyptische. Der unzählige Rest aller Sprachen der Erde sind ohne Genera — Grund genug, jene drei Stämme zu einer grofsen durch Urverwandtschaft verbundenen Gruppe zusammenzufassen. S.

der Natur geschlechtlosen Dinge entweder ganz oder zum Theil unter die beiden positiven Geschlechter gestellt, geleitet durch ein Gefühl der Analogie ihres eigenthümlichen Wesens zu dem männlichen oder weiblichen Geschlechtscharakter, z. B. *der Baum, der Muth; die Blume, die Liebe* u. s. w. Die indogermanischen Sprachen haben die geschlechtlosen Dinge nur theilweise unter die positiven Geschlechter gestellt, daneben aber auch eine besondere negative oder neutrale Geschlechtsform entwickelt. Die semitischen Sprachen hingegen haben alles in den Gegensatz des Männlichen und Weiblichen gebracht.

In den indogermanischen Sprachen wird bei der Bildung der reinen Stammnomina zunächst nur der Gegensatz des Lebendigen oder als lebendig Angeschauten und des Leblosen oder des positiven und negativen Geschlechts charakterisirt; das Männliche und Weibliche wird gleichmäfsig durch ein an den Stamm gefügtes *s* charakterisirt, das Neutrum negativ durch den Mangel eines Bildungslautes. Erst bei Entwickelung der Nomina der Mittelform durch an den Stamm gefügte Vocale scheidet sich auch die Feminin- von der Masculinform, indem diese das *s* beibehält, jene es meist abwirft und dafür dem auslautenden Vocal durch Dehnung mehr Fülle giebt (im Sanskrit *ā, ī, ū*, im Griechischen *α, η, ω*); das Neutrum aber wird dem Masculinum gegenüber durch das dumpfe *m* oder *n* charakterisirt (*as, ā, am*: *ος, η, ον*; *us, a, um*), wozu noch kommt, dafs im Neutrum der Accusativ vom Nominativ nicht verschieden ist.

Der ursprüngliche Grund des Geschlechts liegt in der Bedeutung; denn die das Geschlecht äufserlich charakterisirende Wortform ist erst die Folge der Auffassung des Gegenstandes durch die Einbildungskraft unter einem gewissen Geschlechtscharakter. Es ist also ganz verkehrt, mit Becker den Entstehungsgrund des Geschlechts in der Wortform zu suchen (s. mein Lehrbuch I. S. 444 ff.). Es ist aber nicht immer die Vorstellung des Gegenstandes in seiner Besonderheit, welche dem Worte den Geschlechts-Charakter giebt; sondern auch ein allgemeiner Artbegriff drückt allen unter ihn fallenden Substantiven den übereinstimmenden Typus eines bestimmten Geschlechts auf; z. B. die Verkleinerung macht im Deutschen und Griechischen jeden Gegenstand zum Neutrum; die Eigenschaftsbegriffe sind meist Feminina, als ab- und anhängige, unselbständige Substanzen. Diese Geschlechtsbestimmung verbindet sich allerdings mit einer

übereinstimmenden Wortform, gewissen Ableitungs-Endungen; der Grund des Geschlechts aber liegt nicht in der Form an sich, sondern in der Bedeutung der Form.

Im Fortgange des Sprachlebens verliert sich freilich das Gefühl für den Zusammenhang des Genus mit dem Inhalt der Vorstellung. Was ursprünglich substantielles Element der Vorstellung selbst war, wird nun für den Verstand eine dem Worte angehörende formelle Bestimmung. So kann denn allmählich auch die bloſse äuſserliche Analogie der Wortgestalt bestimmendes Princip für das Genus werden. In secundären Sprachbildungen wird, wenn sie überhaupt noch einen formellen Geschlechtsunterschied bewahren, allerdings die überlieferte oder modificirte Wortform Bestimmungsgrund für das Geschlecht; die ursprüngliche anschauliche Bedeutung ist ja vergessen. So im Französischen, Italiänischen u. s. w. Hier sind auch die drei Geschlechter der lateinischen Sprache auf zwei reducirt. Die Femin-Form, im Allgemeinen breiter charakterisirt, erhielt sich; das Neutrum aber floſs mit dem Masculinum, nach eingebüſstem Geschlechtscharakter, zusammen. Die englische Sprache hat alles formelle Sprachgeschlecht getilgt und unterscheidet nur die natürlichen Geschlechter und das Leblose durch das Pron. 3. Pers. *he*, *she*, *it* *).

Die Geschlechtsform des Substantivums ist keine Biegungsform, sondern seine feste lexikalische Gestalt; aber sie begründet, vermöge des Gesetzes der Congruenz, eine secundäre Flexionsform an den Bestimmungswörtern des Substantivs. An diesen wird das, was an den Substantiven qualitatives Element der Substanz ist, zur bloſsen grammatischen Beziehungsform, das logische Verhältniſs der Inhärenz ausdrückend. Hierauf beruht die Geschlechtswandlung oder Motion. Ja der Artikel übernimmt zum Theil die Function, den abgeschliffenen Geschlechtscharakter des Substantivs zu ersetzen, und wird dadurch zugleich zum Geschlechtswort **).

*) Es ist bekannt, daſs das Ding im Englischen nicht immer durch *it* bezeichnet wird. Auch heute noch ist der Engländer so phantasievoll, daſs ihm z. B. das Schiff zum Weibe wird: er nennt es *she*. S.

**) Sehr ausführliche Behandlung der Lehre vom Genus von Bindseil, „Ueber die verschiedenen Bezeichnungsweisen des Genus in den Sprachen“ in seinen „Abhandlungen zur allgemeinen vergleichenden Sprachlehre“ 1838, nur nicht immer mit gehörigem Urtheil und nach den richtigen Principien und Gesichtspunkten geordnet. Anm. d. Verf.

§. 204. Intensität oder Grad.

Die Bestimmung der Intensität oder des Grades kann nur das Attribut, nicht den Gegenstand treffen. Da sie aber den qualitativen Inhalt der Vorstellung selbst trifft, so begründet sie für sich allein keine Flexion, sondern wird durch selbständige Bestimmwörter ausgedrückt: *sehr schön, ziemlich gut, zu klein; er freut sich sehr, läuft stark, athmet kaum*; mitunter auch durch Ableitungen, namentlich durch Bildung von Intensiven oder Diminutiven von Verben, z. B. *hören: horchen, plagen: placken, lachen: lächeln, sausen: säuseln*; *capere: capessere, facere: facessere, uro: ustulo, posco: postulo.*

Auf solche Weise wird die Intensität absolut bestimmt. Nur wenn die Vergleichung, also ein Verhältnifsbegriff, zu der Gradbestimmung hinzutritt, wenn diese also relativ geschieht, nimmt der concrete Ausdruck dieses Verhältnisses durch das Adjectiv den Charakter der Flexion an. Es entsteht die Steigerung oder comparative Gradation des Adjectivums, wodurch eigentlich nicht der Eigenschaftsbegriff an sich gesteigert, sondern nur das Verhältnifs ausgedrückt wird, in welchem die mit einander verglichenen Gegenstände nach ihrem Antheil an dieser Eigenschaft zu einander stehen. Was nach Graden abgestuft wird, ist nur die Erscheinung der Qualität an den verglichenen Gegenständen (mein Lehrbuch S. 578). Die Gradation hat also nur als Comparation den Charakter einer Flexion. Jede Steigerung oder Verminderung des Qualitäts-Begriffes an sich würde den Inhalt selbst ändern und nicht mehr Flexion, sondern Wortbildung begründen, so die Diminutivformen mancher Adjectiva, wie *pulchellus, duriusculus, kränklich, gelblich*; die Zusammensetzungen: *subalbus, subdifficilis, permagnus.* — Erhält daher der Comparativ oder Superlativ absolute Bedeutung, so nimmt er damit sogleich den Charakter eines selbständigen, durch Ableitung gebildeten Wortes an, z. B. *summus, primus, höchst, längst, öfter* (auch durch die Bildung *öfters* zum selbständigen Adverbium gestempelt).

Die Formen des Comparativs sind: sanskr. *ījas*, lat. *ior* (urspr. *ios*), goth. *iza*, ahd. *iro*, mhd. und nhd. *er*, griech. *ιων* (vergl. *δῶρον, donum*), an den Adjectivstamm nach Abwerfung des Endvocals gefügt: *alt-ior, κακ-ιων, ἡδ-ιων.* Die Superlativendung ist lat. *timus*, entsprechend dem sanskr. *tama: optimus, intimus, ultimus*; dann *imus* mit Verdoppelung eines auslauten-

den *r* oder *l* des Stammes: *liberrimus, facillimus*; endlich *issimus*: *altissimus, audacissimus*; — gr. ιστος: κάκ-ιστος, ἥδ-ιστος; goth., ahd. *ist*, nhd. *est*. Von jüngerer Bildung und dem Griechischen eigenthümlich ist Comp. τερος, Sup. τατος.

§. 205. Quantität und Zahl. Numerus.

Die erste rein formelle Bestimmung ist die quantitative. Die genau unterschiedenen Zahlbestimmungen werden durch Zahlwörter ausgedrückt; den Unterschied der Einheit und Mehrheit aber drücken die Gegenstandswörter, Substantiva und Pronomina substantiva, durch Flexionsformen aus: Singularis und Pluralis. Frühere Sprachepochen oder antiker gebliebene Sprachen haben auch eine besondere Form für die Zweizahl, den Dualis; so das Sanskrit, das Griechische und auch das heutige Litthauische; das Gothische und Althochdeutsche nur in dem persönlichen Pronomen. Der äolische Dialekt und das Lateinische kennen den Dual nicht (Göttling, Der Accent S. 29). Der Dualis als eigenthümliche Flexionsform beruht auf lebhafter sinnlicher Anschauung, da die Zweizahl nächst der Einheit die anschaulichste Zahl ist und sich von der unbestimmten Mehrheit, welche kein deutlich erkennbares Bild giebt, dadurch unterscheidet. Daher hat der Dual in der Regel die breitesten Endungen (Bopp, Vergl. Gramm. S. 237). Vor allem liegt der Ausprägung der Zweizahl zu einer eigenthümlichen Flexionsform das Redeverhältnifs des Sprechenden zu einem Hörenden und die paarweis vorhandenen Organe und Gliedmafsen des menschlichen Körpers zu Grunde. S. W. v. Humboldts Abhandlung: Ueber den Dual in den Abh. der Akad. der Wiss. 1828.

Der Zahlbegriff begründet nur an substantivischen Wörtern eine primäre Flexion, weil nur Gegenstände zählbar sind, d. i. einfach und mehrfach gedacht werden und vorhanden sein können, ohne dafs dadurch die Substanz des Gegenstandes selbst afficirt wird. Auf Adjectiva ist er nicht anwendbar; die ruhende Eigenschaft bleibt immer eine, mag sie an einem Gegenstande oder an mehren wahrgenommen werden.

Auf das Verbum bezogen erscheint der Zahlbegriff unter der Form der Wiederholung der Handlung. Er wird aber entweder durch Adverbia iterativa ausgedrückt; oder wenn er in die Form des Verbums selbst aufgenommen wird, so dringt er in die Substanz oder den Begriff der Handlung selbst ein, mo-

dificirt den materiellen Inhalt des Verbums selbst, nimmt also den Charakter einer Qualitätsbestimmung an, und es entstehen Ableitungen, nicht Flexionsformen: Iterativa oder Frequentativa: *ventitare, dictare, dictitare, klappern* und dergl.

Die Zahlformen der Adjectiva, adjectivischen Pronomina, Artikel und der Personalendungen der Verba gehören also nicht diesen Wortarten an sich und eigenthümlich an; sondern die der adjectivischen Bestimmwörter sind nur secundär, die der Verbalendung aber drücken den Numerus des Subjects aus.

§. 206. Raum.

Die allgemeinsten Orts- und Richtungs-Verhältnisse, das Wo, Woher, Wohin, wurden ursprünglich, und in manchen Sprachen noch jetzt, nicht durch eigene Bestimmwörter, sondern durch Flexionsformen der Substantiva selbst ausgedrückt. Diese Formen sind die Casus obliqui. Das Wo bezeichnet ursprünglich und noch jetzt in manchen Sprachen ein eigenthümlicher Casus, der Locativ, dann meist mit dem Dativ zusammenfliefsend; das Woher bezeichnet der Genitiv oder ein eigenthümlicher Casus, der Ablativ; das Wohin der Accusativ. Da aber die Casus in der ausgebildeten Sprache diese anschauliche Bedeutung verloren haben und fast ausschliefslich in abstracter Bedeutung auf innere Redeverhältnisse angewendet werden, zur Bezeichnung eines wirklichen Raumverhältnisses aber eine Präposition mit dem Casus verbunden werden mufs: so müssen die Casus, ihrer gegenwärtigen grammatischen Bedeutung nach, unter die Kategorie des Redeverhältnisses gestellt werden.

§. 207. Zeit.

Die Zeit ist die Form des Werdens oder der Veränderung, ganz abstract genommen, abgesehen von dem werdenden oder sich verändernden Stoff; so wie der Raum die Form des beharrenden Seins der Dinge oder der Materie, abstrahirt von dem raumerfüllten Stoffe. Nun ist aber der Begriff des Werdens und der Veränderung nur in dem energischen Attribut, in der Handlung enthalten; die Substanz und die Attribute, sofern man sie als solche auffafst, sind ein Beharrendes und werden nicht unter der Form der Zeit angeschaut. Die Zeitbestimmung trifft also nur die Verba; mit ihnen aber ist sie unzertrennlich verwachsen.

Die Zeit ist an und für sich ein ununterbrochenes Continuum, dessen Momente an sich ununterscheidbar sind. Für den anschauenden Menschen aber entstehen Begrenzungen in der Zeit, die nicht an sich, sondern nur in Beziehung auf die Anschauung des Individuums und für diese existiren; und zwar entstehen nothwendig drei Abschnitte oder Dimensionen. Die mittlere ist die Gegenwart, zunächst nur ein Punkt, das Jetzt, der gegenwärtige Augenblick, als die subjective Grenze zwischen Vergangenheit und Zukunft: Praesens, Praeteritum, Futurum, griechisch nach der Benennung der Stoiker: ὁ ἐνεστώς, παρῳχημένος, μέλλων χρόνος.

Vergangenheit und Zukunft erscheinen uns ausgedehnt, als Zeitraum, in welchem jedoch einzelne Punkte fixirt werden können. Die Gegenwart hingegen ist für unsere unmittelbare sinnliche Wahrnehmung nur ein verschwindender Punkt. Darin aber zeigt sich nun die durchaus geistige Natur der Anschauungsweise des Menschen, dafs wir auch die Gegenwart als Zeitraum oder vielmehr umgekehrt einen ganzen Zeitraum, in welchem wir schweben, als Gegenwart auffassen. Wir überschauen dann die bereits verflossenen und die noch kommenden Momente mit einem geistigen Blick und fassen sie mit dem Jetzt, welches als Punkt in diese Zeitlinie fällt, zusammen, sofern diese ganze Zeitlinie mit einem sich durch dieselbe gleichmäfsig erstreckenden Zustande oder Vorgange erfüllt ist. So erweitert sich der, der sinnlichen Wahrnehmung augenblicklich entschwindende, Moment für die geistige Anschauung zur Zeitdauer. Sehen wir z. B. einen Menschen gehen, so ist es immer nur der einzelne Schritt, den wir unmittelbar sinnlich wahrnehmen. Im Geiste aber verbinden wir mit dieser einzelnen Wahrnehmung die demselben vorangegangenen und nach ihm zu erwartenden Schritte zu einem uns als gegenwärtig vorschwebenden Continuum. Hören wir eine Musik, so trifft immer nur ein Ton nach dem andern unser Ohr; im Geiste aber halten wir die ganze Tonreihe als ein uns Gegenwärtiges fest. So können wir Tage, Jahre, Jahrhunderte als gegenwärtig anschauen, wenn wir nur auf das durch diesen Zeitraum Fortdauernde reflectiren. Der Unterschied der drei Zeit-Dimensionen ist also ein ganz subjectiver.

§. 208. Subjective Tempora.

Die Zeitformen des Verbums nun, welche eine Handlung oder einen Vorgang nach einer jener drei Dimensionen der Zeit darstellen, können wir subjective Tempora nennen, oder nach der gewöhnlichen Benennung Aoriste, tempora indefinita oder rei indefinitae, weil die Handlung nur nach dem Zeitabschnitt, in welchen sie fällt, ohne sonstige Begrenzung in sich dargestellt wird. Hierbei ist es gleichgültig, ob die Handlung einen Zeitraum ausfüllt oder einen Zeitpunkt. Z. B. Aorist der Vergangenheit: *Cäsar fiel von Mörderhand* (Zeitpunkt); *Cäsar schrieb die Geschichte seiner Feldzüge* (Zeitraum); Aorist der Gegenwart: *ich lese den Plato* (wenn es auch gerade jetzt im Augenblicke nicht geschieht). Hierher gehören besonders allgemeine Sätze, wo die unbegrenzte Gegenwart zum absoluten Tempus wird, der relative, subjective Zeitbegriff ganz verschwindet, und die Anschauung des an und für sich Seienden, Wahren, Ewigen eintritt: *die Nachtigall singt* (so kann ich auch im Winter sagen); *Gott ist allmächtig, zwei mal zwei ist vier.* Aorist der Zukunft: *ich werde einmal den Plato lesen* (d. h. zu irgend einer künftigen, übrigens unbegrenzten Zeit); *einst wird kommen der Tag, wo* u. s. w.

Für den Aorist der Vergangenheit hat die griechische Sprache eine eigene Tempusform: ἔγραψα, ἔλαβον; auch die romanischen Sprachen, franz. *je lus, il vint* (verschieden von *je lisais, il venait*). Da der Aorist der Gegenwart und der Zukunft nicht formell eigenthümlich ausgeprägt sind, so werden beide gewöhnlich gar nicht erkannt und unterschieden. Es ist aber ein wesentlicher Unterschied, ob ich sage: *die Nachtigall singt* (ganz allgemein), oder: *hört, wie die Nachtigall singt* (während wir im Garten lustwandeln); *ich werde einmal den Plato lesen*, oder: *ich werde morgen den Plato lesen, während du schreiben wirst.*

§ 209. Objective Tempora.

Abgesehen von den drei Zeitabschnitten in Beziehung auf das anschauende Individuum hat nun jede durch das Verbum ausgedrückte Handlung oder jeder zeitliche Vorgang und Zustand an sich selbst eine gewisse Ausdehnung oder Dauer, nimmt einen gewissen Zeitraum ein, mag die Handlung als vergangen, gegenwärtig oder zukünftig angeschaut werden. In diesem Zeitraum der Handlung können nun wieder bestimmte Zeitpunkte

oder Momente unterschieden werden: Momente der Handlung oder objective Zeitpunkte; und zwar drei: der Anfangs-, der Endpunkt und die Dauer der Handlung; oder Beginn, Vollendung und Währung.

Wir unterscheiden also als die objectiven Momente der Handlung:

1) beginnende Handlung: actio s. res inchoanda s. instans,
2) während Handlung: actio s. res durans s. infecta (imperfecta),
3) vollendete Handlung: actio s. res perfecta s. exacta.

Die Stoiker nannten die während Handlung ὁ παρατατικός oder ἀτελὴς χρόνος, die vollendete ὁ συντελικός oder τέλειος χρόνος.

Die beginnende Handlung ist analog der Zukunft; die während der Gegenwart, die vollendete der Vergangenheit. Beides muſs aber sorgfältig auseinandergehalten werden. Futurum, Präsens, Praeteritum sind subjective Zeitabschnitte, die Zeiten des Subjects; jene drei objectiven Momente der Handlung aber sind die Zeiten der Handlung an sich, und zunächst ohne Rücksicht auf die subjectiven Zeiten aufzufassen. Sie werden rein ausgedrückt durch die Temporalformen der Participia und Infinitive. Participium und Infinitiv nämlich drücken den materiellen Inhalt des Verbums, das energische Attribut an sich in nominaler Form aus ohne die aussagende Kraft, d. i. ohne daſs dieser Inhalt von einem Subjecte prädicirt wird. Da sie ein energisches Attribut enthalten, so liegt in ihnen auch der Zeitbegriff, aber nur nach seinen objectiven, der Handlung selbst angehörenden Momenten; es kommen ihnen daher nur diese zu. Die subjectiven Zeitunterschiede treten nur in den Aussageformen des Verbums hervor, weil nur diese die Beziehung auf das redende Subject enthalten.

Nur die griechische Sprache hat die Participial- und Infinitiv-Formen im Activum und Passivum vollständig entwickelt:

	Activ.	Passiv.
Actio od. res inchoanda od. instans	γράψων, *scripturus*,	γραφθησόμενος, *scribendus* (nicht Part. fut. sondern actionis instant.)
Actio infecta	γράφων, *scribens, schreibend*,	γραφόμενος (nicht Part. praes., sondern imperfecti),
Actio perfecta	γεγραφώς, *locutus, gestorben*,	γεγραμμένος, *scriptus, geschrieben.*

Daſs diese Participia nicht die verschiedenen subjectiven

Zeit-Dimensionen, sondern nur die objectiven Momente der Handlung an sich ausdrücken, geht daraus hervor, dafs sie mit jeder der drei subjectiven Zeiten verbunden werden können; z. B. *ich finde dich schreibend*; *ich fand ihn schreibend*; *er wird mich schreibend finden*; *der Brief ist, war geschrieben, wird geschrieben sein*; *scripturus sum, eram, ero*; *scripta est, erat, erit.* — Die griechische Sprache hat auch Participia und Infinitive des Aorist: γράψας, γραφθείς. In diesen liegt aber nicht der Begriff der subjectiven Vergangenheit, sondern der völlig zeitlos gedachten absoluten Handlung oder der aoristischen Gegenwart (daher auch das Augment, das Zeichen der Vergangenheit, ihnen fehlt), aber auch ohne Bestimmung des Momentes der Handlung.

§. 210. Tempora definita.

Wenn die Participia und Infinitive als Nominalformen nur die objectiven Zeitmomente der Handlung ausdrücken, so setzt hingegen jede Aussageform des Verbums die Handlung nothwendig in einen der drei subjectiven Zeit-Abschnitte. Der Redende mufs den zeitlichen Vorgang, welchen er aussagt, nothwendig in Beziehung auf den Moment seiner Aussage, also entweder als mit diesem zusammenfallend, d. i. gegenwärtig, oder demselben vorangegangen, d. i. vergangen, oder nachfolgend, d. i. künftig, darstellen. Enthält die Aussageform nur diese subjective Zeitbeziehung, so entstehen die drei bereits (§. 208) betrachteten Aoriste. Es kann aber mit der subjectiven Zeitbestimmung zugleich der Ausdruck des objectiven Moments der Handlung an sich verbunden werden: so entstehen in jedem der drei Zeit-Abschnitte drei begrenzte Tempora, Tempora definita, im Ganzen also 9; denn die Handlung kann sowohl in der Vergangenheit, als in der Gegenwart und in der Zukunft des Redenden in jedem ihrer drei Momente, d. i. im Beginn, in der Währung oder in der Vollendung dargestellt werden. Diese begrenzten Tempora sind also eine Verbindung des Inhalts der Participia mit den drei subjectiven Zeiten: Präsens, Präteritum, Futurum, welche Verbindung in analytischen Tempusformen auch äufserlich erkennbar ist. Wir erhalten also folgendes Schema der Tempora definita oder definitae rei.

Praesens.		
1) Actio s. res inchoanda oder instans in praesenti: *scripturus sum, μέλλω γράφειν, je vais écrire*, altd. *ich werde schreiben* (d. i. *schreibend*).	2) Actio durans s. infecta: *scribo, γράφω, ich schreibe, I am writing.* Praesens imperfectum: *ἐνεστὼς παρατατικός (χρόνος).*	3) Actio perfecta: *γέγραφα, scripsi, dixi, ich habe geschrieben.* Praesens perfectum: *ἐνεστὼς τέλειος.*
Praeteritum.		
4) Actio instans in praeterito: *scripturus eram, j'allais écrire, ich war im Begriff zu schreiben*, altd. *ich ward schreiben.*	5) Actio infecta: *scribebam, ἔγραφον, ich schrieb, I was writing, j'écrivais.* Praeteritum imperfectum: *παρωχημένος παρατατικός.*	6) Actio perfecta: *ἐγεγράφειν, scripseram, ich hatte geschrieben.* Praeteritum perfectum:*) *παρωχημένος τέλειος.*
Futurum.		
7) Actio instans in futuro: *scripturus ero, j'irai écrire, ich werde im Begriff sein zu schreiben.*	8) Actio infecta: *scribam, γράψω, ich werde schreiben, I shall be writing.* Futurum imperfectum, s. simplex: *μέλλων παρατατικός.*	9) Actio perfecta: *scripsero*, griech. nur passiv *τετύψομαι, ich werde geschrieben haben.* Futurum perfectum oder exactum: *μέλλων τέλειος* **).

Die drei Aoriste und diese neun Tempora definita sind die begriffmäfsig begründeten 12 Tempora ***). Eine andere Frage ist, welche dieser Tempora und in welcher Folge jede Sprache formell ausgeprägt hat, welche ihr fehlen, und daher durch andere ersetzt werden müssen, sodafs eine Form mehrere Tempus-Begriffe bezeichnen mufs, wie das lateinische Perfectum zugleich den Aorist praeteritum vertritt und im Deutschen das Präteritum zugleich Aorist und Imperfect ist: *scripsi* = *γέγραφα* und *ἔγραψα*; *ich schrieb* = *ἔγραψα* und *ἔγραφον*.

Da die Handlung die Begrenzung ihrer Momente gewöhnlich nur durch Beziehung auf eine andere Handlung erhält, wel-

*) Vulgo Plusquamperfectum nach der Benennung der alexandrinischen Grammatiker *ὑπερσυντέλικος*. A. d. V.

**) Den Grund zu diesem System der Tempora haben die Stoiker gelegt, deren Benennungen wir oben mit aufgeführt haben (s. R. Schmidt, Stoicorum Grammatica, Halle 1839). Bei Varro und Priscian finden sich Spuren davon, bei Letzterem vermischt mit verworrenen Vorstellungen, wie sie schon seit den Alexandrinern herrschend wurden. Von den Neueren haben Scaliger, Harris, A. Bernhardi, Anfangsgründe der Sprachwissenschaft und Dissen, De temporibus et modis verbi Graeci 1808 den Gegenstand am besten behandelt. Die meisten Grammatiker sind darüber völlig im Unklaren. A. d. V.

***) Nur kommen die drei Tempora der Infinitive und Participien noch hinzu. S.

che mit ihr in irgend einem Momente coincidirt, so kann man alle diese Tempora definita auch relativa nennen, die Aoriste hingegen Tempora absoluta; z. B. *als ich hereintrat* (*tum cum intravi* Aorist), *war er im Begriff zu schreiben* (*scripturus erat*), *schrieb er* (*scribebat*), *hatte er geschrieben* (*scripserat*). Nur die Tempora definita des Präsens stehen in der Regel ohne ausdrückliche Beziehung auf eine andere Handlung, da die Beziehung auf die Gegenwart des Redenden und Hörenden, auf das Jetzt, schon in dem Ausdrucke selbst liegt: *ich bin* (*jetzt eben*) *im Begriff zu schreiben*; *ich schreibe* (*gerade jetzt*); *ich habe geschrieben* (d. i. *bin jetzt mit dem Schreiben fertig*; *dixi* (*nunc*); *fuimus Troes.*

Das richtige Verständniſs des Perfects als Präsens perfectum macht die meiste Schwierigkeit und Verwirrung. Man ist immer geneigt, es als ein Tempus praeteritum zu betrachten, indem man die vollendete Handlung mit der Vergangenheit verwechselt. Allerdings drückt das Perfectum nicht immer eine erst im gegenwärtigen Moment wirklich vollendete Handlung aus; sondern kann auch auf einen schon längst vollendeten Vorgang angewendet werden. Aber auch ein solcher wird dann immer in Beziehung auf die Gegenwart des redenden Subjects, als ein gegenwärtig Vollendetes und in seiner Folge gegenwärtig bestehend dargestellt; z. B. wenn man um Mitternacht sagt: *die Sonne ist* (*längst*) *untergegangen*, verschieden von: *die Sonne ging unter. Columbus hat Amerika entdeckt* (es ist gegenwärtig entdeckt), verschieden von: *Columbus entdeckte Amerika*; *exegi monumentum aere perennius.* Das Perfect nämlich kündigt etwas als Thatsache an; der Aorist erzählt einen Vorgang. Endlich kann die Hinsicht auf das gegenwärtige Bestehen der Folge sogar überwiegend werden: *novi*, *οἶδα*, *ich weiſs*, wo das Praesens actionis perfectae in das Praesens rei durantis übergeht. Darum ist auch in dem bekannten Worte *ἃ γέγραφα γέγραφα* keine Tautologie. Denn hier bedeutet das erste *γέγραφα* die Handlung überhaupt nur als eine gegenwärtig vollendete, das andere aber als eine mit bestehender Folge; und so wird gesagt: *was ich geschrieben habe, bleibt geschrieben*, besteht unabänderlich.

Es ist auch der Grund einzusehen, weshalb die lateinische Sprache das Praesens perfectum zugleich als Praeteritum indefinitum oder als Aorist gebrauchen konnte. Das Absolut-Ver-

gangene wird dadurch als ein für den gegenwärtigen Moment Vollendetes, Abgethanes dargestellt. So auch in deutschen Volksdialekten: *ich bin bei ihm gewesen und habe ihm gesagt*; statt: *ich war bei ihm und sagte.*

§. 211. Modalität.

Der Begriff der Modalität ist schon erklärt (§. 199). Der Ausdruck desselben durch eine Flexion des Verbums selbst ist Modus verbi.

Wenn der Modus wesentlich in dem Act der Aussage liegt: so leuchtet ein, daſs Participium und Infinitiv keine Modi sind, da sie nicht die Kraft der Aussage in sich schlieſsen.

Die drei Kategorieen der Modalität, Wirklichkeit, Möglichkeit, Nothwendigkeit sind in folgender Weise zu verschiedenen Modis ausgeprägt. Modus der Wirklichkeit ist der Indicativ: *er schreibt*, *er schrieb*; *er ist krank.* Modus der Möglichkeit ist im Allgemeinen der Conjunctiv, der aber vierfach zu unterscheiden ist. Die Möglichkeit wird nämlich entweder

1) objectiv aufgefaſst, als bedingte oder von einem anderen Sein oder Thun abhängige Wirklichkeit. Das Bedingende ist dann entweder

a) ein factisches oder reales. Dann ist der davon abhängige Modus der Conjunctiv im engeren Sinne oder Subjunctiv; z. B. *ich will, daſs er schreibe*; *man sagt, er sei krank*;

b) ein Hypothetisches oder bloſs Gedachtes. Dann ist der abhängige Modus der Conditionalis; *er schriebe* (oder: *würde schreiben*), *wenn er Zeit hätte*; *wenn er mäſsiger lebte, so wäre er nicht krank.* Im Griechischen steht hier sowohl im hypothetischen als im conditionalen Satze ein Präteritum im Indicativ, im letzteren mit ἄν verbunden: εἰ τοῦτο ἔλεγες, ἡμάρτανες ἄν, *si hoc diceres, errares*;

2) subjectiv aufgefaſst, als nur ideal vorhanden, im Geiste des redenden Subjects gesetzt:

a) als erkannte Möglichkeit, Potentialis: *er mag wohl geschrieben haben*; *er mag krank sein.* Im Griechischen der Optativ mit ἄν: ἁμαρτάνοις ἄν, *du könntest irren.*

b) als Begehrtes oder Gewünschtes, Optativ: *schriebe er doch! wäre er gesund! möge er gesund sein!* Im Griechischen der Optativ ohne ἄν: εἴθ' ἀπόλοιτο, *möchte er umkommen!*

Der Modus der subjectiven Nothwendigkeit oder der als nothwendig begehrten Wirklichkeit ist der Imperativ: *schreib!*

§. 212. Die Modi der einzelnen Sprachen.

Mit diesem System der Modi, namentlich der vierfachen Theilung des Modus der Möglichkeit, stimmen nun die Modalformen der Verba in keiner Sprache vollkommen zusammen. Man hat daher vielfach behauptet, es dürften den sprachlichen Modis überhaupt nicht jene logischen Kategorieen zu Grunde gelegt, sondern sie müfsten nach den in jeder Sprache factisch entwickelten Formen und deren Bedeutung im Sprachgebrauch unterschieden und geordnet werden. Allein wenn irgendwo in der Grammatik die Logik mafsgebend sein mufs, so ist es hier der Fall. Die Copula ist ein rein logisches Element, und die Denkformen, unter welchen das Prädicat von dem Subject ausgesagt wird oder die Formen der Modalität, beruhen demnach durchaus auf logischen Bestimmungen. Die Special-Grammatik hat dann zu untersuchen, in welcher Weise jede Sprache dies logische System realisirt, oder welcher Mittel sie sich bedient, die durch den Gedanken geforderten Aussageformen darzustellen, wobei die Sprache theils hinter den Forderungen der Logik zurückbleiben, theils auch über dieselben hinausgehen kann. Hier nur einige Andeutungen.

Die deutsche und lateinische Sprache haben nur eine Modalform der Möglichkeit entwickelt, den sogenannten Conjunctiv, diese Form aber durch die verschiedenen Tempora durchgeführt. Die verschiedenen Tempusformen des Conjunctivs drükken aber nicht eigentlich Zeit-Unterschiede aus, sondern dienen zum Ausdruck verschiedener Modalbegriffe. So dienen im Deutschen die Präsens- und Futurformen des Conjunctivs für den Subjunctiv; die Präteritalformen für den Conditionalis, für welchen die französische Sprache eine eigene Form gebildet hat: *il écrirait, il viendrait.* Auch die lateinische Sprache gebraucht für den Conditionalis die Präteritalform, die aber hier auch als Subjunctiv angewendet wird. Für den Potentialis dienen theils Umschreibungen mit *mögen*, theils auch die Conditionalformen, wo die Ausdrucksweise aus einem elliptischen Conditionalsatze zu erklären ist; z. B. *so wäre es besser* u. s. w. Für den Optativ dienen, je nach der verschiedenen Natur des Wunsches,

sowohl die Subjunctivformen (*Gott sei mit dir! er lebe!*) als die Conditionalformen (*wäre er doch gesund! wenn er doch noch lebte!*). S. mein Lehrbuch I, S. 763 ff.

Die griechische Sprache hat zwei verschiedene Verbalformen für den Modus der Möglichkeit entwickelt: den Conjunctiv und den Optativ. Der Conjunctiv hat im Allgemeinen objective, der Optativ subjective Bedeutung. Der Conjunctiv stellt überall die Möglichkeit als zu verwirklichende dar, die Tendenz und Bewegung der Handlung zur Wirklichkeit. Der Optativ hingegen ist der Ausdruck der reinen Subjectivität und wird überall gebraucht, wo der als möglich gesetzte Inhalt der Aussage aus dem Innern des Subjects nicht heraustritt, nicht als ein zu verwirklichendes ausgesprochen wird, sowohl in der Sphäre des Erkennens, als des Begehrens. — Im Allgemeinen stimmt also dieser Unterschied mit dem obigen logischen System überein. In der besonderen Anwendung der Modusformen aber kreuzen und nuanciren sich die Grundbegriffe auf mannigfaltige Weise, namentlich durch das Hinzutreten des Modalitäts-Adverbiums ἄν. Das Nähere bei Bäumlein, Untersuchungen über die griechischen Modi 1846. Merkwürdig ist im Griechischen besonders der Gebrauch der Indicativform im Präteritum für den Conditionalis. Die modale Nichtwirklichkeit wird durch die Vergangenheit als temporale Nichtwirklichkeit ausgedrückt. Aehnlich im Französischen: *si je pouvais, je le ferais.*

§. 213. Redeverhältniſs. — Activum und Passivum.

Diese Kategorie kommt hier nur in sofern in Betracht, als sie eigenthümliche Flexionen begründet, während die meisten Redeverhältnisse durch eigenthümliche Formwörter oder durch die Wortstellung ausgedrückt werden. Die Natur dieser Redeverhältnisse kann aber erst in der Satzlehre bei der Erweiterung des einfachen Satzes vollkommen klar werden. — Hierher gehört erstlich das sogenannte Genus verbi, διάθεσις: Activum und Passivum, welche nicht, wie Transitivum, Medium u. s. w., Arten des Verbums sind, sondern nur zwei verschiedene Redeformen und Wendungen, in welchen die Verba transitiva vorkommen können; Activum, wenn der verbale Vorgang unter der Form der Thätigkeit dargestellt wird, indem der handelnde Gegenstand Subject ist, und als solcher auf das Object einwirkend dargestellt wird; Passivum, wenn der Vorgang die Form des

Leidens hat, indem das Object, der leidende Gegenstand, zum Subject gemacht wird.

Nur die alten Sprachen drücken das Passivum durch einfache Flexionsformen aus. Schon im Gothischen ist es bis auf wenige Spuren erloschen. Ihrer Entstehung nach ist die Passivform der alten Sprachen ausgegangen von dem reflexiven oder medialen Ausdruck. — Im Griechischen hat das Medium im Ganzen übereinstimmende Form mit dem Passivum, und wenn auch einige Formen als ausschliefslich dem Medium oder dem Passivum angehörig bezeichnet werden, so ist doch diese Sonderung der Formen für beiderlei Begriffe nie eine ganz strenge und feste gewesen. τύπτομαι heifst ursprünglich: *ich schlage mich*; dann überhaupt: *die Thätigkeit des Schlagens ist auf mich gerichtet*; und dann: *ich werde geschlagen.* Jener Ausdruck ist sinnlicher, anschaulicher, während in dem reinen Passivum, welches das thätige Subject ganz unbenannt läfst, eine gröfsere Abstraction liegt. — Auch im Deutschen gebrauchen wir oft die Reflexiv-Form in passiver Bedeutung: *die Sonne verfinstert sich*; *es findet sich, fragt sich, versteht sich* u. s. w. Im Italiänischen ist dies bei impersonalem Ausdrucke die regelmäfsige Form, *si dice, si crede*, d. i. *es sagt, glaubt sich*, statt: *es wird gesagt, geglaubt*, oder: *man sagt, glaubt.*

Die regelmäfsige Passivform wird aber im Deutschen durch Umschreibung mit *werden* gebildet. Dieses Verbum ist gewissermafsen ein reines Verbum passivum, wie latein. *fieri*, sofern es den Begriff einer passiven Entwickelung oder Veränderung, also eines leidentlichen Verhaltens des Subjects enthält. Es verbindet aber mit diesem Begriffe der Passivität zugleich den eines zeitlichen Vorganges, und ist dadurch geeigneter zur Umschreibung des Passivs, als *sein*, welches die romanischen Sprachen und die englische zu gleichem Zwecke verwenden. „*Er wird unterrichtet, der Brief wird geschrieben, das Buch wird gelesen*“ unterscheidet sich wesentlich von „*er ist unterrichtet, geschrieben, gelesen*“ — ein Unterschied, den jene Sprachen nicht ausdrücken können. Das *sein* stellt den Inhalt des Participiums als etwas Abgeschlossenes, als einen bleibenden Zustand des Subjects dar; das *werden* zeigt das Subject als die Einwirkung eines Thuns gegenwärtig erleidend, in Folge dessen ihm das in dem Participium enthaltene Prädicat zukommen wird.

§. 214. Congruenzformen der Adjectiva und Verba.

Die Congruenzformen der Adjectiva und aller adjectivischen Bestimmwörter des Substantivs drücken gleichfalls ein Redeverhältnifs aus, nämlich das logische Verhältnifs der Inhärenz, dessen genauere Entwickelung in die Satzlehre gehört.

Auch die Personal- und Numerusformen des Verbums erscheinen da, wo ein selbständiges Subjectswort mit der Verbalform verbunden ist, wie dies in den neueren Sprachen in der Regel geschieht, als bloſse Congruenzformen: *ich schreibe, du schreibst* u. s. w. Ursprünglich aber sind diese Formen synthetische Ausdrücke, worin die Elemente des ganzen Satzes zu einer Worteinheit verschmolzen sind. Das Subject ist also in diesen Formen selbst enthalten, und die Form tritt nicht bloſs zu einem aufser ihr vorhandenen Subjecte congruirend hinzu.

§. 215. Die Casus.

Die wichtigsten Flexionsformen für das Redeverhältnifs sind die Casus. Sie drücken die verschiedenen Verhältnisse oder inneren Beziehungen aus, in denen die Gegenstände sowohl zu dem Ganzen des Satzes als zu einzelnen Theilen desselben stehen können. Nur Gegenstandswörter haben daher eine in ihrem eigenen Begriff gegründete, ihnen selbst angehörende, primäre Casus-Flexion. Die Casusformen der Bestimmungswörter der Substantiva sind bloſs secundäre Congruenzformen.

Wir unterscheiden Casus recti und obliqui, unabhängige und abhängige, πτώσεις ὀρθαί und πλάγιαι bei den Stoikern. Die Casus recti, Nominativ und Vocativ drücken ein unabhängiges Verhältnifs des Gegenstandswortes zur Rede aus oder stellen den Gegenstand dar, wie er unmittelbar und unabhängig von anderen Vorstellungen angeschaut wird. In dem Vocativ wird der Gegenstand angeredet oder angerufen. Das Substantiv erscheint hier in der selbständigen Stellung, aufser syntaktischer Verbindung mit dem Satze. Daher liegt die Vocativform dem reinen Nominalstamm am nächsten oder stellt den Stamm selbst dar: παῖ, βοῦ, *amice*. Das Anrufen allein ist hier Inhalt der Rede, und daher vertritt der Vocativ einen ganzen Satz. Er ist dem Imperativ analog. Beide richten sich zunächst auf die zweite Person. Der Vocativ ist der nominale Ausdruck eines Begehrungssatzes.

Im Nominativ wird das Nomen schon als Glied der Rede, als Satztheil bestimmt, aber als unabhängiger, den Satz beherrschender, als Gegenstand der Rede oder Subject. Es erhält daher hier eine diesen Zusammenhang mit dem Redeganzen und zugleich die Selbständigkeit charakterisirende Endung, welche jedoch im Fortgang des Sprachlebens häufig wieder abfällt (und durch den Artikel ersetzt wird), wodurch im Deutschen, schon im Althochdeutschen überall, im Gothischen noch nicht, häufig aber schon im Lateinischen und Griechischen, Vocativ und Nominativ ihre formelle Verschiedenheit verlieren. Der Nominativ entspricht seiner Unabhängigkeit wegen dem Indicativ.

Die Casus obliqui drücken ein durch eine Thätigkeit oder einen Zustand vermitteltes Verhältnifs der Abhängigkeit eines Gegenstandes von einem anderen Gegenstande aus, also Beziehungen der Dinge unter einander. Das durch die Casus obliq. dargestellte Redeverhältnifs ist das der Dependenz, verschieden von dem der Inhärenz, auf welchem die Congruenzformen beruhen.

In räumliche Beziehung zu einem anderen Gegenstande kann ein Gegenstand vermöge seines Thuns oder Zustandes auf dreifache Weise treten. Der Gegenstand der Beziehung kann der Ausgangspunkt, das Woher; der Zielpunkt, das Wohin; der Ruhepunkt, der Ort, das Wo für das Subject oder dessen Thun oder Zustand sein.

Aus diesen Raum-Anschauungen entwickeln sich dann die abstracteren logisch-grammatischen Beziehungsbegriffe der Casus.

Der Genitiv bezeichnet ursprünglich den räumlichen Ausgangs- und zeitlichen Anfangspunkt; sodann die Verhältnisse der Entfernung, Trennung und Beraubung, das Verhältnifs des Ganzen zum Theile (partitiv), das des Stoffes, der Abstammung oder des Ursprungs, der Ursache, des Besitzes, und endlich mannigfaltige Verhältnisse der Abhängigkeit oder des gegenseitigen Zusammenhanges, besonders als adnominaler (d. i. in unmittelbare Abhängigkeit zu einem Gegenstandsworte gesetzter) Casus, wo er überhaupt die abhängige ergänzende Bestimmung darstellt.

Der Accusativ drückt ursprünglich das Ziel, eine Bewegung oder Richtung, den Endpunkt in Raum und Zeit aus, und ist in sofern der gerade Gegensatz des Genitivs; sodann auch die Ausdehnung oder Erstreckung der Bewegung in Zeit und

Raum, daher den Weg einer räumlichen Bewegung und die Zeitdauer einer Thätigkeit (auf die Frage: *wie lange?*); daraus entspringt die Anwendung zur Bestimmung der Zeit überhaupt (auf die Frage: *wann?*); und die Bestimmung des Maſses, Gewichtes, Werthes. In seiner allgemeinsten und abstractesten grammatischen Bedeutung aber ist er der Casus des leidenden Objects, als des Gegenstandes, auf welchen die Thätigkeit als auf ihr Ziel unmittelbar einwirkt, und als solcher steht er dem Nominativ direct entgegen.

Dem Dativ liegt die Anschauung der Ruhe, des Wo einer Thätigkeit oder eines Seins zu Grunde. Dem griechischen und lateinischen Dativ entspricht formell der sanskritische Locativ auf *i* *). Daraus entwickelt sich aber die abstracte Bedeutung der persönlichen Betheiligung. Der persönliche Gegenstand, welchem die Thätigkeit bestimmt ist, zum Nutzen oder Schaden gereicht u. s. w., wird als das Wo der Thätigkeit gleichsam als der geistige Raum derselben angeschaut. — Der Dativ ist wesentlich abhängiger Casus der Person, der Accusativ der Sache; der Genitiv liegt zwischen beiden, ist mehr persönlich als der Accusativ, mehr sachlich als der Dativ.

Dies sind die wesentlichen und im Griechischen und Deutschen die einzigen Casus obliqui. Andere Sprachen haben auſserdem eigenthümliche Casusformen für andere, minder wesentliche Verhältnisse, die in jenen Sprachen theils durch Präpositionen ausgedrückt, theils durch einen jener drei Casus obliqui mit bezeichnet werden. So hat das Sanskrit einen eigenen Locativ für das sinnliche Wo, unterschieden von der Dativform. Auch die slavischen Sprachen haben einen eigenthümlichen Locativ. — Ferner hat das Sanskrit einen besonderen Ablativ für das räumliche Woher, und auſserdem einen Instrumentalis, dessen sinnliche Urbedeutung wahrscheinlich nur eine Modification der Locativ-Bedeutung, nämlich das Miteinander- oder Zusammensein der Gegenstände ist, daher er auch häufig das sociale Verhältniſs, dann aber das abstractere Verhältniſs des Mittels oder Werkzeuges und als Modalis auch die Art und Weise der Thätigkeit ausdrückt. Auch die lateinische Sprache

*) Im Lateinischen ist diese Form theilweise auch in den Genitiv gerückt (auf *i* und *ae*) und ist hier in manchen Wörtern auch begrifflich noch echter Locativ: *domi, humi, Romae, Corinthi.* Der echte Genitiv-Charakter ist im ganzen indogermanischen Stamme *s* (*as, os, is*). A. d. V.

hat einen Ablativ, ursprünglich auf *d* (sanskr. *t*) endend, also keinesweges mit dem Dativ identisch. Dieser lateinische Ablativ aber verbindet in seiner Anwendung die Bedeutung des Woher mit der des Wo und Womit oder Wodurch und des Wie. So durchkreuzen sich die Casus-Formen und -Begriffe in verschiedenen Sprachen auf mannigfaltige Weise.

Wo sich neben den abstracteren grammatischen Casus noch besondere sinnliche Casus von rein localer Bedeutung vorfinden, mufs dies aus einer ursprünglich entwickelten Mehrheit von Formen für ein und dasselbe oder nahe verwandte Raumverhältnifs erklärt werden, von denen die eine Form für die sinnliche Anschauung, die andere für das analoge rein-grammatische Verhältnifs fixirt wurde. (Ausführlichere Behandlung der Casuslehre in meinem Lehrbuche II, S. 67 ff.).

Die Grammatiker theilen sich in ihrer Ansicht von der Entstehung und Bedeutung der Casus in zwei sich lebhaft bekämpfende Parteien: Localisten (wie Wüllner, Hartung) und Causalisten (wie Michelsen und besonders Rumpel, der die locale Erklärungsweise aufs entschiedenste verwirft). Recht und Unrecht ist hier auf beiden Seiten getheilt. Die Localisten gehen zu weit, indem sie jede, auch die abstracteste logische Bedeutung eines Casus unmittelbar aus der localen ableiten wollen. Das Raumverhältnifs ist aber nur der Entstehungsgrund der Casusform und der Ausgangspunkt für den Casusbegriff. In der weiteren Entwickelung der grammatischen Casus-Bedeutung verschwindet diese Anschauung dem Sprachbewufstsein; der Casus wird als Ausdruck eines rein logischen Verhältnisses aufgefafst, und es kann daher nicht jede Anwendungsweise eines Casus auf dessen ursprüngliche sinnliche Bedeutung zurückgeführt und unmittelbar daraus hergeleitet werden. — Andererseits aber haben die Causalisten entschieden Unrecht, wenn sie die localen Verhältnisse als die ursprüngliche Bedeutung der Casus unbedingt verwerfen und die abstracten, logisch-grammatischen Verhältnisse als das Ursprüngliche setzen; denn die Sprache geht überall von dem Sinnlich-Anschaulichen zum Abstracten fort. Die ursprünglich logischen Unterschiede der Modalität können nicht als Einwand dagegen angeführt werden; denn diese sind ihrer Natur nach reine Denkformen, in dem abstractesten, rein formalen Element der Sprache, in der Copula liegend. Und es gelingt daher der concreten Sprache auch nur annäherungsweise, diese

logischen Unterschiede der Aussageweise formell darzustellen. Die Casus aber drücken Verhältnisse der Gegenstände zu einander aus. Die Gegenstände der Rede aber sind zunächst und ursprünglich sinnliche Objecte, deren Thätigkeiten und Zustände sinnlich wahrgenommen werden. Auch die Geschichte der Sprache und der factische Bestand der verschiedenen Casus-Systeme widerlegt die reine Causalitäts-Theorie. Wir finden neben den causalen auch locale Casus; und wo das Casus-System auf die rein grammatischen Casus reducirt ist, finden sich diese, je weiter wir in der Sprachgeschichte zurückgehen, um so mehr, in den frühesten Epochen, z. B. bei Homer, am meisten, auch in localer Bedeutung angewendet. Es ist aber ein Vorzug des Griechischen und Deutschen, dafs sie das Casus-System gereinigt und auf den Ausdruck der wesentlichen grammatischen Verhältnisse reducirt haben. Es ist die Frucht der reineren Auffassung der logischen Verhältnisse und der Scheidung derselben von den Verhältnissen der sinnlichen Anschauung *).

2. Flexionsformen.

a) Nominal-Flexion.

§. 216. Singular. — Accusativ.

Der Charakter des Accusativs ist *m* im Sanskrit, Zend und Lateinischen; im Griechischen *ν*. Der symbolischeu Bedeutung dieses Lautes ist schon öfter gedacht **).

Erhalten ist das *m* des Accusativs:

1. im Lateinischen bei allen Masculinis und Femininis sowohl der Substantiva als Adjectiva; und zwar

a) unmittelbar an den Stamm gefügt bei den A- (U-) und U-Stämmen, also bei der 1., 2., 5. und 4. Declination: *via-m*, *bonu-m*, *die-m*, *fructu-m*;

b) mittelst des Bindevocals *e* bei den I-(E-)Stämmen, wo der Bildungsvocal vor dem Bindevocal ausfällt, und bei allen consonantisch auslautenden Stämmen; also in der ganzen 3. Declination: *civ-em*, *reg-em*, *felic-em*;

---

*) Düntzer, Die Declination der indogermanischen Sprachen nach Bedeutung und Form entwickelt 1839, stellt eine eigenthümliche Casus-Theorie auf. A. d. V.

**) Merkwürdig ist jedoch, dafs nach Pott (Etym. Forsch. II, S. 15) das accusative *m* im Ossetischen als Postposition *ma* in der Bedeutung *wohin* gefunden wird. A. d. V.

2. im Griechischen als *ν*, unmittelbar an den vocalisch auslautenden Stamm gefügt:

a) reine Stämme: *κί-ν*, *βοῦ-ν*, *γραῦ-ν*;

b) mit Bildungsvocal: *Μοῦσα-ν*; *πολίτη-ν*, *νίκη-ν*, *καλή-ν*; *λόγο-ν*; *πόλι-ν*; *πῆχυ-ν*.

Ausgenommen sind die Stämme auf *ω* und *ευ*, welche der Analogie der consonantisch endenden Stämme folgen. Sie nehmen den Bindevocal *α* (also eigentlich *αν* = sanskr. *am*); das *ν* aber ist abgefallen: *πόδ-α* (für *ποδ-αν* = sanskr. *padam*), *λέοντ-α*; *ἠχώ*, *ἠχό-α*, *βασιλέ-α*.

3. Die deutsche Sprache hat schon im Gothischen das Accusativ-Zeichen bei Substantiven ganz eingebüfst. Der Accusativ zeigt also überall den nackten Stamm: *fisk*, *sunu*, *handu*. Die schwachen Nomina (§. 179), masc. und fem., haben ein *n*, welches aber der Bildungssilbe angehört und nur im Nominativ abgefallen ist: *hana*, *hanan*; *tuggô*, *tunggôn*, mhd. *Zungen*, nhd. *Zunge*.

Erhalten aber ist das Accusativ-Zeichen im Masculinum der Adjectiva und Pronomina: goth. *na* (wo das *a* nur unorganischer Zusatz ist), ahd., mhd., nhd. *n*: goth. *blinda-na*, ahd. *plinta-n*, *blinde-n*; goth. *tha-na*, *de-n*. Das Femininum hat nirgends eine Accusativ-Endung!

§. 217. Genitiv.

Die ursprüngliche Genitiv-Endung im indogermanischen Stamme ist *s*, welches im Sanskrit an die vocalisch endenden Stämme unmittelbar antritt, an consonantisch endende mit dem Bindevocal *ă* (= griech. *ος*, latein. *is*); bei Femininen mit vocalisch endendem Stamme in der volleren Form *ās*; bei den Stämmen auf *ă* endlich und den Pronominen der 3. Person in der Form *sya* (*sja*). — Die Bedeutung und der Ursprung des Genitiv-Suffixes ist dunkel. Bopp (Vergl. Gramm. S. 225) erklärt es für identisch mit dem *s* des Nominativs, was sich nicht begreifen läfst. Das Genitiv-Verhältnifs verlangt ein Suffix von adverbialem oder präpositionalem Gehalt, welches den Begriff des Woher ausdrückt *).

*) Ich habe De pron. rel. p. 80 die Vermuthung ausgesprochen, das ursprüngliche Genitiv-Suffix sei *sya* und dieses zusammengesetzt aus dem *s* des Nominativs und dem Pron. rel. *ya*, wodurch mindestens der attributive Genitiv genügend erklärt würde. S.

Die angeführten vier Formen des sanskritischen Genitivs finden sich sämmtlich im Griechischen und Lateinischen wieder, wenn auch zum Theil nur in einzelnen dunkelen Spuren.

1) Im Griechischen haben blofses *s* die Feminina der 1. Declination auf *α*, *η*, wobei das im Nominativ unorganisch verkürzte *α* zu *ᾱ* oder *η* wird = sanskr. *ās*: *νίκη-ς*, *σοφία-ς*, *ἡμέρα-ς*; *πεῖρᾰ*, *πείρᾱ-ς*; *Μοῦσᾰ*, *Μούση-ς*. — Mit Bindevocal erscheinen die consonantisch auslautenden Stämme und unter den vocalisch endenden die einfachen reinen Stämme und die mit *ι*, *υ*, *ω*, *ευ* bekleideten: *ποδ-ός*, *χειρ-ός*, *ῥήτορ-ος*, *σώματ-ος*; *κι-ός*, *βο-ός* (für *βοϝ-ός*), *δρυ-ός*, *γρᾱ-ός*; *τείχε-ος*, *ἀληθέ-ος*, *ἄστε-ος*, *ἰχθύ-ος*, *ἠχό-ος*. Die attische Endung *ως* bei den I-Stämmen ist vielleicht eine vollständige Ueberlieferung des sanskr. *ās*: *πόλεως* (Bopp, Vergl. Gramm. S. 223); sie ist jedoch nicht auf das Femininum beschränkt, sondern wird auch auf die Masculina auf *ευς* angewendet; *βασιλέ-ως* (vergl. Düntzer S. 95). — Die Nomina der 2. Declination, in denen das ursprüngliche *α* in *ο* übergegangen ist, sowie die masculinischen A-Stämme der 1. Declination auf *ης*, *ᾱς* zeigen in dem erhaltenen Zustande der griechischen Sprache kein *ς* im Genitiv, sondern im Attischen *ου*. Die ältere Sprache und die Dialekte zeigen aber, dafs dieses *ου* in der 2. Declination aus *οο* (thessalisch und episch *ο ο*) in der 1. Decl. aus *αο* entstanden ist (*Ἀτρείδαο*), woraus dor. *ᾱ*, ion. *εω* wurde, und welches attisch der überwiegenden Analogie der Masculina der 2. Declination folgend in *ου* überging. Bopp (das. S. 219) erklärt diese Formen aus der sanskritischen Endung *sja*, welche zunächst *σιο* (*λογο-σιο*) wurde, woraus dann mit Ausfall des *σ* das epische *ο-ιο* (*λογοιο*, altep. *τοῖο* = sanskr. *ta-sja*) wurde, und endlich *οο* *), contrahirt *ου*. Ebenso homerisch *αο* (*Βορέαο*) aus *α-ιο*, *α-σιο*.

2) Im Lateinischen bildeten die A-Stämme der 1. Declination in ältester Zeit den Genitiv ohne Zweifel auf *ās* (*terrās*), ganz wie die entsprechenden griechischen, von welcher Form sich später nur noch wenige Spuren erhalten haben (*familias*)**).

*) Ueber die Form *οο* vergl. Buttmann, Ausführl. Gramm. I, S. 299 und Ahrens, Griech. Formenlehre 1852. A. d. V.

**) Struve S. 7 und Düntzer S. 96 nehmen an, die ursprüngliche Form sei *aes*, es gewesen, enstanden durch Anfügung von *is* an *a*, wie *suaes*, *Midaes*, *Juliaes*, *provincies*, *Minerves*; dann, indem *a* das *i* verschlang: *custodias*, *escas*, *monetas*. Aber Bopp (S. 223) und Wüllner (Die Bedeutung der Casus und Modi 1827 S. 171) nehmen *as* als ursprünglich, und *es* und *aes* als abweichende Schreibart desselben. A. d. V.

— Das mit dem Bindevocal *i* verbundene *s*, also *is*, haben die consonantisch auslautenden Stämme und unter den vocalisch endenden die einfachen reinen Stämme und die mit *i* (*e*) bekleideten, also alle Nomina der 3. Declination, auch die alten Genitive *mis*, *tis*, *sis* statt *mei*, *tui*, *sui*. Schließt der Stamm mit *i* oder *e*, so fällt es vor dem Bindevocal aus; also *su-is*, *gru-is*, *v-is*, *urb-is*, *civ-is*, *nub-is*. — Bei den U-Stämmen der 4. Declination hat das *u* den Bindevocal *i* verschlungen: *fructūs* für *fructu-is*, wie ἰχθύ-ος. Der Bindevocal war in der ältesten Sprache nicht *i*, sondern *o* oder *u*, daher auf alten Inschriften: *nomin-us*, *Vener-us*, *senatu-os*, *domu-os*, später *domu-us*, *exercitu-us*; im 6. Jahrhundert *senatu-is*, *fructu-is*. (Krüger, Latein. Gramm. S. 268; Ritschl, Monumenta epigraph. tria). Andererseits fiel das *s* des Genitivs ab und *ui* ward, wie im Dativ, entweder zu *u* oder zu *i* zusammengezogen: *de senatu sententia* (Stein von Alatri um 620); *senati*, *tumulti*, im 6. und 7. Jahrh. gewöhnlich bei Dichtern, selten bei Cicero und Sallust. — Die eigenthümliche Genitiv-Endung *ius* einiger Pronomina und Adjectiva erklärt Bopp (S. 220) aus einer Umstellung des sanskr. *sja* zu *jus*: *hu-jus*, *cu-jus*, *e-jus*, *illius* für *illi-jus*. Krüger (S. 268), Pott (II, 633) und Düntzer halten *us* für die alte Genitiv-Endung; also *alī-us*, *illī-us*, und *ei-us*, *cui-us*, *hui-us* wären gunirt statt *i-us*, *qui-us*, *hi-us*. —

Die Nomina der 2., 1. und 5. Declination, also die sämmtlichen A-Stämme bilden den Genitiv ohne *s* durch Anfügung eines *ī*, welches in der 2. Declination den Stammvocal ganz verdrängt: *cerv-i*, *scamn-i*, in der 1. Declination mit dem *a* zum Diphthong *āi*, dann *ae* ward: *aulā-i*, *aulae*, in der 5. Declination selbständig hinter dem *e* steht, welches nach einem Consonanten verkürzt wird: *rĕ-i*, *diē-i*, *fidĕ-i*. Dieses *i* ist nicht der Bindevocal der Endung *is*, wovon das *s* abgefallen wäre, sondern ist ursprünglich Locativ-Endung, welche den verlorenen Genitiv ersetzt (Bopp S. 217. 229). Vergl. S. 435 Anmkg.

3) Die deutsche Sprache hat bei allen Masculinen und Neutren in der starken Declination das *s* festgehalten; die Feminina aber haben es schon im Althochdeutschen verloren. Der Bindevocal ist im Gothischen bei den Masculinis der A- und I-Form *i*, im Hochdeutschen durchgängig *e*: goth. *fisks*, *dags*, *balgs*, *gasts*, Gen. *fisk-is*, *dag-is*, *balg-is*, *gast-is*, ahd. *visc-es*, *gast-es*; so auch bei den Neutris: goth. *vaurd*, *vaurd-is*, ahd.

wort, wort-es. Die mit *i* abgeleiteten starken Masculina bilden den Genitiv übereinstimmend mit dem Nominativ: *harjis; hairdeis.* — Bei den Wörtern der U-Form tritt eine Gunirung ein: goth. *sunus,* Gen. *sun-aus,* ahd. *sunu, sun-es;* Fem. *handus,* Gen. *hand-aus* (althochdeutsch in die I-Form übergehend: *hant, hentî).* — Eine ähnliche Verstärkung des Stammvocals vor dem Genitiv-*s* erfahren die Feminina der A- und I-Form im Gothischen: *giba, gib-ôs; ansts, anst-eis* (vergl. mit dem Masculinum *gasts, gast-is*). Diese Form ist dem sanskr. *ās* zu vergleichen (Bopp S. 223). Im Althochdeutschen ist zwar das *s* abgefallen, aber der lange Vocal bleibt: *kepa,* Gen. *kepâ* (*ô*); *anst, enst-î.* Im Mittelhochdeutschen wird auch der auslautende Vocal kurz: Nom. und Gen. *gebe;* doch bleibt bei den I-Stämmen noch dem Genitiv seine besondere Form: *kraft,* Gen. *kreft-e,* nhd. *der-Kraft.* Im Neuhochdeutschen haben die Feminina im Singular alle Flexion verloren. — Die angegebenen Formen gelten aber nur für das Substantivum, nicht für das Adjectivum.

Die Nomina der schwachen Form, Substantiva wie Adjectiva, haben nur im Gothischen noch das Genitiv-*s* hinter dem Bildungssuffix *n.* Von dem Nominativ Masc. goth. *hana,* ahd. *hano,* mhd. *hase* ist der Gen. *han-ins, han-in, has-en;* Neutrum goth. *hairtô,* ahd. *herza,* mhd. *herze,* Gen. *hairt-ins, herz-in, herz-en;* Fem. *tuggô, zunga, zunge,* Gen. *tugg-ôns, zung-ûn, zungen.* Charakteristisch ist auch hier der lange Vocal in der gothischen und althochdeutschen Feminin-Endung.

§. 218. Dativ (Locativ, Instrumentalis).

Der Charakter des Dativs ist im Griechischen und Lateinischen übereinstimmend *ĭ* in allen Declinationen. Dieses *i* hat offenbar ursprünglich locative Bedeutung (Bopp S. 226). Im Sanskrit und Zend ist *ē* Suffix des Dativs. Die ursprünglich locale und temporale Bedeutung wird auch im Griechischen noch häufig durch die Dativform, d. i. das locative *i* ausgedrückt: *Μαραθῶνι, Σαλαμῖνι, ἀγρῷ, οἴκοι, χαμαί; τῇ αὐτῇ ἡμέρᾳ, τῇ αὐτῇ νυκτί.*

1) Im Griechischen wird das *i* als selbständiger Laut den Nominalstämmen der 3. Declination angefügt: *βο-ῐ, γρα-ῐ, ποδ-ῐ, ἰχθύ-ῐ.* Nur mit dem Themavocal ε und *o* fliefst es zum Diphthong zusammen: *πόλει, πήχει, ἀληθεῖ, βασιλεῖ, ἀχοῖ, αἰδοῖ.* — Bei den A-Stämmen, d. i. den Wörtern der 1. und

2. Declination, wird das *i* mit dem Themavocal *a*, *η*, *o* zu einem unechten Diphthong verschmolzen; *νίκῃ*, *ἡμέρᾳ*, *λόγῳ*. Daſs *ῳ* aus *οι* entstanden, zeigt *οἶκοι* neben *οἴκῳ*, und *μοι*, *σοι*, *οἱ*.

2) Im Lateinischen zeigt sich das *i* selbständig und zwar unorganisch lang in allen Wörtern der 3. und 4. Declination: *su-i*, *v-i*, *urb-i*, *civ-i*, *fructu-i*, und auch in der 5. Declination, wo daher Dativ und Genitiv dieselbe Form haben. In den Dativformen *tactu* (Plautus), *usu* (Lucret.), *facie* (Lucil.) haben *u* und *e* das *i* verschlungen. — In der 1. Declination verschmilzt das *i* des Dativs mit dem *a* des Stammes zu *ae* statt *ai* (Quint. I, 7. 18). — In der 2. Declination ist das *i* verschwunden; aber es muſs virtuell im *ō* enthalten sein, wie im griech. *ῳ*. Auch sind Dative wie *popoloi*, *Romanoi* überliefert (Bopp S. 230). Während also im Genitiv dieser Declination der Themavocal vor dem locativen *i* ausgefallen ist, hat er dasselbe im Dativ verschlungen.

Die Dativ-Endung *bi* in *tibi* (= *tu-bi*), *sibi* und *mihi*, wo das *b* zu *h* erweicht ist, entsprechen dem sanskr. *bhyam*, *hyam*: *tu-bhyam* = *tibi*, *ma-hyam* = *mihi* (Bopp S. 248). Dieses *bi* oder *bhi* hat offenbar ursprünglich locative Bedeutung und ist adverbialischer und präpositionaler Natur. Bopp vergleicht damit die sanskrit. Präposition *abhi*, an, hin, gegen, womit *ἐπί* und deutsch *bî*, *bei* zusammenzuhalten ist. Im Lateinischen ist *ibi* ein Locativ des Pronominalstammes *i-s*; und *ubi* ist ihm analog. — Mit diesem *bi* ist ferner identisch die griechische altepische Endung *φι*, *φιν* (Buttmann, Ausführl. Gramm. S. 204; Bopp S. 250). „Aufrecht (Zeitschr. für vergl. Sprachf. I, S. 83) erkannte scharfsinnig, daſs im Lateinischen den localen Endungen *bi* in *ibi*, *ubi* und *im* in *illim*, *istim* ein aus dem umbrischen *fem* zu erkennendes *fim* als gemeinsamer Ursprung zu Grunde liege, und in dem griechischen *φιν* dasselbe Casussuffix sich finde. Der homerische Gebrauch stimmt vollkommen mit dieser Etymologie überein“ (Dronke, im Rhein. Mus. 9. 1854. 4. Heft. S. 619). In den 192 Stellen, welche Dronke im Homer gefunden, hat es 113mal locale Bedeutung; dann bedeutet es den Zeitpunkt, in dem etwas geschah; dann hat es in 72 Stellen causale und instrumentale Bedeutung (*ἵφι ἀνάσσεις*, *ὄχεσφιν*). Endlich war das Aussterben der Locativbildung *φιν* Ursache, daſs die Bedeutung des Dativs, welcher für sie eintrat, auch auf sie zurückübertragen wurde in der 5mal wiederkehrenden Ver-

bindung *θεόφιν μήστωρ ἀτάλαντος* (das.). Vergl. den Dativus Dualis und Pluralis.

Im Deutschen ist die Bildung der Dativform wesentlich abweichend von der griechischen und lateinischen.

Die starken Substantiva masculina und neutra der A- und I-Form haben im Gothischen und Althochdeutschen den Dativ-Charakter *a*, welches unmittelbar an den reinen Stamm gefügt wird; mittelhd. und neuhd. *e*: goth. *daga*, *gasta*, ahd. *taga*, *gasta*; *Tage*, *Gaste*. Auch die mit *i* abgeleiteten starken Masculina haben den Dativ-Charakter *a*: goth. *harja*, *hairdja*; aber die durch consonantische Suffixe gebildeten Mittelformen verlieren schon im Gothischen diesen Dativ-Charakter: *fijand*, *ahmin*, *brôthr* für *fijanda*, *ahmina*, *brôthra*. Nach Bopp ist dieses *a* ursprünglich Suffix des Instrumentalis, = sanskr. *ā*. Die deutsche Sprache in ihrer ältesten Gestalt hatte eine besondere Dativ- und eine Instrumental-Form, von welcher noch gothische Pronominalstämme Spuren zeigen, welche auf *ê* endigen = sanskr. *ā* (Bopp S. 189): *thê*, *hvê* von *tha*, *hva*; ferner *svê* (wie, ὡς), woraus unser *so* hervorgegangen, welches im Altdeutschen auch *wie* bedeutet. Diese gothische Instrumental-Endung *ê* geht im Althochdeutschen in *u* über: *thê*, *hvê* werden *diu*, *hviu*, nhd. *wie*. Aufserdem aber zeigen auch die althochdeutschen Substantiva und Adjectiva masc. und neutr. der starken A- und I-Form einen Instrumentalis auf *u*: *tagu*, *gastu*, *wortu*; die Feminina auf *â*: *êuuâ* (Holzmann, Isidorus de Nativitate Domini 142 ff.; Wackernagel, Gesch. d. deutsch. Litt. S. 89). Dieses instrumentale *u* ist (nach Bopp S. 192) aus *a* entstanden. Also hätte sich die ursprüngliche Instrumentalform *â* im Althochdeutschen in zwei lautlich verschiedene Formen geschieden, von denen die eine Dativ-Bedeutung angenommen, die andere instrumentale behalten hat, welcher Procefs lautlich und innerlich seine Analogieen hat.

Die U-Stämme bilden im Gothischen den Dativ auf *au*, d. h. sie schieben hier, wie im Genitiv ein verstärkendes *a* vor. Die eigentliche Dativ-Endung fehlt, und *sun-au*, *hand-au* stehen für *sun-av-a*, *hand-av-a*. Im Althochdeutschen wird statt des *a* ein *i* eingeschoben: *sun-ju*, *hand-ju*.

Die weiblichen A-Stämme enden im Gothischen im Dativ auf *ai*: *giba*, Dat. *gibai*. Auch hier ist der Dativ-Charakter *a* abgefallen und *gibai* steht für *gibai-a* mit Diphthongirung des

weiblichen Stammvocals (Bopp S. 191). Ebenso ist ahd. *geba*, Dat. *gebô* (*û*) nur Dehnung des Stammvocals ohne Dativ-Charakter.

Die schwachen Nomina haben in allen drei Geschlechtern keine Dativ-Endung; das Bildungssuffix aber lautet beim Masculinum und Neutrum goth. und ahd. *in*, beim Femininum goth. *ôn* und *ein*, ahd. *ûn*, *în*, mhd. *en*:

	Masc.	Neutr.	Fem.
goth.	*hanin*;	*hairtin*;	*tuggôn*, *managein*;
ahd.	*hanin*;	*herzin*;	*zungûn*, *managîn*;
mhd.	*hasen*;	*herzen*;	*zungen*, *menegen*.

Die Adjectiva haben in ihrer starken Form auch für den Dativ, wie für den Genitiv, kräftigere Formen. Nur das Femininum fällt im Gothischen mit dem der Substantiva zusammen; im Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, Neuhochdeutschen hat auch der Dat. Fem. seine besondere Endung:

	Masc.	Fem.	Neutr.
goth.	*blind-amma*;	*blind-ai*;	*blind-amma*;
ahd.	*plint-emu* (*emo*);	*plint-êru*;	*plint-emu*;
mhd.	*blind-em*;	*blind-er*;	*blind-em*.

Ebenso die adjectivischen Pronomina und der Artikel:

	Masc.	Fem.	Neutr.
goth.	*thamma*;	*thizai*;	*thamma*;
ahd.	*demu*;	*deru*;	*demu*;
mhd.	*dem*;	*der*;	*dem*.

Von diesem Urpronomen sind eben die Endungen auf das Adjectiv übergegangen, da dieses in seiner starken Form auch begrifflich das Demonstrativum in sich aufgenommen hat. Der Ursprung dieser Dativ-Endungen am Pronomen selbst aber bleibt dunkel. Wahrscheinlich ist *ma* verwandt mit *bi* in *tibi*, *sibi* (s. den Dat. Plur.).

§. 219. Ablativus Singularis.

Nur die lateinische Sprache hat den Ablativ mit dem Sanskrit und Zend gemein. Der Charakter desselben ist *t*, im ältesten Latein und im Oscischen *d* durch alle Declinationen (s. §. 147): *praedad*, in *altod*, *marid*, *praesented* u. s. w. Dieses *t*, *d* ist wohl verwandt mit dem Suffix sanskr. *tas* = lat. *tus* in *coelitus*, und mit *de* in *inde*, *unde*; *θεν* in *πόθεν*, *τόθεν*. Es kommt auch in Adverbien vor: *facillumed*, und in Präpositionen:

suprād, extrād, welche sich dadurch als ursprüngliche Ablative zu erkennen geben; ferner nach Bopp (S. 214) in dem enklitischen Pronomen *met* (= sanskr. *mat* von mir) und in *sed.* — Auch die griechische Sprache hat eine Spur des Ablativs in der Adverbial-Endung ως: sanskr. *samāt* = ὁμῶς (Bopp S. 215).

Die ursprüngliche Bedeutung des Ablativs ist das Verhältniſs *woher*, welches in das ursächliche übergeht. So wird er im Lateinischen zum Instrumentalis, auch zum Locativ, wenigstens in der 3. Declination: *Carthagine.* In diesen Fällen aber hat die ältere Sprache gewöhnlich *i*, also die eigentliche Locativ-Endung, welche später sich mit dem *e* des Ablativs vermischte: *Carthagini, Tiburi, Acherunti* (Plaut. Capt. 3, 5, 21), *ruri* und bei Zeitbestimmungen auf die Frage *wann*: *temperi, vesperi* neben *vespere, luci, die crastini, die pristini, die proximi* (Gellius X, 24), s. Krüger, Latein. Gramm. S. 270.

In den Dual und Plural ist der Ablativ nicht gedrungen. Das Sanskrit, Zend und Latein drücken ihn hier durch den Dativ aus. Die übrigen Sprachen zogen den Genitiv vor.

§. 220. Der Dualis.

Im Sanskrit, Zend, Litthauischen und Griechischen haben die Nomina eigenthümliche Dualformen. Im Gothischen und Althochdeutschen sind sie nur für die Pronomina Personalia vorhanden. Im Lateinischen sind *duo* und *ambo* die einzigen Ueberbleibsel einer dem Griechischen entsprechenden Dualform. In allen jenen Sprachen lauten der Nominativ, Accusativ und Vocativ Dualis gleich. Nur das Litthauische unterscheidet den Accusativ durch einen angefügten Nasal: Nom. *wilku,* Acc. *wilkun.* Ferner haben Instrumentalis, Dativ und Ablativ im Sanskrit und Zend nur eine Endung; und endlich fällt im Sanskrit der Genitiv mit dem Locativ in eine Form zusammen. Im Griechischen aber schlieſst sich der Genitiv dem Dativ an. Das Sanskrit hat also drei, das Griechische nur zwei Casus des Duals.

Der Nominativ, Accusativ und Vocativ haben im Sanskrit bei Masculinis und Femininis die Endung *au*, im Veda-Dialekt *ā*, im Zend *ă*, endlich im Griechischen ε in der 3. Declination. — Masculina und Feminina auf *i* und *u* unterdrücken im Sanskrit die Endung *au* und verlängern dafür den Endvocal des Stammes: *pati, sūnu*, Dual. *patī, sūnū.* Dasselbe geschieht im

Griechischen in der 1. und 2. Declination. Der Stammvocal *α*, *o* wird verlängert: *ᾱ*, *ω*. — Die Neutra haben im Sanskrit die Endung *ī*, im Griechischen wie die Masculina.

Die Endung für den Dativ, Instrumentalis und Ablativ ist im Sanskrit *bʻyam*, im Zend *bya*. Im Plural enden diese Casus im Sanskrit auf *bʻyas* = lat. *bus*. So unterscheiden wir in diesen Formen leicht den Charakter des Casus *bhi* (s. Dat. Sing.), den des Duals *m*, den des Plurals *s*. — Die griechische Endung des Genitivs und Dativs ist *ιν* und soll eine Verstümmelung des sanskr. *bʻyam* sein (Bopp S. 255). Nach Düntzer aber (S. 76) bildet die griechische Sprache diese Form selbständig, indem sie an das *i* des Dat. Sing. den Dual-Charakter *ν* (= *m*) anfügt. Dies ist wahrscheinlicher. Dies *ιν* tritt in der 1. und 2. Declination an den auslautenden Vocal des Stammes und *ι* fliefst mit ihm zum Diphthong zusammen. Die 3. Declination aber fügt nicht *ιν*, sondern *οιν* an den Stamm: *χειρ-οιν*, tritt also unorganisch in die 2. Declination über. — Die Endung des Dat. Plur. *ιν* der Pronomina *ἡμ-ῖν*, *ὑμ-ῖν*, *σφ-ίν* ist (Bopp S. 256) aus dem Dual in den Plural verschlagen, was auch bei denselben Pronomen im Sanskrit geschehen ist.

§. 221. Nominativ und Vocativ Pluralis

In allen Sprachen des indogermanischen Stammes sind im Plural Nominativ und Vocativ gleich. Ihre Endung ist im Sanskrit bei Masculinen und Femininen *as*. Bopp betrachtet (S. 261) dieses *as* als eine Erweiterung des singularen Nominativ-*s*, welches symbolisch die Mehrheit andeute. Demnach wäre das *s* auch hier Zeichen der Substantialität der positiven Geschlechtsform, und der eigentliche Plural-Charakter läge im vorgeschobenen *a*. Im Einklange hiermit würde dem Neutrum das *s* entzogen, sodafs es den Nominativ, Acc. und Voc. Plur. auf *a* bildet. Manches spricht aber dafür, vielmehr das *s* als Pluralzeichen anzusehen: 1) dafs das *s* auch in den übrigen Casus des Plurals, mit Ausnahme des Genitivs, wiederkehrt und zwar mit der Endung der singularen Casus verbunden; 2) dafs es auch in den pluralen Personal-Endungen des Verbums als Pluralzeichen zu den Personal-Suffixen des Singulars gefügt erscheint; 3) dafs es im Gothischen auch zur Bildung des Nom. und Acc. Plur. der schwachen Nomina und der starken Fem. der A-Form

angefügt wird, welche im Nom. Sing. das Nominativ-*s* entbehren: *giba*, Plur. *gibô-s*; *hana*, Plur. *hanan-s* u. s. w.

Die Fähigkeit des *s* zur Bezeichnung der Mehrheit scheint in seiner Lebendigkeit zu liegen, vermöge deren er eine Steigerung, also hier eine Vervielfältigung des singularischen Begriffes ausdrückt. Seiner lebendigen Natur nach aber kann das *s* dem todten Neutrum nicht beigelegt werden, welches sich daher mit einer vocalischen Erweiterung durch das beigefügte *a* begnügen mufs.

Im Griechischen entspricht ες dem sanskr. *as*. Im Lateinischen ist *es* unorganisch gedehnt: *pedēs* u. s. w.; denn organisch ist *ēs* nur in den I-Stämmen, wo *ē* durch Contraction entstanden ist: *civēs* (Bopp, Vocalismus S. 203; Benary, Römische Lautlehre S. 205). Die 4. und 5. Declination schliefsen sich dieser Form an, contrahiren aber *u-es* in *ūs*, *e-es* in *ēs*. —

Aufser dem *s* finden wir noch einen anderen Charakter des Nomin. Plur. der Masculina und Feminina, nämlich *i*. Dieses *i*, welches nur eine diphthongische Erweiterung des Singulars zu bezwecken scheint, nehmen im Sanskrit nur die männlichen Pronominal-Stämme auf *a* an: *tas*, Plur. *tē*, goth. *thai* diese, während die Substantiva auf *a* dieses *a* mit der regelmäfsigen Endung *as* zu *ās* verschmelzen. Im Germanischen findet sich jenes *i* auch beim Adjectiv. Im Lateinischen und Griechischen aber hat es sich über alle männlichen und weiblichen A-Stämme der 1. und 2. Declination verbreitet. Im Griechischen verbindet es sich mit dem *α* und *ο* zu *αι*, *οι*. Im Lateinischen wird aus *ai*, wie im Genitiv, *ae*; das Sen. Cons. de Bacchanal. hat noch *tabelai datai* für *tabellae datae* (Krüger, Latein. Gramm. S. 271); in der 2. Declination schwindet das *u* vor dem *i*, ebenfalls wie im Genitiv: *lupi*, *populi*, altlatein. *populoe* aus *populu-i* *).

Im Oscischen endeten die Wörter der 1. Declination den Nom. Plur. auf *as*. Bei Nonius findet sich in einem Fragment des Pomponius: *lactitias insperatas* als Nom. Plur. Im Umbrischen enden diese Nominative auf *ar*, *or*, also mit der Verwandlung des *s* in *r*.

*) Auf alten Inschriften findet sich im Nom. Plur. die Endung *eis* = *īs* statt *i*: *facteis*, *publiceis*, *heisce* und *hisce magistreis*, *ministris*. Non liquet. A. d. V.

Die neutralen A-Stämme der 2. Declination setzen das Plural-*a* an den nackten Stamm, und das *o*, *u* des Stammes fällt aus: *δῶρ-α*, *dona*. Die Neutra der 3. Declination, und im Lateinischen auch der 4., fügen ebenfalls *a* an den Stamm, ohne dessen Endvocal abzuwerfen: *ossa*, *corpora*, *cornu-a*, *mari-a*, *reti-a*.

Im Deutschen hat nur die gothische Sprache die ursprüngliche Plural-Form der Masculina und Feminina bewahrt, indem sie sowohl die starken als die schwachen mit der Endung *s* bekleidet. Die starken Nomina dehnen oder diphthongiren (guniren) vor diesem *s* den Stammvocal. Die A-Stämme haben im Plural *ôs*, welches man aus *a-as* zusammengezogen denken kann, ganz wie das sanskr. *ās**); die I-Stämme haben *eis*, die U-Stämme *jus* (statt *ius*); also: A-Stämme Masc. *fisks*: *fiskôs*, Fem. *giba*: *gibôs*; I-Stämme Masc. *balgs*: *balgeis*; Fem. *ansts*: *ansteis*; U-Stämme *sunus*: *sunjus*, *handus*: *handjus*. — Die schwachen Nomina fügen das Plural-*s* an den vollen Stamm; z. B. *hana*: *hanans*, *tuggô*: *tuggôns*, *managei*: *manageins*. — Das Gothische ist also in der Pluralbildung alterthümlicher als das Griechische und Lateinische.

Schon im Althochdeutschen aber hat der Nom. Pl. das *s* überall verloren und nur der lange Vocal ist geblieben; *visc*: *visc-â*, *geba*: *gebâ(ô)*; *palc*: *pelk-î*, *anst*: *enstî*, *sunu*: *suni*. — Die schwachen Nomina haben ebenfalls das *s* verloren und das stammbildende goth. *a*, *ô* zu *u* verdumpft; *hano*: *hanun* (*on*), *zunga*: *zungun*, *managî*: *managîn*.

Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen sind alle verschiedenen Vocale der Endung zu *e* geworden. Die starken Plurale enden also auf *e*, die schwachen auf *en*: *vische*, *gebe*; *belge*, *krefte*; *Söhne*, *Hasen*, *Zungen*.

Die starken Neutra haben im Gothischen *a*: *vaurd*, *vaurda*. Im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen wird dies *a* abgeworfen, und so bleibt der Nom. Plur. ohne alle Endung: *daz wort*, *diu wort*. Im Neuhochdeutschen erhalten sie in der Regel *e*, wie die starken Masculina: *Worte*; aber auch *er*: *Wörter*. Dies *er* ist keine ursprüngliche Flexionsendung, sondern eine Bildungssilbe, welche als Pluralzeichen dem Gothischen ganz

*) Dem langen sanskr. ā entspricht im Gothischen regelmäfsig *ô*; das Gothische hat überhaupt kein langes ā. S.

fremd ist und erst im Althochdeutschen in der Form *ir* an einige Neutra gefügt erscheint. Vergl. Grimm, Gramm. I, S. 622 und 631. Im Neuhochdeutschen ist dies *er* auch ins Masculinum übergegangen: *Männer, Geister.* — Die wenigen Neutra der schwachen Declination haben im Gothischen gleichfalls *a*: *hairtô, hairtôn-a.* Im Althochdeutschen werfen sie das *a* ab und enden wie die schwachen Masculina und Feminina auf *ûn*: *herza, herzûn*; mhd. *en*: *herze, herzen.*

Die schwache Pluralform der Adjectiva ist wie die der schwachen Substantiva. Die starke Form aber weicht von der substantivischen ab und schliefst sich, mit Ausnahme des gothischen Neutrums, der des Demonstrativums an, wie in den übrigen Casus. Wir stellen beide Formen neben einander:

	Masc.	Fem.	Neutr.
goth.	*thai, blindai*;	*thôs, blindôs*;	*thô, blinda*;
ahd.	*diê, plintê*;	*diô, plintô*;	*diu, plintu*;
mhd.	*die, blinde*;	*die, blinde*;	*diu, blindiu.*

Bemerkenswerth ist, dafs bei dem frühen Verlust des eigentlichen Plural-Charakters *s* gleichwohl auch heute noch das Gefühl für die mehrheitbildende Kraft des *s* lebendig ist. In Volksdialekten und bei vocalisch auslautenden Fremdwörtern zeigt sich entschiedene Neigung, den Plural mit *s* zu bezeichnen; *die Mädchens*, *die Sophas*, *Kolibris* u. s. w. Und die heutigen romanischen Sprachen, mit Ausnahme der italiänischen, also die spanische, portugiesische und französische, bilden die Plurale aller Nomina auf *s*, abweichend vom Lateinischen. Der lateinische Accusativ ist hier zum Nominativ geworden. Auch die englische Sprache bildet — wohl unter dem Einfluſs des Normännisch-Französischen — alle Plurale, mit wenigen Ausnahmen, durch *s*.

§. 222. Accusativ Pluralis.

Es kommen hier nur die Masculina und Feminina in Betracht, da der Accusativ der Neutra durchaus mit dem Nominativ zusammenfällt.

Der Charakter des Acc. Sing. ist *m, n.* Fügen wir nun demselben das Pluralzeichen bei, so erhalten wir *ms, ns.* Vergl. Düntzer S. 89; Pott, Etym. Forsch. II, S. 15. Diese organische Endung ist nur erhalten im Gothischen, welches hier reiner selbst als das Sanskrit ist. Alle starken Masculina, wie

auch die Feminina der I- und U-Form fügen an den vollen Stamm *ns*; also: Masc. *fiska-ns*, *balgi-ns*, *sunu-ns* und das Adj. *blinda-ns*; Fem. *ansti-ns*, *handu-ns*. Nur die Feminina der A-Form haben kein *n*, sondern lauten im Accusativ wie im Nom. Plur. Ebenso fällt in der schwachen Declination der Acc. Plur. mit dem Nominativ zusammen. — Schon im Althochdeutschen lautet der Acc. Plur. durchaus wie der Nominativ.

Im Griechischen und Lateinischen ist das *n* vor dem *s* ausgefallen (s. Ahrens, Griechische Formenlehre S. 16). Die A-Stämme der 1. Declination haben *ās* für *ans*: *Μούσᾱς*, *πολίτᾱς*; *mensās*. Die A-Stämme der 5. Declination lassen Nominativ und Accusativ zusammenfallen. Die der 2. Declination haben im Griechischen *ovς*, entstanden aus *ονς*, im Lateinischen *ōs* für *ums*, *oms*. Die consonantisch auslautenden Stämme der 3. Declination hängen im Griechischen die Endung *ᾰς* an den reinen Stamm oder das Thema, wobei das *α* Bindevocal ist: *πόδ-α*, Plur. *πόδ-α-ς*. Die *ν*-Stämme, welche das *ν* in ihrem Thema festhalten, bilden den Acc. Plur. auf *ῦς*, dem Acc. Sing. auf *ύν* gegenüber: *ἰχθύν*, Plur. *ἰχθῦς*; dagegen Nom. Plur. *ἰχθύες*. Im Lateinischen lauten die Nomina der 3. und 4. Declination im Acc. Plur. wie im Nominativ. Nur in der älteren Zeit bildeten besonders die I-Stämme, aber auch consonantisch endende, den Acc. Plur. auf *eis* oder *īs*: *navīs*, *pelvīs*, *urbīs*; s. Reisig, Vorlesungen über latein. Gr. S. 97.

§. 223. Genitiv Pluralis.

Die vollständige Endung des Genitiv Plur. ist im Sanskrit *sām*, aber nur beim Demonstrativum erhalten *tê-schām* horum, *tā-sām* harum (Bopp S. 285). Bopp erkennt mit Recht in dem anlautenden *s* dieser Endung den singularischen Genitiv-Charakter. Die hinzugefügte Plural-Endung wäre also *ām*. Daſs nicht das *s* als Pluralzeichen angewendet wurde, geschah vielleicht, um nicht zwei *s* zusammenzusetzen. Wie aber *ām* aufzufassen sei, bleibe dahingestellt. Die gewöhnliche Endung des Gen. Plur. im Sanskrit bei Substantiven und Adjectiven ist eben *ām*, ohne *s*, z. B. *pad-ām* = *pedum*; und vocalisch endende Stämme setzen zwischen diese Endung und den Stamm ein euphonisches *n*: *gihvā-n-ām*, *sūnū-n-ām*, *prītī-n-ām*.

In den stammverwandten Sprachen steht dem ursprünglichen *sām* am nächsten das latein. *rum*, mit Wandel des *s* in *r*

und Verkürzung des Vocals durch Einwirkung des *m*. Diese lateinische Endung findet sich nicht bloſs beim Pronomen, sondern auch bei allen A-Stämmen, d. h. in der 1., 2. und 5. Declination, wo sie überall an den verlängerten Bindevocal gefügt wird: *lupō-rum* u. s. w. Ja in alten von Varro und Charisius überlieferten Formen der 3. Declination erscheint sie mittelst des Bindevocals *e* auch an consonantisch auslautende Stämme gefügt, z. B. *bov-ĕ-rum*, *lapid-ĕ-rum*, *reg-ĕ-rum*; welche Formen man übrigens auch aus dem Genit. Sing. mit dem Zusatz *um* herleiten könnte, also *boverum* = *bovis-um*; *lapidis-um*, *regis-um*.

Die gewöhnliche lateinische Endung jedoch des Gen. Plur. in der 3. und 4. Declination ist nicht *rum*, sondern *um* = sanskr. *ām*, welches unmittelbar an den Stamm tritt, also mit dem Gen. Sing. nicht mehr zusammenhängt: *ped-um*, *homin-um*, *sermon-um* u. s. w.; *civi-um*, *fructu-um*. Aus den I-Stämmen ist die Endung *ium* auch in manche consonantische Stämme eingedrungen: *urbium*, *legent-ium* (Bopp S. 150; Reisig S. 93); dagegen umgekehrt manche I-Stämme das *i* vor *um* auswerfen: *juven-um*, *can-um*. Ja auch in der 1. und 2. Declination hat die ältere Sprache nicht selten ein bloſses *um*: *agricolum*, *nummum*, *virum*, *deum* (s. Krüger S. 272; Düntzer S. 84).

Im Griechischen würde dem sanskr. *sām*, latein. *rum*, *σων* entsprechen. Dies findet sich zwar nirgends mehr, liegt aber der Endung *ῶν* der 1. Declination zu Grunde, welche aus *άων* contrahirt ist. Die alte Form ist *Μουσάων*, entstanden aus *Μουσά-σων* = latein. *Musarum*. — In der 2. und 3. Declination ist von der vollen Endung *σων* keine Spur; vielmehr scheint hier das Suffix gleich ursprünglich *ων* = sanskr. *ām* gewesen zu sein, vor welchem der Bildungsvocal *o* der 2. Declination ausfiel: *λόγ-ων*. In der 3. Declination tritt *ων* bei consonantischen Stämmen unmittelbar an das Thema: *ποδ-ῶν*, *σωμάτ-ων*. So auch bei den vocalisch auslautenden: *πόλε-ων*, *πήχε-ων*, *βασιλέ-ων*, *ἰχθύ-ων*. Nur die durch das Suffix *ος* und *ες* gebildeten Stämme, deren Thema mit *ε* auslautet, contrahiren dieses *ε* mit *ων*: *τριηρέ-ων*, *τριηρῶν*; *τειχέ-ων*, *τειχῶν*.

Im Deutschen hat schon die gothische Sprache bei den Substantiven nicht bloſs das *s*, sondern auch das *m* aufgegeben und bloſs den Vocal *ā* zurückbehalten, den sie bei Masculinis und Neutris der A-Form und der schwachen Declination in *ê*, bei

den Femininis in *ô* verwandelt hat. Bei ersteren hat das Althochdeutsche *ô*, bei letzteren ebenfalls *ô*, vor welches sie ein *n* einschaltet, wie auch das Sanskrit thut:

starke A-Form,	Masc.	goth. *fisk-ê*,	ahd.	*visc-ô*,
	Neutr.	- *vaurd-ê*,	-	*wort-ô*,
schwache Form,	Masc.	- *hanan-ê*,	-	*hanon-ô*,
	Neutr.	- *hairtan-ê*,	-	*herzon-ô*,
starke A-Form,	Fem.	- *gib-ô*,	-	*kepô-n-ô*,
schwache Form,	Fem.	- *tuggôn-ô*,	-	*zungôn-ô*.

Die starken Nomina der I- und U-Form haben für Masculina und Feminina dieselbe Endung:

I-Form,	Masc.	goth. *balg-ê*,	ahd.	*pellj-o*,
	Fem.	- *anst-ê*,	-	*enstj-o*,
U-Form,	Masc.	- *suniv-ê*,	-	*sunj-o*, } in die I-Form
	Fem.	- *handiv-ê*,	-	*hendj-o* } übergegangen.

Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen gehen diese verschiedenen Vocale sämmtlich in *e* über; und die vocalische Endung der schwachen Nomina fällt ganz ab. Der Gen. Plur. fällt daher hier überall mit dem Nom. Plur. zusammen.

Beim Pronomen und in der starken Adjectiv-Declination hat sich das ursprüngliche *s* bis auf den heutigen Tag erhalten, im Gothischen als *z*, beim Adj. mit Diphthongirung oder Dehnung des Bildungsvocals, im Alt- und Neu-Deutschen als *r*:
goth. Masc. u. Neutr. *thi-zê*, *blindai-zê*; Fem. *thi-zô*, *blindai-zô*;
ahd. alle drei Gen. *de-rô*, *plintê-rô*;
mhd. *de-r*, *blinde-r*.

§. 224. Dativ und Ablativ Pluralis.

Im Griechischen und Lateinischen finden wir in der 1. und 2. Declination den Dat. Plur. durch *is* charakterisirt, welches sich im Griechischen dem Stammvocal *α*, *o* anschliefst und mit ihm einen Diphthong bildet, während es ihn im Lateinischen verschlingt und zu *īs* verschmilzt: *mensīs*, *lupīs* für *mensa-is*, *lupo-is*, wie *lupī* für *lupo-i*. In diesem *is*, wenn es eine ursprüngliche Form sein sollte, würde *i* als Charakter des Locativ-Dativs, wie im Singular, und *s* als Plural-Zeichen anzusehen sein. Es finden sich aber in der 3. griechischen und in der 3., 4. und 5. lateinischen Declination zwei Formen, *σι*, *σιν* und *bus*, welche sowohl von jenem *is* als auch unter sich abweichen.

Was zuerst das σι betrifft, so kann man darin nicht etwa das umgedrehte *is* erkennen. Denn nicht nur hat gewöhnlich die 3. Declination die ursprünglichsten Formen, sondern man würde auch den Grund dieser Umwandlung nicht begreifen, da ja *is* sich viel bequemer an dem Stamm schlofs, zumal an consonantisch endende, als σι, vor welchem in der That der Endconsonant des Stammes theils verändert wurde, theils ausfiel. In der älteren Sprache ferner hat auch in der 1. und 2. Declination der Dativ σι, σιν; *Μούσαισι*, *λόγοισι*. Hiernach mufs man wohl σι als die ursprüngliche Form betrachten. Das ältere Griechisch liefert die Form ε-σσι: *πάντ-ε-σσι*, *κύν-ε-σσι* u. s. w. Dies ist die volle Form, die sich nicht nur häufig bei Homer, sondern auch bei den Aeolern und zum Theil bei den Dorern findet. Dies Suffix σσι ist aus σϝι entstanden = zendisch *sva* (nach Aufrecht, in seiner Zeitschr. f. vergl. Sprachforsch. I. Bd. Heft 2. S. 117; Benfey, G. G. A. 1851. Dec. S. 1957 und Curtius, Neue Jahrb. f. Philol. und Pädag. 1853. Heft 1. S. 10). In der 1. und 2. Declination ist es dergestalt angetreten, dafs *a* und *o* durch Einflufs des schliefsenden ι in *αι* und *οι* umgelautet wurde, worauf wegen der Länge des Vocals das eine σ wegfiel, also: *λύκοι-σι*, *Μούσαι-σι* (Aufrecht das.; Düntzer S. 76).

Auch die Endung *bus*, bei consonantischen Stämmen mit dem Bindevocal *i*: *reg-i-bus*, ist ebenfalls ohne Zweifel älter als *is*. Sie entspricht dem Sanskrit *bʰyas* für Dat. und Abl. Plur., worin wir schon oben das locativ-dative *bʰi* mit der Plural-Endung *as* fanden. Für den Instrum. Plur. dient im Sanskrit *bʰis*, Zend *bīs* = latein. Suffix in *no-bis*, *vo-bis*, = φιν in *δαϰρυό-φιν*, *ὄρεσφιν*, *στήθεσ-φιν*, welches wahrscheinlich ursprünglich im Sing. φι, im Plur. φις = *bʰis* lautete, dann φιν (vergl. das Suffix der 1. Plur. μες, μεν) und endlich unterschiedslos für Sing. und Plur. bald φιν, bald φι (Bopp S. 250). — Im alten Latein wurde *bus* auch in der 1. Declination angewandt, und noch später zur Unterscheidung der Geschlechter: *deabus*, *filiabus*, *eabus*; seltener in der 2. Declination: *parvibus*, *amicibus*, *filibus* (Hartung S. 262); regelmäfsig aber in *duobus*, *duabus*; *ambobus*, *ambabus*.

Nach Bopp soll nun *īs* der 1. und 2. Declination aus *obus*, *abus* entstanden sein, welche zunächst *ibus*, dann *īs* geworden sein sollen. Nach Aufrecht (a. a. O.) ist *is* aus *ifis* entstanden.

Wir könnten aber immerhin das *is* der 1. und 2. Declination als eine selbständige jüngere Bildung neben der ursprünglichen Form gelten lassen.

Im Gothischen und Althochdeutschen ist der Charakter des Dat. Plur. für alle Nomina ein *m*, mhd. *n*, welches in der starken Declination dem Themavocal unmittelbar angefügt wird; nur der Themavocal *a* der Masculina wird im Althochdeutschen durch Wirkung des *m* verdumpft, und der der Feminina wird *ô*, und das starke Adjectivum wandelt dies *a* in allen drei Geschlechtern zu goth. *ai*, ahd, *ê*. In der schwachen Declination tritt *m* an die Stelle des stammbildenden *n*. Also:

	Starke Form:				Schwach
	Masc.	Neutr.	Fem.	Adject.	Neutr.
goth.	*fiska-m*;	*vaurda-m*;	*gibôm*;	*blindai-m*;	*hairtam*;
ahd.	*viscu-m*;	*wortu-m*;	*kepô-m*;	*plintê-m*;	*herzôm*;
mhd.	*vische-n*;	*worte-n*;	*gebe-n*;	*blinde-n*;	*herzen.*

Dieses *m* wird durch das litthauische Suffix des Dat. Plur. *mus* (*mumus* = *nobis*, *jumus* = *vobis*), synkopirt *ms*, wie es in allen anderen Wörtern erscheint, mit dem latein. *bis*, *bus*, sanskr. *b'yas*, *b'is* vermittelt. Das Deutsche hat also *b* zu *m* erweicht und das Pluralzeichen *s* abgeworfen; statt *fiskam* sollte es heifsen *fiska-ms* = *pisci-bus*.

b) Bildung der Verbalformen *).

§. 225. Die Personalformen.

Die Personal-Endungen enthalten Pronominal-Wurzeln. Sie sind theils voller oder primär, theils abgekürzt oder secundär; und hiernach theilen sich die Modi und Tempora in zwei Classen. Zur Classe mit den vollen Formen gehören die in der griechischen Grammatik sogenannten Haupt-Tempora, nämlich Praesens, Futurum und Perfectum. Die Neben-Tempora und die nicht-indicativen Modi, ausgenommen das Praes. Conjunctivi, haben die abgekürzten Formen.

Die 1. Pers. Sing. hat die volle Endung *mi*, entsprechend dem Stamme des Pron. 1. Pers. Sing. *mâ*, der in *mi-hi*, *mir*,

*) Dieser Abschnitt ist vorzüglich nach Curtius, Die Bildung der Tempora und Modi bearbeitet. S. auch Bopps Vergleichende Grammatik. A. d. V.

gleichfalls zu *mi* geschwächt ist. Die secundären Formen verkürzen das *mi* zu *m*, *v*, im Lateinischen nur erhalten in *su-m*, *inqua-m*, *era-m*, *esse-m*, *diceba-m*, *dicere-m*. Meist ist das *mi* im Lateinischen und Griechischen abgefallen: *λέγω* für *λέγωμι*. Merkwürdig sind die homerischen Conjunctiv-Formen: *ἐθέλωμι*, *τύχωμι*, *εἴπωμι*, *ἀγάγωμι*, und die Optative überhaupt *ἐθέλοιμι*, welchem Modus eigentlich die secundären, verkürzten Formen zukommen, wie sich denn auch bei den Tragikern die organischen Formen *τρέφοιν*, *λάβοιν* finden.

Die Urform der 2. Pers. Sing. ist *tva* und *tu*, wird aber *tha*, *dhi* (*hi*), *si*, *s*. Dem *mi* entspricht *si*, im Griechischen nur in *ἐσ-σί*. In den secundären Formen wird *si* zu *s*, wie *ἔλεγε-ς*. *λέγεις* aber ist entstanden durch Umstellung aus *λέγεσι*, wie *μέλαινα* für *μελανια*; eben so der Conjunctiv *λέγῃς* für *λεγησι*. Im Imperativ ist die ursprünglichere Form erhalten, *θι* in *κλῦθι* = sanskr. *dhi*, *çrudhi* höre; *γνῶθι* u. s. w. und im Aor. Pass. *τράπηθι*, *τύφθητι*. In der abgekürzten Form wird der Vocal *ι* abgeworfen und *θ*, *τ* wird *ς*: *δό-ς*, *θέ-ς* für *δό-θι*; oder auch das ganze Suffix fällt ab: *ἵστη*, *δίδου*. Bei den gewöhnlichen Verben mit dem Bindevocal fehlt hier jede Personalbezeichnung im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen: *vaha*, *ἔχε*, *vehe*. — Die Form *tha* erscheint im reduplicirten Perfectum, verstärkt sich aber im Griechischen und Lateinischen durch ein vorgesetztes *s*, also *σθα*, latein. *sti*. Vergl. nhd. *st* statt goth *s* oder *t* und *-μεσθα* für *-μεθα*. Mir scheint aber, dafs dem Griechen in Formen wie *βάλησθα*, *εἴπησθα* das *σ* als Personal-Charakter, das *θα* als blofser Zusatz gegolten habe.

Das Suffix der 3. Pers. Sing. ist *ti*, geschwächt aus dem Pronominal-Stamm *ta*: *ἐσ-τί*, dor. *τίθη-τι*. Durch den Einfluſs des *ι* ward *τ* aufserhalb des Dorismus zu *ς*, wie in der Substantiv-Endung *σις* = *τις* (*φάσις*, dor. *φάτις*) und vor der Endung *ιος*, *ια* in *ἑκούσιος* für *ἑκοντιος*; *γερουσία*, dor. *γεροντία*. — Dieses *σι* hat sich nur in Verben ohne Bindevocal erhalten und in homerischen Conjunctiven wie *ἔχησι*, *λάβησι*, *ἐθέλησι*. In der gewöhnlichen Endung *ει* ist das *σ*, wie oft zwischen zwei Vocalen, ausgefallen; eben so in *ἐχῇ* aus *ἔχησι*. — In den Neben-Zeiten fällt der Vocal *i* ab, was aber im Lateinischen auch in den Haupt-Zeiten geschehen ist, so dafs hier die beiden Classen nicht mehr verschieden sind: *ama-t*, *amaba-t*. Im Griechi-

schen ist das ganze Suffix abgefallen, und so wird unterschieden λέγε-ι von ἔλεγε.

Die Personal-Endungen des Plurals sind von den entsprechenden persönlichen Fürwörtern verschieden und älter als diese.

1. Pers. Plur. sanskr. *mas*, dor. μες, latein. *mus*, althd. *mês*. Der Veda-Dialekt hat die Form *masi*, welche Curtius als *ma* + *si*, d. h. *ich* + *du* = *wir* auffaſst. Wie sich μεν zu μες verhalte, ist zweifelhaft.

2. Pers. sanskr. *tha* (also = 2. Sing. Perf.), τε, latein. *tis*, also war wohl die ältere Form *thas*, entsprechend dem *mas* und dieses *thas* findet sich im Dual. Wie *mas* aus *masi*, so müſste *thas* aus *tha* + *si* = *du* + *du* = *ihr* entstanden sein.

3. Pers. *nti*, d. h. das Suffix des Singulars mit vorgesetztem *n*, welche Verstärkung die Mehrheit andeutet.

Im Dualis ist das Suffix der 1. Person *vas*, aus *mas* geschwächt; 2. Pers. *thas*, 3. Pers. *tas*, worin auch wohl eine Zusammensetzung *er* + *er* liegt.

In den Secundärformen wird *vas* : *va*, *mas* : *ma*, *nti* : *nt* (*ṽ*), *tha* : *ta*. Die Dual-Endungen *tam*, *tām* = τον, την sind noch nicht zu erklären.

Das Passivum entwickelt sich aus dem Medium (s. §. 190); μαι, σαι, ται, νται sind entstanden durch Zulaut aus μι, σι, τι, ντι. Die 1. Plur. *madhē* (*ē* = *ai*) beruht demgemäſs auf der Activ-Endung *madhi*, welches die ältere Form für *masi* ist. — Die 2. Plur. *dhvē*. Man erwartete dem activen *thasi* gegenüber *thasē* (*thasai*). Das *th* aber steht eigentlich für *tv*, welches ebensowohl *th* als *dhv* werden konnte; also *dhvasē*; dieses aber wurde contrahirt zu *dhvē*, wie λεγεσαι zu λέγῃ. — Die griechischen Medial-Endungen des Duals sind theilweise ganz eigenthümlich. μεθον ist mit dem Plur. μεθα wesentlich eins, das ν nur ein Nachklang. σθον und σθην scheinen sich nach Analogie der 2. Plur. auf eigenthümliche Weise dem τον, την des Activums gegenüber gebildet zu haben.

Primärformen sind nur μαι, σαι, ται, νται; — μεθα verhält sich zu sanskr. *madhê* (d. i. *madhai*) gerade wie das secundäre το der 3. Sing. = sanskr. *ta* zu ται. Im Medium nämlich entsteht die secundäre Form durch Schwächung des Zulautes; αι wird ο (eigentlich α), σαι: σο, ται: το, νται: ντο. Die 1. und 2. Plur. sind also im Griechischen nur in der Secundär-Form,

wie auch im Activ μεν, τε. Ihre Primär-Formen im Medium wären μεθαι, σθαι.

Ueber das lateinische Passivum s. §. 190 *amamur* steht für *amamuris*; *amamini* aber ist der erstarrte Plural eines Participii Medii auf *minus* = μενος, welches ohne Verbum substant. stehen geblieben ist.

§. 226. Die Temporal-Formen.

Die Temporal-Formen sind theils einfache, die aus den Mitteln des Verbalstammes selbst durch Laut-Abänderung und bloſs lautliche Zusätze gebildet sind: *lego*, *lēgi*, *lese*, *las*; ἔλεγον; theils zusammengesetzte, zu deren Bildung der Verbalstamm mit Affixen verbunden wird, welche ursprünglich selbständige Stämme sind, aber mit dem Stamm des Verbums völlig zu scheinbar einfachen Gebilden verwachsen: *legebam*, *sagte*; theils umschreibende (analytische), durch selbständige Hülfsverba gebildet, welche zu Nominalformen des Verbums (Participium oder Infinitiv) hinzutreten: *locutus sum*, *ich habe gelesen*, *werde lesen*. — Die griechische Sprache hat die meisten einfachen Formen entwickelt, die lateinische die zusammengesetzten vorzugsweise ausgebildet, die deutsche hat die wenigsten einfachen, die meisten umschreibenden Formen.

§. 227. Die subjectiven Zeiten. Das Augment.

Im Lateinischen findet der durchgreifende Unterschied zwischen primären und secundären Personal-Endungen nicht statt. Nur in der 1. Sing. haben die Präterita den Personal-Charakter *m* beibehalten, in den Präsens-Zeiten abgeworfen, sodaſs diese mit dem Bindevocal auslauten.

Im Deutschen hat das einfache Präteritum der 1. und 3. Sing. die Endung ganz abgeworfen: *sprach*; und 1. Sing. des Präsens hat nur noch den Bindevocal: *ich spreche*.

Im Griechischen hat die Vergangenheit noch das Augment als bestimmtes Kennzeichen, ε = sanskr. *a*: *a-bharam* = ἔ-φερον. Wenn auch das Augment auf einen Pronominalstamm *a* (*jener*, *da*, *damals*, überhaupt Hinweisung auf etwas Entfernteres) zurückzuführen sein mag, so war doch diese Bedeutung dem griechischen Sprachgefühl völlig fremd. Das Wachsen der Verbalform um eine Silbe im Anlaut, welche zugleich den Ton auf

sich zog, hatte nur die symbolische Bedeutung des Vorrückens der Handlung in die Vergangenheit. Nur so erklärt sich das temporale Augment. Hätte man das ε als ein für sich bedeutsames Element erkannt, so hätte man es nicht durch bloſse Dehnung des anlautenden Vocals ersetzen können; sondern das ε hätte seiner Qualität nach erhalten werden und in regelmäſsige Contraction mit dem Vocal des Verbums eingehen müssen.

Die Vermehrung der Form im Anfange hatte eine Verkürzung am Ende zur Folge; daher die verkürzten Endungen der Präterita.

Die lateinische und deutsche Sprache kennen das Augment nicht. Es fehlt auch in der Zendsprache schon, und häufig im homerischen Dialekt.

§. 228. Die objectiven Zeiten. Die Reduplication.

Die Zeitformen der beginnenden Handlung werden überall durch Umschreibung ausgedrückt. Die der dauernden Handlung fallen, mit Ausnahme des Präteritums, mit den aoristischen Zeitformen zusammen und werden in der Regel aus dem Präsensstamm entwickelt, sind also nicht besonders charakterisirt. Es kommen mithin hier nur die Zeitformen der Actio perfecta in Betracht.

Im Griechischen ist das charakteristische Zeichen der vollendeten Handlung durchgängig die Reduplication. Diese drückt nie die Vergangenheit aus, sondern ursprünglich, schon bei der Bildung selbständiger Stämme, Wiederholung, dann intensive Verstärkung oder Steigerung des Begriffs, daher das Vollendete, Gewordene, im Gegensatze zu dem im Werden Begriffenen. Die Reduplication ist ursprünglich Wortbildungsmittel, und wird dann Flexionsmittel. Sie ist also wesentlich verschieden von dem Augment, innerlich durch die Bedeutung, äuſserlich durch ihre Entstehung aus dem Lautstoff des Verbalstammes selbst, während das Augment, als ein diesem fremdes Element, von auſsen hinzutritt. Durch lautliche Verhältnisse, besondere Wohllautsgesetze fällt die Reduplication zuweilen formell mit dem Augment zusammen, wie in ἐλπίζω, ἤλπιζον und ἤλπικα, ῥίπτω, ἔῤῥιπτον und ἔῤῥιφα, ζητέω, ἐζήτουν und ἐζήτηκα, φθείρω, ἔφθειρον und ἔφθαρκα; principiell aber bleiben sie darum doch immer verschieden. — Es giebt zwar eine beträchtliche Anzahl reduplicirter Aoriste, namentlich in der homerischen Sprache, wo

die Reduplication die Vergangenheit auszudrücken scheint; jedoch nur scheinbar (Curtius a. a. O. S. 151). In einer Anzahl dieser Formen steht vor dieser Reduplication noch ein Augment: *ἐκέκλετο*, *ἐπέπληγον*, *ἤγαγον*, *ἤραρον*, *ὤρορε*. Ferner bleibt die Reduplication dieser Aoriste durch alle Modi; das Augment des Aorists hingegen findet sich nur im Indicativ: *λελαβέσθαι*, *κέκλυθι*, *ἀγαγεῖν*. Die Reduplication gehört also in diesen Aoristen nicht der Tempusbildung, sondern vielmehr der Wortbildung an. Sie giebt dem Begriff des einfachen Verbums theils causative, theils überhaupt transitive Bedeutung, theils hat sie intensive Kraft, z. B. in *κέκλυθι* neben dem einfachen *κλῦθι*.

Die Reduplication findet sich auch im Lateinischen als Charakter der Tempora perfecta, jedoch nur in einer geringen Anzahl von Verben, nach Curtius (S. 209) nur in 27, von denen ein Theil nur der älteren Sprache angehört: *cecini*, *cecidi*, *peperci* u. s. w. und volltönender als im Griechischen nach Art des Sanskrit, zugleich mit Wiederholung des Stammvocals in *momordi*, *spopondi*, *totondi*, *poposci*, *didici*, *cucurri*, *pupugi*. Die Reduplication ist also hier nicht als durchgängiges Mittel zur Bildung der Perfecta festgehalten worden, sondern später theils 1) ohne Ersatz abgefallen: *tŭli*, alt *tetuli*; *scĭdi*, *alt scicidi*; *tŭdi* für *tŭtŭdi* (in diesen Fällen war jedoch für die Unterscheidung vom Präsens durch die verschiedene Form des Stammes gesorgt *scindo*, *scidi*; *tundo*, *tudi*); 2) theils ist zum Ersatz Dehnung des Stammvocals eingetreten: *fēci*, *jēci*, *cēpi*, *ēgi*, *lēgi*, *sēdi*, *vēni*, *vīdi*, *vīci*, *līqui*, *fōdi*, *fūdi*, *fūgi*, *rūpi*; theils 3) ist das Perfectum vom Präsens nicht durch den Stamm, sondern nur durch die Endungen geschieden, namentlich wo das Präsens einen langen Vocal hat oder mit doppeltem Consonanten auslautet: *coepi*, *cudi*, *stridi*, *visi*, *defendi*, *prehendi*, *lambi*, *scandi*, *verri*, *verti*, wie auch in Stämmen auf *u*: *acui*, *frui*, *rui*, *plui*, *spui*, *argui*.

Aufser diesen einfachen Perfectbildungen hat die lateinische Sprache noch zwei Arten durch Zusammensetzung gebildeter Perfectformen, auf *si* und auf *vi* oder *ui*, wovon später (S. 468).

Im Deutschen finden wir die Reduplication nur in der ältesten Epoche, im Gothischen, im Präteritum einiger Classen der Verba: *haihald* hielt, *skaiskaid* schied. Schon im Althochdeutschen tritt hier an die Stelle der Reduplication die Diphthongirung des Stammvocals *hialt*, *skiad*. Das Vorkommen der

Reduplication in diesen Formen begründet die Vermuthung, daſs dieses sogenannte Präteritum ursprünglich ein Perfectum war, welches dann Präterital-Bedeutung angenommen hat.

Jetzt drücken wir den Begriff der vollendeten Handlung in allen Zeiten durch Umschreibungen mit dem Hülfsverbum *haben* aus: *ich habe geschrieben, ich hatte geschrieben, ich werde geschrieben haben.* So auch die romanischen Sprachen. Die Vollendung der Handlung wird als ein Haben oder Besitzen des Gethanen aufgefaſst. Ueber die Entstehung dieser Ausdrucksweise s. mein Lehrbuch I, S. 740, vergl. das latein. *habeo cognitum, perspectum, habeo scriptam epistolam* u. s. w.

§. 229. Aoriste. Tempora indefinita.

Für den Aorist der Gegenwart hat keine der drei Sprachen eine eigenthümliche Verbalform entwickelt. Er wird überall durch das Präsens (imperfectum) mit ausgedrückt.

Die griechische Sprache hätte die Mittel dazu gehabt bei den Verben, deren Präsensstamm von der Wurzel verschieden ist. So hätte neben *βάλλω* : *βάλω*, neben *τύπτω* : *τύπω*, neben *λαμβάνω* : *λάβω*, neben *φεύγω* : *φύγω* als präsentischer Aorist stehen können. Diese Bildungen, die bei *λέγω, γράφω, λύω* u. s. w. nicht möglich gewesen wären, sind im Indicativ nicht entstanden. In der That aber haben die Modi des Aorists der Vergangenheit, welche das Augment abwerfen, die Bedeutung präsentischer Aoriste. In *λάβω, λάβοιμι, λαβέ* liegt nicht der Begriff der Vergangenheit, sondern einer unbegrenzten, aoristischen Gegenwart, während die entsprechenden Modi des Präsens *λαμβάνω, λαμβάνοιμι, λάμβανε* die gegenwärtige Dauer der Handlung ausdrücken (Curtius S. 237). Nur so hat namentlich der Imperativ des Aorists einen Sinn; da es einen Imperativ der Vergangenheit unmöglich geben kann. Der Gegensatz zum Präsens liegt hier in dem Momentanen und Individuellen des nur für die augenblickliche Anwendung gegebenen Befehls, während das Präsens ein für alle Fälle geltendes, dauerndes Gebot ausspricht.

Auch für den Aorist der Zukunft hat keine Sprache eine eigene Form entwickelt. Es dient dafür das Futurum (imperfectum), welches zugleich die dauernde Handlung in der Zukunft ausdrückt.

Es bleibt also nur der Aorist der Vergangenheit

übrig, für welchen die griechische Sprache zwei eigenthümliche Formen entwickelt hat: eine einfache: den sogenannten Aoristus II., und eine zusammengesetzte: den sogenannten Aoristus I.

Der einfache Aorist ist das ursprünglichste reine Präteritum, gebildet von dem reinen Verbalstamm, mittelst Vorsetzung des Augments und Anfügung der schwachen Personal-Endungen, ohne Bindevocal in ἦν, ἔφην, ἔβην, ἔφυν, ἔδυν, ἔγνων u. s. w. oder mit Bindevocal in ἔλαβον, ἔβαλον, ἔφυγον, ἔκαμον. — Diesen Formen stehen der Bildung nach auch ἔλεγον, ἔγραφον und ähnliche ganz gleich. Hier aber steht dem reinen Verbalstamm kein verstärkter Präsensstamm gegenüber. Daher fielen diese Formen dem Imperfectum zu. Die Imperfect-Form steht aber nicht selten in aoristischer Bedeutung, also als reines Präteritum, ohne den Begriff der Dauer. Es bleibt zu untersuchen, ob dies etwa nur bei unverstärktem Präsensstamme stattfindet. Bäumlein bemerkt (Zeitschr. für die Alterthumsw. 1851. No. 45. S. 359), „dafs zwischen Imperfectum und Aorist von Homer an bis zu den attischen Classikern herab in sehr häufigen Fällen ein Unterschied der Bedeutung, wie ihn die Grammatik im Allgemeinen mit Recht aufgestellt hat, gar nicht stattfindet".

Der Trieb aber, Imperfectum und Aorist zu scheiden, war im griechischen Sprachgefühl so lebendig, dafs er auch für Verba, welche keinen verstärkten Präsensstamm haben, einen Aorist schuf, einen einfachen und, wo es nicht anging, einen zusammengesetzten. Zur Bildung des einfachen benutzte die griechische Sprache ihre rein lautliche Eigenthümlichkeit, ursprüngliches *a* bald zu bewahren, bald in *ε*, bald in *o* zu wandeln. So unterschied sie τρέπω, ἔτραπον, ἔτρεπον. Metathesis kam zur Hülfe: δέρκω, ἔδρακον; πέρθω, ἔπραθον.

Der zusammengesetzte Aorist (I.) ist entstanden, indem an den Verbalstamm das Präteritum von *as*, sein (*āsam, āsas, āsat*) gefügt wurde. Nur wurde diesem Präteritum das Augment entzogen, um es vorn an den Verbalstamm zu setzen, und der anlautende Vocal fiel ebenfalls ab. So entspricht das griech. ἔ-δειχ-σα vollkommen dem sanskr. *a-dik-scham*, eigentlich ich war zeigend. Nur ist im Griechischen das *m*, Charakter der 1. Sing., abgefallen, wie in πόδα = sanskr. *padam* das accusative *m*. Dagegen ist der A-Laut erhalten (ausgenommen in der 3. Sing.) und nicht wie im einfachen Aorist vor dem *ν* in *o* übergegangen.

Nachdem einmal das Bedürfnifs, auch für Verba ohne ver-

schiedene Stämme einen Aorist zu bilden, die zusammengesetzte Form erzeugt hatte, griff sie weit über das Bedürfniſs hinaus und wurde die vorherrschende, welche die alten einfachen Formen theilweise verdrängte. Auch wurden von beiden Aoristformen Medial-Formen gebildet.

Räthselhaft ist die Bildungsweise der Aoriste des Passivs und der damit zusammenhängenden Futura des Passivs. (Siehe die verschiedenen Hypothesen darüber bei Curtius a. a. O. S. 325 ff. und denselben in der Zeitschr. für vergl. Sprachforschung 1851. Heft I. S. 25 und Benfey, G. G. A. 1851. Sept. S. 1407 ff.).

Die lateinische Sprache hat nur von einem Verbum ein einfaches Präteritum entwickelt, nämlich von *esse* : *eram* (= *es-am*, sanskr. *ásam*, das *e* ist nicht Augment, sondern stammhaft), welches wie das griech. ἦν eben sowohl Aorist, als Imperfectum ist; auſserdem die Form *bam*, für *fu-am* von *fuo*, in Zusammensetzungen. Da die lateinische Sprache weder ein Augment besitzt, noch die Tempora präterita durch eigenthümliche Endungen von den Präsensformen unterschied, noch auch einem Verbum verschiedene Stämme zu Grunde legt, so fehlten ihr die Mittel der griechischen Sprache zur Bildung eines einfachen Präteritums. Alle ihre Präteritalformen sind zusammengesetzt. — Für das fehlende einfache Präteritum trat aber das Perfectum zugleich als Aorist ein (*scripsi* = γέγραφα und ἔγραψα). Der Begriff der vollendeten Handlung ging in den der absoluten Vergangenheit über (vergl. deutsche Dialekte: *ich bin bei ihm gewesen und habe ihm gesagt* u. s. w.). Die Urbedeutung aller lateinischen Perfectformen ist ohne Zweifel die perfectische. Mit Unrecht hat man namentlich die Perfectbildungen auf *si* für ursprüngliche Aoriste gehalten (*dixi*, *scripsi* = ἔδειξα, ἔγραψα) wegen der nur scheinbaren Aehnlichkeit mit dem griechischen Aoristus I. Der Begriff des Perfects kann in den des Aorists übergehen; unmöglich umgekehrt. — Die deutsche Sprache hat nur ein nicht umschriebenes Präteritum, das sogenannte Imperfectum, welches aber vielmehr reines Präteritum überhaupt, also zunächst Aorist ist. Dieses Tempus ist in doppelter Form vorhanden, einfach (in starken Verben) und zusammengesetzt.

Das einfache Präteritum und das Präsens unterscheiden sich im Allgemeinen durch besondere Formen des Verbalstammes. Diese entstehen 1) durch Ablaut: goth. *stal* : *stila*, *stahl* : *stehle*; *halp* : *hilpa*, *half* : *helfe*; *gab* : *giba*, *gab* : *gebe*; 2) durch

Lautverstärkung: Wurzel *grab*, Präs. goth. *graba*, Prät. *grôf* (Plur. *grôbum*), ahd. *grabu* : *gruop*; Wurzel *stig*, Prät. Plur. goth. *stigum*, Präs. *steiga*, Prät. *staig stieg*, ahd. *stigumês* : *stîgu* : *steic*; Wurzel *bud*, Prät. Plur. *budum*, Präs. *biuda*, Prät. *baûth*, ahd. *putumes* : *piutu* : *pôt*, *biete* : *bot*; 3) durch Reduplication, welche dann mit Diphthongirung vertauscht wird: goth. Präs. *halda*, Prät. *haihâlt*, ahd. *haltu* : *hialt*; goth. *skaida* : *skaiskaid*, ahd. *skeidu*, *skiad*; goth. *slêpa* : *saizlêp*, ahd. *slâfu*, *sliaf*; goth. *hlaupa*, *hlaihlaup*, ahd. *hloufu*, *hliaf*.

Die Bildungsweise dieser Formen macht es wahrscheinlich, daſs sie ursprünglich mehr perfectische, als präteritale Bedeutung hatten. Die Reduplication sowohl, als die Lautverstärkung drückt innere Verstärkung des Verbalbegriffs, Intensität, daher Vollendung der Handlung aus. Wo aber das Präteritum den ursprünglichen Wurzellaut enthält, wie in *gab*, *brach*, *aſs* u.s.w., da wurde die Handlung im Moment ihres augenblicklichen Vollendetseins aufgefaſst, und im Präsens durch die Schwächung oder Dehnung des Vocals theils die Nichtvollendung, theils die Ausdehnung der Handlung ausgedrückt. In der deutschen Sprache, wie wir sie historisch kennen, sind diese Formen allerdings zu echten Präteriten, mit Ausschlieſsung der Perfectbedeutung, geworden.

Das Präteritum der schwachen Verba auf *te* ist zusammengesetzt; denn *te* = *that*; *ich hörte* = *ich that hören*, *I did hear*, ahd. *hôr-ta* (statt *hôr-teta*), goth. *hausi-da* (statt *hausideda*), Plur. ahd. *hôr-tumes* (statt *hôr-tâtumes*), goth. *hausi-dêdum*, welches die vollständige Form ist und die angegebene Entstehung des *te* unzweifelhaft macht. S. Grimm I. S. 1041 und mein Lehrbuch I. S. 724.

§. 230. Tempora definita. Imperfecta.

Das Präsens imperfectum oder die dauernde Gegenwart: das gewöhnliche Präsens, von dem Präs. indefinitum oder dem Aorist der Gegenwart nirgends formell unterschieden, und als die grammatische Grundform des Verbums überhaupt nicht besonders charakterisirt.

Das Präteritum imperfectum ist im Griechischen ein einfaches Tempus, ganz eben so von dem verstärkten Präsensstamm gebildet, wie der einfache Aorist von dem reinen Verbalstamm. Die Erweiterung des Stammes ist aber symbolischer

Ausdruck der Dauer. — Im Lateinischen ist das Imperfectum eine Zusammensetzung des Stammes mit dem einfachen Präteritum von *fuo* : *fuam* = ἔφυον, woraus *bvam*, *bam* wurde; theils ohne Bindevocal an den Stamm gefügt in *ibam*, *dăbam* und in den A- und E-Formen *amā-bam*, *docē-bam*, wo freilich der Bindevocal in dem langen Bildungsvocal enthalten sein kann; theils mit Bindevocal *ē* bei den primitiven Verben (der 3. Conjugation): *leg-ē-bam* und bei den I-Formen *audi-ē-bam*. Merkwürdig ist die Länge dieses *e*. Ein Augment liegt schwerlich in ihr; sie scheint blofs unorganische Dehnung, wie in *erāmus*, *dedērunt*, aus der Neigung der lateinischen Sprache zur Dehnung der penultima hervorgegangen. — Im Deutschen fällt das Imperfectum mit dem Aorist zusammen in dem reinen Präteritum (s. vorigen Paragraph).

Das Futurum imperfectum fällt mit dem aoristischen oder absoluten Futurum in eine Form zusammen. Es wird nirgends durch eine einfache Form dargestellt, sondern durch Zusammensetzung oder Umschreibung gebildet, und besonders von der Modusbildung des Conjunctivs oder Potentialis entlehnt; der Begriff des Bedingten, Möglichen geht natürlich in den des Zukünftigen über. Das Zukünftige ist keine angeschaute, sondern nur eine gedachte Wirklichkeit und mithin ein blofs Mögliches. Umgekehrt wird im Deutschen das Futurum in potentialer Bedeutung gebraucht; z. B. *er wird krank sein* (ich vermuthe es); *du wirst ihn kennen* u. s. w.

Das griechische Futurum hat die Endung σω, worin man leicht die Wurzel εσ erkennt; das Futurum von εἰμὶ also, ἔσω (ἔσομαι) scheint mit dem reinen Verbalstamm verbunden zu sein. Dabei wurde das ε in der Regel ausgestofsen, sowohl nach Consonanten: τύψω, δόξω, als nach Vocalen, welche aber in der Regel gedehnt werden: τῑσω, λῡσω, φιλήσω, δώσω. Auch aufserdem zeigt das Futurum die Neigung, den Stammvocal zu steigern: φθήσομαι, δήξομαι, λήσομαι, λήψομαι. Bei Stämmen, die mit einer Liquida auslauten, trat aber das ἑσω vollständig hinzu, weil die griechische Sprache die Verbindung einer Liquida mit σ nicht duldet: τεν-έσω, φαν-έσω, βαλ-έσω, ὄπερ-έσω. Das σ fällt wie gewöhnlich zwischen zwei Vocalen weg, welche dann contrahirt werden: τενῶ, βαλῶ u. s. w. — Wie ist nun aber ἔσω entstanden? und wie kommt es zur Futurbedeutung, da das σ hier der Wurzel angehört, also die Form ganz wie ein Prä-

sens aussieht? Hier giebt das Sanskrit Auskunft. Der Potentialis (Optativ) der Würzel *as* lautet *asjām, sjām.* Daraus entwickelt sich im Sanskrit eine Futurform auf *sjāmi*, indem durch Umwandlung der verkürzten oder schwachen Endungen in die vollen, starken der Potentialis zum Futurum wurde; so heifst nun *sjāmi*, was jedoch in getrennter Form nicht mehr vorkommt: *ich werde sein.* Diesem *sjāmi* entspricht das ἔσω (ἔσομαι) für ἔσϳώ. Das ausgefallene *j*, welches also eigentlich modaler (optativer) Bildungslaut ist, hat noch mehrfache Spuren zurückgelassen, nämlich in der äolischen Verdoppelung des σ in ἔσσομαι und in homerischen Formen, wie ἀγάσσομαι, ἀρέσσω, γαμέσσεται, ὀλέσσω u. a. m.; ferner in dem dorischen Futurum auf σίω, σέω, σῶ, z. B. πραξίομες, φυλαξίομες (vergl. sanskr. *bhōtsjāmas* u. s. w.), προλειψίω; dann in ε übergehend und contrahirt auch in attischen Formen, wie φευξοῦμαι, κλαυσοῦμαι, πλευσοῦμαι u. s. w.

Das lateinische Futurum ist theils einfach, theils zusammengesetzt. Das einfache ist ursprünglich Conjunctiv, oder vielmehr Potentialis, Optativ auf *em*, *es* u. s. w. Die Formen *vehes, vehemus* entsprechen also ganz dem sanskr. Potentialis *vahēs, vahēma*, ἔχοις, ἔχοιμεν. Die 1. Singularis hatte ursprünglich auch *em*, nach Quintilian I, 7. 23: *dicem, faciem*; assimilirte sich aber später dem durch das *a* in den übrigen Personen von dem Futurum unterschiedenen Conjunctiv. — Diese Futurform konnte jedoch nur angewendet werden bei den primitiven Verben (3. Conjugation) und bei den I-Bildungen. Bei den A-Formen war das *e* Kennzeichen des wirklichen Conjunctivs geworden: *amem, ames* u. s. w. und bei den E-Formen wären zwei *e* zusammengestofsen: *mone-es, mone-et.* Daher wurde für diese Verba eine andere Futurbildung nöthig, nämlich das zusammengesetzte Futurum auf *bo*, welches wie *bam* von *fuo* stammt. Es ist nämlich entweder das Präs. Ind. *fuo* selbst, oder, wie im Griechischen ἔσω aus ἔσϳω, aus *fujo, bujo* entstanden. Es scheint nicht nothwendig, diese vermittelnde Modalbildung anzunehmen. Das *bo* kann als reines Präsens gefafst werden: *ich bin liebend.* Dann wäre das lateinische Futurum auf *bo* ursprünglich Präsens der beginnenden Handlung: *ich bin im Begriff zu.* In der älteren Zeit findet sich diese Form auch in der I-Conjugation; die Sprache schwankt zwischen *audibit* und *audiet, servibunt* und

servient; auch *sugebo, dicebo, vivebo* findet sich. In der späteren Zeit blieb nur *ibo, ibis* u. s. w., weil *ees* ein Mifslaut wäre.

Im Deutschen wird das Futurum nur durch Umschreibung ausgedrückt. Im Gothischen und Altdeutschen dient das Präsens in der Regel auch für das Futurum; wie wir noch jetzt sagen: *er kommt morgen*; *ich reise in einigen Tagen ab.* — Späterhin bis ins 16. Jahrhundert gebraucht man *wollen* und *sollen* als Hilfsverbum, wie noch im Englischen *I shall write, thou wilt write* und im Niederdeutschen *ik schall gân.* Unsere Umschreibung mit *werden* setzt sich seit Luther fest. *Werden* heifst in einen Zustand gerathen, zu einer Thätigkeit übergehen, und drückt daher ursprünglich mit dem Particip oder Infinitiv die beginnende Handlung aus, z. B. *er wirt weinende, lachende* oder *weinen, lachen*, d. i. er beginnt zu weinen, bricht in Thränen aus; *er wart vrâgende* oder *vrâgen, si wurden raten* u. s. w. Daher auch unser conditionaler Conjunctiv: *er würde fragen, sagen*; vergl. auch das franz. *il fut dire, il fut demander*; später, als die Form schon daneben futurische Bedeutung angenommen hatte, auch: *man wird es noch wohl sehen werden*; *er wird schier kommen werden.* Dann geht der Begriff der beginnenden Handlung in den der Zukunft über, und nun setzt sich die Präsensform: *ich werde kommen*, als entschiedenes Futurum fest, und die Präteritalform: *er wart vrâgen*, kommt aufser Gebrauch (vergl. mein Lehrbuch I. S. 741).

In den romanischen Sprachen wird das Futurum durch Anfügung des Hilfsverbums *haben* an den Infinitiv gebildet: *j'aimer-ai, tu aimer-as.* Im Provenzalischen ist diese Entstehung deutlich zu erkennen, da hier die beiden Bestandtheile häufig durch ein Pronomen oder eine Partikel getrennt werden: *dar vos ai = je vous donnerai*; *dir vos ai = je vous dirai.* So bedient sich auch Ulfilas zur Umschreibung des Futurums einigemal des Verbums *haben* mit dem Infinitiv (s. Grimm IV. S. 93).

§. 231. Perfecta definita.

Im Griechischen ist das gemeinsame Kennzeichen der drei Tempora perfecta die Reduplication. Im Präteritum perfectum tritt zu der Reduplication das Augment hinzu als Zeichen der Vergangenheit: *ἐγεγράφειν.* Im Futurum perfectum verbindet sich mit der Reduplication die Endung des Futurums: *γεγράψω.* Im Einzelnen bemerken wir noch Folgendes:

Das Präsens perfectum ist eine durchaus einfache Tempusbildung. Die Endungen sind im Dual und Plural die starken, im Singular jedoch geschwächt und mit denen des Aor. I. übereinstimmend. Die Sikelioten, besonders die Syrakusaner, bildeten ihr Perfectum auf *ω*, also ganz dem Präsens analog (Ahrens, De dial. Dorica p. 328). — Die Medial-Form hält überall die starken Endungen des Präsens fest und fügt sie ohne Bindevocal unmittelbar an den reinen Verbalstamm: *λέλυμαι, γέγραμμαι* (s. Curtius S. 219 ff.). — Als Gegengewicht gegen die Beschwerung der Form durch die Reduplication wird der Vocal des Stammes gekräftigt durch Dehnung: *λαϑ, λέληϑα; μελ, μέμηλα; οδ, ὄδωδα*; oder durch diphthongischen Zulaut: *πιϑ, πέποιϑα; λιπ, λέλοιπα; φυγ, πέφευγα*; oder Uebergang von *e* in *o*: *μεν, μέμονα; τεκ, τέτοκα; τρεφ, τέτροφα; κτεν, ἔκτονα.* — Dies ist das sogenannte Perfectum II. Als Perfectum I betrachtet man das aspirirte Perfectum und das auf *κα*; beide aber sind bloſse Modificationen des dargelegten Perfectum II. Das aspirirte kommt nach Curtius nur in 21 Wörtern vor. Die Aspiration ist unorganisch, wie im Griechischen nicht selten (Curtius S. 196). Die Endung *κα* fügt Homer nur vocalisch endenden Stämmen an und hat daneben die reinen Formen: *κέκμηκα* neben *κεκμηώς; τέϑνηκα* neben *τεϑνηνῖα; βέβηκα* neben *βεβάασιν* und *βεβαώς*. Das *κ* setzte sich zum Schutz für den langen Stammvocal und zur Vermeidung des Hiatus allmählich fest oder entstand aus dem Klaffen des Mundes. Dann wurde das *κ* auch auf die Verba mit dentalem Auslaut des Stammes ausgedehnt, weil diese Verba vor dem *σ* des Futurums und 1. Aorists den auslautenden Consonanten verlieren und daher den Verbis puris gleich geachtet wurden: *σπένδω, σπείσω, ἔσπεικα; ἐϑίζω, ἐϑίσω, ἔιϑικα; ἀναγκάζω, ἀναγκάσω, ἠνάγκακα.* Und endlich schlossen sich auch die Verba liquida an: *στέλλω, ἔσταλκα; φϑείρω, ἔφϑαρκα.*

Das Praet. perfect., sog. Plusquamperfectum, wird einfach und zusammengesetzt gebildet; einfach, im Activum nur in einigen Formen der älteren Sprachen, durch Hinzufügung des Augments vor dem den Endungen nach unveränderten Perfectum; so in den epischen Formen: *ἐπέπιϑμεν, ἐδείδιμεν, ἐδείδιε*; und in der 1. Person völlig mit der Bilung des Imperfectums: *ἐμέμηκον, ἐπέφυκον, ἤνωγον.* Im Medium dagegen findet regelmäſsig einfache Bildung des Plusquamperfectums statt durch Augment und Verwandlung

der vollen Endungen in die schwächeren: λέλυμαι, ἐλελύμην; γέγραμμαι, ἐγεγράμμην. Zusammengesetzt ist die Form des gewöhnlichen Plusq. Activi, dessen ursprüngliche Endung nicht ειν, sondern bei Homer und im ionischen Dialekt εα, im älteren Atticismus contrahirt η ist. Dies εα ist entstanden aus εσα, altes Präteritum der Wurzel ες, mit denselben Endungen wie der Aor. I. Da die Form aber dort bloſs σα ist, so gehört das ε hier wahrscheinlich dem zu Grunde liegenden Perfect an, geschwächt aus α; also ἐ-πεποίθ-ε-σα, dann ἐπεποίθεα, att. -η; 2. Pers. Sing. εας, att. ης; 3. Pers. mit Uebergang des α in ε, wie im Aorist, εε, contrahirt ει, und mit paragog. ν: εεν, ειν; so im älteren Atticismus ἠνώγειν, δεδειπνήκειν u. s. w. Später entsprang in Folge einer weicheren Mischung der Laute εα zu ει und durch die Analogie der 3. Person die Endung ειν auch für die erste: ἐγεγράφειν, und für die 2. Pers. ἐγεγράφεις.

Das Futurum perfectum oder exactum wird aus dem Perfectstamm so gebildet wie das Futurum imperfectum aus dem reinen Verbalstamm. Es giebt nur wenige Beispiele dieser Art im Activ, z. B. das homerische κεχαρήσω, πεπιθήσω, κεκαδήσω; später ἑστήξω, τεθνήξω. Häufiger ist es in der Medialform: das sogenannte Futur. III. τετιμήσομα, γεγράψομαι u. s. w.

Im Lateinischen. Das Praesens Perfectum wird theils einfach gebildet, worüber §. 228, theils zusammengesetzt mit *si* und *ui* oder *vi*.

Die Endung *si* ist anzusehen als das Perfectum der Wurzel *es*, welches im Sanskrit *âsa* lautet; also steht *si* für *esi*. Auch die Endungen der anderen Personen stimmen genau zu denen des sanskr. *âsa* (Curtius S. 303). Die lateinischen Perfecta auf *si* sind also nicht mit den griechischen Aoristen auf σα verwandt, welche mit dem Präteritum von *es* gebildet sind. Die Endung *si* findet sich ausschlieſslich bei primitiven Verben mit consonantisch auslautendem Stamm angewendet, insbesondere bei den Stämmen auf *c* (*qu*), *g*, *h*; *p*, *b*; *t*, *d* (*dixi*, *coxi*, *rexi*, *vexi*; *carpsi*, *nupsi*; *clausi*, *cessi*); selten nach Liquidis: *vulsi*, *sumpsi*, auſser wenn ein Gaumenlaut dazwischen ausgefallen: *alsi*, *fulsi*, *torsi* u. s. w.; doch auch bei einigen E- und I-Formen, die in der Perfectbildung wie Primitiva behandelt werden: *rideo*, *maneo*, *sentio* u. s. w.

Die Endung *ui* oder *vi* ist aus dem Perfectum *fui* entstanden, indem *f* und *u* hier zu *v* oder *u* verschmolzen, wie sie im

Imperfectum in *b* übergingen (vergl. *viginti* und *bis*, beide aus *duo*, *dvis*). Deutlich erkennbar ist diese Bildung in *pos-sum* = *pot-sum*; *pot-ui* = *pot-fui*. *ui* fügt sich an Consonanten, besonders an die Liquidae und *s*; *vi* an Vocale: *colui, alui, serui, fremui, genui, texui, nexui* u. s. w.; *flevi, crevi, amavi, audivi*. Es trat aber bei vocalisch auslautenden Stämmen häufig eine Schwächung der Form ein, indem der Endvocal des Stammes vor dem *vi* ausfiel und dieses in *ui* übergehen liefs: *plicui, necui, sonui* neben *plicavi, necavi, sonavi; monui* neben *delevi*. Bei den A- und I-Stämmen wurde die Endung *vi*, bei den E-Stämmen *ui* normal. Bei den auf *v* ausgehenden Stämmen geht dieses *v* vor dem der Endung verloren und zum Ersatz wird der Stammvocal gedehnt: *caveo, moveo: cāvi, mōvi*. — Der Endvocal *i* scheint ursprünglich der Bindevocal zu sein, da ihn auch das entsprechende Tempus des Sanskrit in 1. Pers. Plur. hat (s. Bopp S. 846). Die Länge desselben im Lateinischen rührt daher, dafs hier jedes *i* im Auslaut lang wird: *leonī*, *λέοντῐ̆*.

Aus dem Praesens Perfectum werden nun die beiden anderen Tempora Perfecta durch eine leicht erkennbare Zusammensetzung gebildet. Das Praeteritum Perfectum durch Anfügung des Praeteritums von *esse, eram: cecin-eram, fēc-eram, lēg-eram, vert-eram, dix-eram, colu-eram, amav-eram*; das Futurum Perfectum oder Exactum durch Anfügung des Futurums von *esse, ero* an den Perfectstamm *lēg-ero* u. s. w. — Es sind uns noch alterthümliche Bildungen des Futurum Exactum auf *so* für *ero* aufbewahrt: *amasso, habessit, axo, capso* u. s. w., welche man zum Theil für einfache Futura gehalten hat, was Curtius (S. 338 ff.) widerlegt. Mir scheint die Bedeutung dieser Formen noch nicht sichergestellt. Der Bildung nach erscheinen sie als einfache Futura, da das Futur (*e*)*so* = *ero* nicht an den Perfect-, sondern an den Präsensstamm tritt: *cap-so* = *τύπ-σω*, *habe-sso*, *φιλή-σω*.

In den umschreibenden Passiv- und Medial- oder Deponens-Formen der Tempora Perfecta stellt das Particip den Begriff der vollendeten Handlung rein für sich dar, und die Tempora von *esse* fügen die Zeitunterschiede hinzu.

§. 232. Allgemeines über die genetische Entwickelungsfolge der Tempora.

Die in der Handlung selbst liegenden objectiven Momente stehen der Anschauung näher als die subjectiven Zeit-Unter-

schiede, und fanden in der Sprache früher ihren Ausdruck. Letztere haben ihre Formen erst aus denen jener entwickelt. Wir sehen z. B. einen Menschen gehen: die Handlung in ihrer Dauer, Actio infecta. Der gehende Mensch steht still: die Handlung ist vollendet, Actio perfecta. Beides trifft die sinnliche Anschauung. Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft aber sind nur ideell für die geistige Anschauung. Das Tempus der Actio infecta wird nun zunächst durch einen ganz natürlichen Uebergang in die analoge subjective Zeitdimension zum Präsens; d. h. die in ihrer Dauer begriffene Handlung wird als die dem Subject gegenwärtige aufgefaſst. Andererseits aber wird die noch dauernde Handlung, weil sie ihr Ziel noch zu erreichen hat, zugleich unter der Form der Zukunft aufgefaſst, als eine solche, deren Vollendung in die Zukunft fällt. — Das Tempus der Actio perfecta geht ganz natürlich in den Begriff des Präteritum über. Die im Momente ihrer gegenwärtigen Vollendung sinnlich angeschaute Handlung wird nun von der geistigen Anschauung als vergangene fixirt.

Diesen Entwickelungsgang bestätigt die deutsche Sprache. Sie hat ursprünglich nur zwei einfache Zeiten, nach gewöhnlicher Benennung Präsens und Präteritum. Jenes aber ist seiner Grundbedeutung nach vielmehr Zeitform der Actio infecta und vertritt daher im Gothischen, Althochdeutschen und Neuhochdeutschen neben dem Präsens zugleich das Futurum. Das Präteritum aber ist, wie wir gesehen haben, ursprünglich vielmehr Perfectum. Allen sogenannten Präterital-Formen im Deutschen fehlt jedes Zeichen einer Versetzung der Handlung in die Vergangenheit des Subjects, wie es die griechische Sprache in dem Augment besitzt. Auch die lateinische Sprache hat ursprünglich nur ein Perfectum und ihre Präterita (Imperfectum und Plusquamperfectum) sind durch Zusammensetzung gebildet. Nur die griechische Sprache hat, wie das Sanskrit neben den Formen für die Actio infecta und perfecta zugleich reine ursprüngliche Präterital-Formen (Aorist und Imperfectum) gebildet.

Ein ursprüngliches reines Futurum hat keine Sprache. Es ist entweder vom Potentialis entlehnt, oder die Form für die beginnende Handlung wird übertragen auf das Futurum, wie die vollendete Handlung auf das Präteritum. So im Deutschen: *ich werde gehen(d)*, d. i. *ich beginne zu gehen.* Der Beginn der

Handlung fällt als objectives Zeitmoment ebenfalls in die sinnliche Anschauung, und geht dann natürlich in die subjective, nur im Geist angeschaute Zukunft über; wie man ja auch im Lateinischen *amaturus sum* gewöhnlich, aber ganz mit Unrecht, als ein periphrastisches Futurum betrachtet.

§. 233. Bildung der Modi. Die Conjunctive.

Die Sprache gelangt früher zu einer durchgebildeten Tempus-, als zur Modusbildung, mit Ausnahme des Futurums, welches überall die Bildung des Potentialis zur Voraussetzung hat. Das Sanskrit zeigt die Modi nur in schwachen, unvollkommenen und unklaren Anfängen. Die Griechen haben das System derselben am vollständigsten entwickelt.

Der Indicativ als Modus der Wirklichkeit ist als Grundform des Verbums nicht besonders charakterisirt.

Der Modus der Möglichkeit ist

im Griechischen in zwei grundverschiedenen Formen entwickelt. In beiden findet sich das Moduszeichen zwischen dem Stamm und der Personal-Endung und schliefst sich also an den Bindevocal an — sehr bedeutsam, da der Modusbegriff die zwischen Subject und Prädicat in der Mitte liegende Copula*) afficirt. Die Form des Optativs ist Gemeingut des Sprachstammes; der Conjunctiv ist ein eigenthümliches Erzeugnifs der griechischen Sprache.

Das Zeichen des Optativs ist ein *i* in Verbindung mit den schwachen Endungen der Präterita. Er entspricht dem sanskr. Potentialis, der durch die Silbe *jā* gebildet wird. Bopp führt dieses *jā* auf die Wurzel *ī*, wünschen, zurück; Andere legen *i*, gehen, zu Grunde (s. Curtius S. 251). Mir aber scheint, als habe das *i* hier nur die unmittelbare Bedeutung eines Naturlautes. Das *i* ist der innerlichste Vocal und hat verschiedene Beziehung auf das Subject, drückt also die Subjectivität des Optativs symbolisch aus. (Vergl. unser *ja*, offenbar ein Naturlaut). Aufserdem bezeichnet es Intensität oder Kraft und Bewegung; daher *i*, gehen, wovon *ī*, wünschen, vielleicht nur eine abstractere Anwendung ist, überhaupt innere Bewegung, Trieb, Drang ausdrückend. Indem sich nun der Optativ in den Personal-En-

*) Die Copula aber wird nicht durch einen besonderen Laut bezeichnet. S. §. 51. S.

dungen (mit Ausnahme der 1. Pers. Sing. s. §. 225) dem Präteritum anschliefst, wird der Inhalt der Aussage der Wirklichkeit völlig entrückt, und die Möglichkeit als eine blofs gedachte oder gewünschte dargestellt, wie das Präteritum die Handlung als eine nur im Geist angeschaute, nicht gegenwärtig reale darstellt.

Das Charakteristische des Conjunctivs ist die Dehnung des Bindevocals, also durchaus symbolisch. Die zwischen dem Stamm und der Endung eintretende Zögerung der Stimme bezeichnet trefflich, dafs hier das Prädicat dem Subject nicht unmittelbar und geradezu beigelegt wird, sondern nur zweifelnd und bedingter Weise. Die Personal-Endungen aber sind die des Präsens, wodurch die objective Natur des Conjunctivs ausgedrückt wird; denn er bezeichnet die bedingte Wirklichkeit, also die Tendenz zur Verwirklichung.

Beide Modi werden vom Präsens und Perfectum, der Optativ auch vom Futurum gebildet, haben aber nicht die Bedeutung der subjectiven Tempora definita, sondern der drei Momente der Handlung: Dauer, Vollendung und Beginn. — Beide Modi werden ferner vom Aorist gebildet, jedoch mit Abwerfung des Augments und nicht mit Präterital-Bedeutung, sondern mit allgemein aoristischer. Die Tempora definita (Imperfectum und Plusquamperfectum) haben weder Conjunctiv noch Optativ.

Der lateinische Conjunctiv entspricht seinem Ursprunge nach theilweise dem griechischen Optativ. 1) Das *i* ist deutlich in den ältesten Bildungen: *sim*, alt *siem* = sanskr. *sjām*, griech. εἴην für ἐσ-ίην); ferner *velim*, *edim*, *duim* (*perduim*, *interduim*) entstanden aus *daim*. Man findet auch *coquint*, *effŏdint* und sogar *verberit*, *temperint*, *carint* u. s. w. mit unterdrücktem Binde- und Ableitungsvocal. — 2) In der A-Conjugation ist der Charakter des Conjunctivs *e*, entstanden aus *ai*: *amem* = *amaim*. In der 3. Conjugation ist die Form auf *em* (später *am*), *es*, *et* u. s. w. zum Futurum geworden; hier ist das *e* entstanden aus der Contraction des Bindevocals (*e* ursprünglich *a*) mit dem *i*: *dicem* für *diceim*; *vehēs* = ἔχοις. — 3) Die Form auf *am*, *as*, *at* u. s. w., welche in der 3., 2. und 4. Conjugation herrscht, scheint eine wahre Conjunctiv-Bildung zu sein, durch Dehnung des Bindevocals wie im Griechischen*). Sie

*) s. Curtius S. 264 ff. gegen Bopp und Benary, welche *am*, *as* nur für eine Nebenform des optativischen *em*, *es* halten. A. d. V.

entspricht der uralten sanskritischen Conjunctiv-Bildung des sogenannten Lĕt-Modus: *petās*, *petat*, *petāmus* = sanskr. *patāsi*, *patāti*, *patāma*; *vehāmus* = sanskr. *vahāma* = ἔχωμεν; hingegen *vehēmus* = ἔχοιμεν.

Die lateinische Sprache bildet auch einen Conjunctiv des Imperfectum, des Perfectum und des Plusquamperfectum. Diese Formen sind nicht, wie im Griechischen die Modi des Aorist, des Perfectum und des Futurum, aus den entsprechenden Indicativ-Formen gebildet, sondern selbständige Zusammensetzungen mit den Conjunctiven von *esse*. Der Perfect-Stamm mit *sim* giebt den Conjunctiv des Perfects: *lēgesim*, *amavesim*, dann *legerim* u. s. w., ganz wie im Passivum: *lectus sim*, *amatus sim*. Die Bedeutung ist die echt perfectische der vollendeten Handlung in der Gegenwart. — Der Präsens-Stamm mit dem Conjunctiv Präteriti von *esse*: *sem* für *esem* gab den Conjunctiv Imperfecti, nur dafs *s* zu *r* ward: *dice-rem* für *dice-sem*; aber noch *pos-sem* für *pot-sem*; *es-sem* für *ed-sem* (von *edere*). In *fer-rem*, *vel-lem* hat progressive Assimilation stattgefunden. In *essem* von *sum* ist entweder das Verbum Substantivum mit sich selbst zusammengesetzt: *es-sem*; oder, wie wahrscheinlicher ist, *essem* hat unorganisch das *s* verdoppelt, und *es-em* ist nicht verschieden von *s-em*. Das Imperfectum Conjunctivi von *esse* wäre also vom Imperf. Indic. durch *i* erzeugt. Wie τύψα-ι-μι aus ἔτυψα, so *esem*, d. h. *esa-i-m* aus *esa-m* (*era-m*). S. Curtius S. 352. — Dasselbe *sem* an den Perfect-Stamm gefügt, erzeugt das Plusquamperfectum. Hier behauptet sich das *s* nach dem *i*, wird aber verdoppelt in Folge der Betonung *lēgī-ssem*, *fēcī-ssem* u. s. w. — Die Conjunctive dieser beiden Tempora definita haben als Subjunctive gebraucht die temporale Bedeutung der entsprechenden Indicativ-Tempora, auf welche sie dann bezogen werden. Aufserdem aber stehen sie besonders in conditionaler Bedeutung, und haben dann, wie die entsprechenden deutschen Conjunctive, nur die Bedeutung des Momentes der Handlung, das Imperfectum der dauernden, das Plusquamperfectum der vollendeten in der Gegenwart: *dicerem*, ich sagte oder würde sagen; *dixissem* ich hätte gesagt oder würde gesagt haben.

Der deutsche Conjunctiv unterscheidet sich vom Indicativ im Allgemeinen durch Dehnung oder Diphthongirung des Bindevocals. Es findet aber ein merkwürdiger Unterschied statt in der Bildung der Präsens- und Präteritalformen des Conjunc-

tivs. In den ersteren wird der Bindevocal des Indicativs *a* oder *i* im Gothischen in der 1. Pers. Sing. zu *au*, in den anderen Personen zu *ai*, im Althochdeutschen in allen zu *ê*:

goth. Praes. Ind. Sing. *lisa, lisis, lisith*; Plur. *lisam, lisit, lisand*;
- Conj. - *lisau, lisais, lisai**); - *lisaima, lisaith, lisaina*;
ahd. - Ind. - *lisu, lisis, lisit*; - *lesamês, lesat, lesant*;
- Conj. - *lese, lesês, lese*; - *lesêmes, lesêt, lesên*.

In den Präteritalformen, welche vorzugsweise conditionale und potentiale Bedeutung haben, tritt in den starken Verben im Gothischen theils *i*, theils *ei*, im Althochdeutschen durchgängig *i* an die Stelle des Bindevocals, und zwar kurz *i*, wo der Indicativ ganz ohne Endung ist; lang *î*, wo sie eine Endung mit Bindevocal hat:

goth. Praet. Ind. Sing. *las, last, las*; Plur. *lêsum, lêsuth, lêsun*;
- Conj. - *lesjau, leseis, lesi*; - *leseima, leseith, leseina*;
ahd. - Ind. - *las, lasi, las*; - *lasumês, lasut, lasun*;
- Conj. - *lasi, lasîs, lasi*; - *lasîmes, lasît, lasîn*.

Diese I-Bildung hat die nächste Analogie zum griechischen Optativ**). Im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen geht das *i* in *e* über, läfst aber seine Spur in dem Umlaut der Stammsilbe zurück: mhd. *laese, laesest, laese*; *laesen, laeset, laesen*.

Bei den schwachen Verben zeigt im Gothischen der Conjunctiv der Präterital-Form noch deutlicher, als der Indicativ, die Zusammensetzung mit dem Hülfsverbum *thun*, welches hier in seinen vollständigen Conjunctivformen dem Verbalstamme angefügt erscheint: Conj. Sing. *hausi-dêdjau, -dêdeis, -dêdi*; Plur. *hausi-dêdeima, -dêdeith, -dêdeina*. Im Althochdeutschen dagegen ist der Ursprung schon völlig vergessen und die Endungen des Indicativs werden ganz wie bei den starken Verben durch Wandel in *i* zum Conjunctiv:

Ind. Sing. *hôrta, hôrtôs, hôrta*; Plur. *hortumes, hortut, hortun*;
Conj. Sing. *hörti, hortîs, horti*; - *hortîmês, hortît, hortîn*.

Im Mittelhochdeutschen, wo dieses *i*, wie auch das *a, o, u* des Indicativs gleichmäfsig zu *e* wird, verschwindet jeder formelle Unterschied zwischen dem Indicativ und Conjunctiv der

---

*) Mit Abfall der Personal-Endung. A. d. V.
**) Wie die Präsensformen zum griechischen Conjunctiv. S.

schwachen Präterita; beide lauten: *hôrte*, *hôrtest* u. s. w. — Im Neuhochdeutschen suchen wir durch Einschiebung eines *e* zwischen Stamm und Endung den Conjunctiv vom Indicativ zu unterscheiden: *ich hörete* u. s. w. Wo dies aber nicht thunlich ist, drücken wir den Conditionalis (jedoch nicht den Subjunctiv) durch die Umschreibung: *ich würde hören* u. s. w. aus, die eigentlich Conjunctiv des Präteritum der beginnenden Handlung (*ich ward hören*) ist.

§. 234. Der Imperativ.

Der Imperativ wendet sich an die 2. Person. Ein Imperativ der 1. und 3. Person ist weniger nothwendig und natürlich begründet. — Bei der Imperativ-Form für die 2. Sing. ist in allen drei Sprachen der völlige Mangel der Personal-Endung charakteristisch und sehr bedeutsam. Der reine oder nur mit einem schwachen Vocal bekleidete Verbalstamm drückt das Gebot aus. Dieser Vocal ist hier mehr euphonisch. So entspricht der Imperativ dem Vocativ. — Für den Plural bedarf der Imperativ einer Endung, welche im Griechischen und Deutschen mit der des Indicativs übereinstimmt; im Lateinischen hingegen ist *tis* zu *te* geschwächt.

Neben dieser einfachen Form hat die griechische und lateinische Sprache noch eine verstärkte Form entwickelt, zur Bezeichnung eines nachdrücklichen Gebotes, im Griechischen auf *θι*, aber nur bei den Verbis auf *μι*: *στῆθι*, *ἴθι*, *φάθι* und einigen anderen, wie *γνῶθι*, *βῆθι* (von *βαίνω*), *κλῦθι*; im Lateinischen auf *to*, Plur. *tote*, bei allen Verben. — Mit dieser Bildung fallen die Imperativ-Formen für die 3. Person theilweise zusammen. Sie mußten von den entsprechenden Formen des Indicativs durch kräftigere Endungen unterschieden werden: *dicito*, *dicunto*; *λεγέτω*, *λεγόντων* oder *λεγέτωσαν*, letzteres als originell griechische Bildung aus dem *λεγέτω* des Singulars entwickelt.

Ueber die Medial-Formen des Imperativs s. Curtius S. 273 ff. Im Lateinischen werden sie, wie überhaupt das lateinische Passivum durch das Reflexivum *se* gebildet: *lege-se*, woraus *lege-re*. Im Infinitiv *legere* ist *re* nominales Bildungssuffix. — Der Plural ist wie der Indicativ. Die Form auf *minor* ist eine reine Fiction.

Zweites Kapitel.

Die Lehre vom Satze.

§. 235.

Wenn wir in der Wortlehre die Wortarten und Wortformen aus dem Ganzen des Satzes entwickelten, um sie nach ihrer Form und Bedeutung für sich zu betrachten, so ist nun aus diesen Elementen des Satzes die Einheit desselben zu construiren und die Satzform in ihrer allmählichen Erweiterung und Ausbildung von dem engsten bis zum weitesten Umfang zu verfolgen. Und ferner sind die logischen und syntaktischen Unterschiede der verschiedenen Satzformen zu betrachten.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.

AUSZUG

AUS DEM

LINGUISTISCHEN VERLAGSKATALOGE

VON

FERD. DÜMMLER'S VERLAGSBUCHHANDLUNG.

Ueber den Ursprung der Sprache von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften vom Jahre 1851. Dritte Auflage. 1852. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Es war vor allem die Thunlichkeit einer Untersuchung über den Ursprung der Sprache zu erweisen. Nachdem hierauf dargethan worden, dafs die Sprache dem Menschen weder von Gott unmittelbar anerschaffen, noch geoffenbart sein könne, wird sie als Erzeugnifs freier menschlicher Denkkraft betrachtet. Alle Sprachen bilden eine geschichtliche Gemeinschaft und knüpfen die Welt an einander. In ihrer Entwicklung werden drei Hauptperioden unterschieden, welche mit meisterhafter Feinheit und Durchsichtigkeit geschildert werden.

Der Ursprung der Sprache im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung der Ansichten *Wilhelm von Humboldts,* verglichen mit denen *Herders* und *Hamanns* von Dr. H. Steinthal. 1851. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Es lag dem Verfasser vorzüglich daran, die Gebildeten überhaupt, besonders aber die Metaphysiker und Psychologen auf die hohe Wichtigkeit der Frage nach dem Ursprunge der Sprache dadurch aufmerksam zu machen, dafs er den Zusammenhang derselben mit dem Verhältnifs von Gott und Menschen, Unendlichem und Endlichem, Leben und Tod, Allgemeinem und Einzelnem nachwies. Aufserdem hat er seine früheren Arbeiten über W. v. Humboldt hiermit ergänzen gewollt.

Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluſs auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts von Wilhelm von Humboldt. 1836. gr. 4. geh. 4 Thlr.

In diesem Werke hat der berühmte Verfasser den Kern seines ideellen Lebens niedergelegt. Wie er darin eine Anschauungsweise der Sprachwissenschaft vom Standpunkte der Weltgeschichte aus begründet, eben so sehr lehrt er darin eine Weltanschauung von dem Standpunkte der Sprache aus. Beginnend mit der Betrachtung der die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts hauptsächlich bestimmenden Momente (§. 1—6) gelangt er zur Sprache, als einem vorzüglichen Erklärungsgrunde jenes Entwickelungsganges (§. 7). Er zeichnet die Richtung vor, welche die Sprachforschung zu nehmen hat, um ihren Gegenstand in dieser Weise zu beurtheilen (§. 8) und wird dadurch zu einer tieferen Darlegung des Wesens der Sprache geführt (§. 9—12). Sodann genauer auf das Sprachverfahren eingehend, stellt er die allgemeinsten und alle Theile der Sprache durchdringenden Eigenthümlichkeiten derselben dar (§. 13—18), nach welchen er sie classificirt (§. 19). Als den Punkt aber, von dem die Vollendung der Sprache, ihre Entwickelungsfähigkeit und ihr Einfluſs auf den Volksgeist abhängt, hebt er die gröfsere oder geringere Stärke der synthetischen Kraft derselben hervor und führt den Nachweis sowohl rücksichtlich der indoeuropäischen, als der semitischen, amerikanischen und der einsylbigen Sprachen (§. 21—24). Die Beantwortung der Frage, ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen sei, bildet den Schluſs (§. 25) dieses grofsartigen Werkes.

Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniſs zu einander, von Dr. H. Steinthal, Privatdocenten für die allgemeine Sprachwissenschaft an der Universität zu Berlin. 1855. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

In diesem Buche stellt der Verf., dessen frühere kleine Schriften eine ungewöhnliche Aufmerksamkeit erregt haben, seine sprachwissenschaftliche Grundansicht in erwünschter Ausführlichkeit dar. Sein Bemühen ist vorzüglich darauf gerichtet, den Begriff der innern Sprachform zu entwickeln, hierdurch der Grammatik einen eigenthümlichen Boden anzuweisen, sie besonders scharf von der Logik abzuscheiden und mit der Psychologie in enge Verbindung zu bringen. Das Buch zerfällt in drei Theile. Der erste weist die falsche Begründung durch die Logik zurück; der zweite stellt ausführlich das Verhältniſs zwischen Logik und Grammatik dar, wobei die wichtigsten Punkte dieser beiden Wissenschaften vergleichend zur Sprache kommen; der dritte, der aber die Hälfte des Buches umfaſst, legt die eigenthümlichen Principien der Grammatik und ihr psychologisches Wesen dar.

Ueber den Naturlaut von Joh. Carl Ed. Buschmann. [Besondrer Abdruck aus den Abhandlungen der Königl.

Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem Jahre 1852.] 1852. gr. 4. geh. 15 Sgr.

Der Verf. bemüht sich zu zeigen, dafs aus der Thatsache, dafs für die Begriffe der nächsten Verwandtschaftsverhältnisse fast in allen Sprachen ähnlich klingende Laute vorhanden sind, kein Schlufs auf eine allgemeine Verwandtschaft der Sprachen gezogen werden dürfe. Er bezeichnet diese einfachsten, aus dem Munde der Kinder zuerst vernommenen und folglich den Kindern geläufigsten Laute, die eben deshalb von allen Völkern in gleicher Weise auf die Begriffe von Vater, Mutter u. s. w. übertragen werden, mit dem Namen Naturlaut und stellt sie für grofse Reihen von Sprachen in Tabellen auf.

Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts und die Hegelsche Philosophie von Dr. H. Steinthal. 1848. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Es lag dem Verfasser zunächst und zu allermeist daran, die Unhaltbarkeit der dialektischen Methode Hegels dadurch zu beweisen, dafs er zu zeigen suchte, wie diese über sich selbst hinaus zur genetischen treibt, welcher Wilhelm v. Humboldt huldigt. Hierauf giebt er eine Darstellung der Grundlagen und des Ziels der Sprachwissenschaft Humboldt's mit beständiger Zurückweisung der unberechtigten Forderungen und gehaltlosen Leistungen der Dialektik.

Die Classification der Sprachen dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee von Dr. H. Steinthal. 1850. gr. 8. geh. 15 Sgr.

Diese Schrift enthält zuerst eine Kritik der bisherigen Sprachclassificationen und damit der heutigen Sprachwissenschaft überhaupt. Besonders ausführlich wird Wilhelm v. Humboldt nach seiner genialen, wie nach seiner mangelhaften Seite dargestellt. Darauf giebt der Verfasser nach einer neuen Auffassungsweise des Wesens der Sprache eine Eintheilung der Sprachen in dreizehn Classen nach einer den natürlichen Pflanzen- und Thiersystemen analogen Methode.

Ueber den Dualis von Wilhelm von Humboldt. 1828. gr. 4. 12½ Sgr.

Diese Abhandlung dürfte aus manchen Gründen Humboldt's schönste und tiefste Arbeit genannt werden; auch wirft sie auf viele wichtige Stellen seines gröfseren Werkes ein sehr erwünschtes Licht. Die Nothwendigkeit solcher Untersuchungen über einzelne grammatische Formen wird vom Verfasser selbst im Eingange dargestellt. Nach der Uebersicht des räumlichen Umfanges der Sprachstämme, in denen sich die

Dualform findet, wird die Natur derselben zuerst nach der Beobachtung der Sprachen selbst bestimmt, dann in tiefster Weise aus allgemeinen Ideen abgeleitet, mit Berücksichtigung der phantasievollen und rein verständigen Seite der Sprache.

Ueber die Verwandtschaft der Ortsadverbien mit dem Pronomen in einigen Sprachen von Wilhelm von Humboldt. 1830. gr. 4. 10 Sgr.

Eine Darstellung des Pronomens selbst leitet diese Abhandlung ein, in welcher durch das Beispiel der Pronomina der Sprache der Tonga- oder Freundschaftsinseln und anderer malayischer Sprachen, ferner der chinesischen, japanischen und endlich besonders der armenischen Sprache gezeigt wird, wie die Pronomina aus den Ortsadverbien hergenommen werden können.

De pronomine relativo commentatio philosophico-philologica cum excursu de nominativi particula. Scripsit H. Steinthal, Dr. Adjecta est tabula lithographica signa Sinica continens. 1847. gr. 8. geh. 20 Sgr.

Der Verfasser sucht die Bedeutung des Pronomen relativum für das Satzgefüge aufzufinden. Die Untersuchung beginnt mit dem einfachsten Satze. Indem nämlich der Verfasser sogleich von Anbeginn die philosophische Reflexion mit den Thatsachen verbindet und nach der gegenseitigen Durchdringung beider strebt, zeigt sich, dafs in den niedriger stehenden Sprachen das Pronomen relativum schon zur Bezeichnung der einfachsten Satzverhältnisse, vorzüglich aber als Partikel des Attributs verwandt wird. Stufenweise wird die weitere Entwickelung des Satzes, die schärfere Absonderung und formelle Ausbildung des Pronomen relativum, wie endlich in immer steigender Vollendung der Organisation der Sprachen verfolgt, welche drei Punkte, als mit einander Hand in Hand gehend, in engerem Zusammenhange betrachtet werden. Diese kleine Schrift, die erste des Verfassers, enthält den Keim zu allen seinen folgenden Arbeiten und ist besonders ein guter Kommentar zu seiner Classification der Sprachen.

Zwei sprachvergleichende Abhandlungen:

1) Ueber die Anordnung und Verwandtschaft des Semitischen, Indischen, Aethiopischen, Alt-Persischen und Alt-Aegyptischen Alphabets.

2) Ueber den Ursprung und die Verwandtschaft der Zahlwörter in der Indogermanischen, Semitischen und Koptischen Sprache,

von Dr. Richard Lepsius. 1837. gr. 8. 1 Thlr.

Der Verfasser führt in der ersten Abhandlung mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit die Sätze durch, dafs 1) die Ordnung der Buchstaben im alten semitischen Alphabete nach einem organischen Principe gemacht ist, dafs diese Anordnung aber 2) genau und vom ersten Buchstaben an mit der historischen Entwickelung des Sprachorganismus übereinstimmt, woraus folgt, dafs 3) das semitische Alphabet sich nur allmälig und zugleich mit der Sprache selbst so gebildet habe, wie wir es vorfinden. Hierdurch wird sein Ursprung in die Anfänge der Geschichte, und jedenfalls vor die Trennung des semitischen, ägyptischen und indoeuropäischen Stammes gesetzt. Dies führt auf eine Vergleichung des semitischen Alphabets mit dem indischen und den Hieroglyphen, und wird der gemeinschaftliche Ursprung dieser drei erhärtet. Dasselbe doppelte Interesse, die Verwandtschaft jener drei Sprachstämme, wie den innigen organischen Zusammenhang von Sprache und Schrift nachzuweisen, herrscht auch in der zweiten Abhandlung. Es wird demgemäfs aufser der Verwandtschaft der ägyptischen, semitischen und indo-europäischen Zahlen auch die Uebereinstimmung zwischen der Bildung der Zahlwörter durch Zusammensetzung mit dem ägyptischen Ziffersysteme von der Zahl vier an bis zehn dargelegt. Die durchaus einfachen drei ersten Zahlen aber werden auf Pronominalstämme zurückgeführt. Der Verfasser geht hierauf zu den Spuren des Duodecimalsystems und dem Decimalsystem über und schliefst nach einer Abschweifung über die Bildung der Ordinalia das Ganze mit einer Nachweisung der ursprünglichen Femininformen der Zahlwörter.

Die Entwicklung der Schrift. Nebst einem offenen Sendschreiben an Herrn Prof. *Pott*. Von Dr. H. Steinthal. 1852. gr. 8. geh. 22½ Sgr.

Diese Abhandlung zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. Im erstern wird der Begriff der Schrift erörtert, wobei der Verf. in seiner bekannten Weise an W. v. Humboldt anknüpft, ihn kritisirend, begründend und weiterführend. Sein Gesichtspunkt ist der psychologische, von welchem aus im andern Theile der Abhandlung die verschiedenen Schriftarten als die Entwicklungsstufen des Begriffes der Schrift in folgender Reihenfolge dargestellt werden: Die Schriftmalerei der wilden Nordamerikaner und der Mexikaner; die Bilderschrift der Chinesen und Aegypter, welche mit einander verglichen werden. Den übrigen bekannteren Schriftarten, welche leichter erledigt werden konnten, wird in der Entwicklungsreihe, die endlich mit den Runen schliefst, die ihnen gebührende Stelle angewiesen. — Das Sendschreiben stellt des Verf. Verhältnifs zu Humboldt dar und bespricht die innere Form und die Classification der Sprachen.

Gesammelte sprachwissenschaftliche Abhandlungen von Dr. H. Steinthal. 1856. gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Sgr.

Die vorgenannten einzeln erschienenen Abhandlungen: **De pronomine relativo; Die Sprachwissenschaft Wilhelm von Humboldts; Die Classification der Sprachen; Der Ursprung der Sprache; Die Entwicklung der Schrift** (zusammen ca. 34 Bogen, im Ladenpreise von über 3 Thlr.), sind hier auf den Wunsch des Herrn Verfassers zu einem Bande mit besonderem Titel vereinigt, um dieselben, soweit der kleine Vorrath von mehreren der Einzelschriften reicht, zu einem niedrigeren Preise, namentlich jüngeren Kreisen zugänglich zu machen.

Ueber die Namen des Donners. Eine akademische Abhandlung, vorgelesen am 12. Mai 1853. Von Jacob Grimm. 1855. gr. 4. geh. 12 Sgr.

Diese Abhandlung giebt die Etymologieen der Ausdrücke für Donner in der deutschen sowie in den übrigen indo-europäischen Sprachen. Es werden aber auch die finnischen (oder uralischen) Sprachen zur Vergleichung herbeigezogen, wobei sich überraschende Zusammenstimmungen in Laut und Begriff ergeben. Diese erhalten noch tiefere und umfassendere Bedeutung dadurch, dafs sie Hand in Hand mit mythologischen Beziehungen gehen. Vier Excurse dienen zur Ergänzung und genaueren Begründung einzelner Punkte. Namentlich zeigt Auslauf A, dafs aufser den vorgeführten Beziehungen zwischen finnischer und deutscher Zunge in den Namen des Donners auch sonst noch ein Zusammentreffen beider nicht selten ist und Auslauf C betrachtet die griechische Motionsform *ύς, εῖα*.

Ueber den Personenwechsel in der Rede, von Jacob Grimm. Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaft zu Berlin 1856. gr. 4. cart. 22 Sgr.

Vergleichende Grammatik des Sanskrit, Send, Griechischen, Lateinischen, Littauischen, Altslavischen, Gothischen und Deutschen von Franz Bopp. Zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage. Erster Band. Erste Hälfte. 1856. gr. 8. geh. 2 Thlr.

Die vergleichende Grammatik, das Endergebnifs der vielseitigen Forschungen des Verfassers, hat vor allen übrigen Werken desselben der Sprachvergleichung einen festen Grund und Boden geschaffen. Der Zweck der darin geführten Untersuchungen ist ein doppelter. Wenn

einerseits nachgewiesen wird, dafs die indo-europäischen Sprachen in den von ihnen ausgebildeten Sprachformen entweder eine vollkommene Identität zeigen oder zur Darstellung derselben sich verwandter Mittel bedienen, ist andererseits das unablässige Streben des Verfassers darauf gerichtet, der Entstehung und Bedeutung dieser Sprachformen auf die Spur zu kommen und so den Organismus des Sprachkörpers zu erkennen. Dient die erstere dieser engverknüpften Richtungen vorzüglich dazu, die Geschichte der Sprache aufzuhellen, so sucht die andere das Wesen derselben zu ergründen, d. h. in der letzten Instanz den Schleier zu lüften, welcher das Verhältnifs zwischen dem Gedanken und dem lautlichen Ausdruck desselben bedeckt hält. —

Die zweite Auflage von Franz Bopp's vergleichender Grammatik erscheint in drei Bänden von 30 — 40 Bogen zum Preise von 4 Thlr. für den Band, welcher Preis aber nur bis zum Erscheinen des dritten Bandes gilt.

Sobald das Werk vollständig geworden, tritt unwiderruflich ein Ladenpreis von 15 Thlr. für das ganze Werk, und von 5 Thlr. für die einzelnen Bände ein.

In drei bis vier Jahren wird das Werk vollständig erschienen sein. Die zweite Abtheilung, (Schlufs) dieses ersten Bandes wird nächste Oster-Messe ausgegeben werden.

Vergleichendes Accentuationssystem nebst einer gedrängten Darstellung der grammatischen Uebereinstimmungen des Sanskrit und Griechischen von Franz Bopp. 1854. gr. 8. geh. 2 Thlr.

In der indo-europäischen Sprachfamilie lassen in Bezug auf die Accentuation nur das Sanskrit und das Griechische eine durchgreifende Vergleichung unter einander zu. Um die Uebereinstimmung beider Sprachen hinsichtlich ihres Accentuationsverfahrens in allen Einzelnheiten nachzuweisen, war es nothwendig den ganzen Sprachorganismus in Betrachtung zu ziehen, so dafs die obige Schrift aufser der vergleichenden Accentuationslehre, die ihre eigentliche Bestimmung ist, auch die Grundzüge einer vergleichenden Formenlehre der betreffenden Sprachen darbietet, wobei es nicht vermieden werden konnte, gelegentlich auch anderen Gliedern der indo-europäischen Sprachfamilie einen Blick zuzuwenden. Am ausführlichsten ist die Wortbildung behandelt worden und am Schlusse eine tabellarische Zusammenstellung der gewonnenen Resultate gegeben, wodurch Jeder leicht zu der Ueberzeugung gelangen wird, dafs in diesem Theile der Grammatik die Jahrtausende, welche das Griechische vom Sanskrit trennen, es nicht vermocht haben, in Bezug auf Form oder Betonung in der einen oder andern der verglichenen Sprachen solche Aenderungen hervorzubringen, die nur einen augenblicklichen Zweifel an der ursprünglichen Identität derselben veranlassen könnten.

Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung auf dem Gebiete des Deutschen, Griechischen und Lateinischen, begründet von Dr. Theodor Aufrecht, Privatdocenten an der Universität zu Berlin, und Dr. Adalbert Kuhn, Professor am Cölnischen Gymnasium ebendaselbst, fortgeführt von letzterem. I. Bd. 1851. II. Bd. 1852. 53. III. Bd. 1854. IV. Bd. 1855. V. Bd. 1856. cart. à $3\frac{1}{3}$ Thlr. Der Band von 6 Heften zum Subscriptionspreise von 3 Thlr.

Diese Zeitschrift will durch eine kritische Ergründung der genannten drei Sprachen, besonders aber des etymologischen Theils derselben, deren ursprüngliche Form wiederaufbauen und indem sie auf die frühesten Perioden derselben zurückgeht und dem Gange der Sprache folgt, also genetisch, die Bedeutung der ausgebildeten Formen erforschen. — Zu diesem Zweck wendet sich die Untersuchung bald einer der drei Sprachen unter Berücksichtigung ihrer Dialekte mehr oder weniger ausschliefslich zu, bald vergleicht sie zwei derselben oder alle drei unter einander, indem sie, wo es erforderlich ist, das Sanskrit als die älteste Schwester dieser drei zu Rathe zieht. Hierdurch fällt nicht selten Licht auf die älteste Geschichte der europäischen Volksstämme und namentlich auf den Zusammenhang derselben in der Periode ihrer Sprachbildung.

Durch die Beschränkung auf eine kleinere Zahl von Sprachen wird der Vortheil erreicht, die einzelnen Sprachen schärfer zu erfassen, als es bei der Ausdehnung über ein gröfseres Gebiet möglich wäre; für die gewählten Sprachen aber entschied man sich, weil sie unter den indoeuropäischen zu der reichsten Entwickelung gelangt sind und ferner weil die Werke, die in denselben niedergelegt, für unsere Bildung so bedeutsam sind, dafs ihre Grammatik der gründlichen Erforschung wohl vorzüglich würdig ist. Durch Besonnenheit der Methode, sowie durch Klarheit und Bündigkeit der Darstellung wird sich die Zeitschrift jedem Philologen empfehlen.

Beiträge zur vergleichenden Sprachforschung auf dem Gebiete der arischen, celtischen und slawischen Sprachen, herausgegeben von A. Kuhn und A. Schleicher. Supplement zur Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, I. Bd., Heft 1, gr. 8. geh. 1 Thlr.

Der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung tritt hiermit das bereits durch einen Prospect angekündigte Unternehmen von Supplementheften an die Seite, in welchen diejenigen Sprachen des indogermanischen Sprachstammes vergleichend behandelt werden sollen, die bei der Zeitschrift grundsätzlich ausgeschlossen werden, also namentlich das Sanskrit, die slawischen und celtischen Spracheu.

Die äufsere Einrichtung der Beiträge wird sich ganz an diejenige der Zeitschrift anschliefsen, ihr Inhalt wird in Abhandlungen, Anzeigen und Miscellen zerfallen. Die Beiträge werden vorläufig in unbestimmten Fristen in Heften von 8 bis 10 Bogen erscheinen, deren drei einen Band bilden. Beide Zeitschriften sind übrigens völlig unabhängig voneinander und findet für die Abnehmer der einen keine Verpflichtung zur Abnahme der andern statt.

Eine Ankündigung, die sich über den Zweck der Beiträge ausführlicher ausspricht, ist durch jede Buchhandlung unentgeldlich zu erhalten.

De nominum Graecorum formatione linguarum cognatarum ratione habita scripsit Dr. G. Curtius. 1842. gr. 4. geh. 20 Sgr.

Die Wortbildung war, wie sehr auch deren Wichtigkeit seit Buttmann einleuchtete, der Schwierigkeiten wegen, die sich bei Beschränkung auf die eine Sprache überall darboten, in den Grammatiken stiefmütterlich und überdies stets so behandelt worden, dafs primäre und secundäre Ableitungen zusammengeworfen wurden. Der Verfasser spricht sich zuerst über den Unterschied beider aus und geht sodann, nachdem die wichtige Voruntersuchung über gewisse, weder zur Verbalwurzel, noch zum Affix gehörige euphonische Laute erledigt ist, zur Darstellung der griechischen primären Wortbildung über. Die ableitenden Affixe sind hier nach ihrer formellen Verwandtschaft geordnet, ihre Entstehung und ihr Verhältnifs zu den identischen lateinischen und sanskritischen, sodann die mannigfachen Umgestaltungen nachgewiesen, welche einzelne im Griechischen erfahren haben. Die Klarheit der Darstellung macht die Abhandlung selbst dem in der Sprachvergleichung minder Geübten fruchtbar.

Etymologisches Wörterbuch der griechischen Sprache zur Uebersicht der Wortbildung nach den Endsylben geordnet von Dr. W. Pape. 1836. Lex. 8. 2 Thlr. 15 Sgr.

Die mit vieler Emsigkeit und Aufopferung ausgeführte Arbeit des Verfassers führt uns gleichsam in den Haushalt der griechischen Sprache ein. Die nach den Endungen übersichtlich geordnete Zusammenstellung der Wörter gereicht zu mannigfachem Nutzen: bei dem Nomen und den Partikeln lernen wir, obgleich eine strenge Sonderung der Einsicht des Lesers überlassen bleibt, die mit gleicher Ableitungs- oder Flexionsendung gebildeten Wortstämme kennen, während bei der Conjugation es von Wichtigkeit ist, den ganzen Vorrath der den einzelnen Classen anheimfallenden Verben übersehen zu können. Aber auch für die Accentlehre ist der möglich gemachte Ueberblick willkommen, und für die Composition, deren wissenschaftliche Bearbeitung noch mangelt, besteht keine ähnlich reiche Sammlung.

De conjugatione in μι linguae Sanscritae ratione habita scripsit Dr. A. Kuhn. 1837. 8. 10 Sgr.

Die Conjugation auf μι, die in unseren Grammatiken noch immer als die unregelmäfsige betrachtet wird, erweist sich durch Vergleichung des verwandten Sprachkreises als die ursprüngliche und diejenige, welche Personalendungen und Eigenthümlichkeiten der Conjugation am treuesten bewahrt hat. Der Verfasser, welcher sich eine möglichst erschöpfende Behandlung jener Conjugation zur Aufgabe gestellt hat, betrachtet zunächst die Personalendungen, denen mit Hülfe des Sanskrit sowohl ihre ältere Form, als (und hierbei namentlich bietet sich eine Reihe scharfsinniger Beobachtungen dar) ihre Bedeutung nachgewiesen wird. Der zweite Theil des Buches behandelt sodann die Bildung der einzelnen Zeiten mit durchgängiger Hervorhebung der dieselben unterscheidenden Merkmale und untersuchender Berücksichtigung der Dialecteigenheiten.

Grammatik der griechischen Vulgarsprache in historischer Entwicklung von Prof. Dr. F. W. A. Mullach. 1856. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Diese Grammatik, der eine umfassende, aus den Quellen geschöpfte, Geschichte der griechischen Sprache von den ältesten Zeiten bis jetzt als Einleitung in 47 §§. (107 SS.) vorangeht, ist als eine wichtige Ergänzung der bisherigen griechischen Grammatiken zu betrachten, die nur die Schriftsprache zu behandeln pflegen.

Théorie générale de l'accentuation latine suivie de recherches sur les inscriptions accentuées et d'un examen des vues de M. *Bopp* sur l'histoire de l'accent par Henri Weil et Louis Benloew, Professeurs de faculté. XII u. 383. gr. 8. geh. 2 Thlr. 20 Sgr.

Der lateinische Accent hat noch zu wenig die Aufmerksamkeit der Grammatiker auf sich gezogen. Einfacher als der griechische, bietet er doch der interessanten Erscheinungen gar viele dar. Gegenwärtige Bearbeitung desselben durch zwei Philologen, welche Schüler Böckh's und Bopp's zugleich sind und mit der genauesten Kenntnifs des klassischen Alterthums die Ergebnisse, die Principien und die Methode der neuen comparativen Grammatik verbinden, dürfte jene Lücke in der philologischen Forschung fast vollständig ausfüllen. Der lateinische Accent wird hier nicht blos an sich und nach seinem vielseitigen Einflusse auf die Gestalt und Abänderung der Wörter betrachtet, es wird ferner hierbei nicht blos nach wahrhaft geschichtlicher Methode seine Entwicklung in den verschiedenen Epochen des Lebens der lateinischen Sprache ausführlich dargestellt; sondern es wird auch am Accente die Stellung nach-

gewiesen, welche überhaupt die lateinische Sprache in der Geschichte des indo-europäischen Stammes einnimmt, indem sie in die Mitte tritt zwischen das alterthümlichere Accentuationssystem des Sanskritischen und Griechischen einerseits und das der modernen Sprachen andrerseits.

Ueber die Bedeutung des Namens der Städte Berlin und Cöln von C. A. F. Mahn. 1848. 8. geh. 5 Sgr.

Ueber den Ursprung und die Bedeutung des Namens Preussen von C. A. F. Mahn. 1850. 8. geh. 5 Sgr.

Diese beiden Abhandlungen wenden sich an den wissenschaftlichen Leser überhaupt, der für geschichtliche Untersuchungen Interesse hat; denn ethnische und geographische Namen sind meist das einzige Denkmal der vorgeschichtlichen Völkerwanderungen. Der Verfasser prüft die vor ihm versuchten Erklärungen der Namen Berlin und Preufsen, und da sie sich unhaltbar zeigen, giebt er neue, welche, die Schwierigkeiten, die den früheren entgegenstanden, vermeidend, auch durch positive Gründe höchst wahrscheinlich, um nicht zu sagen gewifs, gemacht werden. Der Werth der beiden Arbeiten wird nicht blos durch andere gelegentliche Etymologien, sondern auch dadurch erhöht, dafs der Akt der Namengebung an Völker und Städte nach allen Möglichkeiten dargelegt wird und dadurch für alle hierher gehörenden Untersuchungen anregende Fingerzeige gegeben werden.

Die deutschen Ortsnamen mit besonderer Berücksichtigung der ursprünglich wendischen in der Mittelmark und Niederlausitz von Al. Buttmann, Professor. 1856. 8. geh. 17½ Sgr.

Ueber die Sprache der alten Preussen in ihren verwandtschaftlichen Beziehungen von Franz Bopp. Gelesen in der Akademie der Wissenschaften am 24. Mai 1849, am 25. Juli 1850 und am 24. Februar 1852. 1853. gr. 4. geh. 1 Thlr.

Mit gewohnter Meisterschaft unterwirft der Verfasser in dieser Schrift das einzige zuverlässige altpreufsische Sprachdenkmal, das uns erhalten ist, die Uebersetzung nämlich des kleinen Luther'schen Katechismus, einer grammatischen Sichtung, und zwar hauptsächlich diejenigen Formen, die dem Littauischen und Lettischen gegenüber besondere Beachtung verdienen, insofern sie diese mehrfach durch treuere Bewahrung des ursprünglichen Gepräges übertreffen. Somit bildet diese Schrift einen höchst willkommenen Beitrag zu der „Vergleichenden Grammatik", in welcher nur das Littauische zur Vergleichung mit den indo-germanischen Spra-

chen herangezogen ist. In der Einleitung wird auch die allmälige Abtrennung der letzteren von der asiatischen Muttersprache besprochen und, wie bisher, die Absonderung der lettisch-slavischen Idiome von derselben später gesetzt, als die der klassischen, germanischen oder keltischen.

Etymologische Untersuchungen auf dem Gebiete der Romanischen Sprachen von C. A. F. Mahn, Dr. Specimen I—VIII oder No. 1—56. 1855. 8. 16 Sgr.

Diese Untersuchungen sind gewissermafsen als eine Fortsetzung und Ergänzung von Diez' etymologischem Wörterbuch der Romanischen Sprachen zu betrachten, indem der Verfasser hauptsächlich solche romanische Wörter einer in der Regel ausführlicheren etymologischen Untersuchung unterwirft, von denen Diez noch keine Etymologie gegeben hat oder bei denen er eine Frage nach derselben aufwirft oder bei denen endlich der Verfasser mehr oder weniger von Diez abweicht.

Syntax der neufranzösischen Sprache. Ein Beitrag zur geschichtlich-vergleichenden Sprachforschung von Dr. Ed. Mätzner. Zwei Theile. 1843. 45. gr. 8. 4 Thlr.

Die bisher gewöhnlich nur auf den etymologischen Theil der Sprachwissenschaft angewandte vergleichende Methode liefert hier auch in der Syntax die schönsten Ergebnisse. Zur Erklärung der französischen Constructionen sucht der Verfasser zunächst in den verschwisterten romanischen Sprachen, besonders auch im Altfranzösischen und Provenzalischen die analogen Erscheinungen auf. Er dehnt aber den Kreis der Vergleichung auch auf die klassischen Sprachen und endlich selbst auf die semitischen aus. Dabei besitzt der Verfasser die so seltene Vereinigung umfassender historischer Forschungen mit einem tiefen philosophischen Blick. Von den beiden Theilen behandelt der erste den Satz, der andere das Satzgefüge und die Periode.

Altfranzösische Lieder, berichtigt und erläutert mit Bezug auf die provenzalische, altitalienische und mittelhochdeutsche Liederdichtung nebst einem altfranzösischen Glossar von Eduard Mätzner. 1853. gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Diese Sammlung von altfranzösischen Liedern bietet nicht sowohl einen jener Text-Abdrücke nach französischen Handschriften, die an vielen Stellen jedes Verständnifs unmöglich erscheinen lassen, sondern vielmehr eine kritische Bearbeitung bereits anderweitig publicirter Texte, durch welche dieselben erst recht leserlich werden. — Mit dieser kritischen Behandlung hängt die Deutung eng zusammen. Zur Erläuterung, theilweise selbst zur Wortkritik, wurden vom Herausgeber die altitaliänischen, wie die provenzalischen und mittelhochdeutschen lyrischen Dich-

tungen herbeigezogen. Abgesehen von dem Nutzen, den eine derartige Vergleichung nach dieser Seite hin gewährte, ist es aber auch an und für sich interessant, die wesentlichen der mittelalterlichen Kunstlyrik verschiedener Länder gemeinsamen Züge zu verfolgen, und auch hierauf waren die Bemühungen des Herausgebers gerichtet.

Das Glossarium endlich ist dazu bestimmt, minder Geübten das Studium einer veralteten Sprache zu erleichtern, ohne deren gründliche Erforschung die Kenntnifs des Neufranzösischen lückenhaft bleiben mufs. Es berücksichtigt die Abstammung der Worte und giebt zugleich die nächst verwandten Wortformen der westromanischen Idiome, sowie des Englischen.

Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der baskischen Sprache von Wilhelm von Humboldt. 1821. 4. geh. 2 Thlr. 10 Sgr.

Diese Schrift enthält nicht blos eine Kritik der früheren so dürftigen und unvollkommenen Untersuchungen über die Urbewohner Spaniens. Vielmehr wird mit musterhafter Gründlichkeit und Klarheit dargethan, dafs die vielen altiberischen, von Griechen und Römern überlieferten Ortsnamen aus der vaskischen Sprache herstammen, und somit die Thatsache zur Gewifsheit erhoben, dafs die heutige Sprache der Vasken, natürlich mit den durch die Zeit hervorgebrachten Veränderungen, auch die der alten Iberer war, und dafs ferner diese nur ein Volk mit nur einer von den celtischen ganz verschiedenen Sprache ausmachten und als die ursprünglichsten Bewohner über die ganze Halbinsel verbreitet waren, nur mit Celten untermischt und theilweise zu Celtiberern verschmolzen; denn die vereinzelten punischen und griechischen Colonieen können, wie die römischen Besatzungen, nicht in Betracht kommen.

Grammaire démotique contenant les principes généraux de la langue et de l'écriture populaires des anciens Égyptiens par Henri Brugsch, de l'université royale de Berlin. Avec un tableau de signes démotiques et dix planches y annexées. 1855. fol. cart. 25 Thlr.

Diese Grammatik enthält eine vollständige und wissenschaftliche Darstellung desjenigen ägyptischen Dialectes, welcher zu den Zeiten der letzten Pharaonen, der Griechen und Römer in Aegypten gesprochen und geschrieben wurde. Mehrere zum Theil ausgezeichnete Gelehrte hatten es bisher unternommen, die demotische Schrift zu entziffern, eine Schriftgattung, welche zu den complicirtesten gehört, deren sich ein Volk im Gebrauch des gewöhnlichen Lebens bedienen konnte, da sie zum Theil auf denselben Principien beruht, wie das Hieroglyphische und das Hieratische. Die wenigen Resultate, zu welchen diese Gelehrten nach

grofsen Bemühungen gelangten, entsprachen jedoch den angewandten Kräften nicht. Der Verf. war schon vor dem Jahre 1848 so glücklich, das Wesen der demotischen Schrift und den Haupttheil des grammatischen Gebäudes richtig zu erkennen.. Er lieferte in dem genannten Jahre als Beweis dafür seine von allen Seiten anerkannte Scriptura Aegyptiorum demotica. Die gegenwärtige Publication enthält jedoch des Neuen bei weitem mehr. Denn nicht nur sind die grammatischen Formen und ihre graphische Darstellung bis in die kleinsten Details wiedergefunden, sondern auch mit reichlichen Beispielen unterstützt worden, welche sich dem Verf. in allen Museen Europas und in Aegypten in Fülle darboten. Um die Einheit des Ganzen und die Brauchbarkeit für das Studium des Aegyptischen zu erhöhen, hat der Verf. überall die etwaige entsprechende hieroglyphische Form (mit erster Hinweisung auf die Grammaire égyptienne Champollion's d. j.) in Parallele gestellt und natürlich als Hauptbeweismittel für die Richtigkeit der gewonnenen grammatischen Bedeutung das Koptische herbeigezogen, gestützt auf die Grammatiken *Peyron's* vorzüglich aber *Schwartze's*. Um ein Beispiel für die Ausdehnung der gewonnenen Formen zu geben, welche im Vergleich mit Champollion's eben genannter hieroglyphischer Grammatik weit über dieselbe hinausgeht, so bemerken wir, dafs vom Verbum allein achtzehn verschiedene Formen aufgefunden worden sind, während deren Zahl im Hieroglyphischen kaum die Hälfte davon übersteigt.

Zehn Tafeln geben die genauesten und treuesten Facsimiles von verschiedenen demotischen Inschriften aus den Museen von Paris, Leyden, Turin, Dresden und aus Aegypten.

Die Verlagshandlung hat zu diesem Werke die ganze demotische Schrift in mehr als dreihundert Haupttypen schneiden und gießen lassen, worüber das folgende „*Mémoire*" Auskunft zu geben bestimmt ist.

Mémoire sur la reproduction imprimée des caractères de l'ancienne écriture démotique des Egyptiens, au moyen de types mobiles et de l'imprimerie; par Henry Brugsch, de l'université royale de Berlin. 1855. 4. geh. 7½ Sgr.

Koptische Grammatik von Dr. M. G. Schwartze, ehem. Prof. der Koptischen Sprache an der Kgl. Friedrich Wilhelms-Universität zu Berlin, herausgegeben nach des Verfassers Tode von Dr. H. Steinthal, Docenten an derselben Universität. 1850. gr. 8. cart. 5 Thlr. 10 Sgr.

Diese Grammatik liefert die Thatsachen so vollständig und sorgfältig wie sie bisher noch nirgends gefunden worden sind. Dabei erstreckt sie sich über alle drei koptischen Dialecte in gleicher Weise. Was ihr aber den gröfsten Vorzug giebt, ist die comparativ-genetische Methode,

welcher überhaupt die neueste Sprachwissenschaft ihren Aufschwung verdankt, und welche hier vom Verfasser mit Scharfsinn und Umsicht angewandt ist. Es ist hier zum ersten Male eine wissenschaftliche Lautlehre der koptischen Sprache gegeben, welche die sichere Basis für die Formenlehre bildet. Höchst schätzenswerthe Notizen über die Syntax sind aus den Papieren des Verfassers vom Herausgeber angehängt.

Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einleitung über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts von Wilhelm von Humboldt. Drei Bande. 1836. gr. 4. 18 Thlr. 15 Sgr.

Der erste Band dieses Werkes enthält aufser der Einleitung, von der die oben aufgeführte Schrift ein besonderer Abdruck ist, das erste Buch: über die Verbindung zwischen Indien und Java. Da die Kawi-Sprache das Erzeugnifs dieser Verbindung ist, so wird hier gewissermafsen die Entstehung derselben nachgewiesen. Die Verbreitung des Buddhismus über Java und andere Inseln des östlichen Archipels wird aus den Ueberresten von Tempeln und Bildwerken, Inschriften und Sagen, wie auch aus einzelnen Kennzeichen aufs Gründlichste dargethan. — Das zweite Buch (II. Bd.) enthält die Analyse der Kawi-Sprache. Nach einigen Notizen über die Literatur und die Hülfsmittel zur Erforschung derselben wird ihre grammatische Form, wie sie sich aus der behutsamsten Betrachtung der Texte ergab, dargestellt, um die Natur derselben zu bestimmen und zu zeigen und mit Beweisen zu belegen, wie sie in dem Kreise der Sprachen, zu welchen sie zu rechnen ist, classificirt werden mufs. — Dies nöthigte den Verfasser im dritten Buche auf den malayischen Sprachstamm überhaupt einzugehen. Nach der allgemeinen Characterisirung und Eintheilung desselben werden zuerst die einzelnen Sprachen des westlichen Zweiges mit dem bekannten feinen Takt des Verfassers für Auffassung eigenthümlicher Gestaltungen vorgeführt. —

Der dritte Band umfafst die Sprachen der Südsee-Inseln, den andern Zweig des malayischen Stammes. Diese leider von Humboldt nicht vollendete Arbeit hat ihre Ergänzung durch einen jüngeren, auf dem Gebiete der Sprachwissenschaft rühmlichst bekannten Gelehrten, Herrn Professor *Buschmann*, erhalten, welcher in umfassendster Weise nicht nur die Sprachen der Südsee-Inseln unter sich, sondern auch diese mit dem oben erwähnten westlichen Zweige, den im engern Sinne malayisch genannten Sprachen, verglichen hat.

Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen mit den indisch-europäischen Sprachen von Franz Bopp. 1841. gr. 4. 2 Thlr. 20 Sgr.

Der berühmte Verfasser führt in dieser Abhandlung den Beweis, dafs der malayisch-polynesische Sprachzweig ein Abkömmling des Sanskrit-Stammes ist, dafs er zu demselben in einem töchterlichen Verhältnisse steht, während die meisten europäischen Sprachklassen dem Sanskrit schwesterlich die Hand reichen. Es wird die Annahme gerechtfertigt, dafs das Sanskrit, und zwar zu einer Zeit, wo es in noch ursprünglicherem Zustande, als in welchem es uns bekannt ist, sich befand, und viel durchgreifender und gewaltsamer als das Lateinische in die romanischen Sprachen, in die malayisch-polynesischen sich aufgelöst habe. Letztere sind nur Trümmer eines verfallenen Sprachorganismus, sie sind aus der grammatischen Bahn, in der sich ihre Muttersprache bewegt hat, herausgetreten. Die Untersuchung kann sich darum hier nicht mit der Grammatik beschäftigen, sondern es werden Wörter aus allen Redetheilen mit Sanskritwörtern verglichen, und ihre auffallende Aehnlichkeit mit denselben bestätigt die obige Ansicht.

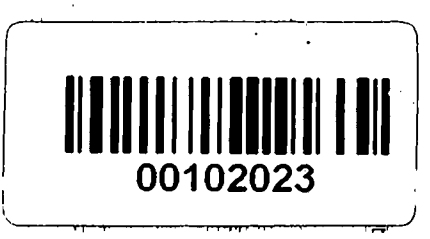
Zur Beurteilung der annamitischen Schrift und Sprache von Wilhelm Schott. Aus den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1855. gr. 4. geh. 8 Sgr.

Die Abhandlung stellt die Eigenthümlichkeiten der annamitischen Schrift und Sprache dar, und zwar die letztere in den Lauten der grammatischen Construction, im Gegensatz zur chinesischen. Ein Anhang erklärt die Namen Annam, Tung-Kingl (Tonquin) und Conchinchina.

Durch alle Buchhandlungen ist gratis zu erhalten:

Verzeichnifs von Abhandlungen und selbständigen Schriften aus dem Gebiete der Sprachforschung, erschienen in Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung in Berlin. 1856.

Gedruckt bei A. W. Schade in Berlin, Grünstr. 18.


00102023

Digitized with financial assistance from the
Government of Maharashtra
on 23 March, 2016